This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

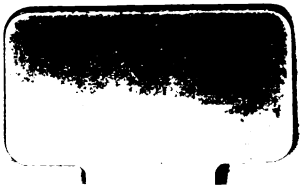
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS. Per III 5/5



Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1855.

Nürnberg.

Verlag von Bauer & Raspe.

1855.

TAYLOR INSTITUTION
- 2 JUL 1963

Druck der W. Tümmel'schen Officin.

Vorbemerkung.

Indem wir den 12. Jahrgang unseres Albums veröffentlichen, dünkt es uns nicht unzweckmäßig, ferne stehende Leser darauf zurückzuführen, wie dieses Album des literarischen Vereins sein Entstehen und seine Verbreitung gefunden hat.

Im Jahre 1840 gründete nehmlich Buchhändler Merz in Verbindung mit einigen literarisch und wissenschaftlich gebildeten Freunden einen Verein, der sich die Aufgabe stellte, in monatlichen Zusammenkünften die Glieder gebildeter Familien um sich zu versammeln, bei welcher Gelegenheit Einige aus ihrer Mitte entweder kürzere prosaische Arbeiten oder poetische Gaben zum Vortrag bringen.

Unter stets wachsender Theilnahme bestand so der Verein mehrere Jahre, als sich bei Vielen das Verlangen kund gab, einzelne dieser Arbeiten, die einen in Rücksicht ihres geschichtlichen Interesses, die andern um später sie wiederholt zu genießen, durch den Druck in bleibenden Besitz erhalten zu können.

Was anfänglich nur für die Mitglieder bestimmt war, fand bald auch in weiteren Kreisen freundlichen

Anklang, und so hat unser Album seit elf Jahren in vielen Lesezirkeln der gebildeten Welt sich eingebürgert. Wie es vorliegt, mag es Zeugniß davon geben, wie ein Kreis strebsamer Freunde in der „Altstadt der Kunst und des Liedes", welche beide von dem merkantilen Treiben der Neuzeit sehr umflort und von den Hammerschlägen der Industrie übertönt werden, die literarischen Erzeugnisse der Vergangenheit und der Gegenwart sich zu eigen machen, sie zu reproduciren oder ähnliche zu schaffen, ja an ihrer Hand selbst sich zu vergnügen, versteht.

Daß manche der im Album aufgenommenen Arbeiten von unsern hervorragenderen Autoren bei Behandlung ähnlicher Stoffe Beachtung und Würdigung gefunden haben, daß die kritischen Blätter jenem Streben Anerkennung zu Theil werden ließen, ist eine ermuthigende Wahrnehmung und so hoffen wir denn, daß gleich den früheren Jahrgängen auch dieser eine freundliche Aufnahme finden werde.

Nürnberg im Dezember 1854.

Inhalts-Verzeichniß.

Prosaische Aufsätze.

		Seite
1.	Ueber Shakespeare's König Lear. Von Dr. H. Wölffel	3
2.	Mittheilungen aus des persischen Dichters Sadi Rosen- und Fruchtgarten. Von Dr. E. Lösch	66
3.	Andeutungen über Land und Leute von Westphalen. Von Dr. A. v. Eye	86
4.	Proben aus amerikanischen und englischen Dichtern. Von G. Arnold	109
5.	Ferienreise durch die Schweiz. Von J. L. Hoffmann	137
6.	Neger und Negerleben auf Cuba. Von Friedrich Knapp	243

Gedichte.

1.	Gedichte von Dr. Ebersberger:		
	1.	Doktor und Dichter	265
	2.	Der Leichenwächter	266
	3.	Winterrost	267
	4.	Der Dichter und sein Lied	267
	5.	»Nil faciendum«	268
	6.	Kunst und Natur	269
	7.	Die Liebe ist ein junger Baum	270
2.	Serbische Volkslieder von Dr. A. v. Eye:		
	1.	Mädchen und Reh	271
	2.	Das Geschenk	272
	3.	Die Leinwand	272
	4.	Der Abschied	273
	5.	Vor Belgrad	274

Seite

3. Frühlingslieder von Fennimore 275
4. Geheimnisse der Reminiszenz von Luise Hoffmann:
   1. Prolog 276
   2. Wogenlieder 277
   3. Mein Traumbild 279
   4. Pythagoras 280
   5. Plato 280
   6. Luther und Alexius 281
   7. Lessing 281
   8. Schlußtriolett 282
5. Gedichte von Ludwig Palmen:
   1. Zwei blinde Bettlerinen 283
   2. Ein Pfingstmorgen 284
   3. Lieder 285
   4. Sängerliebe 288
   5. Künstlerminne 289
   6. An Lenau 290
   7. An Wilhelm von Humboldt 290
   8. An Klopstock 291
   9. An Felix Mendelsohn-Bartholdy 292
   10. An Dante 292
   11. An Platen 293
6. Gedichte von J. Priem:
   1. Die Macht des Gewissens
      I. Das Verbrechen 295
      II. Die Sühne 297
   2. Der erste Gang zur Stadt 299
   3. Verbesserung 301
7. Gedichte von Karl Rögner:
   1. Mit Blumen 303
   2. Warum? 304
   3. Das Grundgesetz es ist die ewge Liebe . . . 305
8. Die Weltalter. Maskenspiel (aufgeführt im literarischen Verein den 15. Febr. 1854) von Luise Hoffmann . . . 306

Prosaische Aufsätze.

Ueber

Shakespeare's König Lear.

Von

Dr. H. Wölffel.

Wenn der wesentliche Effect jeder wahren Tragödie darin besteht, daß sie die Gemüther in Furcht und Mitleid zur bangen mitfühlenden Theilnahme an dem Geschicke des tragischen Helden unwiderstehlich mit fortreißt, so mag Shakespeare's „König Lear" wohl die vollendetste aller Tragödien heißen. Wer einmal Gelegenheit hatte, den berühmten Mimen Eßlair in dieser Meisterrolle seiner Kunst zu sehen, der wird sich sicherlich eines Eindrucks erinnern, welcher ihm das Geständniß abnöthigt, daß beide Recht haben, — sowohl Tieck, wenn er dieses Stück die furchtbarste aller Tragödien nennt, als Schlegel, wenn er behauptet, daß in König Lear die Wissenschaft des Mitleids erschöpft sei. In der That ist die Gesammtwirkung, welche eine gelungene Aufführung dieses Stückes begleitet, tieferschütternd und geradezu überwältigend. Wenn es sich daher um erläuternde Betrachtung eines so großartigen Werkes handelt, so ist es nicht so unbegreiflich, daß der englische Erklärer Knight verzagend und rathlos vor demselben steht und nach Hense's Ausdruck in Verzweiflung ist, daß er etwas sagen soll, wo er am liebsten nichts sagte, da es doch einmal unmöglich ist, die Harmonie des Ganzen auch nur annähernd wieder zu geben. Auf

der andern Seite freilich liegt gerade in der hohen Vollendung dieses Kunstwerks eine Aufforderung mehr, sich seines Werthes im Ganzen und seiner Schönheit im Einzelnen so vollständig als möglich bewußt zu werden, und so hat denn gerade Lear von Seiten der deutschen Kritik die eingehendste und umfassendste Würdigung gefunden.

Nachdem nemlich bereits im Jahre 1823 Franz Horn in seinem Erklärungswerke neben manchem Schwachen und Verfehlten doch auch viel Treffendes beigebracht, was von allen seinen Nachfolgern wiederholt aufgenommen oder mit größerer Betonung hervorgehoben wurde, war es namentlich Rötscher, welcher 1837 in seinen Abhandlungen zur Philosophie der Kunst diesem Drama die gediegenste und gründlichste Erörterung zuwandte, indem er sowohl die Durchführung des Ganzen, wie die eigenthümliche Artung der einzelnen Charactere von Einer Grundidee aus in ihrer philosophischen Nothwendigkeit zu begreifen und nachzuconstruiren versuchte. Ein Versuch, der auf die Erklärung Shakespear's überhaupt höchst anregend eingewirkt zu haben scheint, und den auch neuerdings noch Hense trotz der gerügten Einseitigkeit der Methode als einen durchaus wohlgelungenen anerkennt. In ähnlicher Weise, und ebenfalls unter der Voraussetzung, daß in dem Stücke die Wichtigkeit des Familienverbandes für den sittlichen Bestand alles Menschenlebens dargestellt sei, hat einige Jahre später Ulrici in seinem gerühmten Werke „über Shakespear's dramatische Kunst" mit dem Aufgebot des größten Scharfsinns von dieser Tragödie gehandelt. Zu diesen Arbeiten nun kam in neuerer Zeit die höchst gediegene und ganz ausgezeichnete Beleuchtung unsrer Tragödie von Gervinus, und die, wenn auch im Grundgedanken verfehlte, doch in der Entwicklung des Einzelnen an trefflichen Bemerkungen reiche Bearbei-

tung von Sievers hinzu. Namentlich hat Gervinus das Verdienst, die großartige heroische Unterlage der Naturen wie der Begebnisse in das entschiedenste Licht gestellt zu haben, wenn man ihm auch schwerlich allgemein darin beipflichten wird, daß das Ganze selbst, gleich den großen epischen Dichtungen der Griechen- und Germanenwelt, nur eben diese Bedeutung habe, den Untergang heroischer Geschlechter zu feiern. Endlich aber hat auch Fr. Vischer erst jüngsthin im dritten Bande seiner Aesthetik die Composition des Königs Lear mit unübertrefflicher Meisterschaft auseinander gelegt, um daran das allgemein gültige Gesetz des Rhythmus aufzuzeigen, welches bei jedem Kunstwerk „durch das Ganze gehend in den Theilen als untergeordneten Einheiten sich wiederholen muß." Welche Fülle und Allseitigkeit der Betrachtung also, die von hervorragenden Interpreten und Kunstrichtern diesem tragischen Gemälde Shakespeare's um seiner hohen Vollendung willen bereits zugewendet war!

Nur mit Zögern gieng ich daher an eine Arbeit, die denselben, so vielfach und so geistreich erörterten Gegenstand zu ihrem Inhalt haben sollte. Indeß munterte zu einem neuen Versuch doch auch wieder die Erwägung auf, wie verschiedenartig noch immer die Ansichten sind, welche gerade über den Grundgedanken unsrer Tragödie aufgestellt wurden, und daß keine derselben einem, wie mir schien, begründeten Widerspruch entgangen ist. Ich mußte Gervinus Recht geben, wenn er Rötschers und Ulrici's Annahme für unzureichend erklärte, nach welcher die „Pietät als Grundprincip aller Sittlichkeit" der Angelpunkt wäre, um welchen das Ganze sich dreht. Ist es doch weitaus Lears und Glosters Leiden als solches, welches die furchtbare tragische Mitte bildet und, nach meinem Gefühle wenigstens, den vorwiegenden Eindruck im Gemüthe hinterläßt. Gervinus selbst aber hat doch

wohl die Idee der Tragödie viel zu weit gefaßt, wenn er in ihr nur die Schilderung einer gewaltthätigen, von unbegränzten maßlosen Leidenschaften bewegten Heroenzeit erblickt. Denn so richtig seine Bemerkung auch an sich ist, und so wahr auch alle darauf gebauten Ausführungen erscheinen, so dürfte doch nimmermehr die Persönlichkeit Lear's so sehr und fast ausschließend alle Theilnahme in Anspruch nehmen, wie es trotz der gewaltigen Umgebungen in unserem Stücke der Fall ist, wenn dieß die Tendenz der Tragödie sein sollte. Wo der Held eines Stückes so sehr im Vordergrunde steht, kann alles andere nur die Bedeutung des Hintergrundes haben. Die Vorführung eines persönlichen Geschickes zwingt nothwendig, auf einen bestimmten Grundgedanken, wenn auch vom allgemeinsten und großartigsten Inhalt, zu schließen, dessen beispielsweise Darstellung sich eben an der tragischen Hauptperson vollzieht. Unbefriedigt mit jenem Ergebniß hat denn auch Sievers wieder eine neue und von Gervinus gänzlich abweichende Ansicht aufgestellt, indem er in ausführlicher Breite durchzuführen versuchte, wie es der Kampf der Freiheit mit der Nothwendigkeit sei, der in unserer Tragödie zur Darstellung komme. Allein so sehr er selbst sich auch überzeugt hält, hiemit das unumstößlich Richtige getroffen zu haben, so ist er doch bereits von Palleske und Hense mit Recht darauf hingewiesen, daß dieser Kampf die Grundlage nicht nur aller Tragödie, sondern überhaupt eines jeden Drama's bilde. Ja selbst bestimmter formulirte Sätze, in denen er am Schlusse das „Resultat' und den Gesammteindruck der Tragödie zusammenfaßt, sind viel zu allgemein, um speziell nur auf „König Lear" Anwendung zu finden. Denn „daß die Welt schlecht sei" und „daß die Versöhnung nur außerhalb der Welt liege" documentirt sich ja am Ende mehr oder weniger an dem Untergang

jedes tragischen Helden, der vergeblich durch den Sieg über das Schlechte die Versöhnung mit der Welt zu gewinnen strebt.

So war denn keine von den vorhandenen Grundanschauungen über die Bedeutung unsrer Tragödie unbestreitbar und unbestritten; besonders aber schien mir keine vollkommen dem Eindruck zu entsprechen, den ich jedesmal von diesem tragischen Gemälde empfing. Weil es mir nun Bedürfniß geworden war, über diesen Eindruck mir selbst klar zu werden, so versuchte ich das Ganze unter einen neuen Gesichtspunkt zu stellen; und nur als einen Versuch zu diesem Zwecke mögen Sie betrachten, was Ihnen der heutige Vortrag zur Mittheilung bringt. Durfte ich auch nicht hoffen, im Einzelnen Besseres als das schon Vorhandene zu geben, so ist es doch vielleicht gelungen, als Resultat der Erörterung die Grundidee, von welcher Shakespeare bei dieser großartigen Schilderung ausging, wenigstens annähernd richtiger zu bestimmen. Ich werde jedoch nur die Hauptscenen aus den ersten Akten in ausführlicher Entwicklung vorüberführen, da der Reichthum des Ganzen zu groß ist, als daß er sich in einem einzigen Vortrag entfalten ließe, — während andererseits gerade in jenen Scenen alle Voraussetzungen bereits vollständig genug gegeben sind, um von ihnen aus, wenn ihre Entwicklung gelingt, einen gültigen Schluß auf die Bedeutung des Ganzen ziehen zu können.

Die Fabel vom König Lear und seinen drei Töchtern hat der Dichter aus dem Chronisten Holinshed entnommen, und wir besitzen eine Uebersetzung dieser alten Volkssage in der Echtermeyer'schen Quellensammlung zu Shakespeare. Bei einer Vergleichung derselben muß nun sogleich zweierlei besonders auffallen; einmal, daß der Dichter gerade den unwahrscheinlichsten Zug der Sage, das Verfahren Lears bei der Theilung seines

Reiches, auf das getreueste beibehalten hat und es nicht verschmähte, ihn zum unterliegenden Motiv des Ganzen zu machen; — dann aber, daß er im geraden Gegensatz zur Fabel seinem Stücke keinen glücklichen, sondern einen tragischen Ausgang gegeben und namentlich das Geschick der unschuldigen Cordelia so herb gestaltet hat. Jenes Motiv hat Göthe kindisch genannt, und man wird, Angesichts der willkürlichen Abweichung in Bezug auf den Ausgang, seine Beibehaltung nicht mehr dadurch rechtfertigen können, daß man mit Gervinus sagt, „es habe dieser Zug eben einmal in der Fabel vorgelegen, die Shakespeare auf seine Weise heilig hielt." Es bleibt vielmehr die Frage zu lösen, warum der Dichter diesen mährchenhaften Zug so annehmbar fand, während er unbedenklich die Fabel in ihr Gegentheil veränderte an einem Orte, wo seine Aenderung vielfach der poetischen Gerechtigkeit zuwider gehalten wurde; und zwar so sehr, daß man zum Zwecke der Aufführung seinem Stücke sogar einen glücklichen Schluß substituiren zu müssen glaubte. Sicherlich hat Shakespeare in dem einen wie in dem andern Falle seine guten Gründe gehabt, die mir noch nicht hinlänglich aufgehellt scheinen, so wenig als der Umstand, daß der Dichter nicht mit der einfachen Fabel von Lear sich begnügte, sondern seinem Drama auch noch die kaum minder großartigen Schicksale in Glosters Hause einflocht, wozu er den Stoff aus Sidney's Arcadia entnahm. Je mehr es uns gelänge, über diese Punkte in's Klare zu kommen, um so näher dürften wir hoffen dem Grundgedanken des Dichters zu sein, in welchem allein der Anlaß liegen konnte, warum er mit seinem Stoff gerade so und nicht anders verfuhr. Und so werden denn diese Punkte in der Betrachtung unsrer Tragödie, zu welcher ich hiemit fortgehe, eine ganz besondere Rücksichtnahme verdienen.

Es ist eine graue Vorzeit; in welcher König Lear's lange und glückliche Regierung zum bösen Tage sich verkehrt; — die Fabel sagt: zur Zeit, da Joas König in Juda war. Es ist nach unsrer Dichtung die Zeit, da im hellenischen und römischen Götterhimmel das Geschlecht der Kroniden, Jupiter und Juno an der Spitze, die Herrschaft führt, da Phöbus-Apollo den lichten Tag, Hekate die dunkle Nacht regiert. Aber zu dem fernen Britannen waren kaum erst die bloßen Namen dieser Götter herübergedrungen; sie selbst hatten noch kein einigendes Band der Religion, keine volksthümlichen mythologischen Vorstellungen, keinen Cultus gemeinsamer Altäre. Jeder wählte und benannte *seine* Götter nach dem besonderen Stande seines religiösen Bewußtseins und nach Maßgabe des Bedürfnisses für bestimmte Lebenszwecke oder Lebenserfahrungen. Die Vorstellung bewegt sich zumeist nur in der einfachen Unterscheidung von Himmel und Erde, oben und unten, während sie von dem Bedürfniß persönlich gedachter Götter bald zur Anerkennung der in Wundern zu Tage liegenden Lebensmacht der *Natur*, bald zur abergläubigen Furcht vor dem Einfluß der Sterne, dieser geheimnißvollen Himmelsaugen und Weltwächter, hinüberschwankt. In einem solchen Zeitalter, wo das religiöse Bewußtsein noch einzig auf dem sittlichen Naturgrund menschlichen Wesens ruht, wo das religiöse Gefühl noch keine maßgebende Richtung auf einen gemeinsamen Gegenstand der Verehrung hat, geschweige denn daß ein zurecht weisender Strahl göttlicher Offenbarung den Weg erhellte, — in einer solchen Zeit wird auch Sitte und Recht nur so viel Halt haben, als der Einzelne, von seinem sittlichen Bewußtsein gedrungen, ihm Anerkennung gewährt und Berechtigung zugesteht. Ist dieses Bewußtsein für einen Augenblick zurückgetreten oder ganz sei es gefliſſentlich sei es durch Gewöhnung beseitigt, so

wird die Leidenschaft, da es an der höheren Schranke einer gemeingültigen göttlichen Satzung fehlt, ohne Scheu und Zügel hervorbrechen und Sitte und Recht höhnend in den Staub werfen, sobald ihr die Macht der Gewaltthat zur Seite steht. Da geht dann Gewalt vor Recht und an der Stelle der Vernunft und des Gewissens wird der Egoismus die ausschließliche rücksichtslose Norm des Handelns. Selbst die letzten Zäume, die natürlichen Bande kindlicher Pietät, werden unbedenklich abgeworfen, um dem selbsterwählten Abgott, dem Interesse der Leidenschaft zu fröhnen. Hinwieder werden freilich auch die Tugenden einer solchen Zeit um so größer und glänzender erscheinen, je mehr sie blos aus dem Boden persönlich freier Selbstbestimmung hervorwachsen; aber auch sie werden gleichwohl, den Beigeschmack dieses Bodens bewahrend, mehr oder minder von egoistischem Behagen begleitet sein, das sich hier als stolzes Selbstvertrauen, dort zum mindesten als Bedürfniß der Anerkennung verrathen wird. Rein werden in einem Gemeinwesen, dessen tiefste Grundlagen so sehr nur auf dem Selbst der Einzelnen ruhen, nur da die Tugenden zum Vorschein kommen, wo entsprechende Gesinnung, lange in anspruchloser Stille gepflegt, allein durch die treibende Kraft der Ereignisse gleichsam unwillkürlich und unbewußt zur Blüte sich erschließt und unter der Glut heißer Tage zu Thaten reift. So völlig anspruchlose Gesinnung wird indeß nur vereinzelt gefunden werden in einer Zeitlage, wo keine Volksreligion mit dem Bewußtsein göttlichen Wohlgefallens lohnt, mit der Hoffnung einer ausgleichenden Zukunft entschädigt. Wo das Diesseits die allein maßgebende Rücksicht ist, da kann es bei der Gewalt des Egoismus, in der nun einmal menschliches Wesen gefangen liegt, nur natürlich erscheinen, daß der Einzelne durch Gut oder Bös zu gelten sucht, so viel er vermag.

So wird denn die Macht nothwendig das höchste Ziel des Ehrgeizes, weil die alleinige Quelle des Ansehens; und wir werden uns nicht wundern dürfen, wenn sie, als Wiederschein göttlichen Vorrechts empfunden, nicht nur zum geheiligten unverletzlichen Attribute des gerechten Herrscherwillens wird, sondern auch Bewunderung und Anerkennung selbst da noch findet, wo sie im Dienste der Willkür und Tyrannei zur Grausamkeit entartet. Wenn aber der Gewaltigste zugleich als der Größte gilt und ein Volk noch so vorwiegend auf der egoistischen Naturbasis des Lebens ruht, so kann es auch nicht befremden, wenn Trotz und Derbheit den Mann mehr ziert, als entwürdigt, wenn die Leidenschaften schäumender brausen, wenn die Zunge keck, die Hand rasch zum Schlage ist und selbst der Humor, unbekümmert um die Wunde, die er schlägt, die Gränze der Harmlosigkeit überschreitet und sarkastisch bitter wird. Sind doch auch die Menschen derber gebaut und die Nerven stärker und straffer in einer Zeit, der Kunst und Wissenschaft, diese milden Pflegerinnen feinerer Gesittung noch fremd geblieben sind, in welcher die Cultur noch so wenig Raum gewonnen, daß man eben erst anfängt, den Schmuck des Lebens als einen des Begehrens würdigen Gegenstand zu achten.

Dieß ist die Art der Zeit und des Volkes, auf welcher als ihrer Unterlage unsre Tragödie sich wie ein warnendes furchtbares Monument erhebt. Der Gewaltigste unter Gewaltigen herrscht Lear, ein mächtiger König auf Britanniens meerumfluthetem Eiland. Erhaben und unbewegt, wie sein Land aus der Fluth, ragt er in seinem Volke hervor, unbesorgt um die brandende Woge zu seinen Füßen. Er ist ein geborner Herrscher, jeder Zoll an ihm ein König; wenn er zu Gericht sitzt, bebt der Unterthan vor seinem strengen zürnenden Blick. Frei-

willig zollt man ihm den schuldigen Tribut des Gehorsams und der Ehrfurcht, denn er hat etwas in seinem Wesen, das man gerne Herr nennen mag; er paart, wenn nicht Milde, doch Geduld mit gebieterischem Ernst, und die strengste Unparteilichkeit und Gerechtigkeit ist der Schmuck seines Scepters. Daher ist er von seinen Getreuen eben so sehr als Vater geliebt, wie als König geehrt, als höchster Hort der Seinen fast angebetet. In seiner ganzen Herrschermajestät, kaum durch ein paar Worte zuvor angekündigt, tritt er auch von einem glänzenden Gefolge umgeben sogleich vor unsre Augen. Er ist ein Greis von 80 Jahren; aber sein Alter erhöht nur seine Würde, denn ungebeugten Hauptes und stolzen Schrittes geht noch seine Heldengestalt einher und auch der Klang seiner donnergewaltigen Stimme ist noch ungebrochen. So ist wohl auch sein Muth noch unversiegt, sein Herz noch frisch und kräftig, wie schon sein feurig blickendes Auge verräth.

Was aber soll diese feierliche glänzende Versammlung? wozu hat der König sie beschieden? — Er sendet Gloster hinweg, die Herrn von Frankreich und Burgund einzuführen. Sie weilen lange schon in Liebeswerbung um die schöne Cordelia, Lear's jüngste Tochter, am Hofe; heute will ihnen der König die entscheidende Antwort ertheilen, der Väter dem Eidam, den er sich erkoren, die Hand seiner Tochter übergeben. Wie? bedarf es denn dazu einer so feierlichen öffentlichen Versammlung? und warum ist der König so ernst gestimmt, wenn es doch der Freudentag der Vermählung seines vor den beiden andern Töchtern geliebten Kindes sein soll? Denn in der That hat sich über Lear's Auge eine trübe Wolke gelagert, wir sind ungewiß, ob des Zweifels oder des Unmuths; vielleicht entsteigt sie sogar einer geheimen Unzufriedenheit mit sich selbst. Aber auch Cor-

delia's Mienen verrathen eine ernstere Stimmung als man erwarten sollte; ihre gemessene königlich stolze Haltung läßt zwar keine Unruhe merken, aber doch scheint ihre Ruhe nur erkämpft und in ihren Zügen ist etwas, was auf einen entschiedenen vielleicht schwer gewordenen Entschluß deutet. Wie denn? sollten etwa die Wünsche des Vaters und die Neigung der Tochter sich im Stillen feindselig begegnet seyn? Sollte Cordelia nicht lieben können, wo des Königs wohlerwogner Rathschluß sie vermählt sehen will? Zwar ist die Zeit nicht dazu angethan, und auch Lear ist nicht der Mann dazu, in solchem Falle erst zu fragen, wohin etwa „heißblüt'ge Neigung" das Herz ziehen möchte. Die Ehe gilt in dieser Zeit vielmehr nur als Pflicht- und Rechtsverhältniß, und der Vater ist's, welcher die Hand der Tochter nach seinem Gutdünken vergibt und von seinem Kinde den schuldigen Gehorsam erwartet. So hat Lear seine älteren Töchter, Goneril und Regan, verheirathet, vielleicht nach seinem, vielleicht nach ihrem Interesse, sicherlich aber nicht nach ihrer Neigung. Auch Cordelia würde dem Gebote des Vaters gehorchen; Lear weiß es — aber wäre das nicht schon Unmuths genug für ihn, wenn sie es nur gezwungen thäte? Ist sie doch sein liebstes Kind, nach ihrer längst verstorbenen Mutter Tod mit der treuesten Sorgfalt und Zärtlichkeit von ihm gepflegt! Und wenn sie nun gar den Wunsch äußerte, lieber unvermählt zu bleiben, würde er's ihr am Ende verweigern können? Wie aber, wenn eben damit auch alle seine Hoffnungen und wohlberechneten Plane zu Boden fielen, die er vielleicht gerade an ihre Vermählung geknüpft hat? — In der That, der greise König hat auch noch eine andere, ihm nicht minder theure Sorge auf dem Herzen, als die um Cordelia: es ist die Sorge um die Zukunft seines Reiches. Wüßten wir's nicht schon aus Glosters Munde, des

einzigen Vertrauten, den der König zu Rathe gezogen und in sein Geheimniß eingeweiht hat, so kündigt es jetzt uns Lear selbst mit feierlichen Worten an, daß er bei gegenwärtigem Anlaß sich dieser Sorge entledigen, die Zukunft seines Reiches sicher stellen wolle durch eine Theilung. Derweil, bis Frankreich und Burgund eingeführt werden, will er seinen dunkleren Vorsatz enthüllen, welcher dem offenkundigen der Vermählung zur Seite geht.

Wißt, (so beginnt er) daß Wir unser Reich
Getheilt in drei. S'ist unser fester Schluß
Von unserm Alter Sorg' und Müh' zu schütteln, —
Sohn von Cornwall,
Und ihr, gleich sehr geliebter Sohn Albanien,
Wir sind jetzund gewillt, bekannt zu machen
Der Töchter festbeschied'ne Mitgift, daß
Wir künft'gem Streite so begegnen. —

Lear kennt also seine Schwiegersöhne, er kennt wohl auch den Ehrgeiz seiner älteren Töchter mehr als genug — er traut ihnen nicht. Er fürchtet sie möchten nach seinem Tode Bürgerkrieg um das Erbe beginnen und sein bisher so glückliches Land in Verwüstung und Elend stürzen. Darum hat er die Theilung noch bei seinen Lebzeiten beschlossen; er hoffte durch den feierlichen Akt in öffentlicher Versammlung die Dinge ein für allemal zu regeln, und zweifelte nicht, daß die neuen Verhältnisse noch unter seinen Augen und durch die Majestät seines persönlichen Einflusses sich befestigen würden. Auch ist die Theilung vom König insgeheim bereits vollzogen; wir wissen von Gloster, daß die beiden Hälften für Cornwall und Albanien so gleichmäßig abgewogen sind, daß die genaueste Forschung selbst sich für keine der Hälften entscheiden könnte. Was wir noch nicht wissen, aber nun sogleich erfahren sollen, ist, daß Cordelia hiebei aus wohlbegründeter Vorliebe mit einem reicheren Drit-

theil bedacht worden ist als ihre Schwestern. Dieser Beschluß mag dem sonst so unparteilichen Könige Sorge und Bedenken genug gemacht haben; denn so gerecht ihm selbst auch die Sache erschien, und so sehr er für sich von der Nothwendigkeit seines Verfahrens überzeugt sein mochte, so kam es doch darauf an, ein Mittel zu erfinden, um die untadeligste Gerechtigkeit in dieser nur zu scheinbaren Parteilichkeit öffentlich zu constatiren, sollte nicht eben durch diese Theilung der Grund zu dem Hader gegeben werden, dem sie vorzubeugen beabsichtigte. Lear hat dieses Mittel gefunden, sein Plan gründet sich auf die felsenfeste Zuversicht in Cordeliens kindliche Liebe. Er enthüllt ihn nun in den Worten:

Sagt mir, meine Töchter,
Welche von euch, sollen wir sagen, liebt uns am meisten?
Daß wir die reichste Gabe spenden, wo
Verdienst sie und Natur heischt.

Das also war sein Plan: es sollte sich die ganze Versammlung mit eigenem Urtheile aus den verschiedenen Antworten der Töchter überzeugen, daß er Recht daran thue, seiner jüngsten und liebsten Tochter Cordelia das reichste Drittheil zu geben. Für ihn selbst bedurfte es dieser Probe in keiner Weise; er war aber auch und mit Recht überzeugt, daß Cordelia den Sieg behalten müsse, sobald nur jede Tochter nichts Anderes vorbringen konnte, als was ihr eben im Augenblick ihre eigene Art und Natur eingab. Zu diesem Zwecke mußte die Frage überraschend gestellt werden, und daher denn das strenge Geheimniß, in welches der König seinen Vorsatz bis zum letzten Moment gehüllt hatte. Bei den älteren Töchtern hatte die Ueberraschung auch ganz den berechneten Erfolg; sie verriethen ihre Natur, aber keinen Funken von wahrer Liebe. Goneril, die Erstgeborne, die stolze herrische Gattin des edelsinnigen und sanft-

müthigen Herzogs von Albanien, häuft alles zusammen, das Nächste Beste, was ihr eben in den Sinn kommt, und sagt doch eigentlich nichts. Licht, Luft, Freiheit, Schmuck des Lebens, Wohlsein, Schönheit, Ehre — mehr als alles das liebe sie ihren Vater. Als ob man diese Dinge mit Innigkeit lieben oder ihren Werth nur irgend in Vergleich stellen könnte mit dem Anspruch, den ein Vater auf die Liebe seines Kindes hat! Ungemessen freilich wie Licht und Luft ist das Streben ihres Ehrgeizes, Glanz und persönliche Geltung ist Ziel und Inhalt ihrer Gedanken; ihre Götzen hat sie richtig bezeichnet. Wie Kindesliebe sich äußert und bewährt, das weiß sie nicht; darum kann sie's nicht sagen, „nicht mit Worten umfassen"; so gern es die Heuchlerin möchte, wenn sie's nur wüßte. Was sie vorbringt, ist hohltönender Klingklang eigenen Schellengeläutes. — Darauf nun kommt Regan zur Antwort, des feurigen gewaltthätigen Cornwalls herzogliche Gemahlin, ein hinterhaltiges, sinnlich lüsternes Weib. Sie macht sich zunächst zum völligen Abklatsch ihrer Schwester; ich bin, sagt sie, vom selben Stoff und schätze mich ihr gleich. Sie unterschreibt alles, was jene gesagt hat; nur möchte sie doch vor ihr voraus haben, und setzt deßhalb, um sie zu überbieten, hinzu, sie erkläre sich als Feindin jeder andern Lust, die in der Sinne reichstem Umkreis wohnt. Allein diese heuchlerische Aeußerung, so charakteristisch für sie selbst, trifft doch abermals die Sache nicht. Was hat die Lust der Sinne mit der Liebe des Kindes zu schaffen? So verfällt Regan dem gleichen Verdammungsurtheile, daß sie von Art und Wesen und dem tief innerlichen Grunde kindlicher Liebe nichts zu sagen weiß, weil keine Spur derselben in ihrem Herzen wohnt.

Lear hat die Reden dieser Töchter kaum nur mit halbem Ohre gehört; einzig auf Cordeliens Antwort gespannt, hat er,

wie jede ausgeredet, ihr sogleich das zuvor bestimmte Drittheil zugewiesen, ganz vergessend, daß doch erst alle drei Antworten vorliegen müssen, ehe er entscheiden kann, wo Natur und Verdienst die reichere Gabe heischt. So sicher ist er seiner Sache, so fest überzeugt von dem Vorzug seiner jüngsten liebsten Tochter, von der Innigkeit und Wahrheit ihrer Liebe. Mit den zärtlichsten Worten wendet er sich jetzt an Cordelien:

Nun, unsre Freude,
Du jüngste, nicht geringste, deren Liebe
Die Weine Frankreichs und die Milch Burgunds
Nachstreben: was sagst Du, Dir zu gewinnen
Ein reichres Drittheil als die Schwestern? Sprich!

Aber so richtig Lear's Berechnung für die andern Schwestern gestellt war, bei Cordelien hat er sich verrechnet. Nicht zwar, daß sie zu zartfühlend wäre, von dem was ihr das Heiligste ist, in öffentlicher Versammlung zu reden; sie thut es ja nachher doch und sentimentale Prüderie liegt am wenigsten in der Art der Zeit. Freilich sagt sie selbst, ich kann nicht mein Herz auf meine Lippen heben; — aber wer heißt ihr auch, es erst heraufzu heben, warum steigt es nicht selbst herauf? die Antwort ist: Cordelia fühlt sich erniedrigt, indem sie auf gleiche Linie mit ihren Schwestern gestellt wird und kann in einem Augenblicke, wo über ihre Hand und ihr Herz willkürlich verfügt werden soll, nicht unbefangen sein. Beides hatte Lear außer Ansatz gelassen, als er seinen Plan darauf stellte, nur solche Antworten zu erlangen, wie sie das unmittelbare Naturgefühl eingeben würde. Verletzt und befangen, wie sie ist, wollte und konnte Cordelia die ihr so nahe liegende natürliche Antwort nicht finden. Sie durfte ihrem Vater nur das einfache Wort sagen: Mehr als mein Leben lieb ich Euch — und sie hatte die Wahrheit,

die tiefempfundene, später mit ihrem Tode besiegelte Wahrheit gesagt und den Sieg über beide Schwestern offenkundig gewonnen. Statt dessen *will* sie in Schweigen sich hüllen; empört über die eitle heuchlerische Prahlerei ihrer Schwestern und im Bewußtsein ihres eigenen weit überlegenen Werthes empfindet sie es als einen Schimpf, mit ihnen um das Erbe wetteifern zu sollen. Kein schmerzliches, ein stolzes kurzes „Nichts" ist es daher, was sie ihrem Vater antwortet. Unheilvolle Antwort auf eine Frage, die in der liebevollsten Absicht, in der zärtlichsten Weise an sie gerichtet war.

Befremdet erhebt sich Lear; er kann's nicht glauben; — aber sie wiederholt das kurze „Nichts", — da wird er strenger, warnend, doch soll sie noch einmal sprechen; er kann's ja nicht glauben, daß sie nichts zu sagen habe auf seine Frage, sie, von der er *weiß*, daß sie ihn innig, zärtlich, am meisten liebt? Aber wie sie nun von geziemender Pflicht redet, und daß sie ihn nicht mehr, nicht minder liebe, da wird ihm zuerst zitternd bange, er möchte falsch gesehen, sie nicht recht erkannt haben; doch nein — hinweg mit dem Gedanken! ihr Glück ist's, das auf dem Spiele steht, die Folgen seines Planes sind's vor allem, um die ihm ängstlich bange wird. So darf's nicht bewenden, sie *muß* ihre Rede bessern, um ihres Glückes willen bessern. Da spricht sie denn:

Mein theurer Herr,
Ihr zeugtet, pflegtet, liebtet mich; und ich
Erwiedr' Euch diese Wohlthat, wie ich muß,
Gehorch' Euch, lieb' Euch und verehr' Euch hoch.
Wozu den Schwestern Männer, wenn sie sagen,
Sie lieben Euch nur? Würd' ich je vermählt,
So folgt dem Mann, der meinen Schwur empfing,
Halb meine Treu', halb meine Lieb' und Pflicht.

Gewiß, nie werd' ich frei'n, wie meine Schwestern,
Den Vater nur zu lieben.

Nun ist's heraus, was auf ihrer reinen und aufrichtigen, aber stolzen Seele lag; sie hat noch eine andere Liebe als ihren Vater, ihr Herz ist getheilt; sonst würde sie nicht so scharf und entschieden Pflicht der Pflicht gegenüber stellen. Aber sie hat auch entsagt, sie stellt in Frage, ob sie je vermählt wird; darin fühlt sie sich ihrem Vater überlegen und macht diese Ueberlegenheit innerer Seelengröße geltend; sie meistert ihren Vater und seine Ansicht von der Ehe; das stolze „Nie", welches sie später gegen Burgund wiederholt, spricht sie auch hier schon aus. Welchen Eindruck muß diese unzärtliche Rede auf Lear machen, der plötzlich alle Berechnungen seiner Vatersorge, alle Hoffnung seines Alters zu Schanden werden sieht. Er hatte sich Burgund gerade zum Eidam ersehen, er hatte ihn vielleicht bestimmt, im Lande zu bleiben — denn warum hätte er sonst schon zuvor über Cordeliens Erbe geheime festbestimmte Abrede getroffen; — der greise König wünschte auf vaterländischem Boden zu sterben. Er hatte auf Trost gehofft von ihrer sanften Pflege; Cordelia, sein Liebling, sollte der Balsam seines Alters sein. Aus väterlicher Fürsorge für sie hatte er diese Theilung beschlossen, die erste Parteilichkeit seines Lebens, deren Rechtfertigung vor dem öffentlichen Urtheil ihm so sehr am Herzen lag. Nach langer Ueberlegung hatte er so für die Zukunft seines Kindes, für die Wohlfahrt seines Reiches am besten zu sorgen geglaubt. Das alles ist nun dahin; Wünsche und Hoffnungen, Vater- und Herrscherfsorgen — Alles mit Einemmale verloren; und das durch sie, die sein Theuerstes ist, auf deren selbstsuchtlose, hingebende Liebe er wie auf Felsen gebaut hatte. Das erschüttert, das greift in's Herz. Aber wie sehr auch der Inhalt ihrer Rede

ihn schmerzen mochte, am tiefsten hat ihn der schneidend kalte Ton derselben ergriffen. Schon bebend in allen Fugen der Seele, mit unsicherer Stimme, jedes Wort vom Centnergewicht eines namenlosen unterdrückten Wehes belastet, fragt er, wie ungläubig, noch einmal:

Und kommt dir das von Herzen? — —

Ein ruhiges „Ja, mein Vater!“ ist die Antwort. — Sie sieht seine Erschütterung, seinen grundlosen Wahn, sich in ihrer Liebe getäuscht zu haben; sie kann den Hauch des Sturmes schon fühlen, der aus seinem durchtobten Innern hervorzubrechen droht, und doch findet sie kein Wort, nicht ein einziges zur Beschwichtigung? Wohnt denn in diesem Marmor kein Funken warmer Milde? Wie die Heldengestalt des greisen Königs ringt mit seinem beklemmten Vaterherzen, getheilt zwischen Schmerz und Wuth! Wie er sich sträubt, seine Freude, seinen Trost, sein bestes Kleinod von sich zu lassen! Noch einen Versuch, den letzten, macht er, das Herz seines Kindes zu rühren. Mit gewaltsamer Anstrengung die aufsteigende Bitterkeit niederkämpfend stellt er ihr mit sanftem Verweis ihr unzärtliches Benehmen vor. Aber Cordelia ist einmal von dem unseligen Geist der Verstockung erfaßt; ihr Stolz duldet nicht, daß sie einen Schritt rückwärts thut und so beantwortet sie denn ihres Vaters Mahnwort:

So jung und so unzärtlich?

nur damit, daß sie es corrigirt:

So jung, mein Vater, und so wahr.

Nun denn, das ist zu viel; das klingt wie Hohn — und aus ihrem Munde, in diesem Augenblick, vor öffentlicher Versammlung! „Sei's drum; (sagt er mit gepreßtem, kaum noch verhaltenem Ingrimm) nimm deine Wahrheit denn zur Mitgift.“

Und jetzt, — jetzt übermannt ihn die Wuth, sie hat den glühenden Tropfen des Schmerzes mit ihrer rasenden Wucht zerdrückt in seiner Seele. Beschämung, Täuschung, Grimm über sich, über sie, über Welt und Geschick sprengt alle Bande der Besonnenheit, schraubt wie eine Folter das Gerüste seiner Natur auseinander. Wie ein wüthender Orkan, der unter rollenden Donnern über die öde Heide hinwegfegt und allen Widerstand zu Boden schmettert, so braust der entfesselte Sturm jetzt aus des Königs Brust hervor, alle Liebe mit entführend und unter grausen Verwünschungen vor sich herwirbelnd. Mit furchtbarem Schwur sagt er sich los von aller Vaterpflicht, aller Gemeinsamkeit und Blutsverwandtschaft, — von jetzt auf ewig. Der rohe Scythe, ja der Kanibale soll seinem Herzen fortan so nahe stehen und gleichen Trost und Mitleid finden, wie sie, sein weiland Kind. Und da der edle Kent ein Wort der Besänftigung sprechen will, da tobt er über ihn hinweg:

Schweig Kent!
Tritt zwischen den Drachen nicht und seinen Grimm;
Sie war mein Liebling, und ich hofft' auf Trost
Von ihrer sanften Pflege. — Fort! mir aus den Augen!
Sei Friede so mein Grab, als ich von ihr
Mein Vaterherz losreiße. — Ruft mir Frankreich!
Wer rührt sich? Ruft Burgund! —

So ist denn das rächende Schicksal heraufbeschworen und es wird nicht auf sich warten lassen. Sein Grab erst *wird* sein Friede sein und sein Kind Cordelia wird ihn betten. Als ob es ihn sogleich beim Worte fassen wollte, legt ihm das Geschick im nämlichen Augenblick eine *Thorheit* ins Herz, kräftig genug, seinem Frieden das Grab zu bereiten. Nachdem er mit dem eignen Vaterherzen gebrochen, ist er nur noch Herrscher, und vollzieht nun seinen einmal verkündeten Spruch auch *gegen*

einen ursprünglichen Sinn. Er läßt Cornwall und Albanien auch das für Cordelien bestimmte Drittheil zur Mitgift seiner Töchter schlagen, bekleidet beide dann mit seiner Macht, übergibt ihnen alle Renten und Verwaltung, und bedingt sich nur aus, daß sie den Unterhalt von hundert Rittern übernehmen, wenn er monatlich wechselnd bei ihnen Wohnung nimmt. Für sich behält er nur, was sich für ihn im Bewußtsein angeborner Herrscherwürde von selbst versteht, den Namen und das Ehrenrecht des Königs. Er ahnt nicht von ferne, daß es Thorheit und Widerspruch in sich schließt, die Macht verschenken und doch König bleiben wollen. Aber Kent sieht es und durchschaut die drohende Gefahr, und nur die Pflicht des treuen Dieners im Auge, hält er mit Trotz und Unsitte dem in Grimm aufbrausenden Herrscher seine „Verrücktheit" vor und sucht ihn, wär's auch sein Tod, zur Zurücknahme der Schenkung zu bewegen. Aber wie Cordelia im Stolze ihrer Seelengröße, so ist jetzt Lear verstockt im Stolze seiner Herrschergröße; verrannt in die Blindheit des Eigenwillens nimmt er weder Belehrung noch Warnung an; Kent wird für seine gute Meinung sofort verbannt mit diesem Ausbruch des unbändigsten Herrscherstolzes:

Höre mich,
Rebell, bei deiner Lehnspflicht, höre mich!
Weil du zum Wortbruch uns verleiten wolltest
(Den wir noch nie gewagt), und stolz verwegen
Dich drängtest zwischen unsern Spruch und Thron,
(Was unser Blut und Rang nicht dulden darf)
Sprech ich als Herrscher jetzt — nimm deinen Lohn.

Und doch hat er bereits Thron und Macht verschenkt! Schon jetzt könnte Lear seine Thorheit inne werden; aber Kent gehorcht und geht, er ehrt in ihm den gebornen, nicht den gekrönten Herrscher.

Nun treten Frankreich und Burgund mit ihrem Gefolge ein, des Bescheides auf ihre Werbung gewärtig. Die Sitte forderte wohl, daß das mächtige Frankreich voranging, aber Lear wendet sich zuerst zum Fürsten von Burgund, um ihn darüber aufzuklären, daß es nun mit der zwischen ihnen vereinbarten Mitgift Cordeliens nichts ist; worauf dieser denn sogleich von seinem Antrag absteht. Sodann sucht er — ist's wirklich Haß, oder eine unwillkürliche Regung des Verlangens, die Tochter doch bei sich zu behalten? Ich entscheid' es nicht, aber er sucht auch Frankreichs König von der Werbung abzubringen.

Lenkt
Zu besserm Ziel, (sagt er) ich bitt Euch, Eure Wünsche
Als auf dieß Wesen, das Natur erröthet
Anzuerkennen.

Aber Frankreich liebt wirklich und kann nicht glauben, daß Cordelia ohne Wunder plötzlich so schlimm geworden sei. Ei, wie ist jetzt, wo es nicht gilt, zu reden nur zum Schein die schweigsame Tochter so schnell mit dem Worte zur Hand, wie ist sie so beredt und keineswegs kurz in ihrer Selbstrechtfertigung, obwol auch stolz; wie verschmäht sie selbst nicht auf ihres schwer gekränkten Vaters Zeugniß sich zu berufen. Gleichgültig ist ihr's gewesen, was Burgund von ihr denken mochte, als Lear ihm erklärte, daß sie ihm nicht werth mehr sei, daß sie im Preis gesunken, und neuverschwistert seinem Haß nur seinen Fluch zur Mitgift habe; — was Frankreich denken möchte, ist ihr nicht gleichgültig, zum deutlichen Zeichen, daß ihre Neigung seiner Liebe begegnet war. So führt denn Frankreich, aufgeklärt über den Vorgang und es für kleinen Fehl achtend, daß die Zunge nicht sprechen wollte, was das Herz zu thun gedachte, seine stolze, hochgesinnte Königin heim, nicht ohne das

Jawort, aber ohne Lieb und Gunst, ohne Segen des Vaters. Cordelia aber folgt ihm in stummer Einwilligung in die neue Heimat, nachdem sie von ihren Schwestern, des Vaters glänzenden aber herzlosen Edelsteinen einen frostigen Abschied genommen hat; denn die Thräne im Auge, mit der sie scheidet, gilt der Besorgniß um ihren Vater.

Nur zu gegründet ist diese Besorgniß; denn eben jetzt — nachdem sich alle entfernt — noch an derselben Stelle verschwören sich die beiden ruchlosen, heuchlerischen Töchter, etwas gegen das launische Alter ihres Vaters zu ersinnen, daß nicht durch solche Behauptung seines Ansehens, wie bei der Verbannung Kents, die Uebertragung seiner Macht nur illusorisch und zur Kränkung werde. Ja Goneril behauptet, es müsse gleich in der ersten Hitze etwas geschehen. — Armer König, soll der Fluch deines stolzen, thörichten Eigenwillens so bald dich ereilen? Die Wahrheit hast du enterbt und verstoßen, die Treue hast du verfehmt; — und die gleißende Lüge, unter deren Dach du wohnen willst, sinnt auf verrätherischen Abfall! — —

Noch sind wir entrüstet über diese schamlosen Töchter: da stellt sich ein neuer Bösewicht uns vor Augen; — wird er der dritte im Bunde sein? Es ist Edmund, des Grafen Gloster Bastardsohn, im Ehebruch von diesem erzeugt, aber anerkannt und vom Vater nicht minder geliebt, als sein ächtbürtiger etwa ein Jahr älterer Bruder Edgar. Wir kennen ihn schon als einen jungen Mann von anmuthiger ritterlicher Gestalt und höfischen Manieren. Wir haben ihn zuerst an jenem verhängnißvollen Tage gesehen; damals mußte er sich vor dem Grafen Kent von seinem Vater Bastard nennen lassen, mußte hören, daß sein Vater sich stets geschämt habe, ihn anzuerkennen. Welche Gedanken mochte in diesen 14 Tagen die Erzählung von jenen Vorgängen bei der

Theilung des Reiches in seinem unternehmenden Kopf erweckt haben? Jetzt hat er einen Entschluß gefaßt: er will Rache nehmen an der Welt und ihrer willkürlichen Sittensatzung, die ihn brandmarkt, — das schwört er bei der Natur, seiner Göttin. Des Aechtbürt'gen Land muß sein werden; er will sich Macht und durch die Macht Anerkennung verschaffen. Anerkennung um jeden Preis, das ist seine Losung; er hat kein Bedenken, kein Gewissen, jedes Mittel, das zum Zwecke dient, ist ihm willkommen. Für's Erste hat er's auf Enterbung des ächtbürt'gen Edgar angelegt; er hat mit der nachgemachten Handschrift seines Bruders einen Brief geschrieben, der einen Anschlag auf das Leben und die Güter des Vaters enthält. Eben kommt dieser daher, nachdenklich brütend über den plötzlichen Umsturz aller Dinge, den er mit angesehen; er hat den Eindruck noch nicht los werden können, der ihn aus jener Sicherheit, mit welcher er über seinen verjährten Fehltritt scherzte, so plötzlich und gewaltsam aufgestört hat. Geschickt weiß ihm Edmund den Brief, der ihm durch's Fenster ins Zimmer geworfen worden sei, in die Hand zu spielen, und mißtrauisch grübelnd über die Fügungen der Geschicke, seitdem der greise König aus dem Geleise der Natur gewichen ist, ist er nur zu empfänglich für den Inhalt des Schreibens. Im Zorne will er den Sohn sogleich zur Rede stellen und befragen — denn ohne weiteres glaubt er es doch nicht — da kommt es darauf an, Vater und Bruder noch auseinander zu halten und auch dies gelingt Edmund so gut, daß der Vater ihn mit der Ausforschung des Bruders beauftragt. Nun macht er sich an diesen, fragt ihn, womit er den Vater beleidigt habe, der äußerst erzürnt auf ihn sei, und übertölpelt den Arglosen durch Furchtgespenster drohender Gefahr wirklich so weit, daß er einwilligt, in Ed-

munds Zimmer eine Weile sich versteckt zu halten, wie er ihn später sogar zur Flucht bewegt. — Ein abgefeimter kecker Böse-wicht von 24 Jahren, der bei dem vollen Bewußtsein seiner schlech-ten Schurkenstreiche immer bei muthwilliger Laune bleibt. Schon triumphirt er zum voraus:

Ich seh' den Ausgang,
Wenn nicht Geburt, schafft List mir Land und Leute,
Und was mir nützt, das acht' ich gute Beute.

Land und Leute, das braucht er, wie immer gewonnen; das gibt Macht und Ansehen. So hofft er die verweigerte Aner-kennung von der Welt zu ertrotzen und ihr die Ohnmacht ihrer Satzung an den Kopf zu werfen.

Indessen, während sich hier ein neues Verhängniß schürzt, hat sich in diesen letzten Tagen in Goneril's Hause das ver-derbenschwangre Wetter über Lears Haupte zusammengezogen. Goneril hat es übel vermerkt, daß ihr Vater einen ihrer Die-ner schlug, weil er seinen Narren gescholten hatte. Denn so eifersüchtig hält der König über seinem Ansehen, daß er jede Beleidigung seines kleinen Hofhaltes, und wär' es sein Narr, dem sie widerfährt, als Kränkung seiner Person aufnimmt und straft. Goneril, diesen Zwang seines Ansehens zu brechen ent-schlossen, gibt ihrem Haushofmeister und durch ihn den übrigen Dienstleuten zu verstehen, daß sie immerhin lässiger in der Be-diemung des greisen Thoren sein möchten; sie wolle die Folgen vertreten. Sie wünscht Gelegenheit, sich rund heraus zu erklä-ren. So ruchlos sie ist, so ist doch etwas Männliches, fast Ritterliches in diesem schönen, herrisch stolzen Weibe mit dem blitzenden Auge; sie hat etwas von Lears königlicher Art an sich. Albaniens, ihres Gatten, milchsanftes Wesen mag sie nicht leiden, aber es ist ihr bequem, es sichert ihr die Herr-

schaft, darum hat sie ihn gerade gewählt. Die Dienerschaft weiß auch, daß ihre Befehle die entscheidenden sind, und Lear wird es bald zu entgelten haben. Doch siehe, da stellt sich ihm, eben zur rechten Zeit, die verbannte Treue zur Seite; Graf Kent kommt zurück, in einen niedern Diener verkleidet, und bietet sich ihm als Cajus — was liegt auch am Namen — zu ehrlichem handfestem Dienste an. Der König dingt ihn und ruft ungeduldig nach dem Essen; er ist eben von der Jagd heimgekehrt. Der Haushofmeister geht vorüber, ohne auf ihn und sein Begehren zu achten. Ungestüm läßt er den Flegel zurückrufen; aber der will nicht kommen, und ein Ritter bemerkt, er habe überhaupt schon ein großes Abnehmen der Höflichkeit und Ehrerbietung wahrgenommen. Er spricht nur des Königs eigene Wahrnehmung aus; aber Lear kann an absichtliche Vernachlässigung nicht glauben, doch will er genauer darauf achten. In diesem Augenblick empfindet er doppelte Sehnsucht nach dem Narren, dem seine Schellenkappe das Amt der Wahrheit gibt. Man soll ihn rufen. Der arme, verkappte Bursche! er hat sich seit Cordeliens Abreise ganz abgehärmt, als wäre sie seine Schwester, ohne die er nicht leben kann. „Still davon", sagt Lear, „ich hab' es wohl bemerkt". Warum still davon? O das ist die wunde Stelle in seinem Vaterherzen; man soll die still schlummernde Reue nicht aufwecken! — Da kommt der Haushofmeister wieder; der König ruft ihn näher. „Wer bin ich, Kerl?" Mylady's Vater. „Mylady's Vater? Mylords Schurk! du verdammter Hund, du Lump, du Schuft!" und er schlägt ihn, weil der Hundsfott nicht allein vergessen hat, daß er König ist, sondern auch noch trotzen will. Kent ist jedoch bald mit ihm fertig; er stellt dem niederträchtigen Fußballspieler ein Bein, und wirft den Flegel dann hinaus.

Während der König ihn für diesen Dienst belohnt, tritt der Narr ein. „Laß mich ihn auch dingen", ruft er sogleich; „hier ist meine Kappe." Er meint, Kent sei ein Narr, weil er's mit einem halte, der in Ungnade gefallen. Dieses erste Wort characterisirt allein schon Wesen und Stellung und das ganze Gebaren des guten Burschen vollkommen! Welch launige Keckheit, welch bitterer Humor, mit dem er gleich sein einziges Stichblatt, Lear's unglückselige Thorheit attakirt! Er ist im Narrenhabit Lear's außer ihm wandelnde Reue!

Lear hat nach Goneril geschickt; sie läßt den Vater lange, den König zu lange warten. Endlich kommt sie mit umwölkter Stirne und finster blickendem Auge. Auf seine Frage nach dem Grunde ihrer verdüsterten Miene sagt sie ihm rund und keck heraus, daß ihr die lästige Wildheit seiner Ritter nicht gefalle und daß sie fast glauben müsse, er selbst reize sie dazu durch seinen Beifall.

> Steht es so, (fährt sie fort) dann fehlt
> Die Rüge nicht, noch schläft die scharfe Zucht,
> Die, zwar nur strebend nach wohlthät'gem Frieden,
> Vielleicht in ihrem Lauf Euch Kränkung bringt.

Wie war das? Lear kennt sie nicht mehr. Ist das sein Kind? kann sein Kind so zu ihm sprechen? Doch sie kehrt sich nicht an seinen Blick, an seine Frage; sie spricht noch weiter, sie droht nicht blos ihrem Vater, sie belehrt ihn auch, schreibt ihm vor, wie er sich hübsch anständig benehmen soll. Er solle, sagt sie, gesunden Sinn brauchen, seine Launen ablegen. — Wie? was? ist das der König Lear, zu dem man so sprechen darf? Er zweifelt selbst. „Kennt mich hier Jemand?" ruft er aus. Er weiß nicht, ob er wach ist, ob er träumt. Die Sinne wollen sich ihm verwirren. „Nein, das ist nicht Lear! geht Lear so? spricht so? wo sind seine Augen? Wer kann

mir sagen, wer ich bin? ich wüßt' es gern." Wenigstens, wenn er's ist, so hat er keine Töchter. „Euer Name, schöne Frau?" — Aber Goneril hat einmal ihren Kopf darauf gesetzt, ihm den seinigen zurecht zu setzen und sie läßt sich so leicht nicht irre machen. Zur Demüthigung fügt sie Schmach und Kränkung, ja Androhung von Gewaltthat, wenn er nicht das wilde Volk, seinen frechen, unzüchtigen Schwarm von Rittern und Knappen, vermindere. Gleichwohl waren diese hundert Ritter das Einzige, was der königliche Lear bei der reichen freiwilligen Schenkung als ein schwaches Spiegelbild seiner Würde und Hoheit sich vorbehalten hatte. — Und wie sagt sie doch? den Rest soll er sich wählen aus Männern, die seinem Alter wohlanständig sind und ihn und sich erkennen? Das heißt wohl aus alterschwachen kindischen lebensmüden Greisen? — Jetzt erkennt er sich wieder; er ist der König Lear und er hat eine Tochter; aber sie ist ein verruchter Geier, vom marmorherzigen Teufel der Undankbarkeit besessen.

Höll und Teufel! — (tobt er in seinem königlichen Zorn)
Sattelt meine Pferde, ruft all mein Gefolg;
Entarteter Bastard! ich will dich nicht
Belästigen; noch bleibt mir eine Tochter.

Er will fort, augenblicklich. Aber er geht nicht, ohne der Abscheulichen die Lüge der Schmähung seiner Dienstleute in den Hals zurück und seinen grimmen fürchterlichen Vaterfluch auf das undankbare Kind herabzuschleudern. Zu spät gedenkt er jetzt, in der Reue der Verzweiflung an seine Stirne schlagend, wie klein der Fehl Cordelien's gewesen. — Schon ist er fort: da treibt ihn die Empfindung der Ohnmacht seiner Lage noch einmal zurück. Er muß ihr sagen — zeigen, daß er noch Mann ist; daß die heißen Thränen ihm nur wider Willen

entstürzen, daß er seine alten Augen ausreißen will, wenn sie noch einmal weinen. Sie soll nicht glauben, daß er so ganz ohnmächtig ist; er hat noch eine Tochter; die wird ihr mit den Nägeln ihr Wolfsgesicht zerfleischen, und dann soll sie ihn, das schwört er ihr, als König wieder finden.

Lear's Schatten! welch unseliger Geist hat dich getrieben, deine Macht wegzugeben, da du noch König warst. Was hilft dir jetzt der wiederholte Fluch, die ohnmächtig verhallende Drohung? du bist entthront und entwerthet, durch eigene stolze Thorheit.

Lear, die majestätische zum Herrschen geborene Königsgestalt, Lear, der jeder Zoll ein König ist, hat von seiner eigenen stolzen Tochter erfahren müssen, daß er nicht mehr König sei. Gedemüthigt, gekränkt, auf's Tiefste verletzt in seinem Ehrenrechte setzt er seine Hoffnung auf seine zweite Tochter Regan. Wird sie seinen gebeugten Stolz wieder aufrichten? ja doch, sie muß; es kann doch die Ehrfurcht vor dem Vater nicht ganz ausgestorben sein. Liebe erwartet Lear selbst nicht, dafür kennt er seine Töchter. Aber Ehrfurcht und Dankbarkeit sind Pflicht, und die kann er fordern und darum auch erwarten, und erst ganz sicher ist er in seinem Vertrauen doch nicht. Er pocht zu sehr mit Worten darauf, es ist, als wenn er sich Zuversicht erst einreden müßte. Auch der Narr prophezeit schon, daß sie an Geschmack der ältern Schwester so gleich sein werde, wie ein Holzapfel einem Holzapfel, obgleich Goneril, was Größe anlangt, den Süßapfel, Regan aber immer wieder den Holzapfel verstelle.

Lear hat sofort Kent als Boten an Regan vorausgeschickt, aber auch Goneril sendet ihrer Schwester einen Brief, um der unselbständigen Verbündeten zu sagen, was sie zu thun habe. Der König folgt seinem Boten auf dem Fuße; er kommt in

finsterer Nacht bei ihr an, aber Kornwall und Regan waren auch schon in finsterer Nacht abgereist: nach Gloster, hieß es; das war wohl näher bei Goneril. Der greise König kehrt sofort dahin zurück und das Erste, was er bei seiner Ankunft dort sieht, ist eine abermalige Verletzung seiner Hoheit. Sein Bote Kent hat grobe Kniegürtel an und sitzt im Block. Er hat den Schuft von einem Haushofmeister, der ihm mit seinem tückischen Briefe den Rang abgelaufen hat, diese niederträchtige dreiröckige Fratze seiner eigenen Diensttreue hat er im überfiedenden Zorn mit seinem Degen zur Mondscheintunke machen wollen und dafür soll er büßen. Wer hat's gewagt, die Ehrfurcht so gewaltsam zu verletzen? sein Sohn, seine Tochter? Bei Jupiter, schwört Lear, es wäre mehr als Mord! Aber Kent berichtet den einfachen Hergang und wie ihm der Krampf auch zum Herzen schwillt, es ist am Ende doch so. Wo ist diese Tochter? er geht selbst hinein; unter vier Augen will er sie sprechen, aber sie weigert's, sie seien krank, müde, scharf gereist die Nacht. Das ist eine neue Verletzung, er fühlt's wohl; es ist Verweigerung des Gehorsams, Empörung. Gloster soll gehen, bessere Antwort schaffen; aber dieser weicht aus, sucht ihn zu besänftigen und verweist ihn auf des Herzogs feurige Gemüthsart und hartnäckigen Willen. Da braust er auf:

Pest, Rache, Tod, Verzweiflung!
Was feurig, was Gemüthsart!

Wie kann man wagen, ihm einen Höheren zur Seite zu stellen? als ob es einen solchen gäbe! Er kann sich von dem Bewußtsein nicht trennen, daß er König ist.

Der König will mit Kornwall sprechen, (sagt er zu Gloster)
Der Vater, sieh! mit seiner Tochter sprechen;
Befiehlt Gehorsam: sagt'st du ihnen das?
Mein Blut und Leben!

Er will dem heißen Herzog sagen lassen, daß — aber was denn? er darf's ja mit ihm nicht verderben, es überkommt ihn plötzlich die Ohnmacht seiner Lage; er will warten, es könnte ja doch sein, daß sein Gemüth ihn täuschte. Aber ein Blick auf seinen gefesselten Diener hebt zugleich mit dieser Vorspieglung auch alle Fassung wieder auf. Sie *sollen* kommen, der Herzog und sein Weib, jetzt, alsbald, sonst will er an der Thür die Trommel schlagen, bis sie den Schlaf zu Tod geschreckt. — Vielleicht hatte Goneril geschrieben, Regan solle den Vater nicht früher empfangen, als bis sie selbst zugegen sei; wußte sie doch, daß Regan von jeher keines eigenen Gedankens, keines freien muthigen Entschlusses fähig war. Sie mochte wohl fürchten, daß die Schwachmüthige, an das unverletzliche Ansehen des Königs gewöhnt, den zürnenden Augen, dem drohenden Fluche des Vaters keinen hinreichenden Widerstand leisten würde. Und sie mochte wohl Recht haben. Denn eben erscheint Regan mit Cornwall, von der verkündeten Drohung eingeschüchtert.

Ziemlich unsicher, wie sie ihr Benehmen einrichten solle, sagt sie ihrem Vater, sie sei erfreut, Seine Majestät zu sehen. Hier also heißt er noch Majestät — in Gonerils Hause hieß er nur Mylady's Vater. Lear hiedurch versöhnlich gestimmt, obwohl immerhin mißtrauisch, findet, was sie gesagt, als sich von selbst verstehend. Er antwortet: „Regan, ich denk' du bist's; und ich weiß die Ursach', warum ich's denk'." Er glaubt also *nicht* an die *freie Liebe* der Tochter; aber sie *muß* erfreut sein, weil sie sonst sein Kind nicht wäre, weil die Pflicht der Ehrfurcht und Dankbarkeit sie bindet. So berichtet er ihr denn, von der Erinnerung fast erstickt, den scharfzahnigen Undank, den ihre Schwester ihm in's Herz gebunden. Aber wer aus dem leisen Auftreten Regan's schließen wollte, daß weniger Gift in

ihrem Herzen wohne, der hätte sich geirrt. Sie ist nur unsicher, sie meint, das könne sie doch nicht von ihrer Schwester glauben; ihr Tadel möchte vielleicht, und dann mit Recht, dem Unfug seiner Ritter gegolten haben. Aber welche Unverschämtheit verräth sich zugleich, bei aller Unsicherheit, in dem Ansinnen, daß ihr Vater, weil ja Natur in ihm auf der letzten Neige ihres Bezirks stehe und er deßhalb der Lenkung eines klugen Sinnes bedürfe, doch wieder zu ihrer Schwester heimkehren und ihr sagen möchte, er habe sie gekränkt. Sie muß doch wohl nicht wissen, was sie sagt, drum malt ihr's Lear in seiner Geberde vor die Augen, wie ihm das anstehen würde. Aber als sie ihm, immer in Güte und Sanftheit, wiederholt den nämlichen Rath gibt, da schwillt sein Zorn abermals zum gräßlichen Vaterfluche gegen jene undankbare Schlange auf. Regan ist erschreckt; sie fürchtet, ein Gleiches möchte auch sie einst treffen; doch er beruhigt sie:

> Nein Regan, nie empfängst du meinen Fluch;
> Dein zartgestimmtes Herz gibt nimmer dich
> Der Rauhheit hin; ihr Auge sticht, doch dein's
> Thut wohl und brennt nicht.

Lear macht sich das nicht blos glauben, er glaubt es wirklich; er urtheilt nach ihrem äußeren Wesen, nach dem Schein ihres Auges, so ganz fremd ist Verstellung und Heuchelei seiner eigenen Natur. Doch wie er jetzt der Tochter sagt, wozu er sie nicht fähig halte, und sie an seine Schenkung und ihre Pflicht der Dankbarkeit erinnert, kommt ihr das sehr unbequem; und sie ist herzlich froh, daß in diesem Augenblick jener schuftige Haushofmeister die Ankunft ihrer Schwester meldet. Sie faßt dieselbe auch sogleich beim Eintritt an der Hand, und Hand in Hand mit ihr gewinnt nun auch die feige Tücke ihres Herzens den Muth, der ihre Unverschämtheit kleiden soll. Da Lear in

schmerzlichem Erstaunen fragt: o Regan, kannst du bei der Hand sie fassen? und Goneril ihn mit ausnehmender Frechheit trotzig und schnurrig abfertigt:

> Warum nicht bei der Hand, was fehlt' ich denn?
> Nicht alles ist ja Fehl, was Thorheit meint,
> Und Aberwitz so nennt;

da ist auch ihr das Stichwort gegeben, die Bahn gebrochen. Nicht mehr der König, der alte Mann ist's, der jetzt herhalten muß; die Bedeutung des Vaternamens haben die Beiden längst vergessen.

> Hört! Vater, (beginnt nun Regan) da Ihr schwach
> seid, scheint es auch;
> Wollt bis zum Ablauf Eures Monats Ihr
> Zurückzeh'n, bei der Schwester wohnen, dann
> Halb Euern Zug entlassend kommt zu mir;
> Ich bin jetzt fern von Haus und nicht versch'n,
> Wie es sich ziemt für Euern Unterhalt.

Der arme alte Mann! er überhört die Schmähung; sieht nicht, daß ihn Regan für jetzt gar nicht bei sich haben will; immer noch vom Bewußtsein des Königs erfüllt, hört er nur das „zurück zu ihr" und „fünfzig Ritter entlassen". In seinem Grimm gegen Goneril verkehrt sich ihm die Sache so, als ob diese, die zuerst seine Majestät angetastet, den Vorschlag gemacht habe; von Regan glaubt er's nicht, bis sie es ihm wiederholt und hinzufügt:

> Hört die Schwester, Herr!
> Denn wer Euer Zürnen mit Vernunft betrachtet,
> Muß sich doch sagen, Ihr seid alt und so —

Jetzt aber hört er auch die hündische Unverschämtheit, den Angriff auf sein Alter heraus. Was mag in diesem Herzen vorgehen, das noch vor wenigen Wochen so stolz und kräftig schlug? wie muß

es zermartert sein, daß sich ihm nur die fast flehentliche Frage entringt: ist das nun gut gesprochen? Aber diese Töchter kennen kein Erbarmen, je mehr sie ihn gebeugt sehen, desto unverschämter und übermüthiger dringen sie auf ihn ein, eine die andere an Ruchlosigkeit und Grausamkeit überbietend. Als er ihnen sagt: ich gab euch alles, — erwiedert Regan: und zur rechten Zeit. Schon haben sie sein Gefolge auf Fünfundzwanzig herabgesetzt, da fällt Goneril ein und Regan wiederholt's, daß er nicht zehn, nicht fünf, nicht einen einz'gen Mann zum Dienstmann brauche. Das ist's, das wollten sie, Vernichtung seines Ansehns, seiner Hoheit, eines vorbehaltenen Ehrenrechtes. Er sollte sich als schwachen Mann bekennen und von Gnade leben, nachdem er mit der Macht sein Königthum verschenkt. Die eine Hälfte haben sie erreicht, den König haben sie vernichtet; ob auch den Mann, das muß sich zeigen. Seine unmittelbarste Empfindung ist die des brennenden Schmerzes über unabweisbare Entwürdigung und Herabsetzung.

O streite nicht, was nöthig ist;
(sagt er zu Regan im Tone der tiefsten Wehmuth)
der schlecht'ste Bettler
Hat bei der größten Noth noch Ueberfluß.
Gib der Natur nur das, was nöthig ist,
So gilt des Menschen Leben, wie des Thiers.

Einen Fluch auch für Regan, wie für Goneril, hat er nicht mehr; es wäre ein lächerlicher und zugleich gottloser Widerspruch mit seiner Lage gewesen. Wer andern fluchen will, muß, wenn er nicht ein Bösewicht ist, nicht in hoffnungslosem Unglück sein. Tiefer Herzensjammer und grimmige Wuth vertragen sich nicht in Einem Gefühle, in der nämlichen Stimmung des Gemüths. Dem Unglücklichen ziemt es, um Beistand nicht um Rache

zu den Göttern zu rufen. Lear fleht sie um Geduld; die „wahre“ jetzt unmittelbar empfundene Noth ist die seines auf den Tod gekränkten Vaterherzens, und da hilft Rache nichts, noch läßt sich's ändern. Aber auch der Mann in ihm ist in der That erschüttert; und ihn wenigstens möchte er retten, nachdem der König verloren ist. Darum rafft er sich aus Schmerz und Wehmuth mit Gewalt wieder zu zornigen Worten, ja selbst zu Drohungen auf, die zwar, weil er als König ohnmächtig, unbestimmt bleiben müssen, aber gleichwohl in seiner allbekannten und genugsam bewährten Manneskraft keine unverächtliche Gewährschaft haben.

Ihr Götter, (ruft er)
Seid ihr's, die dieser Töchter Herz empört
Wider den Vater, närrt mich nicht so sehr,
Es zahm zu dulden; weckt mir edlen Zorn!
O laßt nicht Weiberwaffen, Wassertropfen,
Des Mannes Wang' entehren! — Nein, ihr Teufel,
Ich will mir nehmen solche Rach' an euch,
Daß alle Welt — will solche Dinge thun —
Was, weiß ich selbst noch nicht, doch soll'n sie werden,
Das Graun der Welt. Ihr denkt, ich werde weinen?
Nein, weinen will ich nicht.
Wohl hab' ich Fug zu weinen, doch dieß Herz
Soll eh' in hunderttausend Scherben splittern,
Bevor ich weine. — O Narr, ich werde rasend! —

So stürmt der greise König, der seine äußere Majestät von seiner innern Hoheit bis zu dieser Stunde nie zu trennen vermocht hatte, fast jetzt schon halb wahnsinnig, hinaus in die finstere Gewitternacht, die eben als entsetzliches Mitspiel der Natur mit heulendem Sturme heraufzieht. Die entmenschten Töchter aber, sorglos um ihren Vater, aber sehr besorgt für sich, ziehen sich in's Haus zurück und schließen die Pforte vor dem Sturme sowohl, als auch, wie die feige eingeschüchterte Regan bemerkt,

vor etwaigen Unternehmungen ihres Vaters und seiner verwegenen Diener.

Und nun folgen jene Scenen, welche durch das Ungeheure des Entwurfs und durch die Furchtbarkeit ihres Eindrucks alles übertreffen, was je die Tragödie gewagt und geleistet hat; Scenen, in denen sich das Leiden Lear's in entsetzlicher Steigerung Schlag auf Schlag bis zum Ausbruch des völligen Wahnsinns vollendet. Nur durch kurze Zwischenscenen sind sie unterbrochen, welche auch Gloster der Katastrophe seines Geschickes zuführen, indem sie uns des Bastardsohnes Edmund verbrecherisches Treiben enthüllen, der inzwischen seinen Bruder Edgar aus dem Hause zu treiben gewußt hat und seinen Vater als Spion Frankreichs und heimlichen Unterstützer des Königs an Herzog Cornwall verräth. Denn von Frankreich aus bereitet sich Hülfe; und wir müssen es dankbar empfinden, daß der Dichter uns noch vor dem Beginn dieser Schauerscenen durch Kent tröstende Gewißheit verschafft, daß Cordelia, der verstoßene Liebling, dem unglücklichen Vater zu Hülfe eilt und bereits mit einem Heere bei Dover gelandet ist. So begleitet uns wenigstens eine Weile noch die Hoffnung durch diese Schauer.

In finsterer Nacht, unter strömendem Regenguß, im rasenden Sturme des Ungewitters irrt der königliche Lear auf öder, baumloser Haide, die nirgends Schutz und Obdach gewährt. Alle seine Ritter haben ihn verlassen; der Narr allein — o grause Ironie! — ist sein ganzes Gefolge. Unbedeckt ist sein greises Haupt, der Sturm stößt ihm in's Angesicht, wühlt in seinen triefenden, spärlichen Haaren. Aber der Sturm in seinem Innern überbietet noch die Wuth der Elemente. Wie er ringt mit ihnen, der riesengewaltige Mann! wie er die nervigen Fäuste ballt! wie er das flammende Auge, wie er die mächtige Heldenbrust in titanischem Trotze dem Hohne

des Himmels entgegenwirft! Keine Ergebung, kein Schmerz; nichts als rasender Aufruhr! Nur zu! So recht!

Blas't, Wind und sprengt die Backen! Wütet! Blas't!
Ihr Catarakt' und Wolkenbrüche, speit,
Bis ihr die Thürm' ersäuft, die Höh'n ertränkt!
Ihr schwefligten, gedankenschnellen Blitze,
Vortrab dem Donnerkeil, der Eisen spaltet,
Versengt mein weißes Haupt! Du Donner, schmetternd,
Schlag flach das mächt'ge Rund der Welt, zerbrich
Die Formen der Natur, vernicht' auf Eins
Den Schöpfungskeim des undankbaren Menschen!

Nun folgt eine Pause der Besinnung. Aber Besinnung gerade ist Lears ärgster Feind; sie führt ihm mit der Erinnerung an seine Töchter alle Schmach und Erniedrigung, alle Ohnmacht seiner Lage herauf. Was hat er mit den Elementen zu schaffen? warum sie schelten? Sie sind nicht seine Töchter, ihnen gab er keine Kronen, sie bindet kein Gehorsam, — darum mögen sie die grause Lust büßen, über die er doch nicht Herr zu werden vermag. Sein titanischer Trotz fällt dahin.

Hier steh' ich (ruft er) euer Sclav,
Ein alter Mann, arm, elend, siech, verachtet:

Und dennoch, warum stürmen auch sie auf ihn ein als knechtische Helfer im Bunde mit zwei verruchten Töchtern, verschworen gegen sein altes weißes Haupt? O, o, 's ist schändlich! — Wieder eine Pause. Nun kommt's ihm vor, er müsse doch wohl selbst Schuld sein an seiner Lage; ei freilich, er hat sich selbst ein Unglück in seinen Töchtern erzeugt; er ist ja ihr Vater! In die tiefste Neige sinkt die Woge seines Innern.

Nein! Ich will sein ein Muster aller Langmuth,
Ich will nichts sagen.

Aber aus dieser Tiefe plötzlich mit gewaltigem Sprung, mit jähem Umschlag reißt sich sein Bewußtsein auf: ihr Götter, sucht

eure Feinde auf; ich hab solches doch nicht verschuldet, ich bin ein Mann, an dem man mehr gesündigt, als er sündigte.

Welche furchtbare Steigerung der Wahnsinnswehen, die der Dichter uns hier vorüberführt! Wie hebt sich und sinkt und brandet die Woge des rasendsten Schmerzes, um immer wieder an dem unbeweglichen Felsen des Geschickes zu zerschellen! Von der furchtbaren Höhe titanischer Wuth, die ihrer selbst nicht mächtig ist, im Sturz hinab zur unglückseligsten Empfindung tiefster Erniedrigung und Ohnmacht; — und von da wieder zur laut aufschreienden Anklage gegen die Gerechtigkeit des Himmels. Es ist ein gräßlicher Schrei der Verzweiflung; ein Schrei des halben Wahnsinns. Irre geworden einmal an der göttlichen Gerechtigkeit und damit an der ewigen Grundlage alles Menschenlebens, wird Lear in dem nemlichen Augenblicke nothwendig auch irre an sich. Was ist sein bisheriges Leben gewesen? Ein Schein, ein Wahn, ein leeres, in sich verlorenes Nichts. Es war auf Gerechtigkeit gegründet, in Gerechtigkeit geübt; aber Gerechtigkeit, so schreit es jetzt aus ihm, ist ja nur Wahn, nur Schein; sie ist ja nichts, nicht im Himmel und nicht auf Erden. So wird er vielleicht suchen, was denn das Leben eigentlich ist, und was das Ding ist, das man Mensch heißt, und wenn ihm sein Bild begegnet, so wird er — fort mit dem verlornen Dasein! — es gierig, krampfhaft umfassen, wie ein Ertrinkender, und dann den Wahn umarmen statt der Wahrheit. Schon jetzt, er sagt es selbst, beginnt sein Geist zu schwindeln; es friert ihn. „Friert dich, mein Junge?“ und er meint seinen Narren, den er mit dem letzten Stückchen, das ihm von seinem Herzen blieb, bedauert. Willig läßt er sich zu der Hürde führen, die der eben eintretende Kent ihm zeigen will. Die wundersame Kunst der Noth hat die schlechte Streu nun köstlich für ihn gemacht. —

Als er jedoch dort ankommt, brütend über seinem schweren Leide, will er nicht hinein geh'n; was kümmert es ihn, daß dieser wüth'ge Sturm ihm bis zur Haut durchdringt: wo die größre Krankheit Sitz gefaßt, fühlt man die mindre kaum.

Der Sturm im Geist
(sagt er zu dem mahnenden Kent)

Raubt meinen Sinnen jegliches Gefühl,
Nur das bleibt, was hier wühlt — Undank des Kindes!
Als ob der Mund zerfleischte diese Hand,
Weil sie ihm Nahrung bot! Schwer will ich strafen! —
Nicht will ich weinen mehr. In solcher Nacht
Mich auszusperren! Gieß fort; ich will's erdulden. —
In solcher Nacht, wie die! O Regan, Gon'ril! —
Euren alten, guten Vater, deß freies Herz
Euch Alles gab, — o auf dem Weg liegt Wahnsinn! —
Nein, dahin darf ich nicht, nichts mehr davon!

Lear ist in sich zurückgedrängt; er grübelt über dem Ungeheuern, Unglaublichen, was er erfahren mußte; er wird zum Philosophen. Von der Anklage gegen die Gerechtigkeit des Himmels springt er über auf die Frage nach der Gerechtigkeit auf Erden. Der stets gegenwärtige Anlaß hiezu ist die Empfindung seiner Lage, die ihm immer wieder die Erinnerung an das frevelhafte, aller Pietät hohnsprechende Thun seiner Töchter vorführt. Indem er ihr Verfahren gegen ihn unter den Gesichtspunkt der Möglichkeit stellt, wird es ihm zum allgemeinen Problem, für welches er keine Lösung findet. Er schiebt es zurück, er will nichts mehr davon wissen; er würde auf diesem Wege den Glauben an die sittliche Grundlage der Menschennatur verlieren und dadurch dem unheilbaren Wahnsinn verfallen. Dem zeitweiligen Wahnsinn führt es ihn ohnedieß zu, daß er diese Frage nur aufgeworfen hat, ohne sie lösen zu können; die andringende, unabweisbare Gewalt der Frage im Widerspruch mit

ihrer Unlöslichkeit hat die Zerrüttung des Denkvermögens nothwendig im Gefolge. Wie der Mensch so weit herabsinken kann, daß er aller, auch der ersten Elemente sittlicher Natur los und ledig wird, daß er selbst das kindliche Pietätsverhältniß von sich wirft — wer ihm das löste, der wäre sein Arzt.

Doch er läßt es dabei nicht einmal bewenden; auch die Noth seiner Lage erhebt er zu einer Frage von allgemeiner Bedeutung. Er gedenkt der armen Nackten, die etwa ohne Obdach, hungernden Leibes, nur in dürftige Lumpen gehüllt, da und dort in der Welt umirren mögen in Stürmen, so wie der. O daran hatte er zu wenig sonst gedacht! Es war dem erhabenen König nie eingefallen, daß menschliches Wesen zu solcher Noth und Blöße kommen könne. Wie er nie seine äußere Majestät von seiner innern Hoheit zu trennen vermocht hat, so war ihm auch bei dem Ideal des Menschen, das er in sich trug und in sich geltend machte, der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Herabwürdigung durchaus fremd. Zwar für sich löst er diesen Widerspruch der Erfahrung mit seinem Ideal jetzt noch dadurch, daß er sich eine Lehre für die Zukunft daraus bildet.

Nimm Arzenei, o Pomp! (sagt er)
Gib Preis dich, fühl' einmal, was Armuth fühlt,
Daß du hinschütt'st für sie dein Ueberflüss'ges
Und retteſt die Gerechtigkeit des Himmels.

Aber eben damit ist die Frage, die in seinem Herzen brennt wie verzehrend Feuer, doch nur wieder hinausgeschoben; die Frage nemlich: was ist denn menschliche Natur, wenn sie zu solcher Schmach gebeugt werden kann?

In diesem Augenblicke erscheint der vertriebene Edgar gerade in der Gestalt, die Lears Herz und Phantasie so eben be-

schäftigt, als Bettler verkleidet, in Lumpen gehüllt und überdies den Wahnsinnigen spielend. Sogleich stellt ihn Lear mit sich und sich mit ihm auf Eine Linie; seine Töchter müssen's gewesen sein, die ihn so herunterbrachten. Nach einer Weile der Betrachtung fährt's ihm plötzlich durch den Sinn: „Ist der Mensch nicht mehr, als das? Betracht' ihn recht! — Ha, drei von uns sind überkünstelt: Du bist das Ding selbst"; der natürliche Mensch ist nichts mehr, als solch ein armes, nacktes, zweizinkiges Ding, wie Du. Fort, fort, ihr Zuthaten! — und ab wirft er mit den Kleidern seine frühere Anschauung vom Menschen, — er glaubt die Wahrheit zu umfassen und er hat den Wahn umarmt: Lear ist wahnsinnig!

Er hält Edgar für einen Philosophen, er will mit ihm disputiren wie er es eben in seinem Selbstgespräch gethan. Der kundige Thebaner soll ihm sagen, woher der Donner kommt, den die Götter auf des Königs Oedipus, wie auf König Lear's Haupt geschleudert haben. Doch er wird von Gloster unterbrochen, welcher eben kommt, um sie unter besseres Obdach, zu einem Meierhof zu führen. Lear will wohl folgen, doch nur unter der Bedingung, daß man ihm seinen Athener, seinen Diogenes läßt, mit dem er sich so ganz identifizirt hat.

In der Hütte, in welche sie sodann eintreten, kommt nun Lear's Wahnsinn zum vollen Ausbruch, der genau an jene ersten Erfahrungen anschließt, durch welche er im Besitze seines königlichen Ehrenrechtes gekränkt wurde. Goneril, Regan, seine Ritter gehen ihm durch den Kopf. Jetzt glaubt er wieder König und Richter zu sein, er setzt sich zu Gericht über die unnatürlichen Töchter. Einen Stuhl, der vor ihm steht, hält er für Goneril, einen andern für Regan; Edgar ist ihm ein Rathsherr im Talar, ebenso der Narr, die andern sind die Geschworenen,

sie sollen ihren Spruch thun über Goneril, die den armen König, ihren Vater mit Füßen getreten. Regan soll man ihm anatomiren, damit man sehe, was in ihrem Herzen brütet. Dann wieder hält er Edgar für einen seiner Hundert, nur gefällt ihm der Schnitt seines Habits nicht, er soll ihn ändern lassen. — Endlich senkt sich die Wohlthat des Schlafes auf den an Leib und Seele bis zum Tode erschöpften Greis, unwiderstehlich, noch ehe er Speise zu sich genommen; er will zur Abendtafel Morgen früh gehen. Der Narr aber will um Mittag zu Bette gehen und er erscheint auch nicht wieder; wir müssen denken, daß der bittere Gram seinen Lebensdocht verzehrt habe. Lear's Leiden steht jetzt auf seiner Mittagshöhe. Es ist nicht gewöhnlich und nach dem Laufe der Natur um Mittag zu Bette zu gehen, aber auch Lear's Geist liegt ja in unnatürlichen Banden des Todes gefangen. Was soll also der treue Bursche fortan seinem Herrn? er kann ja seine Rede, die Stimme der Wahrheit unter der Hülle der Thorheit nicht mehr verstehen; und wenn er erwacht, wird in Cordelien ihm die Wahrheit unverhüllt entgegenleuchten.

Wir sind aber hiemit auch bei der Mitte des Stückes angelangt, wo es möglich geworden ist, die Resultate der Betrachtung auf die Hauptidee des Ganzen zu beziehen. Denn der vierte und fünfte Akt unseres Drama's enthalten nur die zum Ende sich hinabsenkende Entwicklung und Lösung dieser furchtbaren Mitte. Wir haben schon erfahren, daß Cordelia in Dover ist. Lear wird eben dahin gebracht; im weiteren Verlauf seines Wahnsinns hat er doch schon vernünftige Augenblicke wieder, und er erwacht endlich an Cordeliens Herzen unter ihren zärtlichen liebevollen Worten zu neuer Gesundheit des Bewußtseins. Eine Schlacht zwischen dem französischen Heer und zwischen den englischen Truppen unter Albanien's und Edmund's

Führung steht bevor. Cordelia wird besiegt und auf Edmund's Befehl sammt ihrem Vater eingekerkert. Ein grauenvolles Schicksal bringt die schweigsame Tochter vom Leben zum Tode, sie wird ganz in der Stille in dem Kerker erhängt. Lear stirbt gebrochenen Herzens, nachdem er ihren Tod an dem Mörder gerächt, über der Leiche seines Lieblings. Die unnatürlichen Töchter sterben beide eines unnatürlichen Todes; Regan durch Gift von der Hand Goneril's, die sich selbst ersticht. Edmund aber, der Verräther, fällt von der Hand seines Bruders Edgar, im ritterlichen Zweikampfe sein Gottesurtheil empfangend.

Noch müssen wir jedoch, ehe wir zu den Schlußbemerkungen fortgehen, auch des Geschickes mit zwei Worten gedenken, welches durch eben diesen Verräther Edmund über Gloster's Haupt hereinbrach. Edmund hatte sich, wie wir schon wissen, bei Herzog Cornwall eingeschmeichelt und den Vater an diesen verrathen. Cornwall aber ließ in der 7. Scene des 3. Aktes, die unmittelbar auf die oben zuletzt vorgeführte Wahnsinnsscene folgt, unter dem Beifalle Regan's den Grafen Gloster seine Treue gegen den alten König auf das Grausamste entgelten. Obwohl als Gast in dem Schlosse desselben anwesend, riß er ihm mit roher Gewaltthat eigenhändig die beiden Augen aus, wurde jedoch selbst auf der Stelle von der Rache ereilt und fand, gemein wie sein Charakter und seine That war, auch gemeinen Tod durch einen seiner Knechte.

So ist also diese Tragödie in der That ein Schauergemälde von furchtbarer Größe voll Blut und Verbrechen, voll Gewaltthat und Leiden, und man hat sie deßhalb häufig mit einem Weltgerichte verglichen. Wenn wir uns indeß bei der Bestimmung ihrer Bedeutung namentlich an die weitaus hervorragenden Geschicke Lear's und Gloster's halten, so möchte ich am

liebsten über den Eingang dieses Stückes die Bibelworte setzen: „wie gar Nichts sind alle Menschen, die doch so sicher wohnen!“ In der That kann Lear mit Recht ein Vertreter alles dessen heißen, was menschliche Natur erhaben und groß macht. Ein Fürst, dem von Natur königliche Majestät innewohnt, ein Held mit riesenkräftigem Arm, ist er doch nicht minder geliebt und verehrt, als gefürchtet von seinen Unterthanen. Gerechtigkeit ist sein Schmuck. Nie hat er einen Wortbruch gewagt und nie die Unparteilichkeit verletzt, als in dem einzigen Augenblicke, wo seine zärtliche Vaterliebe ihm zum grauenvollsten Unheil ausschlagen sollte. Selbst der Jähzorn lag bei ihm für gewöhnlich unter der Fessel der Selbstbeherrschung; Kent nennt ihn verrückt, als er ihm dies eine Mal gestattete, alle Schranken zu durchbrechen. Aber geläugnet kann nicht werden, daß Lear auch stolz ist, stolz über die Maßen. Eine Eigenschaft, die sich überhaupt großen und bedeutenden Charakteren nur zu leicht anhängt; wie viel verzeihlicher muß dieser Fehler da erscheinen, wo eine so unvergleichliche Heldengestalt, wie die des Königs Lear, im selbstverständlichen Genusse des Ansehens höchster Majestät und im Besitze unbeschränkter Gewalt ist. Und doch führt gerade dieser Fehler Lear's Sturz herbei. Es ist das Erbtheil, das seine Töchter von ihm überkommen haben. Cordelien's stolzes „Nichts“ begründet, Goneril's hochfahrender, stolzer Sinn vollendet sein Verderben. Aber auch Lear's eigener Herrscherstolz wird ja die Mittelursache jener eigenwilligen Thorheit, mit welcher er sein einmal geredetes Wort auch da noch ausführt, wo dessen Ausführung seiner ursprünglichen Meinung zuwider läuft. In Folge dessen hat er seine Macht an Goneril und Regan überliefert, die ihm dann seine selbstbereitete Ohnmacht so grausam empfinden lassen. Mit Stolz aber verbindet sich in der Regel

auch jene blinde Sicherheit, die an einen möglichen Umschlag des eigenen Glückes nicht glaubt und gutes Vertrauen mit reizbarer Hartnäckigkeit festhält, wenn auch die offenkundigsten Gründe für das Gegentheil sprechen. So wiegt sich Lear in der Sicherheit seiner Majestät; er hat keine Ahnung, daß sein Plan mißlingen, Cordelia eine Widerrede wagen könne; er denkt nicht im entferntesten daran, daß seine beiden ältesten Töchter, obgleich er weiß, daß sie ihn nicht lieben, ihm je die schuldige Ehrfurcht versagen könnten; ja er überredet sich noch, als Goneril ihm bereits die Augen geöffnet, daß Regan anders sein müsse, obschon er selbst kaum daran glaubt. Am deutlichsten aber spricht sich seine Sicherheit in dem vom Dichter so unvergleichlich durchgeführten Wahne aus, daß man König sein könne, auch ohne im Besitz der Macht zu sein. Indessen versteht es sich wohl von selbst, daß eine Gestalt, welche vorzugsweise Größe und Erhabenheit zur Darstellung bringen soll, sich nur im geringeren Maße dazu eignet, die unheilvollen möglichen Folgen der Sicherheit, in höherem Maaße jedoch dazu, die Folgen eines verhängnißvollen Stolzes an sich zu offenbaren. Ebendeßhalb, und dies ist der einzige vollwichtige Grund hiefür, hat auch der Dichter die Geschichte Gloster's als fortlaufende, dem Geschicke Lear's überall zur Seite gehende Parallele in unsere Tragödie auf das kunstvollste verflochten. Schon Gloster's Fehltritt, der sich zu so entsetzlichem Geschicke entwickeln sollte, ist in der blindesten Sicherheit und Sorglosigkeit um die Folgen der That geschehen. Blinde Sicherheit ist's, was ihm die Thorheit eingibt, in Gegenwart des Grafen Kent seinen Sohn Edmund in leichtfertigen Scherzworten mit dem Bastardnamen zu brandmarken. Gerade dadurch aber hat er sein Geschick selbst heraufbeschworen; denn wie wir sahen, sind Edmunds nachmalige verderbliche Anschläge gegen

Vater und Bruder einzig gerade darauf gerichtet, dieſes Brandmal abzuwaſchen. Als Gloſter ſpäter aus ſeiner Sicherheit aufgeſchreckt iſt, hat er eben damit auch allen Halt verloren und überliefert ſich ſelbſt in blindem Vertrauen in die Hände ſeines Baſtardſohnes, während doch bei einiger Beſonnenheit ihn alle Gründe vielmehr zum Mißtrauen hätten bewegen ſollen. So wird er denn durch ſeine Sicherheit und die nothwendig daraus reſultirende Haltloſigkeit bei drohender Gefahr der Urheber ſeines eigenen Unglücks. Es iſt nicht zu überſehen, daß der Dichter mit einem feinen Zuge gleichſam eine geiſtige Blutsverwandtſchaft zwiſchen Lear und Gloſter hergeſtellt hat, indem er Edgar, den Sohn Gloſter's, zu Lear's Pathen machte. Stolz und Sicherheit ſind wirklich verſchwiſterte Fehler und Gloſter's Thorheit iſt nur das ergänzende Gegenbild zu der des Königs.

Lear's jäher Sturz von der Höhe zur Tiefe, die gewaltige Kataſtrophe ſeines Heldengeſchicks ſpricht demnach, wie mir ſcheint, am lauteſten *dafür*, daß der Dichter mit unſerem Drama beabſichtigt habe, *die Tragödie menſchlicher Größe* zu ſchreiben. Was iſt's doch für ein Anblick, wie der majeſtätiſche Mann von Stufe zu Stufe in Schmach und Entwürdigung ſinkt, bis er dem Wahnſinn zur Beute wird! wie er ſich ſträubt mit gewaltigem Ringen gegen die Schläge des Schickſals, bis er zerſchmettert am Boden liegt! Es iſt aber nicht ſeine, es iſt *menſchliche* Größe überhaupt, die er in ſich angetaſtet fühlt, die in ihm unterliegt. Die Frage: „iſt das *der Menſch*?“ über die er beim Anblicke Edgar's wahnſinnig wird, ließe hierüber keinen Zweifel; wäre nicht ſchon eine Geſtalt, wie Lear, an ſich viel zu groß und gewaltig, um noch für den Träger eines blos individuellen Geſchickes gelten zu können. Ziehen wir überdies auch noch das Ende der ganzen Tragödie in Betracht, ſo wird es an der umfaſ-

sendsten Bestätigung nicht fehlen. Denn unverkennbar ist es eine völlige Niederlage alles dessen, was groß und hervorragend stolzen Hauptes und sicheren Schrittes einherging. Lear, Cordelia, Gloster; Goneril, Regan, Edmund: alles wird hinweggemäht, was erhaben und prächtig oder wenigstens gewaltig und herrisch aufgetreten war. Denn daß auch Goneril und Regan, so verrucht und gottlos sie sind, dennoch in ihrer Art etwas Großartiges Königliches haben, wird schwerlich in Abrede zu stellen sein. Edmund auch ist ein großartiger verwegener Bösewicht, ritterlichen Ansehens, und verfolgt weder kleine noch niedrige Zwecke. Der anfangs so schwankende Gloster aber wächst in dem Augenblick zur wahren Heldengröße an, wo er unbekümmert um das eigene Schicksal frei und offen sich zur Treue gegen den verfolgten König bekennt, und der feigen unnatürlichen Gattin Cornwall's ihr fluchwürdiges Benehmen mit kühnem strafendem Wort in's Angesicht schleudert. Wie die Eiche splittert vor der rasenden Wuth des Orkans, der sie zu trotzen meint, so geht hier alles zu Grunde — selbst den edlen hochherzigen Kent nicht ausgenommen, der nach so viel Kampf und Leiden sich bereits anschickt, seinem Meister auch in den Tod zu folgen — so splittert hier alles und bricht zusammen, was nicht, wie Edgar, sich beugt vor dem Sturm, oder, wie Albanien, weit genug bei Seite steht, um nicht von dem unerbittlichen Wirbel des Geschickes erfaßt zu werden, der über die stolzen Höhen dahin braust. Es ist der Odem des Allmächtigen, vor dem vergehet und zunichte wird, was auf eigene Kraft oder Weisheit trotzte; es ist das Wehen göttlicher Nemesis, die den Gewaltigen von der Höhe stürzt, den Frevler mitten im Sieg erfaßt und alle Herrlichkeit des Menschen, wie sicher sie gegründet schien, mit Eins in den Staub wirft durch menschliche Thorheit.

Wie daher die aufgestellte Hauptidee in allen Einzelgeschicken sich geltend macht und abspiegelt, so erklärt sich hinwieder aus ihr, und wie mir scheint nur aus ihr zur vollen Genüge, jener allgemeine Umsturz des Endes, der selbst das Edle und Reine in Kent und Cordelien mit in die Strudel der hereingebrochenen Sündfluth begräbt. So aber dient die Katastrophe gerade durch ihre Allgemeinheit unsrer Aufstellung selbst wieder zur Begründung oder doch zur Bestätigung.

Schon hiemit erhellt sich einigermaßen auch Cordeliens auffallend düsteres Geschick, indem es sich dem angenommenen Grundgedanken der Tragödie von selbst unterordnet. Gleichwohl möchte dasselbe noch ein paar besondere Worte der Erklärung verdienen, nachdem es so vielen Anstoß erregt hat. Denn ihren Tod blos als schönen Opfertod für ihren Vater anzusehen, oder dadurch zu rechtfertigen, daß man sagt, Lear habe nach so vielen Leiden nur noch über der Leiche seines Kindes sterben können, ist sicherlich ungenügend. Ihre Bedeutung für das Drama muß ihren Tod rechtfertigen. Nun ist aber eben Cordelia's Stolz der Anlaß zur ganzen tragischen Katastrophe geworden. Ihre stolze Antwort oder vielmehr ihr schweigsamer Stolz hat Lear's verhängnißvollen jähzornigen Eigensinn heraufbeschworen, aus dem sich ja eben, wie gezeigt, alle Unthat und in letzter Folge der Untergang Aller entspinnt. Selbst an Edmund's verbrecherischen Planen und an Gloster's unseligem Geschick trägt sie, wenn auch unbewußt, doch uranfängliche Mitschuld. Denn nie wären Edmund's Plane, wenn er sie überhaupt faßte, so rasch und sicher gefördert worden, wäre nicht in Folge der Ereignisse, welche ihre stolze Antwort veranlaßte, der Herzog Cornwall auf Gloster's Schloß zu Gast gekommen. Nie auch hätte Edmund seinen Vater als Spion Frankreichs anklagen können, hätte sie nicht ihr Stolz mit Frankreich ver-

mählt. Wenn sie demnach, obgleich ganz unabsichtlich und nur durch einen kleinen Fehler, dennoch Veranlassung aller tragischen Geschicke geworden ist, so ist es nur der poetischen Gerechtigkeit gemäß, wenn sie selbst auch der Katastrophe zum Opfer fällt. Unbedingt wird man daher den Dichter von dem Vorwurf befreien müssen, als habe er ohne hinreichendes Motiv Cordeliens Geschick schwer und bitter sich gestalten lassen. Sorgt er doch gegenüber der poetischen Nöthigung auch selbst wieder mit sichtlicher Liebe dafür, daß ihr Ende nur mehr als unvermeidliches Unglück und dadurch in milderem Lichte erscheint, indem er zuvor ihre Verschuldung durch sie selbst so schön sich paralysiren läßt; so daß wir ihm eher zu Dank verpflichtet sind. Und dies um so mehr, da er gerade in ihrer Person durch die unaussprechlich schöne Schilderung ihres inneren Werthes und ihres späteren eben so hochsinnigen als zärtlich liebevollen Betragens uns auch im Allgemeinen eine hohe Befriedigung und Versöhnung gewinnen läßt, welche der wahren Tragödie so wesentlich ist. Denn nicht blos mit ihr sind wir ausgesöhnt, wir sind auch erhoben und beruhigt über all den Jammer, zu welchem sie Anlaß wurde, wenn wir hören, wie ihr Schmerz um ihren Vater all ihren Stolz verzehrte; wenn wir sehen, wie sie den kranken Greis, ein lichter Engel der Liebe und des Friedens, in ihren Armen hält und mit heißen Thränen um seine Genesung fleht; wenn wir mitfühlen, in welcher Bewegung des Herzens, da er nun erwacht ist, sie ihn bittet, seine Hand doch jetzt zum Segen über sie zu erheben. Wir sind zufrieden, daß die durch das Wort erworbene Schuld des Vaterfluches, der auf Cordeliens Haupte lastet, sich tilgt durch das Thun ihrer Liebe, und wenn wir auch den Wunsch hegen, so stellen wir doch nicht das Begehren, daß ihr die Folgen erlassen sein möchten, die sich

auch für sie an jenes unheilvolle Wort durch die Nemesis der Dinge knüpfen. —

So wenig erschöpfend diese Bemerkungen sind, so hoffe ich doch, daß sie, auf die obige Ausführung gestützt, so weit genügen werden, um die Hauptidee des Ganzen, nicht blos für sich erkennen zu lassen, sondern auch in ihrer Bedeutung für die einzelnen Charactere wenigstens aufzuzeigen. Ist aber die gegebene Entwicklung der Hauptscenen aus den drei ersten Acten nur einigermaßen gelungen, so werden nun auch jene drei Puncte, auf welche dieser Vortrag besondere Rücksicht nehmen wollte, in ein helleres Licht getreten sein. Die Eingangsscene unsrer Tragödie mit ihrer verhängnißvollen Reichstheilung wird nun nicht mehr lächerlich erscheinen, nachdem jene Fragestellung an die Töchter, — von der Fabel nur als zufällige dargeboten, — von dem Dichter so bestimmt motivirt und von Lear absichtlich und in völliger Angemessenheit zu seinem Zwecke gewählt ist. Nicht der kindische Wahn ist's, dem Lear sich hiebei überläßt, daß er durch solche Wettfrage den Grad der Liebe erfahren könne und werde, welche seine Töchter zu ihm hegen, noch liegt die Probe zu diesem Zweck irgend in seiner Absicht; er kennt die Herzen seiner Kinder aus langer Erfahrung zur vollen Genüge. Was ihm diese Frage eingibt, ist einzig und allein das unausweichliche Bedürfniß, die bereits festbeschlossene ungleiche Theilung seines Reichs auf Grund der erhaltenen Antworten vor aller Welt zu rechtfertigen. Es ist auch nicht der Wahn, als ob Cordelia ihn weniger liebte, denn ihre Schwestern, — es ist nur der Grimm über die Durchkreuzung seines wohlgemeinten Planes, was ihn zu solcher Wuth aufstachelt, daß er in der Verblendung der Leidenschaft sein liebstes Kind verstößt und enterbt.

Dieſe Motive aber, namentlich im Zuſammenhalt mit der ernſten königlichen Fürſorge für die Wohlfahrt und den Frieden ſeines Reiches, ſind gewichtig und bedeutend genug, ſollte man denken, um Lears Verfahren in jener Scene nicht mehr als das eines alterſchwachen kindiſch gewordenen Greiſes erſcheinen zu laſſen. Ziehen wir nun dabei in Erwägung, daß eben dieſe Scene es iſt, welche mit ihrem maßgebenden Einfluſſe gerade die Eigenthümlichkeit unſrer Tragödie ganz und gar bedingend und geſtaltend verbürgt, ſo werden wir uns nicht mehr wundern, daß der Dichter dieſen unwahrſcheinlichſten Zug der Fabel ſo annehmbar fand, wenn er ihn des lächerlich Zufälligen zu entkleiden und dafür mit ernſten Motiven zu durchdringen wußte. Warum er aber im Gegenſatz hiezu ſich genöthigt ſah, den Ausgang der Fabel in ſein Gegentheil zu verändern und nicht nur Lear's, ſondern auch Cordelien's Geſchick im Unterliegen und im Tode ſich erfüllen zu laſſen, haben wir ſo eben aus der Grundidee des Ganzen andeutungsweiſe abzuleiten verſucht. Endlich iſt auch der Grund für die Einflechtung der Geſchicke Gloſters ſchon berührt worden, indem wir das Characteriſtiſche ſeines Sturzes als weſentliches Ergänzungsbild zu dem Heldengeſchicke des königlichen Lear auffaßten. Denn das iſt gewiß, wo immer Shakespeare eine Doppelhandlung in Parallele geben läßt, da iſt es nicht zufällig, noch thut er es aus Laune, ſondern es liegt die Nöthigung dazu in dem Bedürfniß, die Idee, von welcher er ausgeht, erſchöpfend darzuſtellen; wie ſich das z. B. im Sturm und im Sommernachtstraum ganz entſchieden nachweiſen läßt. An Lear kommt vorwiegend die Größe des Menſchen und die Unerbittlichkeit des Schickſals — an Gloſter die freie Willkür des Menſchen und die Furchtbarkeit des Geſchicks zur Darſtellung. Dort ſehen wir Stolz und Trotz bis

zum Titanenmuth sich erheben, hier Sicherheit und Kleinmuth bis zur Verzweiflung herabsinken. Bei Lear ist von Anerkennung höherer Obmacht, von eigner Unterwerfung und Aufgeben des Kampfes keine Rede; er wird niedergeworfen und bezwungen, aber nicht besiegt; noch über der Leiche seines Kindes murrt er gegen das Schicksal. Gloster dagegen ist schon durch fremdes Geschick erschüttert bis zur Haltlosigkeit; als der Stoß ihn selbst trifft, ist er völlig gebrochen; und so sehr gibt er sich überwunden, daß er in abergläubiger Furcht vor den Sternen sich nicht anders zu helfen weiß, als durch feige Flucht aus dem Leben. Das sind Gegensätze, die sich nicht in Einem Bilde darstellen lassen, und die doch erst in ihrer Zusammenfassung nicht blos die Fülle, sondern auch die Wahrheit der Idee aussprechen. Hätten wir nur Lear's Geschick vor uns, so würde uns der Anblick dieses Titanenkampfes neben der Erschütterung fast mehr das Gefühl der Bewunderung als das des Mitleids einflößen, und das Stück wäre kaum eine Tragödie zu nennen. Auch würde sich die Hauptidee desselben ganz anders bestimmen, da es vielmehr die Stärke des Menschen im Ringen gegen das Geschick, als die furchtbare Allmacht des letzteren gegenüber menschlicher Ohnmacht zur Anschauung brächte. Daß aber das unendliche Mitleid, welches wir bei den grauenvollen Geschicken Glosters empfinden, nicht blos diesem gelte, sondern sich vielmehr auf das Ganze und namentlich auch auf Lear übertrage, dafür hat der Dichter eben durch die wunderbare Verbindung gesorgt, mit welcher er die Geschicke der beiden Häuser so innig und so kunstvoll in einander verflochten hat.

Doch wir müssen diese Nebenbemerkungen hier um so mehr abbrechen, da ich mich noch über einige andere Puncte erklären möchte, die für das Verständniß unsrer Tragödie zu

wesentlich sind, um ganz übergangen zu werden. — Für's Erste nämlich könnte unsrer Auffassung der Einwand gemacht werden, daß es doch hauptsächlich der Undank der Kinder sei, der jene furchtbaren Leiden herbeiführe, und daß derselbe auch im Stücke ganz ausdrücklich betont werde. Es wird sich also darum handeln, das Verhältniß aufzuklären, in welchem die Art, wie Lear gestürzt wird, zu der Bedeutung steht, die man seinem Sturze bis in die grauenvolle Tiefe des Wahnsinns beilegen muß. Fände sich nun, ganz abgesehen von der Ueberlieferung der Fabel, irgend eine andere Möglichkeit seines Sturzes, so könnten wir uns freilich in unsrer Auffassung geirrt haben; wäre aber nach Lear's ganzer Stellung, nach seinem Wesen und Character das vorliegende Motiv das einzig mögliche und denkbare, dann würde unsre Ansicht darum noch nicht falsch sein müssen, weil der Dichter gerade die kindliche Impietät zur Mittelursache und zum Hebel der Katastrophe machte. In der That aber wüßte ich nicht, was einem Lear sonst Schreckliches oder Feindliches begegnen, das im Stande wäre, diesen Herrscher von seiner Höhe zu stürzen und selbst die Mannheit in ihm bis zum Wahnsinn zu bewältigen, wenn es nicht eben ein solches Geschick ist, das *in* und *aus ihm* selbst erzeugt, kein Entrinnen möglich macht. Lear hat eine lange und glückliche Regierung, aber sicher nicht ohne ruhmvoll bestandene Kämpfe geführt: was sollte den bewährten, noch immer kampfrüstigen Helden zu Boden werfen? Ein Angriff auf sein Reich? — aber er würde seine Feinde mit der Stärke seines Armes zerschmettern, und wären sie noch so zahlreich; wo nicht, so würde er den Heldentod sterben: — Sturz, Schmach, Entthronung von Feinden? daran ist bei Lear nicht zu denken. Oder Heimtücke, die im Finstern schleicht? — aber Lear hat keine Feinde in

seiner Umgebung; er ist geliebt, verehrt, fast angebetet von Allen, und die ihn etwa neiden möchten, verkriechen sich schon vor seinem zürnenden Herrscherblick. Den Tod seiner Kinder, ja seines Lieblings Cordelia würde Lear tragen wie ein Mann, wie er den seiner Gattin trug. Es gibt für Lear keine Möglichkeit eines anderen Sturzes, als den er sich selbst bereitet. Ja auch der Undank der Kinder *an sich* würde nicht Herr über ihn geworden sein, wir sehen's an Cordelia's Verbannung. Wie auch sein Herz gelitten hätte, er hätte sicher seinen Schmerz bemeistert; er würde *gestraft* haben — furchtbar, wie er selbst droht; *gestürzt* wäre er nicht, — *hätte er nicht selbst seine Macht weggegeben*. So ist also der Undank seiner Töchter nicht einmal der eigentliche Hebel, sondern nur der *Stachel* seines Sturzes und seiner Leiden, und wird auch *nur* in diesem Sinne, und erst in der Lage gänzlicher Hilflosigkeit von Lear selbst betont. Lear geht lediglich an dem Widerspruche seiner Natur und seiner Ansprüche mit seiner Lage, an dem Gefühle *selbstverschuldeter Ohnmacht* zu Grunde; ein Gefühl, das ihm nur verbittert und vergiftet wird durch den Gedanken, daß es *seine eigenen Töchter* sind, die ihm diese Ohnmacht zu fühlen geben, indem sie seine überschwängliche Güte mit Undank lohnen. Wir haben aber auch gesehen, wie Lear keinen Augenblick daran dachte, daß er mit der Hingabe seiner Macht aufgehört habe König zu sein. Blieben also seine Töchter nur bei der äußersten Billigkeit des Vertrages stehen, so gab es für ihn keine Erniedrigung, keine Ohnmacht. So wenig daher dem Undank dieser Töchter — Cordelia müßte dabei ohnehin außer Anschlag bleiben — irgend eine vorwiegende Bedeutung für die Idee des Ganzen beigelegt werden darf, so gewiß ist doch gerade diese Impietät der beiden unnatürlichen Kinder die nothwendige,

weil die einzig mögliche Brücke, über welche Lear an der ehernen Hand des Geſchickes von der Höhe zur Tiefe nieder gleitet bis an den Rand des Abgrunds, in den ihn der eigne ſchwindelnde Geiſt hineinſtürzt. Der Dichter mußte alſo bei dem überlieferten Motiv der Fabel bleiben, und hatte nur dafür zu ſorgen, daß Lear's jäher Sturz aus der Höhe als ſolcher vorwiegend zur Anſchauung kam; und daß er dies gethan, das eben haben wir in der ausführlichen Entwicklung jener Scenen nachzuweiſen geſucht.

Ein Zweites noch iſt nun die Frage, wie ſich der Wahnſinn als die tragiſche Mitte unſres Stücks und als der Gipfelpunkt in dem Geſchicke Lear's rechtfertigen laſſe? Gerechtfertigt iſt er, wenn er als poetiſche Nothwendigkeit begriffen wird. Nun wäre aber in der Kataſtrophe, welche Lear ſelbſt über ſich heraufbeſchwört, der Tod in keiner Weiſe ein tragiſches Motiv. Denn abgeſehen davon, daß er in keinem Verhältniß zu ſeinem Ausſchreiten „aus dem Geleiſe der Natur“ ſtehen würde, könnte er in der unglücklichen Lage, in der der arme König iſt, nur als Erlöſung erſcheinen. Eine gelungene Ermordung alſo — deren Beabſichtigung unſer Stück, wie die Fabel ſelbſt auch, den unnatürlichen Schweſtern allerdings unterſtellt, — könnte nur den Abſcheu vor dieſen Ungeheuern vermehren, ohne die tragiſche Kraft des dramatiſchen Inhalts zu erhöhen. Ein Bewenden aber bei dem troſt- und hilfloſen Elend — an ſich undenkbar — würde ohne weitere Steigerung zwar zum Mitleid bewegen können, aber nicht im geringſten auch nur den Namen eines tragiſchen Geſchicks verdienen, da es immerhin als gerechte Buße für die jähzornige Verſtoßung Cordeliens anzuſehen wäre. Für die Steigerung dieſes Elends zur tragiſchen Höhe bleibt nur ein Zwiefaches: entweder Verzweiflung bis zum Selbſtmord oder Wahn-

sinn. Welches von beiden Motiven nun für Lear das angemessenere ist, muß aus seiner eigenen Natur, seinem Charakter und der Art seines Ausschreitens, welchem die Nemesis gilt, erschlossen werden. Diese Frage aber ist sofort entschieden, denn daß einem solchen Heldengemüth wenig ansteht, an sich zu verzagen, ergibt sich von selbst. Wer in solch unbezwinglicher Stärke mit Himmel und Erde zu ringen sich unterwinden darf, wie Lear, der kann nicht der Verzweiflung zur Beute werden. Aber auch sein Fehler steht dazu in keinem Verhältniß, da er mehr eine Thorheit, begangen im Uebermaß der Leidenschaft, als Versündigung oder Frevel ist. So bleibt nur der Wahnsinn als einzig mögliches dramatisches Motiv, um Lears Leiden zur tragischen Höhe zu steigern. Allein damit ist die Berechtigung desselben nur erst zur mindern Hälfte nachgewiesen; Hauptsache bleibt vielmehr, Lears Wahnsinn als eine Nothwendigkeit seines inneren geistigen Lebens im Zusammenhalt seiner Natur und seiner Verschuldung zu begreifen.

Lears Palladium, wofür er sein ganzes Leben eingesetzt, ist der unverbrüchliche Glaube an seine eigne Herrschergröße. Dieser Glaube stützt sich auf das Bewußtsein seiner strengen Gerechtigkeit und seiner eingebornen Königswürde. Keine Macht der Welt kann ihm dieses Palladium rauben, so lange er sich selbst nicht verliert; er ist ja jeder Zoll ein König, — wer kann daran etwas ändern? Wer's ändern wollte, müßte ihn irre machen an sich selbst, irre auch in seinem Glauben an das Wort „Gerechtigkeit." Das Eine scheint so unmöglich wie das Andere. Und doch hat sich Alles geändert in plötzlichem Umsturz; zunächst das Aeußere. Lear ist herabgesetzt zur Ohnmacht, sein Herrscherwort findet kein Gehör, seiner Würde versagt man die Ehrfurcht

Auf ihn, der nie an die Möglichkeit eines Widerspruchs zwischen der Wirklichkeit und dem idealen Anspruch inneren Berufs dachte oder glaubte, muß diese Erfahrung so plötzlich und völlig neu, wie sie für ihn ist, nothwendig einen verwirrenden Eindruck machen. Einen Augenblick wird er durch die Töchter wirklich irre an sich selbst; er kennt *sie* nicht, *sich* nicht mehr. Doch das geht vorüber, er findet sich wieder; nach dem Verlust des Königs rafft er den Mann in sich auf; mit der Drohung der Rache stürmt er in die Nacht hinaus. Seine Ohnmacht allein führte ihn noch nicht nothwendig zum Wahnsinn, so wenig wie zur Verzweiflung. Mit der Zeit konnte er zu jener Resignation kommen, die auf alle äußere Macht verzichtet und selbst im Kerker sich frei weiß; eine erhobene Stimmung, die sich am Schlusse so schön gegen Cordelia ausspricht. — Aber Lear bedarf der *Anerkennung* — wenigstens jetzt noch —, er bedarf, um an sich glauben zu können, der Bejahung dieses Glaubens; findet er diese *nirgend* mehr, so muß er mit dem Glauben an sich, worauf sein ganzes Leben ruht, nothwendig auch sich selbst verlieren. Seine Töchter weigern ihm diese Anerkennung im Widerspruch mit ihrer *Pflicht* und seinem *Verdienst*; — und in demselben Augenblicke verlassen ihn auch alle seine Ritter, er ist allein auf öder Haide, allein mit seinem Narren, und auch der hat ihm ja stets die Anerkennung geweigert, indem er ihm seine unkönigliche Thorheit unablässig zu hören gab. Da wird Lear irre nicht blos an seiner eingebornen Königswürde, sondern auch an dem zweiten Fundament seines Lebens, an der Gerechtigkeit; damit aber weichen alle Stützen seines geistigen Lebens, weil dies die einzigen sind, die er hat. So muß er nothwendig *sich selbst verlieren*, und wenn sein leibliches Leben stark genug ist den Sturm zu überdauern, so wird doch sein Geist ohne Rettung dem Wahn-

sinn verfallen müssen — wenn er nicht in sich die notbwendige Selbstbejahung findet.

Hätte Lear zu Cordelien geben können, sie würde ihm die Anerkennung gewährt haben, die ihm so unentbehrlich ist, und er war gerettet. Aber warum kann er's nicht? warum weigert ihm der Dichter diesen Ausweg, den doch die Fabel an die Hand gibt? — Weil es der Natur, dem Charakter, der innersten Lebensüberzeugung Lears widerspricht. Nicht falsche Scham, nicht Furcht vor Erniedrigung hält ihn ab, diesen Gedanken zu fassen; der Kern seines sittlichen Bewußtseins, der unvertilgbare Sinn der Gerechtigkeit verbietet es ihm. Er kann nicht glauben, daß ihn die Tochter aufnehmen werde, um die er es nicht verdient; will er doch auch da nicht einmal, als er in den Armen seines Lieblings erwacht, an ihre Liebe glauben, die er verstoßen.

So ist also dem verlornen Mann jede Rettung, die ihm von außen kommen könnte, abgeschnitten; es fragt sich nun, ob er bei der Einkehr in sich die Selbstbejahung findet, die kräftig genug ist, ihn aufrecht zu erhalten. Es scheint so; denn sein Gewissen entlastet ihn; er sagt sich selbst: ich bin ein Mann, an dem man mehr gesündigt als er sündigte. Aber hart daneben liegt ein nagendes Gefühl, das ihn von Anfang bis zu Ende begleitet, das ihm keinen Augenblick Ruhe läßt, das mit jedem Blick auf seine ohnmächtige Lage, mit jedem Gedanken an die Unnatur seiner Töchter auf's neue erwachen, unwiderstehlich sich ihm aufdrängen muß. Er will's nicht Worts haben, nicht aufkommen lassen; er unterdrückt's, hält sich's vom Leibe wie er nur kann, schiebt es bei Seite, drängt es aus sich hinaus, — immer, bis jetzt; aber wie er sich auch dagegen sträuben mag, der Narr wird ihm endlich doch über den Hals kommen, —

denn der Narr ist Lears mit ihm wandelnde Reue. Nicht sein Gewissen; das läßt den armen König ruhig, — sein Fehl ist nicht so groß, Uebereilung und Thorheit in der besten Absicht, kein Verbrechen. Aber der Narr läßt ihm keine Ruhe; er taucht auf in dem Augenblick, wo Lears Erkenntniß seiner Thorheit beginnt, die Reue über Cordeliens Verstoßung anklopft und Einlaß begehrt. Von da an heftet sich der Narr an seine Ferſen, ist überall bei ihm, bei Tag und Nacht, im Haus und auf der Reise, hält allein bei ihm aus in Sturm und Wetter, redet kein Wort, als nur für ihn, und zu ihm kein Wort, als nur von seiner Thorheit, immer und immer wieder, ohne Rast und Ruh — bis Lear wahnsinnig ist. Da verschwindet er, da geht er zu Bett, zur Ruhe in Lears Herzen; endlich hat er Eingang gefunden. Die Reue ist Selbstverneinung; ihr unterliegt Lear nothwendig, nachdem er mit ihr allein gelassen, nachdem ihm alle Bejahung seines Lebens von außen entzogen ist.

Ich habe früher in einem Vortrag über Hamlet nachgewiesen, wie Shakespeare Opheliens Wahnsinn im letzten Grunde aus dem quälenden Bewußtsein ableitet, das, was ihr das Theuerste war, Hamlets Liebe, durch Selbstverschuldung verloren zu haben. Dasselbe Motiv macht der Dichter auch hier wieder für Lears Wahnsinn geltend. Der Narr ist dieses Bewußtsein, von welchem Lear bei jedem Anlaß mit spitzen Stachelreden gequält wird, die ihn immer und immer wieder auf die Selbstverschuldung seines Elends hinweisen. Zwar anfangs noch hält er sich den kecken Burschen kräftig genug und ziemlich barsch vom Leibe, er droht ihm mit der Peitsche; doch bald, wie die Noth entschiedener hereinbricht, leiht er ihm williger sein Ohr, verhält sich endlich blos leidend gegen ihn, und jetzt sogar — wendet

er ihm mit kummervoller Theilnahme alles zu, was ihm von seinem Herzen geblieben ist:

> Du armer Schelm und Narr, mir blieb ein Stückchen
> Vom Herzen, und das bejammert dich.

Jetzt also räumt er dem Burschen sein Herz ein, der nicht müde wird, ihm seine Thorheit vorzupredigen. Er nimmt sich seine eigne Narrheit in einem Augenblick zu Herzen, wo ihn der Fieberfrost von außen schüttelt, wo er empfindet, der stolze majestätische Lear — unläugbar empfindet, daß er eben auch nichts anderes ist, als ein armes schwaches Menschenkind, dem die Wetter des Himmels die Haut durchnässen dürfen. Dieß ist der Punkt, wo die Reue mit ihrem Fieberschauer in Lears Herzen ihren tiefsten Stachel einsetzt, der Narr in ihm seine Wohnung aufzuschlagen beginnt. Je nachgiebiger aber Lear gegen jenes Bewußtsein in seinem Innern wird, desto milder und sanfter, zuletzt ganz schweigsam wird der Bursche außer ihm. Ja sein letztes Wort ist nun sogar eine Warnung vor Gespenstern, die Lear zu schauen im Begriff ist; — zu spät. Edgar tritt aus der Hütte, ein leibhaftiges Abbild von Lears eben jetzt so scharf empfundener Noth — und den eigenen Narren im Nacken, den Schicksalsnarren vor sich, so in die Mitte genommen zwischen zwei unabweisbare halb gespenstische Mächte, (von denen die eine sein inneres, die andere sein äußeres Selbst vorstellt) wird Lear vom Strudel des Bewußtseins selbstverschuldeten Elends ergriffen und in die Tiefe des Wahnsinns hinabgezogen. — Denn Edgar als Pathe, d. h. als geistlicher Sohn und Erbe Lears, — um dies nebenbei zu bemerken — hat wohl überhaupt keine andere Bedeutung, als die, das bessere unzerstörbare Selbst des gestürzten Titanen zu repräsentiren. Darum ist sein Character anfangs so unbestimmt und schwankend gehalten; darum tritt er

eigentlich erſt bedeutſam und zwar in verſtelltem Wahnſinn in dem Augenblick auf, wo Lear wirklich wahnſinnig wird; darum ſteht er ſeinem Vater als muthiger und ermuthigender Kämpfer gegen die Unbill des Geſchickes zur Seite, — darum endlich iſt ſeine Aufgabe, an der Stelle des unterliegenden Lear über den Ritter der nackten Bosheit zu triumphiren und in ſich das beſſere Selbſt dieſes Lear-Prometheus, wenn auch in ſchwächerem Abbild, hinüber zu retten in das jüngere Geſchlecht. —

Es iſt eine wunderbare und eben ſo glückliche Erfindung, daß der Dichter das nagende Bewußtſein der Selbſtverſchuldung aus der Seele des Helden nach außen verlegt und in dem Narren perſonificirt, um es dem unglücklichen König bis zu dieſem Punkte der Erfüllung ſeines Geſchickes, wenn auch zum untrennbaren, doch nur zum äußerlichen Begleiter geben zu können. Denn unmöglich war es, daß der königliche Lear die Heldenbruſt der wilden Empörung, die ihn zu zerſchmettern droht, mit ſolchem Titanenmuth entgegenwarf, wenn ihm die Seele von der ganzen Wucht quälender, beißender Reue belaſtet war. Alle die gewaltigen Züge trotziger Unbezwinglichkeit, in denen ſich erſt Lears Bild vollendet, würden wegfallen müſſen; Lear würde nicht mehr Lear ſein können, wenn er ſich von vornherein jenem dumpfen Brüten ermüdender Selbſtqual hingab. — Dagegen hat der Dichter mit jener glücklichen Conception zugleich noch ein Anderes erreicht, was für das theilnehmende Gefühl ſehr weſentlich in's Gewicht fällt. Ohne den Narren würde Lears Wahnſinn nicht unmittelbar in ſeiner Berechtigung empfunden, weil nicht hinlänglich in ſeinem Grund und Anlaß verſtanden werden. Dieſe Unklarheit des Gefühls, welche unſer Mitleid in Unwillen verkehren müßte, iſt völlig beſeitigt, indem der Dichter uns jenen verborgenen Stachel ſo anſchaulich macht, der dem Geiſte Lears

das eigentliche Gift seines tiefempfundenen Elends so lange einimpft, bis es nicht mehr Wunder nehmen kann, daß der Schmerz und die Krankheit des Herzens sich auch dahin verpflanzt, wo die Werkstätte der Gedanken ist.

In der That kommt auch bei Lear, wie bei Ophelia, im Verlauf des Wahnsinns nichts anderes zu Tage, als was vorher als Krankheit im Herzen brütete, so daß keineswegs mit Gervinus gesagt werden kann, der Wahnsinn Lears habe nur einen ganz allgemeinen Character. Der Hauptinhalt seiner wahnsinnigen Reden beginnt genau da, wo seine Kränkung anhob, bei Goneril und Regan, über die er sich zu Gericht setzt; er endet genau da, wo sein helles Bewußtsein zu schwinden begann, bei der Erinnerung nemlich an sein „Alleinsein" (mit seinem Narren), an jenen Anblick (Edgars) „bei dem der Mensch in salz'ge Thränen vergehen könnte," an jenen „lustigen" Augenblick, wo er mit heller Lache den König so ganz ausgezogen hat, daß er nun erst fragen muß, „ob die Herren wohl wissen, daß er ein König ist." Was dazwischen liegt, ist überall nur der Reflex bitterer Empfindungen und Erfahrungen, oder der Widerhall jener grübelnden Betrachtungen, die ihn dem Wahnsinn entgegenführten. Erst die herbe sein ganzes Geschick umspannende Erinnerung, daß er vor seinen Töchtern hat weinen, ihrer Macht hat weichen müssen. Dann das Handgeld Kents, seine eigene Entrüstung über die Maus von einem Haushofmeister, die man herbeilocken muß; dann die weißbärtige hündische Belehrung Gonerils; das Ja und Nein, die Zusage und der Wortbruch seiner Töchter, wie er ihm zuletzt, eine unglaubliche Theologie, in der häßlichen Abhandlungsscene bei Regan doch klar wird; — endlich die Erinnerung an das plötzliche nie gekannte Gefühl seiner völligen Ohnmacht, da der Donner auf sein

Geheiß nicht schweigen wollte und das Fieber ihn durchschauerte. Nun folgen zwei längere grübelnde Betrachtungen sententiöser Art über die teuflische Heuchelei des Weibes und über die schändliche Unterdrückung und Mißhandhabung von Recht und Gerechtigkeit: — ganz so, wie er dort, auf der Haide zuerst über die Verruchtheit seiner heuchlerischen Töchter und dann über die gebührende Handhabung der Strafgerechtigkeit in grübelndes Sinnen sich vertieft. Was außerdem noch an Färbung zwischen durch kommt, sind gegensätzliche wechselnde Bilder von Höhe und Tiefe, von Gewaltigem und winzig Kleinem, von herrischem Gebieten und Sichgefangengeben, von Standhalten und Flucht, von riesenkräftigem Trotz und heimlich schleichenden Racheplänen, von Einem endlich, der jeder Zoll ein König ist und doch Fug hat zu weinen. Lauter Erinnerungen also, die sich aus dem Sturze des königlichen Lear nothwendig und von selbst ableiten; Nachklänge von jenen Empfindungen, unter deren übermächtig andringender Gewalt die Gesundheit seines Geistes erlag.

Offenbar aber ist gerade diese Farbengebung hauptsächlich darauf berechnet, die furchtbare Katastrophe, der eine so mächtige Heldengestalt verfallen ist, als solche in das entschiedenste Licht treten zu lassen, und das Bild des gestürzten Lear, für sich allein und ohne alle ferner liegende Beziehung und Deutung, als ein namenlos unglückliches Verhängniß in den Mittelpunkt unserer Theilnahme zu verpflanzen. Könnten wir noch irgend zweifeln, so dürfen wir nur des Dichters eigene Erklärung hören, welche er über den Eindruck, den Lears Wahnsinn machen sollte, einem Edelmann in den Mund legt:

> Ein Anblick jammervoll am ärmsten Bettler,
> An einem König namenlos.

Und so dürfen wir wohl auch von hier aus zum Schlusse den Satz wiederholen, daß Lears Geschick als solches zum bedeutungsvollen Mittelpunkte des Ganzen bestimmt, und Lear demnach, diese furchtbarste und zugleich vollendetste aller Tragödien nichts Anderes ist, als das warnende Schicksals-Monument auf dem Grabhügel menschlicher Größe.

Mittheilungen

aus des

persischen Dichters Sadi Rosen- u. Fruchtgarten.

Von

Dr. E. Lösch.

Ich denke Ihnen, Verehrteste, heute den persischen Dichter Sadi vorzuführen. Er gehört zu den berühmtesten Dichtern seines Volkes und ist seit der lateinischen Uebertragung seines Gulistan durch Gentius im Jahre 1651 und durch die deutsche Uebertragung desselben Werkes durch den Bibliothekar Olearius in Schleswig im Jahr 1654 auch den Deutschen bekannt und zugänglich geworden.

Sadi, mit seinem vollen Namen Mosliheddin Sadi, gehörte zur Gesellschaft der Sufi. Diese bildeten einen eigenen Gelehrtenstand, oder wenn man will, eine eigene religiöse Verbrüderung in Persien. Ihr Hauptstreben ging dahin, sich über die äußern Formen der Religion zu erheben und durch ein mystisches Versenken in die Tiefen der Gottheit sich von den Fesseln des Irdischen zu befreien und zur Einheit mit Gott zu gelangen. Zu diesem Zwecke haben sie unter der Leitung eines älteren Sufi mehrere Stufen durchzumachen, bis sie auf der höchsten, der vier-

ten, zum völligen Versenken in die Gottheit, zum völligen Einswerden mit ihr gelangen. Eine gewisse mönchische Strenge, ein Fernhalten von der Welt und ihren Freuden, ein zur Schautragen der Armuth in der Kleidung, gehörte zu den äußern Abzeichen ihres Standes. Sie standen in großem Ansehen unter dem Volke, und sammelten gewöhnlich eine große Anzahl von Schülern um sich.

Das Leben unseres Sadi ist von einem gelehrten Perser, Dauletschah beschrieben, auch finden sich in Dschami's Lebensbeschreibungen berühmter Sufi's kürzere Notizen von ihm. Er war als Sohn armer Eltern 1175 nach Christo in Schiras geboren, studirte in Bagdad unter der Leitung des gelehrten Abulfaradsch die höhere Weisheit, hielt sich an verschiedenen Orten, in Kaschgar, in Damaskus, in Baalbeck auf, machte zu seiner weitern Ausbildung eine große Anzahl von Reisen, unter andern nach Delhi, nach Indien, wallfahrtete vierzehn Mal nach Mekka, sammelte sich einen außerordentlichen Schatz von Lebenserfahrungen und von gelehrtem Wissen und scheint seine Gedichte und seine Sprüche erst in spätern Jahren niedergeschrieben zu haben. Sein Ruhm breitete sich immer weiter aus, er erfreute sich der Unterstützung und des Schutzes des berühmten Abubecker und wurde zuletzt oberster Scheich der Sufi in Bagdad. Vom seinem Verhältniß zu Abubecker sagt er selbst:

Nach Hindostan reist' ich nach diesem Strauß,
von da nach Yemen und zum heil'gen Haus.
Aus allem war mir Blutres nur entsprossen;
das Süße hat erst jetzt mein Mund genossen,
beglückt von Huld an Abubecker's Thron,
dem gleich und gleichet keiner Mutter Sohn.
Ich kam als Kläger gegen Schicksals Tücke
und suchte Schutz in seines Schattens Glücke.

Er wurde, wie er selbst erzählt, als er sich in der Nähe von Jerusalem in eine Einsiedelei zurückgezogen habe, von den Kreuzfahrern gefangen genommen, als Sclave verkauft und mußte an den Festungswerken von Tripolis arbeiten, bis ihn ein Kaufmann aus Aleppo um 10 Dinare loskaufte, ihm die Freiheit schenkte und ihn mit seiner Tochter verheirathete, welche eine Mitgift von 100 Dinaren empfangen hatte. Diese Ehe jedoch war keine glückliche; denn seine Frau war sehr heftig und zanksüchtig. In seinem Rosengarten spricht er sich selbst folgendermaßen über sie aus:

„Nach Verlauf einiger Zeit zeigte sie sich böswillig, eigensinnig und widerspenstig, sie fing an ihrer Zunge freien Lauf zu lassen und mir das Leben zu verbittern, denn mit Recht hat man gesagt:

Hat ein guter Mann im Haus ein böses Weib,
brennt er in der Hölle bei lebend'gem Leib.
Von der bösen Sieben halte fern die Hände!
O daß Gott die Feuerstrafe von uns wende!

Indem sie einst ihre schmähsüchtige Zunge gehen ließ, sagte sie: Du bist ein nichtsnutziger Mensch, mein Vater hat dich für 10 Dinare von den Franken losgekauft. Wohl, antwortete ich, hat er mich für 10 Dinare losgekauft, aber für 100 Dinare hat er mich dir zum Gefangenen gegeben.

In seinem höheren Alter zog er sich in eine Einsiedelei bei Schiras zurück und lebte bis zu seinem, erst spät erfolgten Tode ein beschauliches Leben. In seiner Einsamkeit wurde er von Fürsten und Vornehmen und von dem Volke fleißig besucht und beschenkt. Ueber sein beschauliches Leben drückt sich sein Biograph ganz in morgenländischer Weise so aus: „Dreißig Jahre beschäftigte er sich mit Erwerbung von Kenntnissen, dreißig Jahre

war er auf Reisen und durchwanderte das ganze bewohnte Erdviertel, und dreißig andere Jahre setzte er sich auf den Teppich der Andacht und wandelte auf den Pfaden der Ordensmänner. O schönes Leben, das auf solche Weise zugebracht worden!" Ueber sein Todesjahr sind die Geschichtsschreiber nicht einig. Gewöhnlich nimmt man an, daß er 1292 gestorben ist und ein Alter von 116, nach anderen von 102 Jahren erreicht habe. Der Uebersetzer seines Rosengartens, Graf, aber macht es wahrscheinlich, daß er schon 1263 gestorben sei und somit blos ein Alter von 88 Jahren erreicht habe.

Sein Grab findet sich eine Stunde nordöstlich von Schiras in kahlen und öden Bergen. Der persische Fürst Kerim Khan führte dort ein Schloß mit Gartenanlagen und Springbrunnen aus und ließ dem Dichter in einer steinernen Nische ein Grabmal setzen. Die Wände der Nische sind mit Inschriften und Verzierungen bemalt und den steinernen Sarg verschließt ein ebenso verzierter, mit Sprüchen Sadi's beschriebener hölzerner Deckel. Ein einsiedlerischer Derwisch hat die Aufsicht und zeigt das Grab nebst einem Exemplare der Werke des Dichters gegen eine Belohnung. Sadi ist in seinem Vaterlande so berühmt, daß Olearius versichert, es werde daselbst keiner gefunden, der nur lesen und schreiben kann und nicht den Gulistan des Dichters in Händen hätte, keinen, der etwas gelehrt und fürnehm sein wolle, der nicht seine Sprüche mehrentheils im Kopfe hätte. Seine Hauptwerke sind: Gulistan, der Rosengarten, Bostan, der Baum- oder Fruchtgarten, Divan, eine Sammlung lyrischer Gedichte und Pendnameh, eine Sammlung von Sittensprüchen. Die beiden letzten scheinen in Deutschland noch keine Uebersetzer gefunden zu haben, wenigstens waren meine Bemühungen bei der Universitäts-Bibliothek in Erlangen darnach fruchtlos und

alle Buchhändler-Kataloge, welche hier nachgeschlagen wurden, enthielten ebenfalls davon keine Spur. Es bleibt mir daher blos der Rosengarten und Fruchtgarten zur näheren Beurtheilung übrig und ich werde durch mehrere ausgehobene Stellen den Geist und den Gehalt des Dichters Ihnen näher zu bringen suchen. Daß ich Sie mit der veralteten Uebersetzung des Olearius, der, wie er sich ausdrückt, „den Persianer zum erstenmal in einem deutschen Mantel hereingeführt und ihn in unserer Muttersprache hat hören lassen" — verschone, werden Sie mir Dank wissen. Ich halte mich an die Uebersetzung des Rosengartens von Graf, welche 1846 in Leipzig, und an die Uebersetzung des Fruchtgartens von Schlechta Wssehrd, welche 1852 in Wien erschienen ist. Graf gibt in seinen Anmerkungen auch einzelne Stellen aus dem Pendnameh. Sie unterscheiden sich aber nach Form und Inhalt so wenig von den im Rosen- und Fruchtgarten enthaltenen Stücken, daß es überflüssig wäre, etwas davon anzureihen. Ebenso halte ich es nicht für zweckmäßig, Proben von Herder zu geben, da er mehr Nachbildungen, als getreue Uebersetzungen geliefert hat. Es ist natürlich, daß wir hier nichts anderes, als den reinen Morgenländer zu suchen haben und daß wir weder nach Form noch Inhalt an seine Sprüche und Lieder den Maasstab der classischen oder der romantischen Dichtkunst legen dürfen. Wenn uns oft ein gewisser Schwulst der Rede, eine Ueberschwänglichkeit der Worte, ein buntes Meer von Bildern und Gleichnissen begegnet, so darf uns das nicht irren, eben so wenig, als die scheelen Seitenblicke auf die Christen oder Juden, oder die wortreiche Verehrung gegen Muhamed, oder die sclavische Demuth gegen den Herrscher, welchen der Dichter verherrlichen will. Eben so wenig werden wir Anstoß daran nehmen, wenn die Verhältnisse der Geschlechter, und die Ansprüche und Em-

pfindungen der Liebe vielfach in anderer Weise behandelt erscheinen, als sie nach unseren Grundsätzen und Vorstellungen behandelt sein sollten. Die morgenländischen Tinten gehören nothwendig zum Ganzen und sie treten bei Sadi in weit geringerem Maaße hervor, als bei den meisten seiner Landsleute. Wir werden vielmehr überall von der tiefen Wahrheit seiner Lebensanschauungen, von der hohen Sittlichkeit seiner Grundsätze, von der unverfälschten Reinheit seiner Empfindungen und von der Tiefe und Innigkeit seiner Religiosität uns angezogen und ergriffen fühlen.

Es dürfte nicht unwillkommen sein, das treffende Urtheil eines Rezensenten in der Allg. Zeitung vom vorigen Jahr zu vernehmen. Er sagt:

„Sadi ist der vielgewanderte, Odysseus und Nestor in sich vereinigende, Dichtergreis, der auf seiner asiatischen Länder- und Völkerschau den reichsten Schatz von Lebenserfahrungen gesammelt hatte und nun in die Heimath zurückgekehrt, im Genusse wohlverdienten Ruhms, die Summe seiner Weisheit mit ruhigem Behagen in anmuthigen Geschichten, Sprüchen und Versen niederlegte."

„Der Grund des Zaubers, der aus seinen Werken spricht, ist die aus aller morgenländischen und muhamedanischen Besonderheit, wie ein feiner Aether sich ablösende und frei über ihr schwebende allgemeine Menschlichkeit, der jedem Extrem abholde Geist weiser Mäßigung, die Reife und Milde der Betrachtung und des Urtheils, wie sie in höher begabten Menschen durch ein langes, vielbewegtes Leben sich ausbilden.

Sein Rosengarten ist halb in Prosa und halb in Poesie geschrieben, also daß beide beständig mit einander abwechseln. Aber auch die Poesie ergehet sich in dem morgenländischen Pa-

rallelismus der Glieder und bringt Reime in reichlichem Maaße. Er bestehet aus acht Abtheilungen, die jedoch in ihrem Inhalte nicht gerade streng von einander sich abscheiden. Die erste handelt von den Königen und dem Hofleben, die zweite von den Gesinnungen der Derwische, die dritte vom Werth der Genügsamkeit, die vierte von den Vortheilen des Stillschweigens, die fünfte von der Liebe und Jugend, die sechste von der Schwäche und dem Alter, die siebente von dem Einfluß der Erziehung, die achte von den Regeln des Umgangs.

Zuerst ehe wir die Sprüche der Weisheit aus dem Munde unseres Sadi vernehmen, wollen wir doch zur Ergötzlichkeit unserer Zuhörer eine Probe morgenländischen Bombastes in Worten, Bildern, Gleichnissen und Wendungen vortragen. Der Dichter ermahnt zum Danke in Wort und That gegen Gott, der die ganze Welt so herrlich zu unserem Genusse und unserer Freude ausgeschmückt hat, und läßt sich also vernehmen:

„Der Segen seines unberechenbaren Erbarmens hat sich zu Allen erstreckt und der Tisch seiner rückhaltlosen Wohlthätigkeit ist überall gedeckt; den Ehrenschleier seiner Knechte zerreißt er nicht wegen verwerflichen Begehens und das tägliche Brod entzieht er ihnen nicht wegen schmählichen Vergehens."

Allgütiger, der du aus verborg'nem Schatze
dem Perser und dem Christen Nahrung spendest,
wie könntest deine Freunde du verlassen,
wo du auf Feinde deinen Huldblick wendest.

Seinem Kammerdiener, dem Morgenwinde, hat er gesagt, daß er den smaragdnen Teppich auflege, und seiner Amme, der Frühlingswolke, hat er befohlen, daß sie die Mädchen der Pflanzen in der Wiege der Erde pflege; die Bäume hat er zum Feste des Neujahrskleides mit dem grünen Blättergewande überzogen und den jungen Zweigen bei der Wiederkehr der Rosenversamm-

lung den Blumenkopfputz angezogen; der Saft eines Rohres ist durch seine Macht als trefflicher Honigseim geflossen und den Dattelkern läßt er durch seine Pflege zur Riesenpalme sprossen.

Wolken und Winde und Sonne und Himmel sind alle beschäftigt,
daß sie dir geben ein Brod und du's nicht unbedachtsam verzehrest.
Siehe, sie dreh'n sich im Wirbel, erfüllen für dich die Gebote,
ist es nicht recht, daß auch du das Gebot durch Gehorsam verehrest?

Aus dem ersten Abschnitt von den Königen und dem Hofleben mögen zwei kurze Proben genügen. So spricht der Dichter sehr schön über die Gleichheit der Menschen und der Stände:

„Der König ist der Armen Stab und Wächter,
ist auch ihr Glück auf seine Macht gestellt.
Das Schaf ist nicht da um des Hirten willen,
Der Hirte ist zu seiner Hut bestellt.

Den Einen siehst du heute hochbeglückt,
des Andern Herz im Kampfe blutend zucken.
Noch wen'ge Tage, dann verzehrt der Staub
das Hirn, in dem die eitlen Träume spucken.

Kein Unterschied ist zwischen Sclav und König
am Schicksalstag, den Keiner wohl vermieden.
Ist dann, wenn man der Todten Staub durchwühlt,
Der Reichen und der Armen Staub verschieden?"

Ebenso schön spricht sich der Dichter darüber aus, daß der König nur in der Gerechtigkeit und in der Liebe seiner Unterthanen seine Stärke findet. Dhohak, der seine Unterthanen bedrückte und daher von ihnen verlassen wurde, als Feridun ihn bekriegte und ihm Thron und Länder raubte, fragte seinen Vesir, was denn die Ursache sei, warum Unterthanen und Soldaten um den einen sich schaaren und den andern verlassen. Der Vesir antwortete ihm: „Bei einem Könige ist Gerechtigkeit nothwendig, damit Krieger und Unterthanen sich um ihn schaaren,

und Milde, damit sie unter dem Schatten seiner Macht sicher wohnen. Dir aber fehlt beides.

Zum Königsamte paßt nicht der Tyrann,
gleichwie der Wolf nicht Schäfer werden kann.
Des Reiches Mauer stürzt der König ein,
läßt er auf Unrecht sie gegründet sein."

Hieher ließe sich auch noch die Parallele zwischen dem Tode des Königs und des Derwisch anreihen:

„Ein König blickte mit dem Auge der Verachtung auf eine Schaar Derwische; einer derselben, der es gewahr wurde, sprach: O König, wir sind in dieser Welt an Soldaten ärmer, als du, aber an Lebensgenuß reicher, im Tode gleich, und bei der Auferstehung besser.

Genießt der mächt'ge Fürst mühlos des Lebens Frucht,
indeß der Derwisch oft nach kargen Bissen sucht,
so kann, wenn beiden einst die Sterbezeit geschlagen,
doch keiner aus der Welt mehr, als ein Bahrtuch tragen.
Wo man das Bündel schnürt, der Wanderung gewärtig,
sind Fürsten nicht so leicht, als Bettler, reisefertig.

In dem Abschnitte von den Gesinnungen der Derwische sind viele schöne Lehren von freiwilliger Armuth, von wahrer Gebetsinnigkeit, von gänzlicher Hingebung an Gott, und dergleichen enthalten; mit besonderem Nachdruck aber spricht sich der Dichter gegen den gleißnerischen Schein aus, der in äußeren Formen, in dürftigen Kleidern, in ärmlichen Umgebungen und dergleichen den Ruhm der Frömmigkeit sucht, so z. B.:

In einer Kutte pflegt der Wissende zu gehen;
für Menschen ist's genug, die nur das Aeußre sehen.
Sei eifrig! dann zieh an beliebiges Gewand,
die Krone auf das Haupt, das goldne Achselband.
Die Frömmigkeit besteht nicht in dem Lumpenkleide,
bist du nur fromm und rein, so kleide dich in Seide.
Die Welt mit ihrer Lust und die Begierden fliehn,
Das ist das Frommsein, nicht das Weltkleid ausziehn.

oder in einer andern Stelle:

„Was nützt dir Kutte, Rosenkranz und Kleid von Lappen,
wenn du dich selber wälzest in des Lasters Pfütze?
die lämmerwollne Mütze brauchst du nicht zu tragen:
sei wahrhaft fromm und trage die Tataren-Mütze."

Aus dem dritten Abschnitt vom Werth der Genügsamkeit mögen ebenfalls ein paar Proben genügen:

„Genügsamkeit, o mache du mich reich,
denn ohne dich wird Reichthum nicht gefunden.
den Schatz des Duldens wählte Lockmann sich;
nur durch Geduld wird Weisheit auch gefunden."

oder eine andere Stelle:

„Ich habe von einem Derwisch gehört, der im Feuer der Armuth fast erstickte und Lappen auf Lappen zusammenflickte, aber sein Gemüth mit diesen Versen erquickte:

Sei zufrieden, daß du trocknes Brod und Lumpenkleider hast:
Besser ist des eignen Elends, als der fremden Wohlthat Last.

* * *

Besser ist es Bettelkleider in des Elends Winkel flicken,
als um Kleider Bettelbriefe reichen Herren überreichen.
O gewiß, es ist nicht schlimmer in der Hölle Strafe leiden,
als mit eines Nachbars Füßen in das Paradies sich schleichen."

Hieher gehört auch die Stelle:

„Zehn Menschen essen aus einer Schüssel, aber zwei Hunde kommen mit einem Leichnam nicht aus; der Habsüchtige ist im Besitz einer Welt hungrig, der Genügsame wird von einem Brode satt.

Ein eing'ges trocknes Brod erfüllt den engen Leib,
das enge Auge kann der Erde Gut nicht füllen.
Als meines Vaters Lebenslauf vorüber,
Gab er mir diesen Rath und ging hinüber:
ein Feuer ist die Gier, sei auf der Hut,
nicht schüre dir des Höllenfeuers Glut.
Du kannst der Flamme Hitze nicht ertragen:
laß Wasser der Geduld sie niederschlagen."

oder die Vortheile der Armuth und des Hungers:

„Dem Satten ist es um gebratnes Huhn so wenig
Als um die Schüssel Kraut auf seinem Tisch zu thun.
Wer aber nichts besitzt an Vorrath und Vermögen,
dem sind gekochte Rüben ein gebratnes Huhn.

In ähnlicher Weise sind die übrigen Abtheilungen seines Rosengartens reich an goldenen Sprüchen. So empfiehlt Sadi die Besonnenheit im Reden und die Schweigsamkeit:

„Ein guterzogner, wohlberedter Greis
denkt nach zuerst und sagt dann, was er weiß.
Thu' nicht den Mund auf, ohne nachzudenken;
sprich gut, ob langsam auch, kann dich nicht kränken.
Erst überlegt und dann den Athemzug,
und höre auf, bevor man spricht: genug!
Das Thier steht unter dir der Sprache wegen;
sprichst du nicht gut, es ist dir überlegen.

Für den Unverständigen ist nichts besser, als Schweigen, aber wenn er verstände, was für ihn das beste ist, wäre er nicht unverständig."

Eben so golden sind die Aussprüche Sadis von der Armuth und dem Reichthum und der rechten Benützung des letztern zur Linderung fremder Noth:

„Die Nächsten bei dem Thron Gottes, des Gepriesenen und Erhabenen, sind die Reichen, die als Arme wandeln, und die Armen, die als Reiche handeln. Der Größte unter den Reichen ist der, welcher den Kummer der Armen versteht und der Beste unter den Armen ist der, welcher der Reichen Erbarmen nicht anfleht; denn Gott der Allmächtige hat gesagt: „Wer auf Gott vertraut, dem ist Gott genug."

* * *

Wer mit allem Gold und Silber sich nichts Gutes hat erworben,
legte blos auf Gold und Silber seines Strebens Ende an.
Willst du dieser Erde Güter auf die rechte Art genießen,
thu an den Geschöpfen Gutes, wie es Gott an dir gethan.

Eben so trefflich sind die Lehren und Sinnsprüche, welche Sadi in dem Abschnitt von dem guten Betragen im Umgang gibt. Da heißt es:

„Drei Dinge haben keinen Bestand: Reichthum ohne Erwerb, Wissenschaft ohne gelehrten Streit, Regierung ohne Gerechtigkeitspflege. Der Bösen sich erbarmen, ist Ungerechtigkeit gegen die Guten, und den Unterdrückern verzeihen, ist Gewaltthätigkeit gegen die Armen.

Behütest du den Bösen und hast an ihm Geduld,
so förderst du den Frevel und trägst auch seine Schuld.

Auf die Freundschaft der Fürsten kann man sich nicht verlassen und durch die schöne Stimme des Knaben darf man sich nicht verführen lassen, denn jene verwandelt sich durch Einen Verdacht und diese verwandelt sich in Einer Nacht.

Ein Geheimniß, das du verborgen halten willst, darfst du keinem, auch nicht dem Vertrautesten mittheilen, denn keiner wird das Geheimniß treuer bewahren, als du selbst."

Es wird genug sein an diesen Proben aus dem Rosengarten. Sie haben uns überzeugt von dem reichen und vielseitigen Geiste unseres persischen Weisen; und wir werden daher gern mit einstimmen in das Schlußwort des Rosengartens, das offenbar von einer andern Hand ist, als des Dichters selbst. Es heißt:

„Sadis Reden erregen meist freudig das Herz und sind gewürzt mit leichtem Scherz. Kurzsichtige Leute aber strecken aus diesem Grunde die Zunge der Lästerung aus und sagen: Das Mark des Gehirnes abmüh'n und den Rauch der Lampe

zwecklos einzieh'n, ist nicht eines Verständigen Sache. Allein dem hellen Verstande der Leute von Einsicht, gegen die der Rede Angesicht gerichtet ist, kann es nicht verborgen sein, daß die heilsame Perle der guten Lehre angereiht ist an den Faden des schönen Ausdruckes, und die bittere Arzenei des guten Rathes vermischt mit dem Honig des feinen Redeschmuckes, damit der Geist des Lesers nicht unlustig, und das Buch des Glückes der günstigen Aufnahme nicht verlustig werde.

Wir haben nach Gebühr den Rath zu geben,
verwendet manchen Tag von unserm Leben;
sollt er nicht zu geneigten Ohren dringen:
„des Boten Pflicht ist, Botschaft nur zu bringen."

* * *

Gehen wir nun zu Sadis Fruchtgarten über. Geist und Gehalt ist ohngefähr derselbe; doch stehet der Fruchtgarten ohne Widerspruch höher im Werthe als der Rosengarten; auch hier herrscht der Lehrton vor, auch hier vernehmen wir überall den weisen Sitten- und Erfahrungsprediger. Der Fruchtgarten ist durchaus poetisch und mehr lyrisch gehalten. Es wechselt hier nicht Prosa mit Poesie, sondern der ganze Fruchtgarten ist in gebundener Sprache geschrieben. Merkwürdig ist, daß der Morgenländer einen größeren Anlauf in Wort und Bilderreichthum in Prosa, als in der Poesie nimmt und daß eben deßhalb Bombast und Redeschwulst seltener vorkommt, als im Rosengarten. Auch in diesem Buche sind die Dichtungen nach Abschnitten geordnet und durch besondere Rubriken zusammengestellt. Doch ist die Scheidung so wenig als im Rosengarten eine scharf und fest abgegrenzte. Wir haben hier acht Pforten und wollen aus jeder ein oder ein paar Gedichte ausheben.

Die erste Pforte ist überschrieben: Ueber Herrschaft und Herrschertugend. Wir entnehmen ihr das Gedicht:

Machtgebrauch.

Was zum Sohn der Herrscher sprach,
dessen Blick im Tode brach,
höre: Wie dich gut dünkt schalte,
doch das Volk in Ehre halte,
und daß dir sein Knie sich neige,
du das Haupt dem Rechte beuge!
Mancher hat, der schlecht gebaut,
eignen Bau's Verfall geschaut;
mehr als schwertbewohrten Feind,
scheu ein greises Weib, das weint;
armer Wittwen Seufzerflammen
brannten manche Stadt zusammen.
Darum, dem vor allen Preis,
der gerecht zu herrschen weiß:
weil trifft ihn das Loos der Ruhe,
Segen nachweint seiner Truhe;
weil nur so ist für das Sterben
guter Nachruf zu erwerben;
weil an Händen Flüche hangen;
darob Menschen Hände rangen;
weil nur Wohlthun Dank erwirbt,
Unrecht selber sich verdirbt.

Die zweite Pforte führt die Ueberschrift: Ueber Großmuth und Wohlthun. Aus ihr wollen wir wählen:

Der durstende Hund.

Einer, der im Wüstensand
einen Hund verschmachtend fand,
und so matt, daß ihm vom Leben,
kaum noch blieb ein Athemheben,
zog vom Haupte sich die Mütze,
daß er sie als Eimer nütze,
band daran als Brunnenseil,
seines Turbantuchs ein Theil;
schöpfte sich zum Werke schnell,
schöpfte Wasser aus dem Quell,

und dem Hund, dem kräftebaaren,
reichte er den Trank, den klaren.
Der Prophet, der bald darnach
von dem Manne hörte, sprach:
„was er auch gefehlt im Leben,
diesem hat der Herr vergeben!“

Aus der dritten Pforte über Liebe und Gottvertrauen sei das treffliche Gedicht ausgehoben:

Der Falter und die Kerze.

Dem Morgenländer nämlich ist der irre Schmetterling, welcher das Licht umkreist und sich an ihm die Flügel sengt, das Bild der schwärmerischen, strebenden; die Kerze, welche regungslos verbrennt, das Bild der stummen, duldenden Liebe. Also:

Der Falter und die Kerze.

Abends hört' ich, schlummernd halb, halb wach,
wie der Falter zu der Kerze sprach:
Mir, der liebt, steht irre Sehnsucht zu,
doch warum glüh'st weinend hin auch du?
Diese seufzte: „Leidgenosse, wisse,
ich auch liebe; Honigseim, der süße,
war mein Freund, und seit ich sein beraubt,
glüht in ew'gem Schmerze mir das Haupt!“
riefs, und Wachses heiße Thränenmassen
rannen stromgleich auf den Leib, den blassen.
Weiter sprach sie: „wahre Liebe kennt
nur, wer mir gleich schweigt und dennoch brennt!
Dich erschreckt es, wenn ein Funken droht,
ich muß lohen, bis ich ausgeloht;
Dir versenkt den Flügel kaum das Licht,
mich verzehrt es und ich wanke nicht;
und was froh macht, meine heitre Helle,
Brand und Zähren, ach, sind ihre Quelle!“
So in Seufzern schwand ihr hin der Abend,
während ich, an ihrem Schein mich labend,

mir gestand: „die Kerze ist wie ich,
außen kalt und glühend innerlich!“
bis mein Liebchen, feengleich, ergötzlich,
sprang ins Zimmer und sie löschte plötzlich.
Doch ihr Rauch noch lispelte und gloh:
„glühn, ob sterbend, — Liebesloos ist so.“

* * *

Willst du, Mensch, was Liebe, ganz verstehen,
Darf im Tod erst deine Glut vergehen.
Klag um den nicht, der aus Liebe starb,
danke Gott, daß Leben er erwarb.
Bist du klug, entfernt dem Meere bleibe,
oder willig — Spiel der Wogen — treibe.

Die vierte Pforte enthält Dichtungen über Demuth, Freundlichkeit und Selbstverläugnung. Wollen wir drei kleinere auswählen:

Der Tropfen, die beiden Sterndeuter und Traum.

Der Tropfen:

Aus hoher Wolke fiel ein Tropfen schwer,
und sprach beschämt, da vor ihm lag das Meer:
„vor dir, o Weltmeer, ach, wie bin ich klein!
Du wahrlich bist; ich schäme mich zu sein!“
Also in Demuth sank er auf den Strand,
wo er sein Grab in einer Muschel fand.
Gesegnet doch war seines Fallens Stunde,
denn Perle ward er in der Muschel Grunde.

* * *

Daß er sich selbst erniedrigte, erhebt ihn,
daß er sich selbst vernichtete, belebt ihn!

Die beiden Sterndeuter.

Ein eitler Fant, der in den Sternen las,
doch mehr des Dünkels, als der Kunst besaß,
kam, daß er listig etwas ab ihm lerne,
zu Guschtar, dem Weisen aus der Ferne.

Allein der Weise wies den Gecken fort,
und lehrte ihn, so sehr er bat, kein Wort.
Doch eh' er trauernd wieder heimwärts kehrte,
sprach er zu ihm, der treffliche Gelehrte:
„Du bälst dich selbst für übergroß und klug,
nicht füllen kann ich schon gefüllten Krug!
Weil voll von Dünkel du zu mir gekommen,
hast leer an Wissen Abschied du genommen;
einst leer an Dünkel wieder mich beehre,
und voll von Wissen dann nach Hause kehre."

Ein Traum.

Als ein Frommer, der selbst Bösen
Lieb und gütig war gewesen,
einem Freunde, der da schlief,
sich im Traume zeigte, rief
dieser an ihn: „Sage mir,
wie behagt das Jenseits dir?"
Jener, — und zwei Lippen weich
Thaten auf sich, Knospen gleich, —
sprach — und seiner Stimme Schall
klang wie Schlag der Nachtigall —:
„weil ich diesseits sanft gewandelt,
ward ich jenseits sanft behandelt!"

Aus der fünften Pforte: „Ergebung in das Schicksal" genüge wieder ein Gedicht:

Bestimmung.

Der Herr ists, der dein Schicksal schafft,
nicht kecker Muth, noch Manneskraft;
Denn wo des Himmels Glück gebricht,
hilft Tapferkeit und Stärke nicht.
Und wenn der Wurm aus Hunger stirbt,
nicht Schwäche ist's, die ihn verdirbt;
und wenn der Löwe schwelgt im Raube,
nicht seiner Klaue dankt er's, glaube!

Darum, weil's unabänderlich,
dem Spruch des Schicksals füge dich
und wisse: sollst du leben lange,
bringt dir Gefahr nicht Schwert noch Schlange;
doch sollst du wandeln kurz auf Erden,
wird selbst Arznei zu Gift dir werden!

Gehen wir zur sechsten Pforte über von der Genügsamkeit, da begegnet uns unter andern:

Das Kind des Bettlers.

Ein Bettlerkind bekam den ersten Zahn;
der Vater sah's und fiel in trübes Sinnen:
„wo soll ich Brod für diesen Wurm gewinnen?
und ihn zu sättigen, wie fang ich's an? —"
So jammert er, allein sein Weib erfährt es,
und männlich sprechend, sich zum Manne kehrt es:
o sorge nicht, daß dieser Wurm verdirbt!
Der ihm den Zahn gab, wird ihm Brod auch geben,
ihn nähren wird der Herr von allem Leben
und deß nicht braucht es, was dein Schweiß erwirbt!
Er, der da formt das Kind im Mutterschooß,
ist er nicht Herr der Leiber wie der Geister?
Nährt doch den Sklaven, den er kauft, sein Meister,
und Gott, sein Schöpfer, ließ ihn nahrungslos?
Pfui, daß du minder, als die Sclavenrotte
dem Käufer traut, vertraueſt deinem Gotte?"

Die siebente Pforte über gute und schlechte Sitten biete uns Gelegenheit, das Gedicht, die innere Herrschaft, vorzutragen.

Dein Wesen, Mensch, ist eine Stadt,
die mancherlei Bewohner hat,
du selber bist der Fürst im Land'
und dein Minister heißt Verstand;
Rebellen sind voll böser Kraft,
Geiz, Uebermuth und Leidenschaft;
doch Duldsamkeit und frommer Sinn,
sind gute, treue Bürger d'rin.

Biſt milde, Fürſt, den Schlechten du,
wo finden die Gerechten Ruh?
Die Sinnlichkeit, dein grimmſter Feind,
weh dir, wenn er mit Stolz ſich eint,
losreißt er ſich von Treu und Pflicht
und hört auf dich, den Fürſten, nicht;
doch beugt er ſich, ſobald Verſtand
ihm drohend weist die ſtarke Hand.
Allein genug! wozu noch Rathes!
Ein Wort genügt, erprobt die That es.

So ſind wir denn endlich bei der achten Pforte angelangt „über Buße, Alter und Hinblick auf das Jenſeits“ und denken die letzte Probe zu geben.

Vergänglichkeit.

Vernimm, o Menſch, du Käfig, beingeſchnitzt,
in dem verſperrt der Vogel, Seele, ſitzt:
wenn dieſer Vogel einſt entweicht der Haft,
reicht aus kein Streben, das zurück ihn ſchafft.
Die Welt iſt ein Moment nur, mach ihn gelten,
denn der Moment gilt Weiſen mehr als Welten;
ſelbſt Alexander, der der Welt Regent,
verlor die Welt im Tod, der ein Moment;
und nicht die Welt, die ganze Welt vermochte,
daß ihm das Herz momentlang länger pochte.
Wir gehen erndtend, ſo wie wir geſäet,
und nur der Nachruf, gut und ſchlecht, beſtehet.
Wir ſcheiden einſt, wie unſere Freunde ſchieden,
drum bleibe fern dem Unbeſtand hiernieden,
und wie der Pilger, wenn die Stadt erſcheint,
im Bade ſich vom Staub des Weges reint,
ſo rein'ge du, der Sündenſtaubes voll,
im Reuebad, das deine Augen weinen,
vom Staube dich des Eitlen und Gemeinen!

So haben wir denn den Fruchtgarten Sadis durchwandelt und aus den acht Abtheilungen desſelben uns einzelne Früchte zum näheren Genuſſe gebrochen. Ich will nicht fürchten, daß

uns daraus eine Uebersättigung geworden ist, sondern möchte wünschen, daß die kleine Probe für mehrere von Ihnen ein Antrieb werde, sein Rosenthal und seinen Blumengarten fleißiger zu durchwandeln und an dem vollen Reichthum der Blumen und Früchte sich zu ergötzen. Wir dürfen den Dichter nicht verlassen, ohne ihm noch einmal nach orientalischer Weise den Segensgruß zugerufen zu haben: Heil seiner Seele!

Andeutungen

über

Land und Leute von Westphalen.

Von

Dr. A. von Eye.

Schon Freiligrath hat den Versuch gemacht, eine Beschreibung Westphalens zu geben, und zwar eine romantische — ist aber von diesem Versuche abgestanden, wohl weil dessen Unausführbarkeit ihm einleuchtete. Der Verleger hat gleichwohl das Werk nicht aufgegeben, und das vom Dichter angefangene Buch ist von einem Anderen zu Ende geschrieben worden. Ein romantisches Westphalen ist ein völliges Unding; das wahre Wesen dieses Landes ist, daß es eben nicht romantisch, sondern einfache, reine, unverfälschte Natur ist. Der Widerspruch, der im Unternehmen des Dichters lag, rächte sich auch an diesem selbst; er stößt ihn überall von seinem Ziele zurück; in das Innere des zu schildernden Landes gelangt er nicht; er irrt hie und da an den Grenzen umher, die kaum jemals zum eigentlichen Westphalen gehört haben. Allerdings fehlt es dem Lande nicht an Gegenden und Punkten, die auch romantisch genannt werden könnten. Aber eben, weil sie in Westphalen

liegen, hören sie auf, dieses zu sein, denn dort gilt keine romantische Anschauung, und davon hängt doch am Ende Alles ab. Keineswegs geht jedoch meine Behauptung dahin, als ob das Land ganz ohne Poesie wäre; es hat vielmehr seine ganz eigenthümliche Poesie, seine ganz besondern Reize, und um diese zu empfinden, zu erkennen, bedarf es nur eines unverwöhnten, unbefangenen Auges und einer von heimathlicher Liebe durchwärmten Beobachtung.

Wenn ich hier indeß von Westphalen spreche, so verstehe ich keineswegs darunter, was man etwa in Preussen darunter begreifen würde, nämlich die preussische Provinz Westphalen. Das alte Westphalen erstreckte sich zum größten Theile in die Lande des jetzigen Königreichs Hannover hinein; und diese nördlichen Gebiete desselben sind es gerade, die ich, als die mir bekanntesten, vorzugsweise in's Auge fassen werde. Diese sind das Land meiner Heimath, diese habe ich kennen gelernt, und von ihnen darf ich zu sprechen wagen.

Um mich sogleich auch als rechten Westphalen zu erweisen, wolle die hochgeehrte Versammlung mir gestatten, recht gründlich zu verfahren — nicht zwar wie jener ruhmredige Spanier, der, als er die Geschichte Spaniens schreiben wollte, es nicht hinreichend fand, mit der Erschaffung der Welt anzufangen, sondern weiter zur Erschaffung der heiligen Dreieinigkeit hinaufging. Aber mit der Entstehung meines Landes muß ich dennoch beginnen.

Zu der Zeit, da Nürnbergs Hügel schon längst von freundlichem Grün umrankt war, lag mein Heimathsland noch unter tobenden Wassern verborgen. Es gehört der letzten Bildungsepoche der Erde an. Jene fabelhaften Zeiten, welche Alexander von Humboldt uns beschreibt, wo die Palmen des Südens in

Deutschlands Gauen wuchsen und Heerden von Elephanten von den Abhängen der Alpen in die unermeßlichen Ebenen Sibiriens hinein zogen, hat es wohl nie gesehen. Jenes Gebirge, welches von der Weser unter dem Namen des Teutoburger Waldes sich westlich bis nahe zu dem Punkte hinzieht, wo der Rhein ebenfalls eine westliche Richtung nimmt und in die Niederlande eintritt, bildete die südliche Schutzmauer gegen das Meer, welches zwischen diesem und den englischen und norwegischen Gebirgen ein unruhiges Dasein trieb. Auf dem Grunde desselben wurden ungeheure Massen von Sand aufgewühlt, und dieser so in steter Schwingung gehalten, daß er die Wasser ohne Aufhören füllte und trübte, und alles Leben daraus verbannte. Wenigstens findet sich in den dortigen Sandablagerungen keine Spur eines frühern lebenden Wesens, keine Versteinerung irgend einer Organisation. Aber deutlich sieht man der ganzen Physiognomie des Landes an, daß die Wellen des Meeres es aufgeschüttet haben. Unmittelbar an jenen oben genannten Gebirgszug schließen sich niedrige, sanft zum Meere sich hinabsenkende Hügel, die in ihrer Vereinzelung selbst erstarrten Wellen gleichen. Sie bestehen nur aus Sand und Gerölle; und daß sie nicht mit der Zeit zu einer völligen ebenen Wüste gemacht sind, hat nur ein gleichzeitig mit heraufgespülter Thon oder Lehm bewirkt, ein Letten, der, wo er häufiger sich angesammelt, zugleich den ersten Grund für die furchtbaren, später zu bebauenden Strecken des Landes gewährte. Wo die wogende Brandung nicht Sandmassen genug enthielt, um anzuspülen, da riß sie ab von den entgegenstehenden Sand- und Kalk-Gebirgen und bildete flache Strecken, die jetzt zu den fruchtbarsten des Landes gehören. Das Land mochte zu jenen Zeiten einen ähnlichen Anblick gewähren, wie die mit Dünen besetzte Küste des Meeres. Allmählich aber über-

zogen sich jene schimmernden Flächen, mit der bräunlichen Decke der Haide, einem bräunlichen und dürren, kriechenden Gewächse, welches in manchen Gegenden über meilenweite Ausdehnungen ausschließlich die Herrschaft behauptet. Seit den Jahrtausenden die dieses Gewächs dort wuchert, hat es über dem Sande eine Rinde etwa von der Dicke der Handbreite hervorgebracht, die aber, was die Fruchtbarkeit anbetrifft, auch kein anderes Gewächs aufzunehmen im Stande ist. Nur die stacheligte Wachholderstaude macht mit der Haide gleich geringe Ansprüche, und man sieht sie häufig, zerstreut über den hügelichten Flächen, ihre phantastisch bewegten Arme ausbreiten — eine Pflanzenruine, noch ehe sie ihr volles Wachsthum erreicht. — In den Niederungen, wo sich Wasser ansammelten, entwickelte sich eine etwas reichere Vegetation; da sproßten mannigfache Gräser, Farrenkräuter, Birken und besonders pfeilgerade aufschießende Fichten. Diese bildeten, ungestört, wie sie waren, eine Art von Urwald. Die Natur schritt dort nach ihren eigensten Gesetzen vor; ein endloser Wechsel von Leben und Tod. Alles keimte dort, wuchs empor und ging wieder unter. Das Alte wurde vom Neuen verdrängt, bis dieses wieder einem Dritten den Platz einräumte. Häufig kehrten auch noch einmal über die sonst mehr und mehr vorschreitenden Ufer die Meeresfluthen zurück und vernichteten in kurzer Zeit, was Jahrhunderte hervorgebracht hatten. So entstanden die Moore, auf die wir später noch werden zurückkommen müssen. — Dieses Hügelland erreicht aber jetzt nicht mehr unmittelbar das Meer. Später bildeten sich die sogenannten Marschen, ein völlig ebenes, fettes, fruchtbares Flächenland, ein ruhiger Niederschlag des Meeres, der mit einer Senkung von kaum einigen Fuß sich bis zu demselben hinaberstreckt. Diese Marschen bildeten früher aber die Gebiete der alten Friesen,

Chauken u. s. w., und gehörten nicht mehr zum eigentlichen Westphalen. In diesem dürfen wir jedoch eine eigenthümliche Natur-Erscheinung nicht unerwähnt lassen — nämlich jene hin und wieder zerstreuten, kleineren oder größeren Granitblöcke, die ihre nächsten Nachbaren in den Alpen der Schweiz oder in den Granitgebirgen Norwegens finden, und die in diese Gegenden nur durch die Gewalt der Wasserfluthen können hinübergebracht worden sein. Diese Blöcke liegen meistens auf der Oberfläche der Erde, oft auf den Spitzen der Hügel, und sie müssen durch die letzten Stürme des Meeres herbeigeholt worden sein — gleichsam als ob letzteres, indem es schied aus dem gewaltigen Spiele, seinen Thaten auf deren Schauplatze ein Denkmal habe setzen wollen.

Humboldt rechnet dieses Land zu den Wüsten und beschreibt es als solche in seinem herrlichen Aufsatze über die Steppen und Wüsten unseres Erdballes. Freilich bietet auch im Allgemeinen das Land den Anblick einer Wüste dar. Oede, haidbewachsene Höhenzüge, abwechselnd mit schaurigen Mooren, ziehen sich von den Grenzen der Niederlande bis in die Cymbrische Halbinsel hinein. Aber es ist eine Wüste voll schöner, reicher Oasen. Die Niederungen in den Haide-Gegenden, wo Quellen entspringen und Bäche fließen, und die Erhöhungen in den Moor-Gegenden, wo fester Boden sich angesammelt hat, bilden die frucht- und bewohnbaren Strecken des Landes. Aber auch die eigentlichen Wüsten-Gegenden sind nicht so schreckbar, wie etwa die Sahara oder die Steppen von La Plata. Die Haide hat auch, wie schon gesagt, ihre besonderen Schönheiten und eine eigenthümliche Poesie.

Im Sommer trägt das Haidekraut eine kleine rothe Blume, und die Gegend erscheint alsdann wie mit einem rosig purpur-

nem Dufte überzogen. Im Spätherbſte iſt eine gewiſſe Art von Spinnen geſchäftig, ihre Fäden von Blatt zu Blatt zu ſpannen, und in den Frühſtunden, wenn die an den Fäden hängenden Thautröpfchen gefroren ſind, ſieht es aus, als ob ein glänzender Silberſchleier ſich über die weiten Lande ausgebreitet habe. — Doch dieſe zufälligen Vorzüge bieten armen Erſatz gegen die Schönheiten anderer Gegenden und würden einer weſtphäliſchen Gegend nicht den Rang gewinnen, den ich jedenfalls derſelben in ethiſcher und äſthetiſcher Beziehung einräumen möchte. Sie treffen auch nicht das Weſen der Sache. Denn äußerliche Vorzüge dürfen da nicht zur Geltung gebracht werden, wo der wahre Vorzug eben in dem Mangel aller überflüſſigen Aeußerlichkeit beſteht. Der Reiz der Haide iſt der der Einöde und ihre Poeſie die der Armuth. — Eine Gegend, welche wir nach gewöhnlichen Begriffen ſchön nennen, wo Berg und Thal, Wald und Flur zu einem mannigfaltigen Ganzen ſich vereinigen, enthält immer Etwas, welches uns nicht gleich klar und bekannt iſt. Wie das Unverſtandene aber uns läſtig wird, ſo erregt das Unbekannte uns Grauen. Könnten wir den Genuß, den eine mit mannigfachen Schönheiten ausgeſtattete Gegend uns gewährt, bis in ſein Innerſtes zergliedern und unterſuchen, wir würden finden, daß hie und da noch einige Reſte eines dunklen, unvermittelten Gefühles übrig geblieben. Die Haide hingegen liegt offen und klar unſerm Blicke aufgedeckt; ihr Eindruck iſt völlig rein und unvermiſcht, ohne jede Spur einer bangen Furcht oder unbefriedigten Sehnſucht. Sie gewährt zwar das Gefühl der Oede, aber zugleich die wohlthuende Empfindung völligſter Befriedigung und Sicherheit. Andrerſeits, weil in der Einſamkeit ſo wenig von außen uns geboten wird, bemerken und erfaſſen wir um ſo kräftiger und lebhafter in

unſerm Innern das Gefühl des eigenen Selbſt. Die Haide erregt nicht die Phantaſie, aber ſie erhöht das Bewußtſein. In ſolchem Gefühle erhöhten Bewußtſeins erfaſſen wir aber mit mehr Nachdruck, was von Außen her uns geboten wird; und iſt dieſes auch wenig, ſo beſitzen wir doch Mehr daran, weil wir es eben mehr beſitzen. Wo die abwechſelnden Gegenſtände ſeltener auftreten, treten ſie um ſo mehr hervor; das Gewöhnliche erlangt da Wichtigkeit und das Arme Bedeutung. Das größere Bedürfniß gewinnt höhere Befriedigung, und ein eifriges Forſchen dringt bis auf den Grund. In einer reichen, ſchönen Gegend wird ſo viel geboten, daß man nur oben abſchöpfen, nur nippen kann; ihr Reiz verliert durch Ueberſättigung. In der Oede trinkt man mit durſtigen Zügen und man genießt das angenehme Gefühl wirklich geſtillten Bedürfniſſes. Eine ſchöne Gegend müſſen wir, wenn wir ſie recht genießen wollen, in einer gewiſſen Entfernung von uns halten. In der Oede iſt das Verhältniß zwiſchen Menſchen und Welt ein innigeres, jener ſchreitet fordernd zu ihr hinaus, und dieſe tritt völlig zu ihm hinan. Dieſe bietet, was ſie zu geben vermag; und jener nimmt Alles, was geboten wird, und erſetzt, was fehlt, aus ſich ſelbſt. Jemehr er umher vermißt, deſto mehr gewinnt er ſich ſelber.

Wie wohl und heimlich war mir zu Muthe, wenn ich früher als Schüler des Gymnaſiums zu Osnabrück in den Ferien nach Hauſe zog und ſinnend meinen mit Tannennadeln überſtreuten Sandweg verfolgte. Jeder Rabe, der mit mir über die einſame Haide zog, war mir ein trauter Gefährte; und ſelbſt dem Steine, den ich dem andringenden Schäferhunde zuſandte, gab ich im Stillen einen Gruß mit, der für den Beſuch danken ſollte. Wie vernehmlich tönte mir das geheimnißvolle Rauſchen

des Fichtenwaldes; da erzählte es wunderbare Mährchen und sprach es von herrlichen Welten und Zeiten, die ich erleben und gewinnen sollte. In diesem Augenblicke gedenke ich in dankbarer Erinnerung meiner guten alten Wirthin, die fast wie eine Mutter mich bewillkommnete, wenn ich nach ermüdender Wanderung in ihr enges, rauchgeschwärztes Stübchen einzog. Eine gewaltige, dickbauchige Kaffeekanne verbreitete im nächsten Augenblicke ihren wohlthuenden Duft und eine hochaufgethürmte Schüssel mit Butterbröden lud den begierigen Magen zum Angriffe ein. — Meine Ankunft bildete in dem abgelegenen Orte jedesmal ein kleines Ereigniß. Man fragte mich; wie es mir seither ergangen, und ich mußte erzählen von der Stadt und dem Einen oder Anderen, den der Zufall ebenfalls dort hingeführt hatte; und die guten Leute konnten gar nicht begreifen, wie ich Diesen oder Jenen, nach dem sie fragten, gar nicht kennen wollte, da er doch in derselben Stadt mit mir lebte. Und wie eifrig war man stets, wenn ich einmal auf den vielfach verschlungenen Stegen und Pfaden mich verirrt hatte, mich zurecht zu weisen. Denn die Wege führen dort nicht in bestimmter Richtung von einem Orte zum anderen; sondern sie sind nur nach nächstem Bedürfnisse von Haus zu Haus, von Acker zu Acker und selten durch andere Mittel gebahnt, als durch die schweren Schritte der sie Betretenden, oft nur einige Fuß breit, nur durch die Entfernung des Haidekrautes kenntlich und bisweilen spurlos verschwindend — denn auf der Haide ist überall freie Bahn, und wer die Richtung kennt, bedarf keines Weges. Diese Richtung mir aber klar zu machen, war jedesmal die größte Schwierigkeit und erforderte die ganze Erfindungskraft der Zurechtweisenden. Eine vereinzelte Fichte, ein Heiligenbild, ein halb versunkenes Hünengrab, endlich am Horizonte die

zweizängige Gabelspitze eines Strohdaches mußten als Anhaltspunkte dienen. — Ich hätte auch auf nicht zu großem Umwege auf gebahnter Fahrstraße durch Dörfer und Flecken mit wohlversorgten Gasthöfen mein Ziel erreichen können; aber ich zog die Haide vor, weil sie mir gar nicht wie eine Einöde, sondern wie ein großes, befreundetes Haus vorkam. Die rechten Wüsten und Oeden habe ich erst später in den großen, übervölkerten Städten erkannt, wo die Menschen zu Tausenden zu haben sind und man doch nicht Einen hat. Wo die Menschen selten sind, lernen sie zusammen halten, einander schätzen und sich gegenseitig beistehen.

Einen ganz anderen Charakter tragen jedoch die Moorgegenden, und diese sind wirklich von aller Poesie so verlassen, daß man sie romantisch finden könnte. Der modernde Tod, der unter der grünen, schön gleißenden Moosdecke hervorlugt, hat etwas widerwärtiges, Schauer erregendes. Und statt des Gefühls der Sicherheit tritt hier die wirklich vorhandene Gefahr ein. Wehe dem Wanderer, der unkundig in eine solche Gegend sich verirrt! Da gibt es keine Pfade, und selbst die Spur des Fußes verschwindet, so wie dieser den schlüpfrigen, elastischen Boden verlassen hat. Er schreitet immer weiter ausholend von einem Erdhügel zum andern, sucht immer ängstlicher unter dem schwellenden Moose die haltbaren Stellen; doch diese verschwinden mehr und mehr; auf den Rückweg leitet keine hinterlassene Spur; er fühlt seinen Fuß wie von unsichtbarer Macht gefaßt und hinabgezogen; und hat er sich zu weit gewagt, oder erscheint nicht rechtzeitig ein kundiger Führer, so ist er rettungslos verloren.

Doch würde man sehr unrecht thun, wenn man dafür hielte, daß Westphalen allein aus Haiden und Mooren, ausschließlich

aus Wüsten und Einöden bestände. Es finden sich darin, wie gesagt, auch Oasen, und, dem Himmel sei Dank! recht viele, große und schöne. Da sieht man auch fruchtbare Felder, grüne Wiesen, klare Bäche und, was vor Allem der Stolz jener Gegenden ist, prächtige Eichwälder. An den Abhängen des das Land im Süden begränzenden und durchschneidenden Gebirgszuges gibt es sogar auch im höheren Sinne schöne und romantische Gegenden. Was dem Lande aber einen besonderen Reiz und einen eigenthümlichen Vorzug verleiht, das sind die überall, weit und breit durch die ganze Gegend zerstreuten Gehöfte und ländlichen Wohnungen. Denn in Westphalen wohnt der Landbebauer nur ausnahmsweise in Dörfern und Flecken. Vielmehr herrscht dort noch die uralte Weise zu bauen und zu wohnen, wie Tacitus sie beschreibt; wo eine Quelle, ein Wald oder sonst ein ländlicher Anziehungsgrund zum Wohnen einlud, da hat man gebaut. Der Bauer wohnt, getrennt von seinen Nachbaren inmitten seines Grundbesitzes, ein kleiner König auf eigenem Gebiete. Das größere Wohnhaus ist von den kleineren Wirthschafts-Gebäuden umgeben, von hohen, prächtigen Eichen überschattet, die unantastbar, wie das Heiligthum und die Penaten des Hauses verehrt werden. An den umzäumten Hof, den Aufenthaltsort der Hausthiere, vorzüglich des Feder-Viehes und der borstentragenden Vierfüßler, die in wahrhaft paradiesischer Unschuld dort umher wühlen, schließen sich unmittelbar die Felder an, auf denen vorzüglich Kartoffeln, Roggen und Haidkorn gebaut werden — letzteres in jener Gegend Buchwaizen genannt. Die Grenze eines solchen Bauernhofes macht gewöhnlich einiger Waldwuchs aus. So schließt sich ein Hof an den andern und eine bestimmte Gesammtheit derselben, die sich oft über mehr als eine Quadrat-Meile Landes ausdehnt, bildet in

gesellschaftlicher und rechtlicher Beziehung eine Bauerschaft, in kirchlicher Beziehung ein Kirchspiel. Von jedem größerem Hofe ist gewöhnlich ein kleinerer Theil als eigenes Gut abgetrennt, welches den sogenannten Heuer-Leuten oder Köthern verliehen ist. Diese zahlen eine geringe Miethe in baarem Gelde, sind dem Bauern zu gewissen Handdiensten verpflichtet, wie dieser wiederum ihnen die nöthigen Spanndienste leistet. Zwischen den einzelnen Höfen oder Bauerschaften liegen gewöhnlich größere Strecken Landes, die nicht einem einzelnen Besitzer, sondern einer oder mehreren Bauerschaften zur gemeinschaftlichen Nutznießung angehören — die sogenannte Mark, die meistentheils als Weidegrund benutzt wird.

Die Erhebung des Landes über dem Meere beträgt kaum 100 Fuß, die bis zur Küste in schnell absteigendem Grade oft noch unter den Meeres-Spiegel hinab sinken. Das Klima des Landes, wozu die Nähe des Meeres noch beiträgt — ist deshalb mild und feucht, ähnlich wie das englische Klima. Die Sommer sind kühl und die Winter nicht streng. Es gedeihen im Lande in geringerer oder größerer Güte sämmtliche Früchte, die auch im mittleren Deutschland vorkommen. Der Weinstock gewährt wenigstens eine sehr wohlschmeckende Traube; die wälsche Nuß gibt große und reichliche Früchte, was in manchen höher gelegenen Gegenden des mittleren Deutschland nicht der Fall ist. Der bei weitem vorherrschende Wind ist dort der West und Süd-West, welcher warme, feuchte Witterung bringt. Ein großer Vorzug der Gegend ist, daß die Temperatur an einem Tage sich wenig ändert; die plötzliche Kälte, die anderswo häufig am Abend eintritt, ist dort wenig bekannt. — Der Frühling würde in Westphalen eben so lieblich sein, wie in andern Ländern, wenn nicht eine furchtbare Landplage ihn verdürbe, wenn

er eben am schönsten zu werden anfängt. Dieses bewirkt der Haarrauch, auch Höhenrauch, genannt. Man hat über diese widerwärtige Naturerscheinung, besonders über den Ursprung derselben verschiedene Vermuthungen aufgestellt, und ihn aus mancherlei anderen Ursachen als aus der einzig wahren und natürlichen zu erklären gesucht. Er legt sich freilich auch wie mancher anderer Nebel unseres Jahrhunderts, dem Menschen oft zu dick auf die Augen, als daß sie bis auf den rechten Grund hindurch schauen könnten. Wer sich aber von diesem überzeugen will, braucht nur in das Land selbst zu kommen. An der holländischen und friesischen Grenze, schon nicht mehr auf eigentlich westphälischem Boden, dehnen sich ungeheure Moorstrecken aus, deren Boden etwa so fest ist, daß er den menschlichen Fuß oder eine leicht gebaute Hütte trägt; aber für jede gewöhnliche Art des Anbaues ist er unzugänglich. Nur eine Weise gibt es, wie man einen sogar ziemlich reichhaltigen Frucht-Ertrag von ihm gewinnen kann. Ein jeder Besitzer eines solchen Moorgrundes umzieht nämlich seinen Antheil mit nicht allzuseichten Gräben, in denen sich das im Boden etwa noch haftende Wasser sammelt. Ist dieser hinreichend getrocknet, so wird er angezündet, und während noch die kleinen, schwefelgelben Flämmchen über die Oberfläche hinspielen, begibt sich dieses armselige Geschlecht mit Hacken und Spaten hinein, wühlt den Boden auf und säet in die noch warme Asche den Buch-Waizen — das einzige Korn, welches dort gedeiht, das aber bei günstiger Witterung auf diese Weise eine gute Erndte zu geben selten verfehlt. Während des Brennens entwickelt sich aus dem verwesungsreichen Grunde jener Rauch, der in dicken, röthlich weißen Wolken, übelriechend langsam sich in die Lande fortwälzt. Wo er erscheint ist sogleich alle Wonne und Lieblichkeit der wiedererwa-

thenden Natur zerstört. Weder Licht noch Wärme dringt hindurch; die Sonne erscheint wie eine blutige Scheibe am Himmel; eine unheimliche Kälte durchzieht die Glieder. Trocken, wie dieser Rauch von Natur ist, saugt er alle Feuchtigkeit aus der Atmosphäre und sein häufiges Erscheinen kann eine wirkliche Dürre über das Land bringen. Er ist spezifisch schwerer als die Luft, verflüchtigt sich nicht in dieselbe, sondern hält so lange an, bis der Boden seine pechartigen Stoffe angesogen hat. Von der Spitze eines Berges aus, wo man sich über seiner Höhe befindet, kann man beobachten, wie er sich wie ein gespenstisches, Alles verschlingendes Meer fortwälzt.

Wie aber das Land, so sind auch die Menschen, die es bewohnen, einfach, natürlich und frei von aller Romantik. Die Armuth des Landes gewährt seinen Bebauern nicht mehr, als die Nothdurft des Lebens, aber diese befriedigt um so mehr, je vollständiger sie gewonnen wird, und wird mit um so mehr Dank angenommen, je mehr Arbeit und Mühe ihr Erwerb gekostet hat. Es wird viel, aber nicht mehr als nöthig gearbeitet; es wird tüchtig, aber nicht über das Erreichbare gestrebt. Wo die Reize fehlen, werden auch die Begierden nicht wach; die Menschen kennen nichts Besseres und wünschen nichts Anderes. Sie fühlen sich wohl und mögen es deßhalb auf neue Weise nicht versuchen. Das Volk hat sich seit den ältesten Zeiten wenig verändert, und die ehrenvolle Schilderung des ehrenhaften Römers paßt im Wesentlichen auch jetzt noch auf dasselbe. Die Wogen und Brandungen der Geschichte, welche die übrigen germanischen Stämme hin und wieder warfen, erhoben und hinabzogen, haben sich an diesem kernfesten Volke zerschlagen. Die ersten Einwanderer, germanische Stämme, trafen wahrscheinlich ein unbewohntes Land. Denn die Celten, die im übrigen

Europa Spielraum genug fanden, mochten durch so wenig lockende Gegenden nicht gereizt sein, daselbst den Anbau zu versuchen. Wenigstens haben die dortigen Bewohner sich so rein und unvermischt erhalten, daß man heute noch den reinen germanischen Stamm unverfälscht in ihnen erkennt.

Es lassen sich nach der äußeren Erscheinung des Volkes noch ziemlich genau die Grenzen bestimmen, welche von Alters her die Stämme der Friesen und Chauken von den Sachsen trennten. Ja, ein genauerer Beobachter könnte aus letzteren noch die einzelnen Elemente der alten Amsibarier, Marsen und Brukterer heraus finden, welche in den sächsischen Stamm aufgingen. Was für einen Namen die ersten Einwanderer mitbrachten, läßt sich schwerlich mehr bestimmen, denn die, unter welchen sie später auftreten, sind offenbar im Lande selbst, je nach der Eigenthümlichkeit der bewohnten Gegend angenommen. Sie lebten lange im Lande in ungestörter Ruhe, nur mit dem Anbaue desselben beschäftigt. Die überflüssige Kraft schickten sie über die Grenzen, wo sich zur Bethätigung Spielraum genug fand. Das eigene mäßige Glück mochte kein Fremder ihnen beneiden. Ihre Verfassung war mehr auf Erhaltung als auf Förderung des Wohles gerichtet, ihre Gesetze beruhten auf dem unmittelbaren Bedürfnisse, gingen aus einer unbefangenen Anschauung hervor und verfolgten rücksichtslos ihr Ziel. Man lebte noch in dem glücklichen Zustande, wo man nicht das Leben nach den Gesetzen, sondern diese nach jenem einrichten durfte. — Die erste Störung brachten die Römer, welche mit ihrem fremden Rechte die höchste Erbitterung des Volkes erregten. Doch sorgte dieses selbst dafür, daß der Aufenthalt Jener kurz genug wurde, um ihren Einfluß nicht zur Dauer gelangen zu lassen. Nur einige lateinische Worte, die bis auf den heutigen Tag sich

im Plattdeutschen erhalten haben, sind als Ueberreste der römischen Einwirkung zu betrachten. Später wurden sie von Karl dem Großen angegriffen, der ihnen mit Gewalt sein Christenthum aufdringen wollte. Der kleine Stamm widerstand zwanzig Jahre lang dem mächtigen Herrscher und verständigte sich dann mit ihm dahin, daß die Sachsen für Belassung ihres väterlichen Rechtes die fremde Religion annahmen. Sie ließen nun ab vom Essen des Pferdefleisches, und erhielten statt der heidnischen, christliche Priester und lebten im übrigen nach alter Weise. In der späteren Geschichte spielen mehr die Fürsten und Herzoge eine Rolle, als das Volk; die Kriege gegen Heinrich IV. betrafen mehr die Sachsen des Harzes, als die Westphalen. Die Reformation ließen sie sich willig mittheilen, weil sie ihren einfachen Verhältnissen wenig Veränderung brachte. Der dreißigjährige Krieg traf mit seinen Schrecken mehr das Land, als die Leute. Die französischen Zeiten fingen an, ihnen das alte, gute Recht zu rauben; die Einverleibung in Hannover vollendete dieses, aber die Menschen blieben dieselben.

Die neuesten politischen und sozialen Bestrebungen haben im Lande wenig Anklang und Eingang gefunden. Man hat dort keine Volksversammlungen gehalten und keine Revolution versucht — höchstens hier einem unbeliebten Beamten die Fenster eingeworfen, dort einem mißliebigen Pastoren die Kanzel versperrt. Man meinte, wo einmal gerüchtsweise die Rede auf die Republik kam, daß eine Verfassung, für die wir nicht einmal ein eigenes deutsches Wort haben, auch niemals im deutschen Leben Platz gewinnen werde. Man wollte dort Nichts von dieser verheißungsvollen Staatsform wissen; und in Wahrheit ist man auf keinem Flecke unseres Vaterlandes dem Freistaate so nah, als dort. Denn in allen Dingen, die den Leuten

wichtig sind, und am Herzen liegen, leben sie nach ihren eigenen Gewohnheiten und Gewohnheitsrechten, und alles, was darüber ist und von außen kommt, läßt man sich gefallen, so gut es eben geht, und sich so wenig wie möglich dadurch stören.

Für die neueren völkerbeglückenden Ideen hat der Westphale vollends keinen Sinn. Er befindet sich, wie gesagt, bei seiner Verfassung und in seinem Lande wohl. Wo die Eltern selig gestorben sind, können die Kinder auch glücklich leben. —

Es herrscht in Westphalen noch die strengste Untheilbarkeit der Güter. Der älteste Sohn erbt jedesmal den liegenden Grundbesitz, und die anderen Geschwister werden anderweitig abgefunden. Es ist sogar durch die Einrichtung der sogenannten Leib-Zuchten Vorsorge getroffen, daß die Aeltern bei einem gewissen Alter sich der Sorge der Wirthschaft entheben können, indem sie das große Ganze dem künftigen Erben überlassen und sich selbst mit einem kleinen, besonders zu diesem Zwecke eingerichteten und abgetrennten Theile begnügen, der nach ihrem Tode an das Ganze zurückfällt. Die jüngeren Kinder bleiben selten daheim. „Wir schicken unsere Bettler", wie mir einst ein auf der Eisenbahn reisender Weltbeglücker vorwarf, „zum Lande hinaus." Aber unsere kräftigen unternehmenden Bauern-Burschen würden es höchlich übelnehmen, wenn sie sich Bettler schimpfen hörten. Sie pflegten früher nach Holland, jetzt nach Amerika zu gehen, wo sie es nicht für ein unglückliches Schicksal halten, statt durch eine gebotene glückliche Lage sich unterhalten zu lassen, sich durch eigene Kraft in eine solche zu versetzen. — Die Auswanderung nach Amerika ist stark im Lande; und mancher glückliche Erfolg, der dort gewonnen, hat doch hie und da einige Unruhe in den Gemüthern der Leute hervorgebracht und ihre sonst träge Phantasie zu phantastischen, utopi-

schen Ideen angeregt. Eine alte Sitte im Lande, die jedoch mehr noch die benachbarten Provinzen, namentlich das Lippische betrifft, ist das sogenannte Hollands-Geben. Die Holländer sind entweder aus Anlage oder Bequemlichkeit schlechte Feldarbeiter; sie lieben es mehr, „up bet Holl ran't Water in die Ost oder die West" zu geben. Deßhalb sieht man in Westphalen im Frühjahre und zu verschiedenen Zeiten des Sommers ganze Schaaren von sogenannten Hollands-Gängern dem Westen zuziehen. Dies sind die ärmeren Landleute, die aus verschiedenen Gegenden sich sammeln und in den Niederlanden die mangelnden Feldarbeiter ersetzen. Sie ziehen dort hin, nachdem sie ihre eigene Arbeit zu Hause so weit bestellt haben, daß sie den übrigen Theil derselben ihren Frauen und Kindern überlassen können. In Holland gewinnen sie mit triefendem Angesichte, bei etwas reichlicherem Taglohne eine kleine Summe, von der sie die Miethe ihrer Hütten bezahlen, und, wenn so viel übrig ist, dieses oder jenes Stück nöthigen Haushaltes sich anschaffen.

Ein Festhalten und damit verbunden freilich auch ein Festhangen am Alten bildet die Hauptneigung des westphälischen Charakters. Während hier im Fränkischen im Volke und Volksleben sich manche Züge aus dem 15. und 16. Jahrhunderte erhalten haben, so erhalten sich dort fortwährend, wie auch schon angedeutet worden, manche bedeutsame Nachklänge aus der Tacitäischen Zeit. Manche neuere polizeiliche Verordnungrn haben zwar Veränderungen der Lebens- und Wohnungsweise hervorgebracht, doch meist mit nicht günstigem Erfolge. Die Wohnung des westphälischen Bauern würde uns sehr unbequem und übel eingerichtet erscheinen, und doch, wie schon der größte meiner Landsleute, der vortreffliche Justus Möser nachgewiesen, ist

ihre Einrichtung jeder anderen vorzuziehen. Veränderungen darin vorzunehmen, würde eben so unzweckmäßig sein, als wenn man dem südafrikanischen Wilden seine Hütte von Rohrgeflecht mit unserem steinernen Hause vertauschen wollte. Das Haus des westphälischen Bauern besteht eigentlich aus einem einzigen, großen Raume, von welchem nur an dem der großen Einfahrts-Thüre entgegengesetzten Ende einiger Raum für Schlafstätten und für das Sonntagszimmer abgenommen ist. Der übrige Raum zerfällt in Küche und Hausflur, welche jedoch nicht durch eine Wand getrennt sind. Zu beiden Seiten längs der Hausflur, reihen sich die Stallungen für das Vieh. An jeder Seite der Küche ist eine kleinere Ausgangsthüre; in der Mitte, etwas der hinteren Wand zugerückt, befindet sich der Feuerheerd auf ebener Erde. Hinter dem Heerde ist der Ehrenplatz für die Hausfrau. Von hier aus übersieht sie mit einem Blicke Alles, was im Hause geschieht, wer zur großen Pforte hinein, zu den beiden Seitenpforten hinaus geht, sie bemerkt, ob das Vieh wohl versorgt wird, ob die Dienstboten auf der Hausflur ihre Arbeiten wohl verrichten u. s. w. Die Hausfrau verläßt das Haus nicht anders, als Sonntags, wenn sie zur Kirche geht, oder wenn einmal auf dem blankgeputzten Ackerwagen die Strohsitze bereitet werden, um sie auf das nächste Dorf zur Kirchmeß oder zu Verwandten zu führen. Ihre Arbeit im Hause bezieht sich hauptsächlich auf die Verwaltung des Heerdes oder auf Arbeiten, die sie an ihrem Platze verrichten kann, so daß sie bei ihrer Oberaufsicht nicht müßig zu gehen braucht. Am Abende gibt sie dem Hausherrn Rechenschaft von dem, was den Tag über im Hause vorgefallen, wie dieser wiederum von dem Fortgange der Feldarbeiten oder dem Stande der Erndten ihr Mittheilung macht. Dasselbe Dach birgt durch Jahrhunderte dieselbe Fa-

milie und an dem großen Balken, der hoch quer über die Einfahrtsthüre gelegt ist, wird der eingegrabene Name des Besitzers nur durch die Zeit und den Regen ausgelöscht. Der Name haftet am Hofe und ereignet es sich durch Sterbefall oder Heirath, daß ein neuer Besitzer einzieht, so muß er den alten Namen annehmen. Selbst der Rauch des Heerdes, der die Wände schwärzt, wird ungern angetastet; und die kleinen sonnenverbrannten Fensterscheiben werden nie zu dunkel. Das bunte Licht, das durch ihre alten Malereien bricht, bescheint noch dieselbe, längst vergilbte Haus-Postille, die die Urgroßmutter als Brautgabe mitbrachte, worin sorgfältig das Geburts-, Tauf- und Sterberegister der Familie verzeichnet steht. — An den Wochentagen sieht man im Sommer die Felder mit Arbeitern, an den Sonntagen die Wege mit geputzten Kirchengängern bedeckt, die oft stundenweit zur Verrichtung ihrer Andacht wandern müssen. An den Abenden des Spät-Herbstes, wenn die Feldarbeit abgethan ist und in manchen Gegenden das flache Land weit umher unter Wasser steht, sieht man über die aufgeworfenen Dämme, die von einem Hause zum andern führen, die Nachbaren zu einander gehen, mit schweren Holzschuhen angethan, die Männer die kurze irdene Pfeife im Munde, die Mädchen hochaufgeschürzt, das Spinnrad unter dem Arme. Jene versammeln sich um den Heerd; hier sitzen sie, den Krug mit Dünnbier vor sich in der warmen Asche stehend, mit gefaltenen Händen, die Ellenbogen auf die Knie gestützt und schauen in die Flammen, sprechen meistens vom Wind und Wetter, was für sie von viel größerer Bedeutung ist, als für den Städter, dem ein Gespräch von Wetter und Wind aushelfen muß, wenn ihm etwas Bedeutendes mangelt. Wird das Gespräch bedeutsamer, so geht es zurück auf die französischen Zeiten, oder man macht sich noch lustig über den seit Jahrhun-

derten verstorbenen Berend van Galen, der „supen und prahlen, aber nich betalen" konnte. Die Bauerndirnen spinnen im Stübchen und erzählen sich unter dem Schnurren ihrer Räder Gespenster-Geschichten oder lustige Mährlein vom betrogenen Teufel.

Westphalen ist das Land des Conservatismus, wie wir sagen würden, und der Aristokratie, sogar auch der Etiquette. Die Höfe dort sind nämlich nach dem größeren oder geringeren Umfange ihres Grundbesitzes in Voll-Erben, Halb-Erben u. s. w. eingetheilt und Ehre und Anspruch dieses Unterschiedes wird strenger festgehalten, als in andern Ständen der Unterschied zwischen niederem, hohem oder höchstem Adel. Es ist ein unerhörtes Ereigniß, wenn einmal der Sohn eines Voll-Erben die Tochter eines Halb-Erben heirathet und es ist vorgekommen, daß über eine solche Mesalliance ganze Familien zu Grunde gegangen sind.

In anderen Ständen ist wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß ein Vorurtheil von der Vernunft durchbrochen werde; der Landmann aber hält es für durchaus unvernünftig, etwas gegen das Vorurtheil zu unternehmen. Was ihm als Artigkeit und Höflichkeit gilt, ist ihm zugleich unverletzbares Gesetz, dessen Befolgung er ohne Rücksicht verlangt. Er ist darin viel empfindsamer und ängstlicher, als der Städter, der sich ein freieres Bewußtsein erworben. Ein Pfarrer hat z. B. eine Stunde weit zu gehen, um aus einem Sterbehause eine Leiche zur letzten Ruhestätte abzuholen. Diese Pflicht auch in Sturm und Regen zu erfüllen, dazu nöthigt ihn freilich Amt und Beruf; aber nach vollbrachter amtlicher Handlung in Regen und Sturm noch nach dem Trauerhause zurückzukehren, um, wie es dort Sitte ist, zur Nachfeier eine Tasse Kaffee einzunehmen, das ist eine Rücksicht, die nur der völligsten Rücksichtslosigkeit gewährt werden

kann. Und doch muß der Pfarrer sich bequemen und vernachläßigt er diese Pflicht, so gilt das als Beleidigung, die der Bauer zwar niemals zu rächen, aber auch nicht zu vergessen sucht.

Wer von einem westphälischen Bauern zu Gaste geladen wird, mag mit einem recht tüchtigen Appetite sich vorsehen, denn wer mit Maß und Zurückhaltung zulangt, gilt ohne Ausrede als ein verwöhnter Mensch und Verächter der ländlichen Kost. Wer aber Sitte und Appetit des Landes anzunehmen weiß, wird als „gemein und niederträchtig", gepriesen.

Völlig ungerecht ist es indeß, wenn man dem Westphalen Rohheit vorwirft. Er ist, wie gesagt, natürlich, geradsinnig und sogar derb; aber nur dem Verbildeten und Ueberbildeten, dem Sinn für reine Natur verloren gegangen, kann dieses als Rohheit erscheinen. Wie alle reine Natur, ist der Westphale vielmehr von Grund aus zart, sowohl in Gesinnung als Empfindung.

Um dies zu bestätigen, will ich nur anführen, daß ich Westphalen als das einzige Land erkannt habe, wo die barbarische Sitte, das Fleisch geschlachteter Thiere unbedeckt umher zu tragen, nicht vorkommt. Wahrhaft lächerlich ist es bisweilen, mit welcher Zartheit und Sorgsamkeit der Westphale gegen die Genossen seines einfachen, arbeitsamen Lebens, gegen die Hausthiere verfährt.

Da sieht man einen stämmigen Burschen, der die Egge oder einen schweren Theil des Pfluges auf dem Nacken trägt und vier kraftvolle ledige Pferde vor sich her treibt. Es kommt vor, daß man kranke Ferkel, um sie zu gesunden, statt der Kinder in die Wiege legt. Ein Verein gegen Thierquälerei wäre in Westphalen etwas Unnöthiges — aber als desto nöthiger hat

sich ein anderer, nämlich der Mäßigkeits- und Enthaltsamkeits-Verein erwiesen. In manchen der dortigen Gegenden fließen trübe, ungenießbare Wasser. Ein gutes Bier gibt es nicht; Wein ist eine Kostbarkeit; das häufig getrunkene Kaffee-Wasser wird nicht in allen Fällen für ausreichend gehalten. So greift denn wer eines stärkeren Reizes bedürftig ist oder bedürftig zu sein glaubt, zu jenem verderblichen Getränke, das, wie der Haarrauch auf dem Lande, als Land- und Menschen-Plage auf dem Volke drückt.

Noch habe ich eine der wichtigsten Seiten der westphälischen Lebensentwicklung, die Sprache, ganz unberührt gelassen. Die Landessprache ist dort bekanntlich das Niederdeutsche, „dat Plattdütske", wie man dort sagt, ein eigenthümlicher Dialekt, der sich von Alters her dem Hochdeutschen gegenüber entwickelt hat, seitdem dieses aber durch die Reformation zur Schrift-Sprache erhoben worden, in seiner Entwicklung unterbrochen ist. In ihre besondern Eigenthümlichkeiten und Vorzüge einzugehen würde zu weit führen. Von einer eigenen Literatur des Landes kann wenigstens seit dem Mittelalter nicht die Rede sein. Dennoch eignet sich die Sprache, wie die Holländische, sehr wohl zu schlichten, historischen Erzählungen, so wie zu humoristischen, mit Volkswitze gemischten Darstellungen, wie z. B. die in Norddeutschland vielfach verbreitete, komische Geschichte: „dat Wettlopen tüsken den Hasen und den Swinegel up de Buxtehuder Haide." Im Allgemeinen kann man sagen, daß in Westphalen eine etwas böotische Luft herrscht, welche nicht der Dichtung, wohl aber dem Nachsinnen günstig ist. So hat sich dort, ähnlich wie in den Wüsten Arabiens, eine Art Spruchpoesie gebildet, die im Munde des Volkes lebt und bei vorkommenden Fällen angewandt wird.

Dieſes iſt das ſtille Land, welches unbeachtet liegt und ohne Wunſch und ohne Furcht der Beachtung, ſich ſelbſt genug und, wie alle übrigen Länder, genug beſchäftigt mit eigner Luſt und eignem Leid.

Es hätte ſich weit Mehr und Gründlicheres darüber ſagen laſſen, doch der entſchuldigte Ton der Unterhaltung würde Gefahr gelaufen ſein, in den anmaßenden der Belehrung zu verfallen.

Proben

aus

amerikaniſchen und engliſchen Dichtern,

von

G. Arnold.

Man hat lange der amerikaniſchen Literatur keine Poeſie zugeſtehen wollen, wenigſtens fand man in den Erzeugniſſen der Dichter keine Lyrik, wie wir Deutſche ſie lieben, höchſtens einmal eine Nachahmung des Thomas Moore; und wenn uns auch Waſhington Irving in ſeinem Skizzenbuch mitunter ſehr gemüthvolle Schilderungen häuslichen Lebens und ſozialer Verhältniſſe darbot, ſo war man doch geneigt, dieſes Volk von Praktikern für unfähig zu halten, tiefere Empfindungen zu hegen und ihnen Worte zu leihen.

Das Auftreten zweier Dichter wie Bryant und Longfellow hat die Welt bald eines andern überzeugt. Beide Männer betraten eine neue Bahn, kühn und frei handhabten ſie die Sprache und — wie der Boden, dem ſie entſproſſen, jugendlich, urkräftig und erhaben, ſind ihre Darſtellungen originell, friſch und voll hohen Schwunges.

Ich darf voraussetzen, daß die hervorragendsten dieser Dichtungen bekannt sind und werde nur eine Probe von jedem anführen, indem ich dabei an die Ode über Nürnberg von Longfellow erinnere, die ich Ihnen vor einiger Zeit mitgetheilt habe, und die lebensvolle und tiefgemüthliche Schilderung unserer Stadt und ihrer Glanzzeit hervorhebe.

Neben diesen Männern sind aber noch andere Dichter und auch Dichterinnen bekannt geworden, die es verdienen, daß man auch in entfernteren Kreisen Notiz von ihnen nehme, weil sie in edler, schöner Sprache den heiligsten Empfindungen, den innigsten Anschauungen, den geistvollsten Reflektionen einen Ausdruck verleihen, der jedem fühlenden Leser den erfreulichen Beweis gibt, wie ein hohes, geistiges und treuinniges Gemüthsleben auch dort Platz gegriffen hat, wo man seither nur den krassesten Materialismus walten glaubte.

Trauriges Land! sagt noch einer unserer neuesten Berichterstatter über Nordamerika, Land, wo die Blumen nicht riechen, die Vögel nicht singen, wo die Menschen kein Herz haben, die Freude keine Stätte; Land der Bummler, der Schlangen und Krämer, der Wanzen und Fieber, in dem selbst die Religion nichts als „humbug“ ist. Und dieses geschmähte Land hat unter seinen Söhnen neben den schon genannten Dichtern, einen Charles Fenno Hoffmann, einen Henry Dána, einen Whittier und Morris, und unter seinen Töchtern eine Marie Brokes, Hannah Gould und Lydia Sigourney.

Immerhin zwar müssen diese Talente als Kinder eines in der Entwickelung noch sehr jungen Landes beurtheilt werden und der hohe Maaßstab einer europäischen Kritik paßt nicht immer für ihre Werke. Wenn Mrs. Trollope Nord-Amerika deswegen für praktisch unfähig erklärt, weil das Land keine Ritterzeit und

keine Romantik gehabt habe, so ließe sich dagegen anführen, daß jenes Land nicht minder reich an Naturschönheiten ist, als irgend ein anderes, daß das menschliche Herz dort eben dieselben wunderbaren Tiefen, der Character dieselben eigenthümlichen Nüancirungen, der Geist die gleiche Fähigkeit der Größe und Erhabenheit besitzt, als wie bei uns und daß die Vergangenheit des Indianerlebens einen reichen poetischen Schatz zur Ausbeute liefert. Und endlich darf es weder auffallen, noch zu strenge gerügt werden, wenn man bei diesen Poeten häufig Anklängen aus den Koryphäen des Mutterlandes begegnet, wenn Shakespeare und Pope, Byron nnd Thomas Moore hie und da durchblicken, ja sogar völlig nachgeahmt worden sind.

Es möge das Gesagte genügen, um als Einleitung zu dienen zu den Uebertragungen, die ich mittheilen will. Ich habe mich dabei möglichst streng an das Versmaß der Originale, so wie an ihre Eigenthümlichkeiten im Ausdruck und in der Darstellung zu halten gesucht und wenn ich dennoch dabei um die Nachsicht der Kritik bitte, so geschieht dies, weil ich die Einverleibung ausländischer Erzeugnisse unter solchen Bedingungen eben nicht für eine besonders leichte Arbeit halte.

Ich beginne mit Charles Fenno Hoffmann, geboren zu Neuyork 1806. Durch einen Unglücksfall verlor er im jugendlichen Alter den rechten Fuß. Er bildete sich zum Rechtsgelehrten, betheiligte sich aber bald an mehreren Zeitschriften, wie Knickerbockers Magazin, das er gründete, machte Reisen, die er sehr anziehend schilderte und that sich besonders durch seine lieblichen Lieder hervor, die vielfach in das Volk gedrungen sind.

Ein sehr gefühlvolles Gedicht von ihm lautet folgendermaßen:

We parted in sadness etc.

In Trauer schieden wir.

In Trauer schieden wir und ohne Worte,
Wir sprachen nicht von dem, was wir verloren,
Ihr Auge sah ich nicht, nur eine Thräne
Hat zitternd es auf meine Hand geboren.

Wir fühlten nur, was wir uns lang gewesen,
Und vor uns sah'n wir keine Hoffnung tagen;
Sie wagte nicht dies arme Herz zu quälen,
Ich wagte nicht „auf ewig" ihr zu sagen.

Seitdem hat mancher Frühling noch gelächelt,
Wie damals schön, als unser Lieb entglommen:
Die Jahre floh'n, doch jener Trennung Weben
Hat keine Zeit aus unsrer Brust genommen.

Ach, jeder Vogel, schmetternd auf zum Himmel,
Muß sie gemahnen an mein heißes Sehnen,
So wie ich selbst, im Abendthau auf Blüthen,
Mir träume jene heiligste der Thränen!

Liebe und Freundschaft, die schönsten Güter des Menschen, besingt er voll heiliger Begeisterung; die Freude leuchtet ihm entgegen aus dem goldenen Wein, aus der Bläue des Himmels, aus dem Teppich der Fluren, wie aus dem Dunkel gewaltiger Urwälder.

Eine zarte Melancholie durchzieht sanft seine Ergüsse, sie mag die Wirkung sein des im Blüthenalter ihn getroffenen Mißgeschickes, aber sie umdüstert seine Seele nicht, sondern ist nur der liebliche Dämpfer holder Accorde, die seiner wogenden Brust entströmen und deshalb nur um so inniger die verwandten Herzen berühren.

Ihm folge sogleich William Cullen Bryant, geboren 1794 in Cummington (Massachusetts), dem eine klassische Erziehung zu

Theil wurde und der schon mit 14 Jahren ein politisch-satyrisches Gedicht schrieb „das Embargo" betitelt, welches in Boston gedruckt wurde und ungeheuren Beifall erhielt. Im Jahr 1815 trat er als Anwalt auf und 1816 erschien sein bekanntes Gedicht „Thanatopsis," eine tief und herrlich gedachte Betrachtung über den Tod, voll schöner Naturbilder und trefflicher Philosophie. Im Jahr 1821 veröffentlichte er eine größere Schöpfung „die Zeitalter" geschrieben im Versmaaß des Child Harold und fuhr nun fort, immer neue und vollendetere Geistesblüthen zu treiben, worunter „die Hymne an den Tod" besonders hervorgehoben zu werden verdient. Später zog er nach Neuyork, wo er sich bei der Herausgabe mehrerer literarischer Blätter betheiligte und zuletzt Hauptredakteur der „Abendpost" war. Er hat auch in den Jahren 1834 und 1844 Europa durchreist. Mit Glück übersetzte er französische und spanische Dichtungen und hat sich sogar an einige Lieder von Uhland gewagt. Hören wir von ihm:

The old mans funeral.

Des alten Mannes Begräbniß.

Auf seiner Bahre trug man einen Greis,
Gebleicht das Haar und dünn, von Sorge war
Die Stirn' gefaltet, jetzt der Sorge baar.
Vorbei ist, was ihn drückte schwer und heiß
Und ringsum Schmerz und laut ein bittres Weinen,
Zu dem sich Frau'n und zarte Kinder einen.

Da trat ein schlichter Mann hervor und sprach
Gebrochne Worte zu dem Trauerzug:
Was jammert ihr, daß ihn der Engel trug
Hinauf zum Licht. Weint ihr denn an dem Tag,
Wo ihr die Garben sammelt in die Hallen
Und wenn im Wald die gelben Blätter fallen?

Ihr klagt nicht, wenn die Sonne niedergeht
Nach ihrem Taglauf, der euch froh gemacht
Und fern am Horizont mit ew'ger Pracht
Hinabsteigt, wo auch ihr Erquickung weht:
Wenn dann den Himmel ihre Scheidestrahlen
Mit Gold und Purpur herrlich übermalen.

Was weint ihr denn um ihn, der ausgelebt
Das Leben hat zum End' in Freud' und Leid,
Zum rechten Thun und Wirken stets bereit,
Und den zuletzt die milde Hand enthebt,
Der euch zurückläßt seiner Tugend Wonnen
Als Abendroth, darinnen euch zu sonnen.

Ein edler Jüngling und ein braver Mann
That Gutes er, wo immer er gekonnt,
Und fand durch treue Liebe sich belohnt.
So kam zuletzt er an dem Grabe an,
Schloß ohne Sträuben hier sein einfach Leben,
Um dort als Phönix neu sich zu erheben.

Das Leben floß ihm leicht und froh dahin,
Zwar ohne Kummer nicht, das ist das Loos
Des Menschen, ohne Dorn ist keine Ros',
Doch dankt er Gott für das mit frommem Sinn
Und blieb verschont von manchen schweren Leiden,
Die oft die Thoren selbst sich bereiten.

Und darum freut euch, daß der Kelch geleert,
Daß er hinüberging zum ew'gen Sein.
Das ist dem Staubgebornen stets gemein,
Daß er zu seiner Mutter wiederkehrt;
Und also muß es sein, denn jedes Ding auf Erden
Hat seine Zeit, die muß erfüllet werden!

Bryant führt uns hinaus in die große erhabene Natur, mit ächter Dichtergluth schildert er uns ihre Reize und da läßt er uns zugleich in sein frisches volles Herz schauen, er predigt

uns mit tiefer Empfindung eine würdige Moral und den frommen wahren Glauben. Alles ist an ihm rein und edel, natürlich und voll ächten Gefühls, nirgend etwas Uebertriebenes, weder Auswüchse einer krankhaften und düstern Phantasie, noch ein weichliches Ergehen in vagen Gefühlen.

Bryant ist kein Riese, sagt ein englischer Kritiker über ihn, aber er ist ein Genius, und einer der wenigen ausgezeichneten Dichter, die dem Genie Achtung errungen haben, zu einer Zeit, wo dessen Würdigung gewissenhafter gehandhabt wird als sonst und wo mehr als jemals zahlreiche und befähigte Richter ihr Urtheil sprachen. Amerika verehrt diesen Mann, England nennt ihn einen Dichter, das genügt! Diese Anerkennung zweier großer Völker gibt ihm ein unbestreitbares Recht auf seinen Ruhm.

Noch bedeutender als Bryant, ja der gedankenreichste und vollendetste Dichter Amerika's ist **Henry Wadsworth Longfellow**, geboren 1809 in Portland (Maine), der seine Ausbildung auf der Bowdoin-Schule erhielt und an dieser 1830 als Lehrer der neueren Sprachen angestellt wurde. Er hat Europa mehrmals bereist und sich namentlich viel in Deutschland aufgehalten, dessen Geschichte, Sitten und Leben er mit großer Empfänglichkeit auffaßte und wiederzugeben versteht. Eben dieses deutsch Fühlen und Denken hat ihm aber auch sehr viele Freunde bei uns erworben, wir verdanken zunächst Freiligrath sehr gelungene Uebertragungen seiner Gedichte. Aber auch anderer Länder Geist, Gebräuche und Lebensweise hat er mit gleichem Geschick in sich aufgenommen und deshalb sind auch seine Uebersetzungen aus dem Spanischen, Dänischen u. s. w. so gelungen. Er ist vielleicht durch den Einfluß, den die deutsche Literatur auf ihn übte, der einzige romantische Dichter, den Amerika aufzuweisen hat. Im Jahr 1836, er hatte zuvor in Heidelberg sein theures Weib

verloren, nahm er eine Stelle an dem berühmten Harvard-College in Cambridge als Professor der neueren Sprachen und Literatur an und besuchte im Jahre 1843 noch einmal den Continent, um seine geschwächte Gesundheit zu stärken. Sein Hauptgedicht ist „Evangeline" in Hexametern, das dem Leser eine schreckliche Episode aus der Geschichte von Neuschottland in Schilderungen voll kühnen Schwunges und sanfter Naturanschauung, verbunden mit meisterhafter Seelenmalerei vorführt, wobei der Colonisirungstakt der Engländer eben nicht im vortheilhaftesten Lichte erscheint.

Das Gedicht „der Schiffbau" scheint eine Nachahmung des Schiller'schen Liedes von der Glocke zu sein. „Der spanische Student", ein Drama in drei Akten nach einer Novelle des Cervantes „La Gitanilla", erinnert in der Behandlung an Byrons Dramen und es mangeln auch nicht Shakespeare-Manieren, doch erhebt er sich in manchen Scenen zu entschiedenem tragischem Effekte, wenn auch der innere Zusammenhang nicht immer klar, die Charakterzeichnung nicht durchgehends richtig sein mag.

Longfellow hat sich durch seine kleineren Dichtungen gewiß die meisten Freunde erworben. Der „Psalm des Lebens", „das Licht der Sterne", „Nürnberg", „die Sklavenlieder" werden jedes Herz wohlthuend erregen. Durch ihn haben seine Landsleute deutsche Lieder und Dichtungen kennen gelernt, an deren Bearbeitung wohl kaum ein anderer gedacht hätte, wenn er auch wirklich eben so vertraut mit dem Idiom gewesen wäre. Da finden wir „das Annchen von Tharau", „Tannebaum, o Tannebaum, wie grün sind deine Blätter", „Wie sie so sanft ruh'n alle die Seligen", Lieder von Heine, Pfizer, Uhland, Mosen, Salis, sogar Sinngedichte von Logau. Und wahrlich es

beurkunden diese Uebertragungen ein tiefes Verständniß deutschen Wesens, eine Sinnigkeit und gemüthliche Wärme, die ihn fast zu einem der Unsern macht.

Erlauben Sie mir Ihnen von diesem gefeierten Dichter nur ein kleines Stück mitzutheilen. Es heißt:

The reaper and the flowers.

Der Schnitter und die Blumen.

Ein Schnitter mähet, der heißet Tod,
Mit scharfer Sichel er schlägt
Hinein in das Feld voll reifer Frucht
Und auch wo es Blüthen trägt.

Und soll ich nichts haben denn, was schön?
Nur stets das ährtige Korn!
Wie däucht mir der Blumenduft so süß!
Sie bleiben euch unverlor'n.

Er sah sie an mit Thränen im Aug',
Er küßte manch Blümlein klein,
Für den Herrn im Himmel band er sie
In seine Garben hinein.

Mein Heiland verlangt nach Blumen sehr,
Der Schnitter sanft lächelnd sprach,
Er denkt noch wie er als Knabe gern
Sie pflückte in Flur und Hag;

Sie sollen blühen im goldenen Licht,
Auf himmlischen Auen schön
Und auf der Heiligen Prachtgewand
Als glänzende Sterne stehn.

Da gab die Mutter in Angst und Schmerz
Ihre theuersten Kinderlein,
Sie müssen ja dort im Himmelreich
Die lieblichsten Engel sein!

O nicht im Grimm an jenem Tag
Ein Schnitter durchzog das Land —
Ein Engel hat die Blumen nur
Gepflücket mit leiser Hand.

Die lyrische Poesie Longfellows ist so lieblich, sagt Herrig in seinem Handbuch der nordamerik. National-Literatur, daß wenn man den Dichter mit den meisten seiner Zeitgenossen vergleicht, es gleichsam ist, als ob man aus einem rauhen Lande in einen orientalischen Garten kommt, in welchem das Plätschern der Wasserfälle oder die Musik der Vögel auf jedem Schritte unser erstauntes Ohr erfreuen. Ich wüßte diesem Urtheil nichts hinzuzusetzen, als daß Longfellow derjenige Ausländer ist, bei dessen Bildung das deutsche Element die größte Rolle gespielt hat und der vielleicht gerade diese Einwirkung deutscher Wesenheit, die einen so empfänglichen Boden in seinem Kopf und seinem Herzen fand, den hinreißenden Eindruck seiner Werke verdankt. In seinen Gedichten webt deutsche Romantik, deutsches Fühlen, Glauben, Lieben und Hoffen. Da schaut man hinein in deutsche Landschaften, hinter gespenst'gen Tannen brauset der Waldbach, klappert die Mühle am Felsenhang, ein blauäugiges Mädchen mit langen goldenen Zöpfen schreitet sinnend über den schwanken Steg, da tritt ein blonder Jägersburſch heraus aus dem Forst mit keckem Schritt und drückt ihr die Hand mit stiller Seligkeit. Das hat er gesehen am Rhein, in Tyrol, in der Schweiz und es ist zusammengewachsen mit seinem Herzen und so malet es sich in seinen Liedern und entzücket alle Völker, weil es die ächte Empfindung ist.

Möge jetzt noch ein bescheidenes Veilchen auf diesen herrlichen Rosenstrauch folgen, es heißt **Hannah Gould.** Sie ist geboren zu Lancaster (Vermont) um 1792, lebt unweit Boston

und ist eine geschätzte Dichterin. Ihre Lieder voll Gemüth und ächter Frömmigkeit haben sie zum Liebling des Volkes gemacht; sie wirken durch ihre Einfachheit, durch ihre Reinheit und den ungekünstelten Ausdruck inniger Gefühle.

Ich gebe Ihnen von dieser talentvollen und höchst bescheidenen Dame ein Lied, betitelt:

The Winds.

Die Winde.

Wir kommen, wir kommen, ihr fühlt unsre Macht!
Wir hab'n uns gesammelt und aufgemacht.
Wenn über die Berge auf Wegen und Stegen
Wir unsichtbar sausen und brausen und fegen,
Wie der Freiheit Geist gewaltig und stark —
Ihr seht unser Thun und erzittert in's Mark,
Ihr nennt uns den Wind; wer aber versteht,
Von wannen er kommt und wohin er geht?

Wir fächeln die Blume mit mildem Hauch,
Wir stürzen die Wälder in Dampf und Rauch!
Ihr seht, wie die Binse sich vor uns neigt,
Wir rütteln am Thurm, daß der Thürmer erbleicht,
Wir wiegen die Barke auf trüg'rischem Schlund,
Wir betten den Schiffer tief auf den Grund.
Ihr sagt, wir sind's, doch ihr findet's nicht aus:
Nie habt ihr gesehen der Winde Haus!

Ob unsere Stimme im Donner ruft,
Ob sanft wir ziehen, wie Weihrauchduft,
Ob mit Angst wir des Menschen Seele erfüllen,
Ob gaukelnd wir ihm die Stirne kühlen —
Bald lispelnd euch zu mit Liebeshauch,
Bald zürnend im Sturm, wild, Auge in's Aug' —
Ihr horcht und Ihr schaut, ein ohnmächtig Kind,
Ihr rufet ihn nicht, noch wehrt ihr dem Wind.

Wir wohnen in des Allmächtigen Haus.
Da schließt er uns ein und da läßt er uns aus.
Ob Jammer wir sä'n, ob Freude und Glück,
Sein Wille ist es, wir schaun nicht zurück.
Umspielt euch des Zephyrs balsamischer Duft,
Durchrasen wir tosend die zitternde Luft:
Uns sendet zu euch der ewige Geist,
Er ists, der uns kommen und gehen heißt!

Dieses Gedicht hat einen eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht, es ist mir dabei unwillkürlich der Felsenstrom von L. v. Stolberg in den Sinn gekommen, namentlich diese Stelle:

Unsterblicher Jüngling!
Du strömest hervor
Aus der Felsenkluft.
Kein Sterblicher sah
Die Wiege des Starken;
Es hörte kein Ohr
Das Lallen des Edlen im sprudelnden Quell.
Wie bist du so schön
In silbernen Locken!
Wie bist du so furchtbar
Im Donner der hallenden Felsen umher!
Dir zittert die Tanne,
Du stürzest die Tanne
Mit Wurzel und Haupt.
Dir fliehen die Felsen,
Du haschest die Felsen
Und wälzest sie spottend wie Kiesel dahin!

Man muß anerkennen, daß Hannah Gould es meisterhaft versteht, uns die Naturkräfte zu schildern, wie sie als denkende Wesen gewaltig eingreifen in das Weltgetriebe. Sie weiß diesem Handeln bald die erhabene Seite wie in den „Winden", bald die gemüthliche wie in der „Schneeflocke", bald die humoristische

wie im „Frost“ abzugewinnen, aber stets behandelt sie ihren Stoff mit weiblicher Zartheit, Reinheit und hoher Religiösität, weßhalb ihre Lieder mit voller Berechtigung in die Hände der reiferen Jugend gelegt werden können.

Diese Dame ist Meisterin der Sprache. Ihr Vers ist gewandt und ungesucht, die Wendungen sind nicht selten originell, die Zeichnung so, daß die Moral klar und wirksam hervortritt. — Kurz wenn Hannah Gould auch kein Stern erster Größe ist, so darf sie doch mit Recht zu den gemüthvollsten und gesinnungsreinsten Dichtern ihres Landes gezählt werden.

Wir haben nach alle dem gesehen, daß den Amerikanern von englischen Reisenden und Kritikern großes Unrecht angethan wurde, wenn diese ihnen alle Literatur abgesprochen haben. Außer den genannten Dichtern, außer Washington Irving, dessen Ruhm längst anerkannt ist, hat Nordamerika noch im Fache des Romans einen Cooper, Paulding, Kennedy, Sealsfield, eine Catharina Sedgwick und Harriet Stowe hervorgebracht, und schwerlich ist wohl ein Buch mehr verbreitet und gelesen worden, als die 34 Werke des ersteren und der Uncle Tom der letzteren.

Und neben diesen, Staatsmänner und Redner wie Benjamin Franklin, Quincy Adams, Henry Clay; Daniel Webster; Geschichtschreiber, wie Bancroft und Prescott; Ethnographen, wie Schoolcraft; Ornithologen, wie Audubon und Wilson; Juristen wie Wheaton; Lexigraphen, wie Webster — welch reges, geistiges Leben, welche Thätigkeit auf allen Gebieten der Wissenschaft! In der That dieses Volk wird noch Großes hervorbringen und die alte Welt mag sich zusammennehmen, wenn sie von der neuen nicht überflügelt werden will.

* * *

Nachdem wir uns mit den Amerikanern beschäftigt haben, liegt es ziemlich nahe, einen Blick auf das Mutterland, auf England zu werfen. Wir finden da dieselbe Erscheinung wie bei uns. Seit Thomas Moore, Byron und Robert Burns sind keine außerordentlichen Dichter mehr aufgetreten. Aber dennoch stoßen wir auf Männer und Frauen, die viel Treffliches geschaffen haben, und ich will nicht unterlassen, einige hervorzuheben und Musterstücke von ihnen einzuflechten. Von Milmann sowohl als von Wolfe habe ich früher schon einiges mitgetheilt. Ersterer dichtete Hymnen und gab ebenso zarte als erhabene Bilder aus der Bibel, von letzterem, der leider zu früh starb, haben wir das schöne Gedicht, „Auf das Begräbniß des Generals Moore", welches mit vollem Recht ein klassisches genannt werden darf, und Ihnen zur Genüge bekannt ist.

Die Begeisterung für sein Land, für seine Sitten, Gesetze und Institutionen spielt bei dem Engländer eine Hauptrolle. Kein Wunder, daß auch der Dichter dieses Thema vielfach aufgreift und variirt. Es liegt etwas Großartiges in diesem Nationalbewußtsein! Hier ist das zu Fleisch und Bein geworden, was der Deutsche nur ahnt und träumt. Der Engländer weiß, daß er das Glied einer großen, geachteten Nation ist, er tritt auf mit Kraft und Selbstbewußtsein, auf eigenen Schiffen dringt er in alle Welttheile, in allen Ländern fühlt er sich zu Hause, der Sohn Albions ist überall geachtet, weil er überall geschützt ist. Daraus sind Lieder erklärlich, wie Thomson's „Rule britannia" oder Campbell's „The mariners of England", und nur ein Nelson konnte beim Beginn der Seeschlacht jenes merkwürdige Signal geben „England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue".

Den erneuerten Beweis von so eminentem Nationalstolz zeigt uns **Martin Tupper**, geb. zu London 1811 in seinem Gedicht:

Der Stamm der Angelsachsen.

Breit aus, breite aus von Süd zu Nord,
Von Ost zu West ausbreite dich fort.
Feste den Grund und wölbe den Bau,
Daß die Welt dich den Herrn der Erde schau;
Ruf's laut, daß Allen in's Ohr es gellt:
Dem Angelsachsen gehört die Welt!

In England sproß die gewalt'ge Saat
Auf alter Satzungen frommem Pfad.
Wo kühn das Herz und derb das Wort,
Wo stark der Arm, ein ächter Hort,
Ein Jüngling immer, recht stolz und frei:
Da ist der Angelsachse dabei.

Wir sehen Völker fallen im Sturm,
An allen Stämmen naget der Wurm:
Der Süden entnervt, der Ost ein Knecht,
Auf schwankem Thron ein Priestergeschlecht!
Schaut an die Länder, wie matt und bleich!
Nur nicht der Angeln mächtiges Reich.

Ihr Söhne Englands überall,
Euch gilt mein Lied mit Jubelschall.
Ob Norman, Gäle oder Celt',
Ob du ein Sohn der neuen Welt —
Auf ehernen Tafeln schreibt dein Stamm
Die Besten ein mit leuchtender Flamm'.

Ihr freien Söhne Albions!
Ihr kühnen Meister jedes Throns!
Zur See und zu Land die Herren ihr,
Millionen, ihr folget einem Panier!
Umarmt euch mit Liebe ihr Brüder traut,
Daß die Welt die Sterne der Angeln schaut.

Ich habe kein anderes Gedicht von diesem Meister zu Gesicht bekommen, aber dieses genügt schon um darzuthun, wie sehr der Engländer im Rechte ist, sein Ich „I" groß zu schreiben, während wir Deutsche es sogar für unschicklich halten, einen Satz mit „Ich" zu beginnen und es noch nicht sehr lange her ist, daß wir in der Korrespondenz die Fürwörter ich und wir aus lauter Demuth ganz ausließen. Die Engländer sind ferner groß in der Schilderung des Hauses, der Familie, des Familienlebens. Dafür haben sie einen förmlichen Kultus. Wie das Haus des Engländers ein Bollwerk ist, das jeden rohen Eindringling zurückweiset, so ist es auch ein Asyl, in welches sich der Mann nach gethaner Arbeit zurückzieht, um inmitten der Comforts, die es ihm bietet, nur sich, seiner Muse und den Seinen zu leben. Und dies versteht der Engländer ganz, der Deutsche nur halb, der Franzose gar nicht. Wenn die Engländer nirgends gemüthlich sind, so sind sie es in ihrer Familie, ihre Angehörigen lieben sie mit tiefer Inbrunst, und Alles was die Familie betrifft, alle Ereignisse in derselben, sind ihnen von hoher Bedeutung, und haben in ihren Augen mit Recht mehr Werth als all der Plunder von Politik und Chronique Scandaleuse, der uns Deutsche viel, die Franzosen fast ausschließlich beschäftigt.

Darum sind die Schilderungen und die Bilder aus dem Familienleben so schön und wohlthuend, denen wir in den Schriften von Bayly, White, Procter und Sarah Norton, Elisabeth Landon und **Miß Jewsbury** so häufig begegnen. Von Letzterer, geboren 1800 in Warwickshire und gestorben als Mrs Fletscher bei Bombay in Ostindien 1833, gebe ich nachfolgendes Gedicht, das sehr an Bayly's, „zurückgesetztes Kind" erinnert, und jene wehmüthige Stimmung zur Anschauung bringt,

wie ſie mehrfach in den lyriſchen Produkten der engliſchen Dichterinnen verwebt iſt.

Das ſterbende Kind an ſeine Mutter.

O, Mutter, nicht den Trauerblick,
Nicht dieſen Blick voll Weh!
Schilt Mutter nicht, o ſchilt mich nicht,
Daß ich den Tod erfleh.
Nicht ringen kann ich mehr wie ſonſt
Mit meiner ſchweren Pein,
Ich geb ein junges Leben hin
Und tauſch ein beſſ'res ein.

O weine nicht! Die Wange mein
Zeigt nicht der Jahre Spur:
Die Furchen zog der Gram hinein,
Laß deine Thränen nur.
Sie wiſchen dieſen Schmerz nicht aus
Und bett'ſt mich noch ſo lind,
O Mutter, ſäh'ſt du in mein Herz,
Du ſprächſt: Ja, ſtirb mein Kind.

Auf Erden iſt jetzt Sommerzeit,
Ich weiß es, luſtig rauſcht
Der Bach durch Blumenufer hin,
Ich hab ihm ſchon gelauſcht:
Durch's Fenſter ſchaut ein Roſenſtrauch,
Ein Bienchen ſummt um dich —
Ach Mutter, wie ſo ſchön die Welt!
Und doch, laß ſterben mich.

Denn keine Stimme ſpricht zu mir
Aus dieſem frohen Braus,
Der ſonnig, friſch und freudig wogt
Um unſer ſtilles Haus;

Nur deine Liebe stark und mild
Umfängt mich hier und dort,
Bald sind wir droben doch vereint —
Geh Mutter, laß mich fort!

Unter den Damen haben sich außer den schon genannten, namentlich noch ausgezeichnet **Mary Tighe** 1773—1810, von der ein recht hübsches Gedicht „Hagar in der Wüste" bekannt ist, **Mary Howitt** geb. 1806 in Glouceſterſhire, und später als Gattin des ebenfalls geschätzten Schriftstellers gleiches Namens längere Zeit in Deutschland lebend, welche eine reiche Phantasie und ein warmes Gefühl mit großer Anmuth der Darstellung verbindet und von der besonders „Sonnenschein" und „die Geschichte eines alten Mannes" ansprechen; vor allem aber **Felicia Browne**, später verehlichte **Hemans**, geboren 1794 in Liverpool und gestorben in Dublin 16. Mai 1835. Sie ist der Liebling namentlich der englischen Frauen geworden, und hat auch in Deutschland die Herzen aller Derjenigen gewonnen, die sich beugen vor weiblicher Milde und Sanftmuth, vor Reinheit und Frömmigkeit, vor einem Herzen endlich, das für alles Große und Edle glüht und das gleich dem Veilchen im Verborgenen, es selbst nicht weiß wie gut und wie schön es ist. Obschon bereits sehr oft übersetzt und vorzüglich gut von Freiligrath, bin ich doch so kühn, ein sehr bekanntes Lied dieser Sängerin Ihnen auch meinerseits in der Uebersetzung eines mir theuren Freundes darzubieten, es heißt:

Das bessere Land.

Mutter, o nenn' mir das bessere Land,
Dessen Bewohner du glücklich genannt!
Trockne die Thränen und laß uns nicht säumen:
Wo ist der Weg nach den glücklichen Räumen?

Iſt es wohl, wo der Orangenbaum blüht,
Wo auf der Myrthe Johanniswurm glüht?
Dort nicht, nein dort nicht, mein Kind.

Iſt es, wo rieſige Palmbäume ſteh'n,
Wonnegerüche die Lüfte durchweh'n,
Findet man wohl in dem glänzenden Meere
Auf grüner Inſel die glückliche Sphäre,
Wo jeder Vogel, ſo himmliſch geſchmückt,
Auge und Ohr paradieſiſch entzückt?
Dort nicht, nein dort nicht, mein Kind.

Iſt es der Elfen beſungenes Land?
Wo auf dem flimmernden goldenen Sand
Bäche hinfließen, die Perlen umkränzen,
Saphir und Diamant wunderbar glänzen,
Nymphen ſich baden im ſilbernen Teich —
Mutter iſt da wohl das beſſere Reich?
Dort nicht, nein dort nicht, mein Kind.

Noch iſt kein Auge je dorthin gekommen,
Noch hat kein Ohr ſolche Wonne vernommen;
Träume, ſie können ſo ſchön es nicht malen,
Dort weilt kein Tod, ſind fern alle Qualen,
Nagende Zeit welkt die Blüthe nicht ab —
Weit über Wolken und weit über'm Grab!
Dort iſt's, ja dort iſt's, mein Kind! —

In glühender Vaterlandsliebe ſteht Miſtrs Hemans Keinem ihrer Landsleute nach, mit ihren Liedern zur Verherrlichung des ſtolzen Albions hat ſie ihm eine Krone von Diamanten aufgeſetzt, die es umſtrahlen werden, ſo lang auf ihm eine Sprache exiſtiren und ein Herz ſchlagen wird. Ich führe von ſolchen Gedichten nur an „der Name England", „Englands Tode" und „die Heimath in England." — Da wo eine ſchmerzliche Trauer, ein tiefes Sehnen der Unbefriedigtheit, ein thränenreiches Weh der Täuſchung ihre Lieder durchzieht, werden dieſe zu koſtbaren

Perlen. Eine solche nenne ich die drei kurzen Verse, welche beginnen: „Mutter, o sing mich zur Ruh," und empfehle jedem meiner verehrlichen Zuhörer sie nachzulesen.

Hier drängt es mich auch des Dichters **Thomas Hood** erwähnen, der 1798 geboren ward und 1844 gestorben ist. Sein Lied „die Seufzerbrücke" ist ein Sang voll so tiefen Gefühls, die Sprache ist so ergreifend, die Darstellung so sinnig und rührend, daß ich mich vergebens nach etwas Aehnlichem bei seinen Zeitgenossen umgesehen und wirklich nicht gewagt habe, es zu übersetzen, weil ich es für unmöglich halte, es wiederzugeben, ohne den Schmelz der Zartheit und Innigkeit zu verwischen, der darüber ausgegossen ist.

Wir kommen nun zu einem Genre, in dem die englischen Dichter viel geleistet haben, ich meine Schiffs-, See- und Matrosenlieder. Diese Welt ist nirgends so ausgebildet als wie in England, ihre große Bedeutung ist nirgends so anerkannt und der Sinn dafür ist auch nur in jenem Inselland zu Hause, das berufen ward, die Herrin der Meere zu sein. Hier ist neben so vielen anderen, von den früheren besonders **Gay** zu nennen, der aber schon 1732 gestorben ist und von den neueren **Cunningham** von 1784—1842 und **Charles Dibdin** der Vater, von 1745—1814, die den Ton ächter Volkspoesie sehr glücklich getroffen haben. Von Cunningham las ich schon bei einer anderen Gelegenheit jenes bekannte Lied voll Muth und Selbstvertrauen, in dem der Charakter des englischen Seemannes so trefflich geschildert ist, und das anfängt „Ein nasses Tuch und hohe See", von Dibdin aber will ich ein kleines Stück geben, dessen ergötzlicher und derber Humor die Anschauungsweise jener Sphäre sehr glücklich charakterisirt. Es heißt:

Des Matrosen Trost.

Nacht war's und wild in's Tackelwerk
Fuhr über's Meer der Sturm,
Sein Priemchen kaute Peter Merk
Und sprach zu Hansen Wurm:
Ein derber Nordwest zieht herauf,
Hörst Hans du, wie er heult?
Wie dauert mich das dumme Volk,
Das jetzt am Lande weilt.

Die armen Tröpfe in der Stadt
Was stehen sie nicht aus!
Wer schon im Bett gelegen hat
Steht auf und horcht mit Graus.
Wie neiden sie dann unsern Stand
Und denken ganz gescheut:
O wären wir statt an dem Land
Zur See in Sicherheit!

Wie angst mag es dem Burschen sein,
Der auf dem Heimweg keucht,
Voll Furcht, daß Weib und Kinderlein
Ein Ungemach erreicht.
Ein Schornstein prasselt hier herab,
Dort reißt ein Ziegel los,
Indeß wir liegen hier am Deck
Als wie in Abrah'ms Schooß.

Ja, ja, man hat es oft gehört,
Was all's am Land passirt:
Bald brennt ein Haus, ein Dieb bricht ein,
Bald wird man massakrirt;
Das Ueberfahr'n nimmt gar kein End',
Die Kutscher sind wie blind —
Da Hans, da danken wir doch Gott,
Daß wir Matrosen sind!

Das sind jene Theerjacken, die in allen Meeren herumschwimmen, die mit gleicher Behaglichkeit in Sidneytown ihren Grog trinken wie in Canton eine Tasse Thee, die ebensogut Bescheid wissen an der Goldküste von Africa wie in den Piratenschlupfwinkeln der Molukken, die unter der Linie weder verschmachten, noch im nördlichen Eismeere erfrieren; Bursche, mit denen man den Teufel aus der Hölle jagen kann, die bei La Hogue und Abukir, bei Trafalgar und Navarin den Namen England mit so gewaltigen Zügen in das Gedächtniß der Nationen geschrieben haben, daß Jahrhunderte und aber Jahrhunderte ihn nicht verwischen werden. Darum singt Thomson in Rule Britannia voll Freudigkeit:

Mein England braucht kein Bollwerk
Nicht Wartthurm und nicht Schanz'
Durch Wogenbraus auf tiefer See
Geht es zum Waffentanz!

Es bleibt mir jetzt noch übrig, eines neueren Talentes Erwähnung zu thun, das wie es scheint auch in Deutschland Interesse erregt hat, es ist dies **Alfred Tennyson** geb. 1800 in Lincolnshire, der 1850 von der Königin Victoria zum Hofpoeten ernannt und was vielleicht das Schönste an der Sache ist, mit einem Jahrgehalt von Lstr. 300 bedacht wurde.

Ich gestehe, daß ich über diesen Dichter nicht viel zu sagen weiß, weil mir eine englische Ausgabe seiner Gedichte fehlt und ich nur einzelne der Originale in Chrestomatien gelesen habe. Nach der deutschen Uebersetzung, die mir erst vor einigen Tagen in die Hände kam, will ich ihn nicht beurtheilen, da ich nicht weiß, was ich etwa auf Rechnung des Translateurs zu setzen habe, statt auf die des Poeten. Manches, was ich da gelesen

habe, scheint mir ziemlich an Unverständlichkeit zu laboriren, wie z. B. die Nummer, welche überschrieben ist, „der Dichter." So viel darf ich, wie ich glaube, ohne Anmaßung sagen, daß ich häufig ein gewisses Haschen nach Effekt, eine gesuchte Originalität im Gedanken und Wort gefunden habe, die, wie mir scheint dem Eindruck des Ganzen vielfach nachtheilig sind. Belege hiezu wären vielleicht „der Kunstpalast", „Ode an die Erinnerung", „das Gesicht von der Sünde." Das rein Lyrische gelingt ihm weniger, es fehlt ihm, möchte man sagen, das stille fröhliche Gemüth, das warme gute Herz, die Unschuldsseligkeit und Jugendfrische, womit man Lieder macht, die verwandten Seelen wie die eigene Herzenssprache erklingen. Aber da wo seine Poesie mehr episch und didaktisch auftritt, da weiß sie was sie will und wirkt öfters mit erschütternder Kraft. Wie schön ist „die Maikönigin" und der „Neujahrsabend", wie prächtig die an Heine mahnenden Phantasien: „Meermann und Meerfräulein" und „die Seenixen." Welch herrliches Lebensbild entrollt sich in der „Müllerstochter". Welche Schauer der Erhabenheit wehen aus dem „Tode Arthurs, des Königs der Tafelrunde", welche meisterhafte Seelenmalerei spricht aus „Locksley Hall!"

Ich gebe Ihnen jetzt aus den epischen Produkten das, welches mir zuerst zur Hand kam und das ich, nachdem ich alle gelesen, immer noch für das Beste halte. Es ist in dem sogenannten blank verse (reimlose Jamben) gedichtet, der bei den Engländern sehr Mode ist und ich habe mich bei der Uebertragung genau an diese Form, so wie an den Ton selbst gehalten und habe auch nachdem ich die Herzberg'sche Bearbeitung gelesen, wie mir däucht, keine Veranlassung, die meinige zurückzuziehen.

Das Gedicht ist betitelt:

Godiva.

Ich wartete des Zugs in Coventry
Und ſchaute mit den andern Leuten hin
Nach den drei ſchlanken Thürmen. Damals war's,
Daß mir's in Sinn kam, was ich jetzt erzähle
Aus dieſer Stadt Legendengrauer Vorzeit.
Nicht wir allein, die letzte Saat der Zeit,
Die wir Vergangenes beſchwören und viel ſprechen
Von Recht und Unrecht, lieben wahr das Volk
Und pred'gen gegen ſeine Ueberbürdung;
Sie war's, die mehr that, als wir all',
Godiva, Weib des grimmen Grafen Leofric*)
Der in Coventry herrſchte. Ihm gefiel's
Daß hohe Steu'r er legte ſeiner Stadt,
Faſt überſchwenglich, alſo daß die Frau'n
Ihm ihre Kinder brachten, jammernd rufend:
Erbarme dich, denn unſre Kleinen ſterben
So du uns nicht erläſſeſt dieſen Zoll.
Da ſuchte ihn ſein Weib und fand ihn in der Halle
Inmitten ſeiner Hunde, wild von Bart
Und ellenlangem Haupthaar, und ſie ſprach
Mit Thränen, was die Weiber ihr geſagt.
Darauf er ſtaunte und ſie ſchalt: Was kümmert's dich?
Rührſt einen Finger du für ſolches Volk?
Ich könnte für ſie ſterben, ſprach das Weib.
Des ſpottete der Graf und mit dem Finger
Schnellt er an's Ohr ihr. Albernes Gewäſch
Nannt er des Weibes frommes Wort.
So ſtellt mich auf die Probe, fleht Godiva.
Ich will's! ſprach tückiſch er, denn ach ſein Herz
War rauh wie Eſau's Hand: erlaſſen ſei
Die Steu'r, ſo du die Stadt durchreiteſt — nackt!
Und hämiſch nickend wandt' er ſich und ging.

Wie wenn aus allen Himmelsſtrichen tobend
Ein Rudel Winde ſich bekämpft,

*) Leofric, Graf von Mercia in der Mitte des XI. Jahrhunderts.

So war Godiva jetzt der Stürme Beute
Von Scham und Angst, bis endlich Liebe siegt!
Und einen Herold sandte sie hinaus
Zu künden bei Trompetenschall die Sühne,
Mit der das Volk zu lösen sie gewillt.
Daß aber sie sich von des Volkes Sinn
Und Biederkeit versehe, wie zur Zeit
Von ab der zehnten Stunde bis zur zwölften
Kein Fuß die Straße wandle und kein Aug'
Herniederblicke, wo sie reite; daß vielmehr
Ein Jeder Thür und Fenster fittig schließe.

Dann barg sie sich in ihre stillste Kammer
Und löfete den Gürtel, ein Geschenk
Des bösen Mann's, und zitterte in Angst
Und Sorge. Wie der Mond in Sommernächten
In Wolken halb verhüllt war sie zu schau'n.
Von Locken rings umflossen bis an's Knie,
Die ihre einz'ge Hülle nur, stahl sie hinab
Sich jetzt die Trepp' und wie ein Sonnenstrahl
Glitt sie von Säul' zu Säule, bis das Thor
Erreicht war, wo ihr Roß das Pflaster stampft'.

Und sie bestieg's und so der Ritt begann!
Und Keuschheit war ihr Kleid. Die Winde lauschten,
Kein Lüftchen säuselte. Wie bebte sie
Beim Bellen eines Hunds, bei jedem Tritt
Des Rosses nicht, der dröhnend wiederhallte.
Sind da nicht weiße Köpfe an den Rinnen
Mit Augen selbst, die listig nach ihr schau'n,
Und haben diese Mau'rn nicht tausend Spalten
Und überall gespenstig von den Dächern
Starrt's nicht hinab nach ihr mit Dolchesblick?

Und all die Angst ertrug sie fromm und still.
Bis endlich hart am Thor Hollunderbüsche
Herübernicken aus des Waldes Saum,
Der rings die Stadt umgibt. Da kehrt' sie um.

Die Keuschheit war ihr Kleid. Die Winde lauschten,
Kein Lüftchen säuselte. Doch ja, ein Kerl
So frech und so gemein, zum Schimpf der Stadt
Sein Name*) wird genannt für alle Zeiten.
Der unternimmts, ein kleines Loch zu bohren
Und sah — doch nein! Nichts sah der arge Wicht,
Denn blind ward er im selben Augenblick.
So wurde eine edle That beschützt
Von hoher Macht, verhütet böser Mißbrauch.
Sie ahnete es nicht und eilte fürbaß,
Bis sie erreicht das schützende Gemach,
Als eben zwölf Uhr von schier hundert Thürmen
Es schlug und hämmerte mit lautem Klang.

Bald trat hervor alsdann die fromme Frau
Im Prunkgewand, die Krone auf dem Haupt,
Und nahte ihrem Herrn, der alsogleich
Die Steu'r zurücknahm: So errang Godiva
Sich ihres Namens ewiges Gedächtniß.

Hier haben wir eine Begebenheit, die vielleicht mehr noch als die Griseldis Sage ansprechen dürfte, weil sie natürlicher ist. Wie Kohl in seinen Reisen durch England erzählt, soll noch heutzutage in Coventry eine Figur mit bunten Kleidern und dreieckigem Hute sei, die aus irgend einem Fenster guckt. Auch ziehen alljährlich an einem großen Jahrmarkte der Stadt der Mayor und die Aldermen durch die Straßen mit einer Frau zu Pferde, die fleischfarbene Kleider an hat. Herr Kohl war nicht selbst in Coventry, die Eisenbahn führt daran vorüber. Deßwegen hat er wohl auch statt Leofric, Scoprie geschrieben. Meidinger dagegen in seinen Reisen durch Großbritannien und Irland erzählt uns, daß Tom ein Schneidergeselle gewesen sei und daß in der St. Mary-Halle in Coventry noch ein altes Glasgemälde existire, Godiva vorstellend.

*) „Glotzender Tom von Coventry."

Ich schließe diese Rundschau, indem ich noch die Uebertragung des amerikanischen Nationalliedes **Yankee Doodle** anfüge und hoffe dadurch dem Theil meiner verehrlichen Zuhörer einen Dienst zu erzeigen, der dieses interessant gewordene Liedchen noch nicht genauer kennt.

Yankee Doodle.

Ein Yankee-Bursch ist nett und schlank
Und niemals übersett, Herr!
Bei Scherz und Tanz ist er nicht krank
Und flüchtig wie der Wind, Herr!
Yankee-Bursche aufgepaßt,
Wahrt die Küste sonder Rast,
Prahlet nicht und fürcht't euch nicht —
Yankee Doodle ist kein Wicht.

Die Thür ist offen stets zu schau'n,
Sein Wein ist gar nicht schlecht, Herr!
Pasteten von Kartoffeln, traun,
Die setzt er Jedem vor, Herr!
Yankee-Bursche aufgepaßt u. s. w.

Ob klein sein Haus und rauh und arm,
Doch wohl erworben ist's, Herr!
Die Hand ist stark, das Herz ist warm,
Es wohnt die Ehre drinn, Herr!
Yankee-Bursche aufgepaßt u. s. w.

Was er mit voller Lieb umschlingt,
Sein Vaterland das ist's, Herr!
Und wenn er je auf etwas trinkt,
So trinkt er Yankee Doodle, Herr!
Yankee-Bursche aufgepaßt u. s. w.

TAYLOR INST. OXFORD

Der Verfasser war ein Arzt, Dr. Sheckburg, der im britischen Heere in Nordamerika diente. Er machte das Lied im Jahr 1755 und setzte auch die Musik dazu, natürlich um die

Amerikaner zu verspotten, da man unter **Doodle** einen Tölpel, einen Hans Dampf in allen Gassen verstund. Wirklich hatte er die Genugthuung, daß die amerikanischen Offiziere auf seine Empfehlung hin das Lied hübsch fanden und sangen, was den britischen vielen Spaß verursachte.

Zwanzig Jahre später begeisterte es als Nationallied die Helden von Bunkershill und nach noch nicht 30 Jahren marschirte Lord Cornwallis mit seinem Heere bei der Musik von **Yankee Doodle** kriegsgefangen in die amerikanischen Reihen.

Ferienreise durch die Schweiz

von

J. L. Hoffmann.

Es war am 9. August 1854. Noch zog sich das Gewitter erst in der Ferne zusammen, und man besprach sich hin und her, ob jene Wolken wirkliche Wetterwolken seien, ohne zu fürchten oder zu ahnen, daß sich ein Theil derselben auch über unserer Stadt mit ihren nächtlichen Schauern entladen würde. Sollen wir ausziehen oder nicht, als Lustwandler gerade mitten hinein in die Gegend, von welcher die Schwärze droht? war die Frage, die wir mehr hastig als gründlich noch auf dem Bahnhofe mit theilnehmenden Freunden überlegten, welche eben von München heimgekehrt uns von dem Besuche der Industrieausstellung abmahnten. Luise schien muthig, ich bedenklich; es kam mir unbesonnen vor, zum Vergnügen dem Ungeheuer geradezu in den Rachen laufen. Aber die Krankheit ist ja erst sporadisch, nicht epidemisch, wenn sie überhaupt vorhanden ist. Als ob es nicht einerlei wäre, sporadisch oder epidemisch zu sterben. Ja das erstere erschien gewissermaßen schimpflich und damals obendrein revolutionär, da die Cholera in München polizeilich

verboten war. Gleich als hätte die Locomotive selbst den Auftrag, unsere Bedenkzeit zu verlängern, keuchte sie erst gegen 11 Uhr heran, indeß sie nach 9½ hatte abgehen sollen. Ich hatte vor der Hand Billets bis Augsburg genommen; da standen noch zwei Wege offen, nach München wie nach Lindau, und ein längerer Besuch der Schweiz sollte sich ja unserem Plane nach dem vorübergehenden der Industrieausstellung anschließen. Inzwischen würde man aus größerer Nähe über den Stand der Dinge in der Hauptstadt sich besser unterrichten und nöthigenfalls dieselbe auch auf dem Rückwege besuchen können. In unserem Coupé hatten wir anregende Gesellschaft; eine kurze Strecke Weges gehörten zu unserer unmittelbaren Begleitung zwei Mädchen, ein junges und ein altes; das erstere hat uns alle schon durch seelenvolle Anmuth erfreut, das letztere blüht, dem kleinen Veilchen gleich, im Verborgenen. — Der Mann, der immer ins Weite strebt, pflegt mit dem Stadtthor auch die Sorgen hinter sich zu lassen; die Frau dagegen, die im häuslichen Kreise schaffen und walten muß, vermag sich schwer dem beengenden Gedanken an das Wohl und Wehe der Ihrigen zu entschlagen. Wir haben außer uns selbst nur zwei Familienglieder, den Hans und eine weißgesprengelte alte Katze. Da nun meine Frau jenen wohlgeborgen in seiner Heimath wußte, so drängte ihr liebereiches Gemüth sich zusammen in den quälenden einen Gedanken: Ich werde doch die Moll nicht hineingesperrt haben? und alsobald malte die Phantasie ihr das gräßliche Bild des hungersterbenden Thieres und bestimmte die Gute, welche für das Katzengeschlecht von Kindheit an eine unbeschreibliche Zärtlichkeit hegt, zu dem resoluten Entschluß, sogleich mit Bleistift deßhalb einen Brief an die Schwester in Nürnberg zu schreiben und ihn der römernasigen Gespielin meiner Kindheit

mitzugeben, welche in Schwabach sich von uns trennte. Für solche rührende Sorgfalt scheinen ihr sämmtliche Katzenherzen dankbar geworden zu sein; denn merkwürdiger Weise umschmeichelte sie fast in jedem Quartier während dieser Reise einer ihrer weichhaarigen Lieblinge. — Es war ein rührender Abschied zwischen mir und meiner Jugendfreundin; denn alte Liebe rostet nicht. Meine gepreßte Seelenstimmung machte sich zuletzt noch in der Strophe Luft, die ich ihr nachseufzte: So leb' denn wohl, du altes Haus! Es ist das sichtbarste Zeichen von der ursprünglichen Güte der Menschennatur, daß sich alle Herzen dem Leidenden theilnehmend erschließen, und so wirkte denn mein unwillkürlicher Ausruf wie ein electrischer Schlag auf die Gefühlsnerven sämmtlicher Mitgenossen unseres Coupé, die ich bisher im Vorgefühl des nahen Trennungsschmerzes gar nicht sonderlich beachtet hatte. Das Gespräch wurde fließend, und wie denn der glückliche Leichtsinn als freundlicher Lebensgefährte die Bekümmernisse hinwegzulächeln pflegt, so war das ehrwürdige Mädchen — ich hätte mir selbst diesen Grad des Wankelmuthes nicht zugetraut — schon halb vergessen, als sie mit ihrem Reisepack der Nadlerstadt zuschlich. Ein strafflehniger Mann aus Posen, ein rüstiger Fünfziger, saß mit seinem langbeinigen etwas baumeligen Sohn und einer blassen jugendlichen Tochter neben uns im Wagen, deren plastisch reine Züge nur noch von einer glockenhellen Silberstimme übertroffen wurden. Das gegenseitige Verhältniß der drei Personen spiegelte ein natürlich herzliches Wohlwollen; die väterliche Autorität hatte sich den erwachsenen Kindern gegenüber zu jener Freundschaft abgeklärt und die Pietät der Kinder zu jener Ungezwungenheit des Umgangs erhoben, welche innerhalb einer feinen Linie gehalten dem Beobachter so wohlthut. Sie waren im Begriff

nach München und nach Besichtigung der Ausstellung desselben Weges durch Oberitalien zu fahren, der uns ehedem selbst entzückt hatte. Wie lebhaft begegneten sich da Erinnerung und Erwartung und schlangen ein leichtes Rosenband um uns unbekannte Menschen, nachdem die bekannte liebe Seele uns bei Wassertrübungen verlassen hatte! Singen Sie der auch nach: So lebe wohl, du altes Haus? fragte der stattliche Vater, als ich der scheidenden Freundin meine Grüße nachwinkte. Es war ein lebhafter Mann; munter flogen die Scherze herüber und hinüber, die er von Zeit zu Zeit durch den seltsamen Ausruf unterbrach: Potz Sonne von Austerlitz! Wir schlossen uns während des kurzen Zusammenseins enge genug an einander. Meiner Frau gefiel des Vaters liberale Bildung, mir das klangreiche Organ und griechische Profil der Tochter. Die Entschiedenheit dieser Familie gab auch unserem bisherigen Schwanken den Ausschlag, indeß uns zugleich ihre Liebenswürdigkeit nachzog. Freilich tauschte ich und meine Frau, nachdem ich in Augsburg das verhängnißvolle Billet genommen, unsere Rollen. Der Kecken erschien das Unternehmen strafbarer Frevel; den Sorglichen erfüllte die leichte Zuversicht eines Soldaten, der mit dem Gedanken in die Schlacht geht, daß die Kugel nicht gerade ihn zu treffen bestimmt sei.

Unser dreitägiger Aufenthalt in München bedarf keiner nähern Beschreibung. Wir waren entzückt wie Alle, die das elegante, luftige, zierliche Gebäude gesehen und die geschmackvolle Anordnung bewundert haben, welche so tausendfache Einzelnheiten zu einem schmucken Gesammtbilde vereinigt hatte. Dieß also sprach ich bei mir selbst, ist der durchsichtig klare Tempel des modernen Zeitgeistes, kunstreich aufgebaut, in hellen Farben prangend, mit den Opfergaben von Millionen Händen geehrt

und verherrlicht. Ich fand mich überaus heiter ergriffen und angeregt von diesem lustig strahlenden Cultus der Göttin Industrie, ich mochte nun von oben oder unten den Totaleindruck auf mich wirken lassen, oder die besondern Abtheilungen langsam durchmustern; und der Separatpatriotismus eines Nürnbergers erhielt immer frische Nahrung nicht allein beim Anblick des stattlichen Palastes, sondern auch bei der Ueberschau der mannigfachen Fabricate, welche hiesiger Gewerbfleiß geliefert hatte. Aber bei alledem schwebte über der Beschauung der tausendfachen Herrlichkeiten ein trüber Schatten, nämlich die Angst vor dem grausen Gespenste, das nun also dennoch, dennoch trotz aller Polizeiverbote existirte und da und dort unter Hoch und Niedrig, wen es ernstlich mit schwarzer Faust gepackt, in die Grube warf. Der zweite Tag, an welchem kalter Regen in Strömen fiel, war besonders unheimlich; und als am dritten beim Besuch der neuen Pinakothek, sei es durch natürliche Reizbarkeit, sei es durch die dumpfe Luft bei zahlreicher Menschenmenge, die Beklommenheit meiner Frau sich zum Unerträglichen steigerte, beschlossen wir, da ohnehin Kunst- und Industrieausstellung genugsam betrachtet war, die Nacht in Augsburg zuzubringen. Ein alter lieber Freund begleitete uns zum Bahnhof.

Aber da hatten wir leider gar nichts gewonnen. Schon auf der Mitte des Weges vernahmen wir, dort sei die Krankheit viel ärger, als in München. Wie ein trübes Vorzeichen begegnete uns unter dem Thore ein Leichenzug; den Wagen zogen vier Pferde, und Fackeln warfen ihren matten Schimmer auf die hohen bereits dämmerigen Häuser. Die ohnehin ziemlich öde Stadt nahm in unsrer Phantasie, wenn wir umherwandelnd die Augen durch die lange breite Straße schweifen ließen, den Schein einer ausgestorbenen an, zumal als ungerufen eine alte

Frau zu uns heran trat und von den vielen Leuten zu reden anhob, die gegenwärtig hingerafft würden, und wie eben Niemand dem Tode entrinnen könne. Dann saßen daheim im Gasthaus, zum Falken bei ominösem Rothwein, stumm wie verzaubert, einige alte Offiziere. In München hatten wir doch Freunde gehabt und bewegtes Leben die Fülle; hier aber war's still wie im Grabe.

Der frische heitere Sonntagsmorgen sollte uns von wirklicher und eingebildeter Noth Erlösung bringen. Schon um 4 Uhr wanderten wir mit Gebirgsstock und dem wohlbekannten Reisesack hinaus zur Eisenbahn. Die ungewöhnliche Frühkälte verhieß einen schönen Tag. Die Gesellschaft war spärlich, ein Schriftsetzer aus Kempten der einzige Umgang, warmer Kaffee in Kaufbeuren ein herrliches Labsal den halberstarrten Gliedern. Desto wärmer schien gegen Mittag vom tiefblauen Himmel die Sonne in unser Gartenhäuschen am Algäuer Hofe zu Kempten, in welchem wir theils mit Anschauen der freundlichen Gegend, theils mit dem Genusse von Bier und Käse einen Theil der drei Stunden hinbrachten, die uns der langweilige Güterzug warten ließ. Die Umgebung, zwar nicht neu, war dafür reich an schönen Erinnerungen, zumal auf dem Theile der Eisenbahn, über welchen wir vor zwei Jahren gleichfalls am Sonntag zu Fuß gepilgert, und als der Grinten sammt den andern algäuer Bergen vorüberschwebte, in deren Thälern eine biedere, gesellige, aufgeweckte Bevölkerung wohnt, die dem Fremden als einem lieben Gaste die Genüsse ihrer schönen Gebirgsnatur durch freundliches Entgegenkommen noch menschlich behaglich macht. Und da sich zu dem Gedächtniß angenehm verlebter Tage noch der Gedanke gesellte, daß drüben im Mittelpunkte dieser Landschaft eine hochverehrte Freundin weilt, so sandten meine Augen

doppelt herzliche Grüße hinüber nach Sonthofen und seinen romantischen Höhen. Am lieblichsten in diesen Gauen präsentirt sich dem Vorüberfahrenden das Weißachthal bei Oberstaufen; später wird die Gegend langweilig, bis sich in der Tiefe der herrliche Bodensee aufthut und malerisch von grünenden Rebenhügeln eingefaßt Lindau, wohin in weiten Biegungen der Train sich gleichsam schüchtern hinunterwagt. Schon rollen wir über den Damm, die Wasserwelt zu beiden Seiten, an die Inselstadt, und alsbald schauen wir aus einem Dachfensterchen des Caffeehauses nieder auf die grünen Fluthen und hinüber zu den grauen Bergen, die uns auf Wochen hinter ihrem breiten Rücken bergen sollen. Es war ein lieblicher Abend; die schöne Welt lustwandelte im Putze zwischen den Bäumen am See; so mischten denn auch wir uns schlendernd unter die geschäftlosen Sonntagsgänger und saßen noch in der Dämmerung auf einem Stein am Eisenbahndamme, dem Mädchenchore lauschend, dessen friedliche Weisen aus fernem Nachen zu uns herüberklangen.

Noch niemals war mir der herrliche Wasserspiegel des Bodensees in diesem köstlichen Licht erschienen, als an dem Morgen, an welchem wir nun frei von aller Beängstigung der letzten Tage über seine smaragdene Fläche glitten. Von Rorschach aus sollte die Fußreise ihren Anfang nehmen. In der Flur eines Hauses wurde der Reisesack gesiegelt, den ich bereits in Nürnberg nach Chur überschrieben hatte, und nun bergan nach Heiden, dem freundlichen Molkenkurort, der 1200 Fuß über dem See auf grüne Matten hingebreitet eine weithin offene Aussicht bietet. Auf unserer langsamen Wanderung hatte sich zu uns ein junger Mann aus Sachsen gesellt, der sich durch meine Bemerkung, daß unser Schlendern seine Schritte nur hemmen

würde, nicht abschrecken ließ. Es war ein lieber Mensch, gutmüthig und schmiegsam dem Naturelle seines Volksstammes entsprechend, und seine Bekanntschaft mit einem meiner Dresdener Freunde gab uns bald einen festen Berührungspunkt. — Das Oertchen Heiden ist ganz Idylle, wie das gesammte appenzeller Ländchen mit seinen zierlich schmucken Dörfern. Eisenbahn und Dampfschiff bieten so wohlfeile und rasche Beförderungsmittel, daß ich nur in der Unbekanntschaft mit dieser lieblichen Natur und in der Macht der Gewohnheit den Grund sehe, warum die Anstalten von Heiden, Gais und Weißbad nicht häufiger von Leidenden auch aus unserer Gegend benützt werden. Sicherlich wäre solch ein Aufenthalt, der in einem Sommer obendrein zwischen allen drei Orten wechseln könnte, für die Lebensfreudigkeit und eben darum auch für die Gesundheit ersprießlicher, als eine Kur in dem einförmigen Streitberg oder dem melancholischen Kreut. — Indeß meine Frau im Gastzimmer neue Bekanntschaften machte, bestieg ich in brennender Sonnengluth die nahgelegene Höhe des Kaien. Man sieht den Säntis, Rigi, Pilatus, die Gegend von Trogen, einen großen Theil der appenzeller Matten; der Blick war mir eben nicht neu, weil ich schon in früheren Jahren den gegenübergelegenen Gäbris besucht hatte. Aber der Hauptgenuß des wanderlustigen Bergsteigers liegt im Auf- und Absteigen selbst, im Kampf gegen Schwierigkeiten und der nachherigen Freude sie überwunden zu haben. Wir mußten heute noch über die Antonscapelle nach Altstetten. Vorüber an vielen Weberhäusern, an fleißigen Stickerinnen, die Hügel hinan, die lustig grünenden, mit sammtenem Teppich überkleideten. Schon neigt sich die Sonne, und weithin über die Wiesen fallen die Schatten der beiden Wanderer. Luise ist ohnehin eine schlechte Bergsteigerin,

ich selbst zwar rüstig und munter, war doch des Tragens noch ungewohnt. Nun hatte ich den schweren Reisesack allerdings nach Chur geschickt, aber ich war doch behangen mit einer Reisetasche und einer am Anfang noch schweren Geldtasche; auf der Achsel lag mir ein dickes wollenes Tuch, darauf ruhte der Alpenstock, an welchem Luisens Nachttasche mir über dem Rücken baumelte; die freie Rechte stützte sich auf den Regenschirm, indeß die Gefährtin leichtgeschürzt, doch glühend vor Hitze, neben mir emporkeuchte. Im weiteren Verlauf unsrer Pilgerschaft wußten wir das alles besser einzurichten. Damals aber waren wir, endlich auf der Höhe angekommen, dergestalt erhitzt, daß Luise, in der Verwirrung Lebendes und Todtes verwechselnd, nachsah, ob nicht die Reisetasche schwitze. — Ein reizendes Panorama hatte sich aufgethan. Gegenüber der vielzackige breite Säntis in voller Majestät, drüben die grauen Häupter Vorarlbergs, tief unten zu den Füßen Altstetten und das weite lachende Rheinthal, hinten der Bodensee; und neben uns spielte ein liebliches Kind mit großen braunen Augen und blühendem Angesicht und gesellte sich unverzagt plaudernd zu uns, bis es im Triumphe mit dem geschenkten Pfennig zur älterlichen Hütte hinuntersprang. Wir müssen aufbrechen, ziemlich jäh hinab an die 1½ Stunden; zweimal strauchelte meiner armer Begleiterin der unsichere Fuß; ihr Sonnenschirmchen ging in Trümmer; dazu bellten die Hunde der Einöden; schwarz bricht die Nacht herein; die plätschernden Brünnlein, die ich hörte, aber nicht sah, höhnten meinen lechzenden Durst. Endlich ist Altstetten erreicht.

Ein alter Mann weist uns in den Freihof. Gepriesen sei der Edle, der uns den Eintritt in die Schweiz so fröhlich machte. So unköniglich auch im Uebrigen unsere Erscheinung sein mag, so gleichen wir doch in einem Stück den heiligen drei Königen:

sie essen und trinken und zahlen nicht gern. Eine wohlfeile Rechnung beglückte uns jederzeit für den ganzen nächsten Vormittag. Die damalige aber war so fabelhaft billig, daß ich in spätern Tagen gar oft mit Wehmuth nach jenem goldenen Weltalter zurückschaute. O Altstetten, o Altstetten! rief ich dann aus, wie wandelt deine Wirthin noch in heiliger, unschuldiger Kindheit! Damals war auch die Freude noch neu über das Land, wo nicht bloß Milch und Honig, sondern auch Kaffee in Strömen fließt und ungeheure Butterstücke schon am frühen Morgen die Kehle schmeidigen. Da will sich die große Kanne nicht leeren und die Kellnerin bietet noch mehr an; da schwelgt man bei mürbem, gebähtem und gewöhnlichem Brode; tapfer setzten wir dem Feinde zu und vernichteten die leichten und schweren Batterieen, die uns gegenüber aufgepflanzt standen; war ja doch das Frühstück immer zugleich unser Mittagsmahl; erst nach Tages Arbeit dampfte wieder der Braten und funkelte die Weinflasche.

Herrlich sah ich von meinem Fenster die Sonne aufgehen, doch ziemlich früh trübte sich der Himmel; die Luft im tiefen Rheinthal kam uns schwül und dumpfig vor. Luise fühlte sich von der gestrigen Anstrengung bei Zeiten ermüdet. Beinahe hätten wir die Fabel vom Blinden und Lahmen gespielt, wäre uns nicht zur rechten Zeit auf einer Strecke ein wohlthätiges Bauernwägelein zu Hilfe gekommen. Ueber dem Kamor und Hohkasten hingen die Nebel und die Häupter der sieben Kurfürsten hatten sich in eine graue Decke gehüllt. Ein rüstiger Wandersmann aus Dorf Pfäffers beschleunigte auch unsere Schritte; er erzählte uns viel von Ragatz und Bad Pfäffers und wies uns im Dorfe Buchs eben noch in ein Gasthaus, als der Gewitterregen stromweise sich ins Thal ergoß. Da saßen

bei gutem Bier zwei gesprächige Doktoren und schwatzten mit der behäbigen Wirthin; dann kam der stattliche Hausherr; man konnte aus seinem Gesichte lesen, daß er' ein Mann von Amt und Würden sei. Er war Mitglied der Nationalrepräsentation und des großen Rathes so wie auch des Erziehungsrathes in St. Gallen, und alle seine Sorgen standen auf seiner, wenn auch glatten Stirne geschrieben. Auch der Herr Sohn, der als Gymnasiast von Chur seine Ferien im älterlichen Hause zubrachte, hatte ein mehr als gewöhnliches Ansehen. Inzwischen fanden wir uns bald behaglich unter diesen graduirten Leuten, und mehr als gestärkt durch einen kaum zu bewältigenden Humpen köstlichen Bieres schaute ich gleichgiltig in meiner Sicherheit hinaus auf Wetter und Regen.

In geringer Entfernung von Buchs liegt malerisch an einem Bergrücken hingelagert Vaduz, die stolze Hauptstadt des deutschen Großstaates Liechtenstein. Vielbeschäftigt mit dem Gedanken, ob vielleicht dieser Berg das ganze Fürstenthum bilde, erhielt unsere Phantasie neue Nahrung durch lebendiges Eingreifen von Sage und Märchen. Ein Bauer mit schneeweißen Haaren erzählte uns, der Besitzer dieses Landes, ein reicher Herr, habe in weiter Entfernung überall zerstreut noch 89 große Meierhöfe, aber dieses sein 90stes Besitzthum mache ihn allein zum Fürsten. Dann erzählte er weiter über die Entstehung des Namens Liechtenstein von einem Schneider, der einen Karfunkel gefunden und zum Kaiser getragen, eine Geschichte, wie er sie selbst von alten Männern habe erzählen hören. Diese liechtensteiner Glorie aus dem Munde eines alten Schweizerbauern machte einen eigenthümlich komischen und zugleich rührenden Eindruck.

An der Mündung des schönen breiten Thales, das vom Wallenstädter See her in das noch großartigere gerade hier

sich umbiegende Rheinthal führt, liegt die Höhe hinan Sargans, ein freundliches Städtchen. Die Fortsetzung des Rheinthals nach Ragatz hin bildet mit dem Thale von Wallenstadt eine gerade Linie; dann wendet der Fluß wie durch ein mächtiges Felsenthor sich nach der Richtung, von welcher wir herkamen, so daß die Vermuthung der Naturforscher, der Rhein sei ehedem in den Wallenstädter See geflossen und habe dann erst gewaltsam durch die Berge zu seinem jetzigen Laufe sich Bahn gebrochen, auch uns uneingeweihten Beschauern wahrscheinlich wurde. — Meine Frau ist auf Reisen für mich das bewegende Prinzip. Wißbegierig, ohne zur Ausführung ihrer Entwürfe selbst die Kraft zu besitzen, zieht sie mit Mahnungen und lockenden Rathschlägen mein Gangwerk auf wie ein Uhrwerk. Wenn ich nur dieses und jenes betrachtet, meint sie, sei es eben so viel, als hätte sie es selbst gesehen. Erst bin ich träg und will meine Ruhe haben. Hat sie aber erst meine Feder gehörig angespannt, dann kommen die Beine in Schuß und rennen unaufhaltsam, wohin sie mich haben will. Inzwischen sammelt sie für sich zu Hause neue Kräfte. So schickte sie mich von Sargans, kaum angekommen, hinüber an den Wallenstädter See, der als einer der schönsten schweizer Seen bekannt ist. Meine Schritte beflügelte die Absicht möglichst weit am linken Ufer des Sees zu kommen, um mit dem von Wesen heraufahrenden Dampfschiff wieder nach Wallenstadt zurückzufahren. Das schmale, dunkelgrüne, fast nie beruhigte Wasserbecken sah heute beim Herannahen eines Gewitters schaurig genug aus. Ein wohlgebahnter Pfad brachte mich am Saume schönen Laubwaldes, am Rande des Sees bis Unterdeezen. Unter Donner und Blitz nahte der schaukelnde Kahn dem Schiffe; tief herab hing der Schleier über die sieben Kronen der Kurfürsten. Nur allzuschnell landete

das Dampfschiff, und den dreistündigen Rückmarsch begleitete plätschernder Regen, von welchem sich übrigens eine Schaar ländlicher Waller und Wallerinnen keineswegs stören ließ, die von Einsiedeln heimkehrend, langsam im Schmutze zogen und dabei ihre einförmigen Gebete leierten. Es war das einzige Mal auf dieser Reise, daß ich mich überlaufen hatte; statt zähen Schöpsenbratens wollten mir nur die köstlichen Himbeerschnitten behagen. Der nächste lieblich heitere Morgen aber hatte mir längst die alte Munterkeit wieder geschenkt, selbst noch ehe ich im Hirschen zu Ragatz den köstlichen Kaffee schlürfte.

Ragatz, ein gefälliger Ort mit breitem Marktplatz, bot gerade bei unserer Ankunft ein frisches Bild des Badelebens. Eben wurden die Postequipagen bespannt und rings umher standen in mancherlei Reisetrachten Herren und Damen, die sich der Mehrzahl nach schon in ihrer Haltung als Engländer bekundeten. Meine Frau, auf die Gesichter berühmter Menschen weit mehr passionirt, als auf die Häupter schneeiger Berge, hatte in einer Zeitung gelesen, daß Schelling hier anwesend sei. Nun musterte sie die ganze Gesellschaft und schaute nach jedem Fenster und wollte im Taminahotel und im palastartigen Hof Ragatz Nachfrage halten. Vergebens suchte ich ihre Aufmerksamkeit auf die gegenüberliegende majestätische Bergpyramide des Falknis zu lenken; sie wollte nicht eher rasten, bis sie den großen Philosophen gesehen, und schalt meine schlechten Witze, wenn ich ihr als solchen einen herankommenden Hausknecht zeigte. Hätten wir beide gewußt, daß eben damals der letzte Bannerträger einer großen Geistesentwicklung in's Reich der Schatten hinabsank, wir hätten dem scheidenden Heroen, der einst in frischer Jugendkraft die Natur für die Philosophie gerettet, mitten in der großen Natur eine stille Thräne geweint. — Ich drängte vorwärts nach Pfäf-

fers, von welchem Ragatz nur eine Colonie für behaglichere Reisende ist. Denn die warmen Quellen sprudeln bekanntlich in Pfäffers, von wo das Wasser in Röhren zum Gebrauche derer, welche den luftigen Aufenthalt im weiten sonnigen Thale dem düstern einer engen Waldschlucht vorziehen, herabgeleitet wird.

Unmittelbar neben dem herrlichen Gasthofe zu Ragatz nimmt diese Schlucht, aus welcher die graue, schmutzige Tamina herniederbraust, den Wanderer auf sanftansteigendem, wohlgebahntem, mit vielen Ruhebänken versehenem Pfade auf. Die steilen Höhen zu beiden Seiten verschließen schon durch ihre Enge der Sonne zum großen Theile den Zugang. Dabei gewahrt man mit Wohlgefallen an der hübschen Straße mitten in der schauerlichen Schlucht die Pflege der Menschenhand. In steile Felsenwände dicht verschlossen erhebt sich das klosterartige Badehaus; in dieses enge Thal sendet nur in den Mittagsstunden des Hochsommers die Sonne ihre wärmenden Strahlen. Was aber dieses einsame Bad zu einem wahren Naturwunder macht, ist die Lage seiner Quellen. Denken Sie sich einen 1500 Fuß langen Gang durch eine Felsenkluft, die Felsen oben zusammen gebogen, ja an einer Stelle zusammen gemauert, und kaum einem Lichtstrahl den Durchgang gestattend, hoch wie ein Thurm. Auf einem Brettergerüste wandeln Sie über der tosenden Tamina, neben Ihnen träufelt und stürzt kaltes Wasser herab. Und im hintersten Winkel, gerade neben einem Bache kalten Wassers, die drei warmen Quellen, deren mächtigste, in ein verschlossenes Becken gefaßt, beim Oeffnen der Thüre die Luft mit ihren Dämpfen füllt. Ich gestehe, nie ein so eigenthümlich schauerliches Naturschauspiel wahrgenommen zu haben. Auf dünnem Brett über tosendem Gletscherwasser in hochgewölbtem Felsengrabe zu stehen, indeß die heiße Quelle an unterirdisches Feuer mahnt,

auch der roheſte wie der blaſirteſte Menſch muß ſich gewaltſam ergriffen fühlen. Weltberühmt war daher das Bad ſchon im Mittelalter, und wie man denn damals das Grauſe liebte, ſo hatten ſie in der finſtern Schlucht ſelbſt ihren Badeplatz, wo ſie nach Sebaſtian Münſters Beſchreibung in der Dunkelheit zuſammen ſitzen mußten, wie die Seelen in St. Patricii Fegefeuer.

Zur Weiterreiſe wählten wir trotz einiger Beſchwerlichkeit, die man uns geſchildert hatte, den Uebergang über den Paß la Foppa, auch Kunkels genannt, der aus dem Taminathal bei Reichenau in's Rheinthal dringt. Dieſer Weg nimmt freilich einen Anfang, der für eine ängſtliche Steigerin Abſchreckendes genug hatte. Nachdem man die Höhe der pfäfferſer Felſenſchlucht erreicht und auf einem Steg die ſchlecht übermauerte Tiefe überſchritten hat, führen eine Menge ausgetretener halsbrecheriſcher Treppen, von welchen ein Ausgleiten leicht todbringend wäre, vollends hinauf an ſchöne Wieſen und ärmliche Bauernhäuſer. Ich war wirklich froh, als meine Frau die bedenkliche Paſſage überwunden hatte. Da kehrten wir nun ein in der erſten Hütte, und aßen aus Einem Teller warme Ziegenmilch, behaglich plaudernd mit der alten gutmüthigen Wittwe und ihrer ſchönen blühenden Tochter, an welche ſich ein angenommenes blondlockiges Kind ſchmiegte. Sie hatten noch nie durch ein Perſpectiv geſehen, und ſo ſchauten wir nach der Reihe hinüber auf das kleine freundliche Dorf Valens und die grauen Hörner oder den ſtattlichen Calanda. Es war ein fröhlicher Nachmittag, den wir an der rechten Seite des engen, immer ſchauerlicher ſich ſchließenden Taminathals, häufig im Gras oder Mooſe ruhend oder mit Suchen von Erdbeeren beſchäftigt, hinanwanderten. Wenn nur alle zehn Schritte ein Beerlein wüchſe

würde Luise unbekümmert um alle weitern Naturmerkwürdigkeiten in glücklicher Genügsamkeit die Welt durchschlendern. Die Nähe des Abends kündigte sich in diesem engen Thale früher als gewöhnlich an. Einem schlafenden kleinen Knaben legten wir noch als wohlthätige Feen, die freilich nicht viel geben, einen Rappen in die Hand, damit er beim Erwachen überrascht sei; dann beschleunigten wir die Tritte und rückten bei guter Zeit in Vättis, einem Dorf aus traurigen Hütten gerade am Fuße des Calanda, ein. Murrays bekanntes Reisebuch, das auf dem Gesimse des Fensters neben einem Ranzen lag, kündigte uns an, daß außer uns hier ein Engländer hause. Die einfache Wirthin sah sich auf die Frage nach dem Abendessen im ganzen Dorfe nach Eiern um. Endlich hatte sie drei zusammengebracht und that nun die naive Frage, ob sie alle drei sieden solle, oder nur zwei. Nachdem wir den ganzen Vorrath in Beschlag genommen, war für den heimgekehrten Engländer, der ohne von uns Notiz zu nehmen sich am andern Tische niederließ, nichts übrig als Kaffee. Victoria, riefen wir, Germania hat den Sieg erfochten über die stolze Britin! Das einfache Mahl würzte ein Strauß duftender Erdbeeren, die uns ein Genius in der Gestalt eines tölpelhaften Bauernburschen bescherte; seiner Meinung nach reichlich belohnt, brachte er nachher der Beeren ein ganzes Körbchen voll. So hatte meine Frau, was sie heute mühsam gesucht, nun ohne Arbeit die Fülle. Es ist ein auf Erfahrung gestützter Grundsatz von mir, keinem Engländer das erste Wort zu gönnen. „Lankweilig" saß er auf der Bank am eigenen Tische; wir hattens gemüthlich; denn wir waren zu zweien. Endlich hob er selbst in ziemlich geläufiger Weise deutsch zu reden an, ein interessanter, weltkundiger Mann, der den Kaffernkrieg in Afrika mitgemacht, und die Abendstunden verstrichen uns äußerst

genußreich. Aber, o Schrecken, am Morgen schlug Wind und Regen an die Scheiben; wie sollten wir den Bergpaß auf- und niedersteigen, den sich Luise den Schilderungen der Leute gemäß höchst grauenvoll vorstellte?

Wir brachen auf trotz alledem, und der Sturm konnte die gute Laune nicht verscheuchen. Oben auf dem Calanda war frischgefallener Schnee, unter den Füßen schlüpfriges, nasses Gras; wenn nun dazu der Wind den Regenschirm umstülpte, bediente ich mich der Zusprache jenes Bäckers, der mit seiner Katze den Ofen ausfegte und die widerstrebende mit den Worten begütigte: G'wöhns, Mulla, g'wöhns; oder wenn Luise, um zu Athem zu kommen, mitten im Sturme stehen blieb und mich forschend ansah, ob ich ihrer Langsamkeit wegen nicht verdrießlich würde, sagte ich mit Lessing: Was habe ich zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein? Am schmerzlichsten war ihr der Verlust des Ueberrests ihrer Erdbeeren, die sie, weil ihr die Brühe durch die Tasche träufelte, sammt dem durchweichten Papier den Feldgöttern zum Opfer ließ. Als nun aber endlich der beschwerliche Bergpaß unsrer Meinung nach erst recht angehen sollte, war er auch schon erstiegen: La Foppa hatte uns nur gefoppt, die Wahl dieses Uebergangs, sahen wir zu großer Freude, war kein faux pas. Ein köstliches Thal, in dessen Tiefe der Vorder- und Hinterrhein mit malerischer Krümmung zusammenströmen, lag unter den Füßen, und die Sonne, die mit einem Male gewaltsam durch die Wolken brach, verschönerte das Grün des Laubes und der Felder. In glücklicher Stimmung über die leichte Ueberwindung der viel größer ausgemalten Schwierigkeiten eilten wir den steilen Pfad hinunter durch das Dörfchen Tamins, dessen weißes Kirchlein auf einem Hügel thronend die ganze Gegend beherrscht, und wie durch Geisterhand mitten aus

dem öden Norden in den blühenden Süden versetzt; lustwandelten wir bald darauf im Sonnenschein durch den zierlichen Schloßgarten von Reichenau, dessen engen Raum die geschmackvollste Kunst in ein blumiges Paradies umgewandelt hat, und unter dessen Umzäunung die beiden Rheinflüsse ihre rasch hingleitenden Wellen zusammenmischen. Rührendes, wenn auch oft gebrauchtes, doch gerade hier sich wieder aufdrängendes Bild wandelbaren Menschengeschickes! Wie oft mag einst Louis Philipp von dieser Stelle in Mußestunden dem melancholischen Wellenspiele zugesehen haben, als er im Hause gegenüber, nachdem seines Vaters Haupt auf der Guillotine gefallen war, den Kindern Unterricht gab! Der etwas einförmige Weg durchs breite von hohen Bergen umsäumte Thal nach Chur erhält durch den Anblick drohender Gefahr ein trauriges Interesse. Es liegt ein Dörfchen Felsberg unmittelbar an einem Berge, von dessen oberster Höhe sich mächtige Steine von Zeit zu Zeit ablösen und in wenigen Minuten herniederrollen. Wir sahen ihrer in Menge auf dem Felde liegen; sie hatten Häuser zertrümmert, und das Dörfchen bot eine Reihe frischer Ruinen dar. Nicht einen Augenblick sind die Bewohner ihres Lebens sicher, und dennoch wirkt die Anziehungskraft der alten Heimath so mächtig, daß die meisten es verschmähen, nach dem neuen Dorfe überzusiedeln, welches andere, ja auch ein Theil der Zurückgebliebenen eine Viertelstunde entfernt sich aufgebaut haben.

Die malerische Lage der engen uralten Hauptstadt Graubündens in weitem Thale am stattlichen Mittenberg ist hinlänglich bekannt aus Abbildungen. Unten grünen die Matten, Hügel und Mauern zieret der Weinstock, Laubholz schmückt ziemlich weit hinan die Höhen, und aus der Ferne blicken links herüber die Gletscher. Unsere Reise sollte hier einen Abschnitt

haben und der nächste Tag für meine Frau ein Rasttag sein, indeß ich selbst in der Umgegend herumzustreifen mir vorgesetzt hatte.

Mit Bedachtsamkeit und Vorsicht suchten wir uns ein Gasthaus. Wer seine Mittel in der Schweiz zu Rathe halten muß, vermeide die in den Reisebeschreibungen angepriesenen Hotels und erkunde bürgerlich einfache Wirthschaften von den Eingeborenen. Ich habe jederzeit geflissentlich gemieden was Bädeker anräth, und mich bei meiner Methode sehr wohl befunden. Ob man die fünf Minuten vor Schlafengehen Wachs- oder Talglicht brennt, thut nichts zum Lebensglück. In unserm Stern zu Chur fühlten wir uns wahrhaft behaglich; das geräumige, etwas niedrige Gastzimmer mittelalterlich braun getäfelt; in langer Reihe saßen Abends zusammenspeisend viel Herren aus der Stadt in lebhaftem Gespräch, weil sie sich kannten; Morgens kehrten sie wieder, zusammen Kaffee zu trinken; denn sie waren hier in Pension für die ganze Kost, eine Sitte, die wir in ähnlichen Häusern öfters wiederfanden. Auch wir wurden eingeschlossen in dieses familienartige Zusammenleben. Man rieth mir an, am andern Tage den faulen Berg zu besteigen; denn dieser biete die bedeutendste Umsicht. Nach längerem Bedenken siegte am frühen Morgen bei tiefblauem Himmel die Wanderlust über die Scheu vor der Anstrengung. An diesem unserem sogenannten Rasttage lief und stieg ich 11 Stunden fast ohne auszuruhen, erst die wohlgebaute Chaussee in Windungen hinan bis Malix, dann hinter nach Churwalden, nun über schöne Wiesen gerade hinauf bis zur obersten Sennhütte. Dort oben war noch viel Naturzustand; Schweine wälzten sich im Schlamm, durch den ich zu waten hatte, Hunde umbellten mich, und der Senne, der vom Türkenkriege gehört, wußte nicht; ob die Engländer

und Franzosen den Russen oder den Türken helfen. Von hier an mußte ich mir selbst meinen Weg suchen, durch Alpenrosenstöcke, die bis auf ein einziges Blümlein schon alle verblüht hatten, über glatten Rasen bis hinauf zum schwindelnden Grate. Dort saß ich dann behaglich auf den Steinen und belegte, weil ich nichts zu trinken hatte, mit Schnee mein Brot und meinen trefflichen Schinken, und thronte, Thäler und Berge bald durch die Brille bald durchs Perspectiv betrachtend, wie ein Adler auf seinem Horst auf meiner hochromantischen Zinne. Da umkränzten den Horizont ringsum die silbernen Schnee- und Eisberge, die Rhätikonkette, Calanda, Döbi, Gotthart, die gesammten Spitzen des graubündener Oberlands, die südlichen Gebirge vom Piz Beverin bis zum Albula und gewaltigen Bernina. Schade nur, daß gerade die am theuersten erkauften Genüsse die vergänglichsten sind. Schon lagerte die Nacht über der Landschaft, als ich wieder zum Thore von Chur hineinschritt. Inzwischen hatte die emsige Hausfrau viel Gutes geschafft, die Merkwürdigkeiten der Stadt besehen, Regen- und Sonnenschirm repariren lassen, die nöthigen Bedürfnisse aus dem Reisesack entnommen, den wir nun zum zweitenmal bis Vevay der Post übergaben, und Wohlgefallen gefunden an einem Manne, der in Rußland gewesen, an einem Polen, der die Tage seines Alters in Chur verlebt, besonders aber an dem Aufwärter, einem Zuckerbäcker, deren Hunderte aus Graubünden wandern, welcher sein Glück nächstens in Australien aufzusuchen beabsichtigt.

Wir sind nie lieber auf der Landstraße, als Sonntags, besonders am Morgen, wenn die geputzten Landleute schaarenweise zur Kirche ziehen und von nah und fern aus den Dörfern her die Glocken tönen. Da ist die sonnige Welt so friedlich, so

feierlich, und auch der Wanderer fühlt beim Anblick feiernder Mitmenschen eine friedlichstimmende Sabbathluft. Als ich bei Reichenau (denn die zwei Stunden Weges mußten wir rückwärts machen) den Hügel zum weißen Kirchlein von Tamins hinanstieg, noch einmal das prächtige Thal zu überschauen, kamen mir gerade paarweise die Mädchen des Orts aus der Kirche entgegen, hinter ihnen ebenso paarweise die Bursche und Männer. Die Mädchen lachten bei meinem plötzlichen Anblick; ich weiß heute nicht, ob sie mich an- oder auslachten. Die Männer aber stellten sich in weitem Kreise im Dorf auf und beriethen öffentlich über eine Schulangelegenheit. Da wurden Reden gehalten und Beschlüsse gefaßt, von denen ich freilich, der Sprache meiner deutschen Brüder zu wenig kundig, keine Mittheilung zu machen im Stande bin. Uebrigens ist man in diesen äußersten Gränzgebieten germanischen Stammes auch mit halbverständlichem Schweizerdeutsch noch wohl zufrieden. Wie die letzten Athemzüge eines sterbenden Menschen belauscht man die letzten Laute heimischer Rede. Deutsche Dörfer sind bereits mit romanischen untermischt, fremdklingende Worte, in welchen die Einwohner unter sich verkehren, wenn sie auch dem Deutschen in seiner Mundart erwiedern können, erwecken neben dem Interesse an dem noch nie Gehörten zugleich die unbehagliche Empfindung, daß man ein Fremdling ist. Saurer Wein mit altem Brot und eine romanische Zeitung, von der wir allein die Buchstaben verstanden, waren die Genüsse, die uns während der heißen Mittagsstunden das schmutzige Dorf Rezün gewährte; die Landschaft aber wurde, zumal seit dem Eintritt ins herrliche Domleschger Thal immer reizender und durch Mannigfaltigkeit und Belebtheit anziehender. Drüben zur Linken am Flusse hin blicken von Hügeln, überragt von wellenförmigen Bergköhen, zwischen Dör-

fern, dicht an einander wie am Mittelrhein, die Trümmer vieler Ritterburgen; zur Rechten der Straße entlang lagert hingestreckt, mit Waldesgrün und saftigen Matten umkleidet und hochhinan mit Ortschaften bedeckt, der schöne Heinzenberg, und nur in der breiten Thalsohle mahnen die Verheerungen der Gewässer an die ungestüme Gewalt der wilden Elemente. Gegen fünf Uhr rückten wir zwischen den zwei Häuserreihen des neuaufgebauten freundlichen Thusis ein, angegafft von der Bevölkerung, welche umherstehend und sitzend ihre Sonntagsruhe hielt. Der Kellner im Gasthause zur Post spielte anfangs den Beleidigten, als wir ein Zimmer begehrten. Hatte er uns doch an seinem Hotel vorübergehen sehen in der Meinung, daß wir in dem vornehmern Gasthaus zur Via mala Unterkunft suchten, ohne zu ahnen, daß wir auch das seinige für uns zu nobel fanden, weil es sammt jenem im Bädeker stand. Erst die Entdeckung von nürnberger Landsleuten beschwichtigte den stillen Grimm dieses Leuen. Indeß das Stubenmädchen zu Hause meiner Frau ihr Erstaunen ausdrückte, daß sie bis von Chur „herübergefüßelt" sei, bestieg ich eilig noch das interessante Felsenbollwerk, das, gerade als wäre es aufgemauert, in einer Höhe von 600 Fuß über dem Rheinbette auf breiter Fläche die ansehnlichen Ruinen der ältesten Schweizerburg sammt denen des frühesten christlichen Kirchleins dieses Thales trägt. Realt d. i. Raetia alta ist der Name der Veste, deren erste Gründung die Sage bis weit vor Christi Geburt hinaufleitet, auch Johannisstein, vom Schutzheiligen der Kapelle.

Der nächste Morgen sollte uns durch die hochberühmte Via mala führen. Wir empfanden zum voraus die süßen Schauer gelinden Schreckens, wie beim Erzählen von Gespenstergeschichten; aber wie es zu gehen pflegt bei Erscheinungen,

denen ein ungemeiner Ruf vorhergeht, unſre unbeſtimmte Erwartung hatte den Eindruck der immerhin großartigen Wirklichkeit weit überflügelt; und indem wir die Angſt, die uns befallen ſollte, vergebens in uns aufſuchten, war die ganze Partie, ehe wir's gedachten, vorüber. Die überraſchendſte Wirkung machte auf uns gleich der Anfang. Wenige Minuten hinter Thuſis tritt man Realt gegenüber in einen langen Tunnel ein, und bei der Wiederkehr des Tageslichtes fällt dir nur ein gedämpfter Schein von den ſchroffen, eng zuſammengedrängten Felſenwänden entgegen; blickſt du rückwärts, ſo leuchtet wie ein kleines freundliches Miniaturbildchen durch die Bergſpalte Thuſis herein mit einem Theil des ſonnigen domleſchger Thales. Die ganze Via mala iſt eine Klamm von den großartigſten Dimenſionen; durchſchnittlich 300 Fuß unter der Straße drängt ſich zu einem ſchmalen Bächlein zuſammengepreßt der Rhein zwiſchen auseinandergeſprengtem Geſtein hindurch, und 1500 Fuß über dir ragen die klaffenden Felſen, bis etwa 1½ Stunden von Thuſis die auseinander tretenden Berge dem idylliſchen Schamferthal Raum laſſen.

Für uns hatte dieſe Morgenwanderung inſofern etwas Beängſtigendes, als ich meine ermüdete Frau heute auf die Poſt geben wollte, und es zweifelhaft war, ob wir noch zur rechten Zeit die Station erreichen würden. Das Vorhaben glückte. Mit verdoppelten Schritten und erhöhter Freudigkeit, weil ich nunmehr frei war von Gepäck wie von Sorgen, wanderte ich von Zillis und Andeer hinan die Roflaſchlucht, die mir vielleicht aus purem Widerſpruchsgeiſt gegen meinen Bädeker imponirender vorkam als die Via mala ſelbſt, und erreichte, von der glühenden Hitze der erſten Nachmittagsſtunde faſt zuſammengedrückt, das an die fünfthalbtauſend Fuß hoch gelegene Dörfchen

Splügen, von dessen ärmlichen schwarzen Hütten die hochragenden Gast- und Mauthhäuser wunderlich abstachen. Splügen ist ein wichtiger Punkt; denn hier scheiden sich zwei Wege, der vielbefahrene über den Paß gleichen Namens, der nach Clefen (Chiavenna), an den Comersee und nach Mailand führt, und der minderbesuchte über den Bernhardin nach Bellenz (Bellinzona), dem Langensee und von hier nach Turin und Genua. An den erstern See bewahrten wir bereits die freundlichste Erinnerung; so hatten wir unbedenklich den letztern vorgezogen, und da Luise bereits im einsamen Dörfchen Hinterrhein abgegeben war, so beflügelte der Gedanke, wie sie sich dort zurechtgefunden, des besorgten Wanderers Schritte. Der Charakter des Rheinwaldthales war von der bisherigen Umgebung des Flusses grundverschieden. Fast schnurgerade in einer grünen Ebene mit einer Steigung von nur 300 Fuß auf zwei Stunden zieht die Straße ungehindert dem lustigen Wasser entlang; aus der Ferne hemmt den Blick der Rheinwaldgletscher, des Flusses Ursprung. Es lag über dem Ganzen der heilige Friede stiller Einsamkeit.

Kurz zuvor, ehe ich das Ziel meiner heutigen Wanderschaft erreichte, sprang mir meine Frau entgegen in der glücklichsten Stimmung. Sie hatte gute Gesellschaft gehabt, hatte Freundschaft mit dem Postillon, dem Bruder unsres gegenwärtigen Wirthes, geschlossen, hatte das Gärtchen besucht, das die Großmutter, des kleinen Hauses waltender Schutzgeist, neben allerlei Küchenkräutern in mühseliger Sorgfalt mit Blumen zierte, die bereits in der Mitte dieses heißen Augustmonats der Nachtfrost zu beschädigen drohte. Wir verbrachten unter diesen einfachen Menschen am äußersten Rande eines nur noch spärliche Kultur zulassenden Erdflecks selige Stunden. Doppelt

erfreut aber war ich darum über das Behagen meiner Frau, weil sie auch den nächsten halben Tag in dieser Einöde bleiben mußte, bis die Post sie nach Bernardino hinauf weiter beförderte, indeß ich selbst mit dämmerndem Morgen den Sprung des Rheins aufzusuchen beabsichtigte. Es war das einzige Mal auf der Reise, daß ich den Mahnungen der Einheimischen nachgebend mich von einem Führer begleiten ließ, und ich würde jedem rathen, der zu diesem ermüdenden und wie sich zeigte keineswegs gefahrlosen Ausflug Lust hat, hier ein Gleiches zu thun. Der pfadlose Weg zum Reinwaldgletscher beträgt drei starke Stunden, zum guten Theil über Steingeröll, das sich zuweilen fast baushoch deinen Tritten entgegenstemmt, und dessen Zusammenhang nur durch herabstürzende Bergwasser oder durch glatte Schneelehnen unterbrochen wird. Eben hatten wir eines dieser Wildwasser überschritten, als ich mich von Blöcken bläulich schimmernden durchsichtigen Eises umringt sah. Ist es denn hier gefährlich? fragte ich betroffen den Führer. Ja, sagte er gelassen, wenn da oben was herunterfällt; und deutete hinauf zu den zackigen Eismassen, die in schwindelnder Höhe uns zur Seite drohten. Eile über die glatte Schneedecke hin war unmöglich; auf dem Rückwege sahen wir wirklich an eben der Stelle einen Eisblock donnernd etwa hundert Schritte vor uns zur Erde rollen. Einem bequemen oder furchtsamen Reisenden möchte ich die höchst mühevolle und im Ganzen doch nicht sonderlich lohnende Partie nicht anrathen, von welcher ich die einzige Genugthuung hatte, sagen zu können: Auch ich war am Rheinwaldgletscher; damals zwischen den Eisstücken hatte ich einen Trost in dem Gedanken: Nun wenn ich hier erschlagen werde, so hat doch meine Frau das Reisegeld. Kaum zurückgekehrt von siebenstündigem Laufen, nahm ich abermaligen Abschied, den Bern-

hardin hinaufzueilen und jenseits des Passes meine Frau in dem hochgelegenen Badeort Bernardino zu erwarten, von wo wir dann gemeinsam nach dem 2700 Fuß tieferen Misox (Mesocco) herniedersteigen wollten. So hatte ich denn an diesem Tag etwa 14 Stunden zumeist höchst anstrengenden Weges zu Fuße zurückgelegt. Der höchste Genuß solcher Wanderungen liegt in dem gesteigerten Selbstbewußtsein, in dem Vollgefühl eigener Kraft; und darum verzeihen Sie mir meine kleine Ruhmredigkeit, die sich ja allein auf einen Vorzug etwas zu Gute thut, den ich mit jedem gesunden Bauernknecht theile. Hatte ich dergestalt mit Rennen so recht mein Müthlein gekühlt, so mußte ich schwer dafür büßen, und weil ich meine Strafe bereits bekommen, darf ich getrost nachträglich noch etwas groß thun. Denn das zweite Paar meiner zierlichen Stiefeln war dergestalt krumm und schadhaft geworden, daß sie bei jedem Schritte mir die Mahnung um Quiescenz zuraunten; ich aber zwang sie aus Oekonomie wie ein mitleidsloser Fuhrmann seinen Klepper mich weiter zu schaffen, bis sie lange nachher in Sitten sich in ihre ledernen Bestandtheile auflösten. Während dessen ging ich, ein vielgeplagter Mann, am rechten Rande der Chaussee dahin, damit die Senkung des Weges die krummen Absätze in ein gewisses Gleichgewicht mit dem Schwerpunkt meiner Person brächte. Erst von dort aus brachte mich der Ankauf tüchtiger Gebirgsschuhe, die mir ein werthes Kleinod und eine Quelle unbeschreiblicher Freude geworden sind, wieder auf feste Füße.

Aber noch unbeschreiblicher war damals der Hochgenuß, den mir und Luisen das Herabsteigen ins Misoxer-Thal gewährte. Ich wundere mich, daß die Straße über den Bernhardin ihren großartigen Naturschönheiten nach so wenig bekannt ist. Es gibt ohnehin nichts Reizenderes, als den raschen Ueber-

gang von der Sterilität des Nordens zur prangenden Fülle südlicher Landschaft. Bei dem schroffen Abfall der Alpen nach dem Süden zu macht der Uebergang vermuthlich überall den gleich überraschenden Eindruck. Da rauschten die Wasser, stürzten die Bäche in prächtigen Wasserfällen, deren gerade dieses Thal, obgleich Niemand in der Ferne davon spricht, in Menge bietet. Ein gelbliches Band, in phantastischen Windungen regellos über die Matten gebreitet, liegt unter deinen Augen stundenweit sichtbar die Landstraße, bis sie in weiterer Tiefe sich in die bereits wieder gedeihende Waldung verkriecht. Dieses Straßenband zerriß inzwischen fortwährend unter uns beiden das Band der Eintracht. Luise wollte immer den Weg abschneiden, und wenn ich ihr nachgab, trippelte sie, als ginge sie zwischen Eiern, und wagte sich nicht die Höhe hinab, so daß ich froh war, als die hereinbrechende Nacht ihrem Unternehmungsgeiste Schranken setzte. Da entfaltete sich noch, als wollte sich die Natur recht in ihrer Herrlichkeit zeigen, ein großartiges Schauspiel. Hinter uns her vom eisumkrönten Moschelhorn zuckten die Blitze und beleuchteten auf Augenblicke das in Nacht gehüllte in der Tiefe liegende Mesocco und seine vierthürmige Veste. Es war bereits acht Uhr vorüber; denn außer der Verzögerung, die uns das Abschneiden des Weges brachte, hatten uns ziemliche Zeit ein paar Ziegen gekostet, die uns fast eine Stunde weit nachliefen. Wenn wir sie scheuchten, blieben sie stehen; weil aber meine Frau wie Lots Weib sich nicht enthalten konnte nach ihnen umzublicken, kamen sie immer wieder gelaufen. Wir hätten uns mit beiden Gefährtinnen bereichern können und so auf der ganzen Reise wenigstens die Milch umsonst gehabt, und den Leuten wäre dabei die Wahl geblieben, mich für einen Geisbirten zu nehmen oder meine Frau für eine

Schneidermamsel; aber das Rechtsgefühl gewann über den Diebssinn die Obmacht, also daß ich meine irrenden Schwestern mit gewaltsamem Anlauf den Berg hinantrieb.

Dreißig Minuten unter Mesocco ist die Thalsohle der Moesa, die von nun an, gleich als wollte sie ausruhen von ihrer bisherigen Eile, behaglich weiter zieht, bis sie unter Bellinzona mit dem aus dem Livinenthal hervorströmenden Tessin sich einigt. So haben wir denn wenigstens ein Stückchen Italien gewonnen und freuen uns der laubenförmigen Weingelände, und ruhen im Schatten riesiger Nuß- und Kastanienbäume, indeß der Feigenbaum zu uns herüber über die Mauer schaut. Die steilen Höhen tragen prächtigen Laubwald, die Hecken aber großmächtige Brombeeren, die zu pflücken Luise ungeachtet der Wunden ihrer Finger nicht müde wird. Eine andere Unterhaltung machten uns die vielen schönen Schmetterlinge, die überall am Wege sich lustig in der Luft wiegten und in mir die Erinnerungen an die Knabenzeit weckten, wo ich den bunten Faltern mit Leidenschaft nachgejagt hatte. Auch die Einwohner, obschon dem Staatsverbande nach Schweizer, sind von italienischem Typus, ihre Häuser überzieht italienischer Schmutz, und zerbrochene Fenster, halbe Läden, eingefallene Mauern bezeugen zur Genüge, daß man wirklich bereits im classischen Lande ist. Und doch würde man diesen Leuten Unrecht thun, wollte man behaupten, daß sie träg seien. Auch hier wie in Graubünden gingen die Frauen strickend umher, sogar wenn sie dabei eine Last auf dem Kopfe trugen. Bellenz mit seinen drei malerischen Schlössern gewährte einen überraschenden Anblick; auch das Zimmer, das man uns im großen Gasthof zum Engel anwies, überraschte, wenn auch in anderer, nicht eben angenehmer Weise, und später überraschte die Rechnung.

Meine Frau wollte hier einen zweiten Rasttag halten, mich selbst trieb sie hinüber an den sechs Stunden entfernten Luganersee, eine Partie, für die ich ihrer Ueberredungsgabe ewig dankbar bleibe. Denn wenn auch der Weg dahin meinem bereits verwöhnten Auge trotz der Aussicht auf den Lago maggiore vom Monte Cenece herab und trotz den reichbelaubten Kastanienwäldern der Berge etwas einförmig erscheinen wollte, und die kaum mehr erträgliche Hitze den sonst gleichmüthigen Wanderer bis zur Ungebühr belästigte, so entschädigte dafür schon der bloße Anblick des schmucken, weit über seinen Umfang großartig gebauten Städtchens Lugano mit seiner herrlichen Lage am blaugrünen See, seinen Höhen, Landhäusern, seiner ganzen südlich warmen Pracht; die weite und höchst charakteristische Rundschau aber vom Monte Salvadore herab gehört sicherlich zu dem Schönsten, was man in Europa sehen kann. Halb erschöpft und in Schweiß gebadet erquickte ich mich für's erste unter einer Säulenhalle des Marktes mit ein paar Tassen schwarzen Caffees und sah dem bewegten Leben zu, das sich hier wie überall in Italien auf den Straßen zeigt. Um mich spielten die rothgestreiften Tücher des Baldachins in der säuselnden Luft, und vorüber klapperten die schöngebildeten Mädchen in ihren Holzschuhen. Selten sah ich noch einen weiblichen Menschenschlag von edlern Verhältnissen, Gestalten gerade wie Riedel seine Römerinnen malt. Gleich beim Eintritt erschrak ich buchstäblich über eine solche Schönheit von hohem Wuchse, schlanker Gestalt, vollen Formen, griechischen Profil, zarter, blühender Gesichtsfarbe und rabenschwarzem Haare, die in ärmlicher Kleidung barfuß in Holzschuhen quer an mir vorüber in einem Gäßchen verschwand. Zur stolzen Königin geboren, dachte ich mir, mußt du vielleicht als Bettlerin enden. Der nehmliche

Typus, wenn auch natürlich unvollkommen an Vielen, ist doch dem Wesentlichen nach an Allen ausgeprägt.

Während das braune Naß meine Lebensgeister auf's neue erregte, saßen neben mir an einem Tischchen zwei junge Männer, wahrscheinlich Commis, die in deutscher Zunge vertraulich plauderten. Hoch erfreut über den Klang meiner Mutterlaute trat ich zu ihnen. Meine Herren, fing ich an, verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche; ich höre, daß Sie Deutsche sind. Halb verlegen, halb ängstlich meines Begehrens harrend betrachteten sie mich von der Seite. Die vermuthen in dir einen armen Flüchtling, einen bettelnden Literaten, dachte ich, und dehnte absichtlich meine Anrede etwas demüthig zu langem Umschweife, während ihre Gesichter sich immer mehr verlängerten und ihre Person eine Stellung annahm, die offenbar zu einem Abschlag meines Gesuches sich rüstete. Als ich aber mit rascher Wendung damit schloß: Wollen Sie mir nicht sagen, wie ich auf's genußreichste diesen Nachmittag hier todtschlagen kann, da wandelte sich ihre Physiognomie wie auf einen elektrischen Schlag, und mit sprudelnder Beredsamkeit erschöpften sie sich in Rathschlägen, bis sie am Ende darin übereinkamen, wenn es nicht so warm wäre, müßte ich den Salvadore besteigen. Dieses Hinderniß läßt sich überwinden, sprach ich, und nahm dankend Abschied. Am Ufer des See's wandelte langsam ein wohlbeleibter Geistlicher, dem die Gutmüthigkeit auf dem Gesichte stand. Indem ich schüchtern überlegte, ob ich mit meinem Gestotter mich ihm nähern sollte, führte ihn wohl das Bedürfniß zu plaudern mir selbst entgegen. Ich antwortete ihm, als das sicherste Auskunftsmittel bei Priestern, lateinisch, und nun begleitete mich der gute Mann, so sehr auch die Hitze ihm die Backen dunkelroth färbte, freiwillig den Berg hinan, bis ein

Verirren von meiner Seite nicht weiter möglich war. Sein Latein mag ihm Cicero und Priscian verzeihen, für seine Gefälligkeit dankte ich domino venerabili et humanissimo in wohlgesetzten Worten, obwohl er mir die wenig tröstliche Nachricht mitgetheilt hatte, daß sie heute Nacht hier die ersten zwei Choleraleichen ohne Sang und Klang, um Aufsehen zu vermeiden, begraben hätten. Da könnte man selbst die Cholera kriegen, sprach ich bei mir, als mich der knurrende Magen, der außer einem Stück Brod heute noch gar nichts bekommen, während des zweistündigen Hinankeuchens auf dem Schlangenwege des pyramidalen Berges an meine Menschlichkeit mahnte. Die wahrhaft göttliche Rundsicht von der Höhe besiegte indeß leichtlich das Verlangen nach gröberem Sinnenbedürfniß. Unter mir mit allen seinen phantastischen Buchten ausgebreitet wie der Vierwaldstädter vom Rigi aus der herrliche Luganersee mit Stadt und Landhäusern und zahlreichen Ortschaften, umgeben von malerischen grünen Bergen, dazwischen der Durchblick auf die lombardische Ebene; weiterhin neben kleinern ein guter Theil des Langensee's, rückwärts die Gebirge Graubündens in langer Kette bis zum Monte Rosa. Theile ich auch nicht gerade die Ansicht derer, die die Natur als bloße Staffage betrachten für's Menschenleben, so will ich doch nicht läugnen, daß auch mir die Reize der erstern sich erhöhen durch anmuthige Geselligkeit. Der Besuch des Berges war gerade zahlreich; da gab mir ein Capuziner eine Prise nach der andern und ein Weltgeistlicher tauschte sein Perspectiv mit dem meinigen, wobei wir schlecht genug lateinisch parlirten, und außer ältern Frauen gesellten sich zu uns zwei Mädchen, wiederum von jener oben angedeuteten idealen Körperbildung; mitleidsvoll sahen sie mich an, wie einen Halbstummen, wenn ich einige italienische Redens-

arten zu ihrer Unterhaltung stammelte, und bewiesen mir beim Herabsteigen die Theilnahme, die man Unglücklichen zeigt, indeß sich die Jüngere auf meinen Gebirgsstock stützte. Eine letzte Prise aus der oft gereichten Dose erleichterte vom Capuziner den Abschied. — Schon dämmerte der Abend; da saß unter dem Säulengang bedächtig mit den Armen ausgreifend, ein Schuhflicker. Des Arztes Anblick erinnerte mich an eine klaffende Wunde. Aber wie mich verständlich machen? **Bona sera, Signore**, zum Gruß, und ohne weitere Umstände den Fuß auf die Schusterbank gestellt und mit der Zeichensprache nachgeholfen; im Momente springt auch als Dolmetscher ein französisch redender Standesgenosse herbei; man trägt mir einen Stuhl auf die Gasse, und während der sorgsame Doctor sein Pflaster auflegt, unterhielt mich der Andere und wähnt in mir — wie schwoll mein Stolz — denken Sie sich: einen Franzosen. — Um Mitternacht brachte mich die Post nach Bellinzona zurück. Während ich aber in der Dunkelheit meinen Engel (ich meine das Gasthaus, nicht meine Frau) suche, gerathe ich durch des Schicksals Tücke zurück ins Posthaus. Ich ergreife die Laterne, die auf der Treppe stand, steige bis ins dritte Stockwerk hinauf, in der Meinung, das große Haus habe wohl zwei Stiegen, und erfahre erst, als ich nach vergeblichem Umherlaufen wieder unten in die Passagierstube gerieth, meinen Irrthum. Unterdessen hatte sich Luise in ihrem Zimmerchen namenlos abgequält; denn weil sie den Wagen hatte ankommen hören, fürchtete sie bei meinem längern Ausbleiben, ich sei verloren gegangen oder wohl gar von Räubern erschlagen worden.

Der Postomnibus nach Magadino fuhr erst 9½ Uhr ab. Verstimmt über die Wirthsrechnung und den seit lange zum erstenmal grauen Himmel saßen wir traurig auf der Kir-

chenstaffel. Wird es heute wirklich regnen, wo wir unmittelbar am Ziele unseres langgehegten Wunsches sind? sollen wir den Lago maggiore, auf den wir uns so lange gefreut, im Trauerkleid sehen? Wir waren die einzigen Passagiere. Eine dichte Wolke Staubes verhüllte die trübselige Landschaft. Wir besteigen das Dampfschiff. Einzelne Tropfen, dann ein Paar Sonnenblicke, indeß die Wolken an den den See einschließenden Gebirgen hingen. Aber selbst in dieser ungünstigsten aller Beleuchtungen wie großartig und zugleich lieblich! Was den italienischen Seen einen hohen Vorzug vor den nördlichern gibt, ist der üppige Pflanzenwuchs an ihren Ufern, dessen frisches Grün, wiedergespiegelt im Wasser, diesem selbst eine überaus frische lebhaft grüne Farbe leiht.' Die Dampfschifffahrt wird vom Lloyd zu sehr billigen Preisen betrieben.

Mit Vergnügen machten wir uns an unsre alten Freunde in Italien, die östreichischen Soldaten, denen ihre Abkunft, auch ehe sie den Mund aufthaten, schon im Gesichte stand. Je interessanter aber und je belebter von Städten und Dörfern die Ufer zu werden verhießen, desto mehr verfinsterte es sich über uns, und ein Regenstrom entzog beinahe den Anblick der borromeischen Inseln. Da wird es wässerig und schmutzig aussehen auf Jean Pauls „geschmücktem Throne des Frühlings." Augenblicklich war der Entschluß gefaßt weiter zu fahren bis Arona, das nahezu am südlichen Ende des Sees liegt. Man thut sehr Unrecht daran, wenn man die Fahrt auf dem Langensee mit den borromeischen Inseln beschließt. Die Höhen sind allerdings von da abwärts minder ansehnlich; aber warum schwärmt man für die Ufer des Mittelrheins und mag die leichte Gelegenheit, am Lago maggiore mindestens gleich Liebliches zu sehen, gar nicht benützen? Und wie reizend ist ein Spaziergang

hinauf zum Riesenbilde des heiligen Carlo Borromeo, das zwar der Bavaria an Größe nicht gleich kommt, aber doch bedeutend genug auf einen 40 Fuß hohen Sockel, selbst 66 Fuß hoch, aufgestellt, von seinem Hügel auf den See herniederschaut! Welche Lieblichkeit der Aussicht über See und Berge und die weite ebene Fläche genossen wir, an die geschnittene Lorbeerhecke gelehnt, die das Riesenbild einfaßt! Wir fühlten uns als wahre Glückskinder. Wie weggeblasen war auf den Abend der Regen und die erquicklich kühlere Luft würzte der Duft der Kräuter. Wer nun aber bei einem Besuche des Langensees auf meinen Rath hin Arona nicht verschmäht, dem will ich zum Danke noch ein Gasthaus sagen. Nirgends wurden wir je besser, nirgends aufmerksamer bedient, als hier im Albergo Reale, dessen Bedienung Bädeker als nachläßig verschreit. Seit lange waren wir nicht mehr materiell so glücklich gewesen als in diesem Gasthof, und in diesem Städtchen, in welchem wir um einen Sou sieben Pfirsiche kauften.

Am andern Morgen landeten wir beim schönsten Wetter auf Isola bella, der berühmten Insel, deren 10 Terrassen mit ihren Grotten, Steingeländern und Bildsäulen schon von weitem die Aufmerksamkeit in Spannung versetzen. In der Nähe besehen zwar schwindet vor den Baulichkeiten der Zauber, die schmutzigen Wirthschafts- und Wohngebäude wollen sich wenig zum Schloß und noch weniger zum Garten schicken, das Schloß selbst, im Renaissancestil aufgeführt und mit verschossenen und vergilbten Möbeln und Vorhängen ausgeziert, verdient im Innern kaum betrachtet zu werden, und die steife Gartenanlage mahnt allzusehr an den veralteten Geschmack des siebenzehnten Jahrhunderts; aber bei alledem erweckt das Ganze einen großartigen, höchst eigenthümlichen Totaleindruck, und die ewig junge Natur

umspielt und umblüht dich mit wunderbarer Herrlichkeit. Wenn dich gleich beim Eintritt in den Garten die riesigen mit tausend Blüthenbüscheln prangenden Oleander empfangen, wenn am Felsen die ungeheure Aloe starrt und der Cactus seine dicken saftigen Blätter aussendet, wenn an Bäumen das Laub der Camelie glänzt, die du sorglich daheim in Töpfen ziehst, wenn du unter Citronen-, Myrthen-, Cork- und Campherbäumen, unter Palmen und fremdartigen Nadelhölzern wandelst, und was da um dich grünt und blüht, ungewohnt und prächtig ist, wenn Schlinggewächse mit weiten Ranken die Grotten umspannen und zu dicken Wänden verdichtet emporstreben oder herabhängen, wenn du dann auf der obersten Terrasse 100 Fuß über des Sees Spiegel die breite grüne plätschernde Wasserfläche von hohen Bergen malerisch umgeben, und ihre Ufer von schimmernden Ortschaften belebt und hoch in diese blühende Welt die weißen Gletscher des Simplon hereinragen siehst — da glaubst du wohl dein bisheriges Leben bei mattem Kerzenlicht in einer Höhle zugebracht zu haben, und nun auf einmal in die rechte Gotteswelt heraufgeführt zu sein. O wäre es mir vergönnt, einen ganzen Tag nach Herzenslust durch dieses Eden zu streifen und das Auge an diesem verschwenderischen Farbenschimmer zu laben! Damals störte uns der herumführende Gärtner und unsere hochmüthigen deutschen Begleiter, die sich wichtig dünkten, weil ihre Geldtasche schwer war. Angenehmere Gesellschaft fanden wir an zwei andern jungen Deutschen auf einer gemeinsamen Kahnfahrt nach der Isola Madre; der Pflanzenwuchs dieser Insel, dem der vorigen gleichend, bot uns allerdings keine neue Ueberraschung dar, und ihre mehr dem Naturzustand verwandte Anlage zeigte, wie denn doch jener französische Zuschnitt einem Ziergarten voll exotischer Gewächse einen weit imponirendern Anstrich gibt; aber

dennoch werde ich die Fahrt nie bereuen, sei es auch nur um ihrer selbst willen. Wir hätten jauchzen mögen vor Lust, wenn die stark bewegten Wellen den Kahn schaukelten und ihr lauliches Wasser uns über die an der warmen Sonne schnell wieder trocknenden Kleider spritzten. Zwei Cotelettes, eben nur groß genug den Appetitt zu reizen, für die wir zwei Franken zahlten, belehrten uns, daß „die Insel Bella", wie sie die östreichischen Soldaten nannten, mehr Genüsse unsren Augen als unsrem Magen bot. Jedem Konflikte der Schicklichkeit mit der Sparsamkeit auszuweichen, verließen wir das Gasthaus und warteten auf einer Bank am Ufer auf die Ankunft des Dampfbootes, das uns hinüberbrachte in das freundliche Städtchen Palanza. Von da wandelten wir am Ufer des Sees dahin eine gute Stunde weit, bis wir mit schwerem Herzen Abschied nehmen mußten von den smaragdenen Fluthen. Im Thale zwischen schlanken Bäumen, an Marmorbrüchen vorüber, von der breiten Toſa unterbrochen, über die wir auf einer Fähre setzten, brachte uns die Landstraße nach Gravellona, wo sie sich kreuzt mit der Simplonstraße.

Meine Frau, die mir mit eigener Entsagung alle Freuden der Reise allein zuwenden möchte, beredete mich den Ortasee zu sehen, der in unserm Reisebuch als reizend geschildert war; ich bestimmte sie, die Meile Weges mitzumachen. So kamen wir am späten Abend nach dem Städtchen Omegna. Könnte ich eine solide deutsche Hausfrau in das Zimmer führen, das uns in diesem Posthause ward! Beschreibung macht die Sache nicht anschaulich. Nicht blos die Fensterscheiben, sogar die Lichtscheere war zerbrochen; wären meine Stiefeln nicht bereits von der Landstraße staubig gewesen, ich glaube, sie würden es beim Auf- und Abgehen in der Stube geworden sein.

Zwei Stühle und ein wackliger Tisch die einzigen Geräthschaften; den Spiegel konnten wir entbehren; denn in Omegna fragte wohl Niemand nach unserer Schönheit. Mit dem Ortasee ist es mir eigenthümlich ergangen. So wenig selbst das beste Bockbier auf Champagner mundet, eben so wenig konnte mich dieses idyllische, etwa dem Schliersee vergleichbare Wasser anmuthigen. Der Lago maggiore hatte mich dergestalt berauscht, daß ich die schwärzliche heillose Pfütze in wahrscheinlich unbilligem Eifer verwünschte, und nachdem ich Morgens etwa ½ Stunde weit an ihrem Rande hingeschritten, voll Unwillen nach Hause kam.

Für die verfehlte Partie tröstete allein die Tasche voll Birnen, die wir in der sonntäglich belebten Gasse des Städtchens um zwei Sous bekamen. Nach Gravellona zurückgekehrt, bogen wir in die von Napoleon gebaute, von der sardinischen Regierung schlecht genug unterhaltene Simplonstraße ein und marschirten den ganzen Tag im schönen Thale der Tosa. Es war ein heißer Sonntagsmorgen, aber viel Lärm und Leben auf der Landstraße. Musiker kamen des Wegs gefahren, unablässiges Schießen in den seitwärtsgelegenen Dörfern. Vergebens handelte ich mit einem Burschen um zwei Plätze auf seinem Wägelein; meine Frau wollte, ungeachtet sich frühzeitig einige Ermüdung eingestellt, doch lieber die acht Franken, die er begehrte, selbst verdienen; da fuhren eine gute Stunde vor Vogogna zwei feine Knaben in einem Einspänner daher und nahmen uns mit Vergnügen die Strecke bis zum oben genannten Städtchen mit; so allein wurde es für uns beide möglich, heute Domo d'Ossola zu erreichen, die letzte italienische Stadt am Fuße des Simplon. Seelenvergnügt über die rasche Weiterbeförderung eben so wie über die köstliche Lage von Vogogna tranken wir schwarzen und weißen Kaffee in einer Konditorei und aßen Bis-

cuit dazu. Da war es Luisen so recht sonntäglich behaglich, wie die Bürger des Orts neben uns Karte spielten und die Mädchen sich in ihrem rosenrothen Putze gefielen. Nur Schade, daß wir nach einer Stunde Mittagsruhe schon aufbrechen mußten. Würde Napoleon wieder aufleben und sehen, wie man in Italien seine Kunststraße behandelt, er würde sein Quos ego! in dieses Unwesen rufen. Hat die Tosa eine Brücke zertrümmert, so begnügt man sich fortan mit einer Fähre, oder man ist, wie gleich hinter Vogogna, zu bequem sogar die Fähre herüberzuschaffen und packt selbst die größte Menge Fußgänger in einen Kasten zusammen, der mitten in der Stromschnelle die Ueberlast kaum tragen zu wollen schien. Heute war Alles auf den Beinen; es muß überall im Lande Kirchweih gewesen sein. Kaum waren wir im Stande uns in Villa durch den Jahrmarkt zu drängen und die ungemeine Anzahl von Equipagen zwischen hier und Domo umhüllten die ganze Landstraße mit der dichtesten Staubwolke. Luisen wurden die letzten Fünfviertelstunden sauer; kaum trugen sie die müden Füße bis an ihr heutiges Reiseziel. Dafür sei sie auch heute für ihre Bravour gerühmt und gepriesen: sie hatte 8 ordentliche Wegstunden zu Fuße zurückgelegt.

In gewohnter Weise die bevorstehende Rechnung nach dem äußern Ansehen des Gasthauses abmessend, geriethen wir in dem stattlich aufgebauten menschenreichen Städtchen in eine Mausfalle, die wenigstens den Vorzug hatte, daß die Mäuse vor ihrem Ende mit reichlichem Speck gefüttert wurden. Ein hausknechtartiges Individuum, das wir nach dem Engel fragten — denn als guter Christ liebe ich sogar den Wirthsschild zum Engel — leugnete rationalistisch-pfiffig geradezu dessen Existenz und führte uns nach dem Gasthaus zur Krone. Es war, wie sich zeigte,

das Haus seines Herrn. Wir bestellen ein ordinäres Abendessen. Er setzt uns zwei Flaschen Wein vor und entgegnet auf meine Einrede, daß wir deren nur eine bedürften, es sei einerlei, ob wir den Wein tränken oder nicht; zu einem Abendessen gehöre für die Person eine Flasche. So schickten wir uns in die Zeit und leerten beide. Schon waren wir gesättigt an Suppe und zweierlei Braten, ja ich hatte ein gutes Stück des einen für morgen zu mir gesteckt; da kommt das kleine Mädchen des Wirthes mit einem ganzen Fisch und hinter ihr der Knabe mit einem kalten Hahn, und als wir beides zurückgewiesen, kamen sie wieder und brachten Confect und Obst die Menge. Solchen Ueberfluß den Gästen vorzusetzen ist die Sitte italienischer Wirthe; wer weiß, wie oft der kalte Hahn schon paradirt hat. Dafür wagte ich denn auch nachträglich beim Bezahlen der Rechnung um die verzehrten Speisen, nicht ohne Glück, sogar in italienischer Sprache zu handeln, nachdem ich die Schlafstätte gleich beim Eintritt in's Zimmer accordirt hatte.

Schlaf in dieser Schlafstätte war für mich freilich wenig zu finden. Denn Morgens drei Uhr ging schon die Post ab, die meine Frau auf die Höhe des Simplon bringen und mich wenigstens so weit mitnehmen sollte, bis es beginnen würde zu tagen. Bei solchen Veranlassungen pflege ich mich lieber auf eigene Wachsamkeit zu verlassen, als mit fremder Hilfe zu verschlafen, wiewohl man allerdings in den kleinen italienischen und schweizerischen Orten sogar durch einen Diener der Post unentgeltlich geweckt zu werden pflegt. Nachdem ich zu Isella unter gehörigem Schimpfen, wie es die dortigen Gränzschreiber wohl auch von andern Reisenden gewohnt sein mögen, um vier Franken durch ein Paßvisum die Erlaubniß erhalten die sardinischen Staaten zu veranlassen, bezahlte ich eine halbe Stunde nachher

ebenfalls einen Franken für den Einlaß in den Canton Wallis. Weder dem größern noch den kleinern dieser Wegelagerer kann der Reisende entgehen; denn zu beiden Seiten thürmen sich hoch empor die Felsen, welche bei weiterem Vordringen immer steiler, völlig senkrecht, ja überhängend, in der Gondoschlucht bis zu einer Höhe von 2000 Fuß über der Straße emporragen. Die Umgebung, ähnlich der der Via mala, kam mir, zumal beim Eingang in die Gallerie von Gondo, wo der Alpirnbach herunterstürzt, noch großartiger und wilder vor. Eine Stunde über dem Dorfe Simpeln steht das neue Hospiz, ein Eigenthum der Augustiner in Martigny, ein großes Gebäude, aus welchem uns, als meine Frau aus dem Wagen gestiegen war, sogleich zwei große Hunde von der Race derer vom Bernhard mit dem Schweife zutraulich wedelnd entgegensprangen. Ein Geistlicher, ein großer schöner Mann, führt uns in's Refectorium und nimmt dann Platz an der Tafel, wo bereits seine zwei andern Ordensgenossen mit zweien Fremden beim reichen Mahle saßen. Eine dampfende Schüssel stieg nach der andern durch eine Maschine gehoben vom Erdgeschoß herauf und des Schmauses der schwarzkuttigen, freundlichen drei Herren und ihrer gesprächigen Gäste war, auch als wir fortgingen, kein Ende.

Selten im Leben war ich vielleicht in größerer Verlegenheit und peinlicherer Lage. Bädeker sagt, das Hospiz bewirthe jährlich an 13000 Menschen, wohlhabende gegen Bezahlung. Sollen wir uns als wohlhabende, dachte ich, hier vielleicht für sechs Franken zur Tafel setzen und in den schönsten Stunden des Tages den Magen füllen, oder, wenn sie uns nicht für wohlhabend halten, von den Mönchen umsonst abfüttern lassen? Ich verlange Caffee, um entweder weniger zu bezahlen oder geringeren Dank schuldig zu sein. Eine große Portion des köstlichsten

Trankes mit allem schweizerischen Zubehör wird hereingebracht. Nun wurde aber das Tischgespräch französisch geführt und die Reden über die neuen schweizerischen Eisenbahnen flossen geläufig und zwanglos. Ich hätte gar zu gern daran Theil genommen; aber bis ich aus meinem Bettelsack einige Worte zusammenklaube und meine kleine Münze um und um besehe, ehe ich sie auszugeben wage, sind die andern Herren bereits mit ihren Gedanken über alle Berge. Scham über meine Unwissenheit verschließt meinen Mund und heftet meinen Blick, wenn auch nicht auf den Boden, doch unbeweglich auf meine Kaffeetasse. Hätte ich deutscher Thor nur bedacht, daß jene so fließend in ihrer Landessprache redeten; so erging es mir wie jenem Besucher von Paris, der die Kinder auf der Straße anstaunte, daß sie schon alle französisch sprechen. Der Kaffee kostete nichts; vermuthlich kam ich den Ordensbrüdern ob meiner demüthigen Haltung gar wenig wohlhabend vor. Nachdem ich dem Diener ein angemessenes Trinkgeld gegeben, ging ich scheu zur Thüre hinaus, und Luise hatte genug an mir zu trösten; es sei ja einerlei, ob mich jene, die nichts weiter von mir wüßten, für gescheit, oder für albern hielten.

Der Anblick der herrlichen Natur entschädigte sattsam für Alles, was ich durch meine Befangenheit gelitten hatte. Wie strahlte auf allen Seiten zum wolkenlosen Himmel hinan der Gletscher Silberglanz in der vollen Beleuchtung der Mittagsonne! Am meisten entzückte mich der Anblick der Berner Alpen und des Aletschgletschers, wie wenn man nach jahrelanger Trennung unerwartet alte liebe Bekannte sieht. Denn dort war mir, als ich einst am Fuß jener Bergkette streifte, die Herrlichkeit der Gebirgswelt zum erstenmal aufgegangen. Zu

dem Wilden der starrenden Eisberge aber gesellte sich hier noch das Anmuthige; denn tief, tief unter dem mehr als siebenthalbtausend Fuß hohen Simplonpasse lacht dir entgegen das freundliche Rhonethal und das Städtchen Brieg, von dem man bis zu unsrem Standpunkte auf weitem Umschweif der Kunststraße sieben Stunden zu steigen hat. Bald hingelagert im Grase, bald stehend oder umherwandelnd ergötzten wir uns an der Umschau auf unserer hohen Warte, und ich gönnte besonders Luisen den köstlichen Genuß, weil der schlechten Bergsteigerin die Welt von oben zu betrachten so selten vergönnt ist. Nach zwei Uhr brachen wir in fröhlichem Muthe auf, raschen Schrittes durch die Gallerie des Kaltwassergletschers, über welche der Bach herniederstürzt, über die Höhe der Eisberge disputirend oder den großartigen Bau der Straße bewundernd, abwärts und abwärts am schönen Wald, beim idyllischen Dörfchen Persal vorbei, längs der jähen Thalschlucht; die berner Gletscher sind hinter die Vorberge versunken; schon dämmert der Abend; in weiten Windungen senkt sich der Weg über die Matten; nur die eisigen Höhen am Simplon vergolden noch der scheidenden Sonne letzte Strahlen; dann röthen sie sich matter und matter; wir stehen in stummer Betrachtung des wechselnden Farbenspiels, bis sein letzter Schimmer erloschen ist und die Mondsichel silbern am Himmel hängt statt der Leuchte des Tages. Im Hotel du Simplon zu Brieg aber ward uns gar heimathlich zu Muthe. Denn zum erstenmale wieder ist die deutsche Sprache im Recht, und die gutmüthige Wirthin besorgt mit der Kellnerin das getäfelte reinliche Zimmer. Da mundete doppelt der walliser Muskateller, und die gutbereiteten Speisen würzte der Sinn für Ordnung und Reinlichkeit; und wenn ich noch die äußerst billige Rechnung hinzufüge, so werden Sie sich nicht wundern, daß wir

am andern Morgen, gestärkt durch festen Schlaf auf weichem Lager, wohlgemuth weiter wanderten.

Die Magd unsres Gasthauses hatte in unsren Reiseplan eine Diversion gebracht. Gehen Sie vielleicht ins Visperthal? fragte sie. Ins Visperthal? was ist das? Nun ja nach Zermatt, wo jetzt alle Herrschaften hingehen, wo man 34 Gletscher vom Fenster aus sehen soll. Bädeker, der Rathgeber in allen Nöthen, gab den Unwissenden die Belehrung, daß das Thal der Visp oder des Visbachs (Fischbachs) zwei Stunden von hier beim gleichnamigen Dorfe ins Rhonethal ausmünde und in einer Länge von neun Stunden sich bei Zermatt am Fuße des Monte Rosa schließe; daß die Umgebung des letztgenannten Ortes mit dem Chamounythale wetteifere, ja dasselbe hinsichtlich der Großartigkeit der Gletscherwelt noch übertreffe. Welche Lockung! Aber meine gute Begleiterin, schon in den Vormittagsstunden halb ermüdet von gestern und vorgestern, soll sie in Visbach zurückbleibend langweilige Tage haben? soll sie wenigstens die zwei Stunden bis Stalden mit weiter gehen, um doch einen Theil des merkwürdigen Thales zu sehen. Nach vielfacher Berathung entschloß sie sich zu letzterem. Am Rande des engen Thales, durch welches der Visbach braust, zieht sich der Saumpfad hin an Weingeländen. In Stalden war ihr's zu einsam; so ließ sie sich 2½ Stunden weiter verleiten bis S. Nicolaus, obschon unser Bädeker mit dem „3 Fuß breiten Weg an Abgründen" bange machte. Wir wurden angenehm enttäuscht: der gefährliche Pfad hatte sich in einen breiten, höchst bequemen verwandelt, mit dessen Vollendung Arbeiter eben noch beschäftigt waren. Zermatt ist nämlich erst seit zwei Jahren ein Gegenstand touristischer Neugierde; aber die Menschenhand hat in diesem kurzen Zeitraume schon viel gethan, die Gefahren und

Beschwerden der Passage dahin zu besiegen. Gegenwärtig bildet es bereits einen Wallfahrtsort der Engländer und ihrer Damen, die alle hoch zu Roß uns einzigen bescheidenen Fußreisenden schaarenweise begegneten. Nur selten gewahrt man auf diesem Wege deutsche Männer und Frauen, welche, zur Schande meiner Landsleute sei es gesagt, uns leicht erkenntlich waren an ihrem steifen, hochmüthigen Gegengruße, indeß die vielverschrieenen Inselbewohner ein lautes bon jour vom Pferde herabriefen, und meine Frau, wenn sie selbst ohne Damen waren, immer zuerst grüßten, ihre schlanken Genossinnen aber freundlich lächelnd und nickend dankten. Was soll ich in S. Nicolaus bleiben? jetzt gehe ich vollends mit hinter, war bereits am Abend Luisens resoluter Entschluß; vor allem lockte die romantisch gesinnte Freundin des Mährchens das mit dem Worte „fabelhaft" bezeichnete Matterhorn. Ohne besondere Hemmnisse, angeregt durch mancherlei Abwechslung von Dörfern, Waldung, Triften und Gletschern kamen wir, fortwährend zur Seite dem tosenden Visbach, dessen Geräusch sogar die Unterhaltung erschwerte, Nachmittag 1 Uhr am Ziel unserer Wünsche an. Der glühende Sonnenbrand und das anhaltende Gehen, wenn auch langsam, doch immer bergan, bis zur Höhe von 4190 Fuß, in welcher Zermatt gelegen ist, hatte meine Frau dergestalt erschöpft, daß sie dringend der Ruhe bedurfte. Das Fenster ihres Zimmers bot gerade die Aussicht über das halbkreisförmige, mit prächtigen Triften überkleidete, von Wald umsäumte Thal, an dessen Höhen hinan der Landmann noch sein Getreid und Gemüse baut, indeß der bläuliche, zerklüftete Ausläufer des gorner Gletschers bis zum Boden sich herabsenkt und seine Eisschollen hinein ins Feld rollen. Vom moosgrünen Rücken des Riffelbergs winkt das neue Gasthaus, und hoch über den Vorbergen lagert ewig

in seinen Schneemantel eingehüllt das Breithorn, schon seit S. Nikolaus ein Beherrscher des Thales, und der Riesenobelisk des 13850 Fuß hohen Matterhorns steigt unüberwindlich dem menschlichen Fuße zum Himmel. Es drängte mich fort, die Geheimnisse der Monte-Rosakette näher zu schauen. So nahe das Häuschen auf dem Riffel scheint, man steigt doch an die 2½ Stunden auf steilem Wege mühsam empor; Berg und Sonnengluth vereinigte sich, meine Kräfte zu lähmen. Froh der vollbrachten Arbeit sitze ich endlich kaum beim Schoppen, so sagt mir ein Reisender, wenn ich die volle und allein wahrhaft lohnende Aussicht haben wolle, müsse ich auf den gorner Grat, der in einer weitern Höhe von zwei Stunden etwas zur Linken liege. Ohne nähere Auskunft zu verlangen, eile ich fort; denn es war bereits 4 Uhr. Mein eigener Instinkt zeigt mir die Richtung. Um 6 Uhr habe ich das Steingerölle erklommen, und weithin schweifen die Blicke über meilenlange Schnee- und Eisfelder, die unabsehbar ausgedehnt einer Ebene im Leichentuche des Winters gleichen, und aus denen die blendend weißen Kuppen des Monte Rosa, Breithorns, kleinen und großen Matterhorns sich geisterhaft erheben, indeß zur andern Seite das grünende Thal entlang dem Rothhorn und Saaßergrat bereits in friedlicher Dämmerung ruht. Staunend stand ich, bis die untergehende Sonne auch auf mich ihre letzten Strahlen warf; dann lief ich abwärts, von Zeit zu Zeit zurückblickend aufs Breithorn, das lange noch in magisch verschwimmender Beleuchtung stand. Denn die hohen Berghäupter üben auf das Menschenauge eine Art magnetischen Zaubers; man kann nicht ablassen sie anzusehen. Um 8 Uhr war ich wieder im Gasthaus auf dem Riffel; ins Thal von Zermatt bei Nacht zurückzukehren wagte ich nicht und hatte meine Frau bereits beim Abgang nach

dem gorner Grat in Kenntniß setzen lassen. Da saß ich nun an der Tafel mitten unter Alt-England; ringsum zischelte und wisperte die Vogelsprache; behutsames Annähern verschaffte mir indeß nach und nach mit einem feingebildeten Engländer und seinen beiden jugendlichen Töchtern eine recht angenehme Unterhaltung in meiner Muttersprache, in welcher sie wie im Französischen und Italienischen ziemlich bewandert waren. Das kleine, auf die Frequenz dieses Jahres noch keineswegs berechnete Haus war dergestalt überfüllt, daß ich nur ein Nachtlager auf ebener Erde fand. Mit grauendem Morgen kehrte ich zurück nach Zermatt, eben zur rechten Zeit, um noch mit meiner Frau Kaffee zu trinken. Sie hatte sich inzwischen behaglich gefühlt und glücklich erholt, und mit Wirth, Kellnerin und allerlei Fremden schnelle Bekanntschaft geschlossen.

Gleich nach dem Frühstück stieg ich hinauf zum schwarzen See, einem kleinen Bergweiher in der Richtung des Matterhorns, den man nicht um seiner selbst willen, sondern abermals wegen der Aussicht über Eis und Schnee zu besuchen pflegt. Wer es nicht probirt hat, faßt es nicht, welche Spannkraft die Bergluft und der erhöhte Antheil, den man an den ungewohnten Schauspielen der Natur nimmt, den Sehnen gibt. Da ich etwas in der Irre lief, so kehrte ich von diesem mühevollen Weg, auf welchem ich beim Herabsteigen auch den Ursprung des Visbachs aus dem gorner Gletscher besah, erst nach 6 Stunden zurück und ging dann, ohne auszuruhen, nicht im geringsten müde mit meiner Frau gleich weiter nach S. Nicolaus. Weil uns die Gegend nicht neu war, trieben wir zu eigener Belustigung Kurzweil mit den Menschen, jeden Begegnenden verbindlichst grüßend, um zu sehen, wie er uns danken würde; meine Höflichkeit wäre bald eine Quelle des Unglücks geworden, indem ich den Pfarrer

von Täſch, der mitten in ſeinem Dorfe ſtand, beim Hutabnehmen mit dem Alpſtock ins Angeſicht ſchlug. Bei dunkler Nacht kamen wir in dasſelbe Quartier, das wir geſtern in der Frühe verlaſſen hatten; diesmal trafen wir deutſche Geſellſchaft, unter andern einen unterrichteten Herrn aus Lichtenthal bei Baden, einen Gutsbeſitzer, der bereits das neunte Mal die Schweiz bereiste und mit ihren entlegenſten Thälern vertraut, bei alledem nach Zermatt noch nicht gekommen war. Alſo gemüthlich plaudernd ſitzen wir beim Eſſen; ſiehe da traten zur geöffneten Thür herein ein paar Gentlemänner und Gentlefrauen, Albions unvermeidliche Söhne und Töchter, die Herren am Shawl, die Damen am langen Vorſteckdach vor dem Hute leicht erkennbar. Nun entſteht Unruhe an allen Enden; die neuen Gäſte fahren durch die Zimmer; Wirthin und Kellnerin haben den Kopf verloren; endlich wenden ſie ſich an uns mit der Bitte, jenen Herrſchaften unſer Zimmer abzutreten, weil hier zwei Piecen neben einander lagen. So verdrängt denn der Brite den Deutſchen nicht bloß vom Waarenmarkte, ſondern ſogar aus ſeinem Schlafgemach. Für unſre Gefälligkeit ernteten wir diesmal ſchlechten Lohn. Denn ſtatt des andern guten Zimmers, das uns die Wirthin verhieß, fanden wir einen kleinen niedrigen Raum gleich einer Gefängnißkeuche; drinnen ſtanden neben altem Gerümpel zwei unbeſchreibliche Betten. Das Pfuiteau, ſo zu ſagen, kollerte mit gewichtigem Falle alsbald zu Boden, nachdem ich die Pferdedecke über meine werthe Perſon gezogen, und der einzige behagliche Gedanke unter dieſen unbehaglichen Verhältniſſen war der an eine wahrſcheinlich geringe Bezahlung. Eitler Traum! die Rechnung ſollte der vorgeſtrigen gleich bleiben. Da aber entlud ſich blitzend und donnernd über die alte Frau das Gewitter meiner Beredſamkeit; Schlag auf Schlag

entwickelte ich ihr so einleuchtend meine Gründe, daß sie mich, zufrieden mit einem Franken Abzug, für's schlechte Quartier sogar noch um Verzeihung bat. Stolz auf meinen leichterrungenen Sieg brachte ich meine Begleiterin um die Mittagsstunde ohne weitere Abenteuer zurück in die Post nach Visbach. Obschon der Rückweg von Zermatt, weil stromabwärts laufend, begreiflicherweise für sie weniger anstrengend gewesen war, so hatte sie doch das seit mehreren Tagen anhaltende Gehen dergestalt erschöpft, daß ich froh war, für sie diesen Nachmittag den Eilwagen benützen zu können. Auch hatte jener Heimweg, namentlich am ersten Tage, allerlei unerwartete Hindernisse gefunden an den Wildwassern, die vor Mittag versiegt sind, weil der Schnee des Hochgebirgs die Nacht über gefriert, Nachmittags aber, wenn er an der heißen Sonne schmilzt, mitunter sogar zu kleinen Sturzbächen anschwellen. Der ungestümste dieser ungebetenen Gäste kam uns bei Täsch in den Weg. Trockenen Fußes waren wir hintergegangen; heimwärts stehen wir plötzlich vor einem Gießbach. Ich spüre abwärts, wo er sich ausbreitend an Tiefe verliert, nach einer Furth; meine Gattin, von jeher emancipirungslustig und der eigenen Klugheit trauend, steigt über die Steinhaufen die Höhe hinan, weil er hier schmaler würde. Schon bin ich drüben, noch irrt sie rathlos am Ufer; die rauschenden Wellen übertönen meine doch nicht eben zarte Stimme; ich verdopple mein Schreien; sie hört mich nicht; so muß ich denn wieder hinübersteigen und zu ihr hinanstolpern, damit ich sie herunterholen und zu meiner eigenen Weisheit bekehren kann.

Nach so vielen überstandenen Mühen saß sie denn bei guter Unterhaltung mit lauter wackern gesprächigen Landsleuten, die sich zufällig an diesem Punkte zusammengefunden, bis 4 Uhr an der Wirthstafel zu Visbach. Die andern führen dann bei näch-

tigem Dunkel bis Martigny. Denn von den Touristen spricht gewöhnlich einer dem andern nach, und das Rhonethal ist einmal dazu verurtheilt einförmig und langweilig zu sein, wie sogar gedruckt zu lesen ist. Meinem Grundsatz getreu, daß man reist, um die Welt zu sehen, greife ich allein zum Wanderstab. Nirgends in der Schweiz traf ich einen Genossen meiner Ansichten; auf der Landstraße lassen sie sich in die Eilwägen packen und betrachten die Welt durchs Fensterchen, in den Bergen treten sie gedankenlos dem Führer nach, in Städten und Dörfern wohnen sie überall in den ersten Hotels, deren eines dem andern gleicht; dann zanken sie nachträglich über die großen Summen, die sie verbraucht, und urtheilen über Land und Leute, ohne sie recht gesehen oder gesprochen zu haben. So treiben's die meisten, vom Rentier bis herab zum Studenten. Meine Gesellschafter, wenn ich einmal welche fand, blieben daher schweizer Bauern, Lastträger, überhaupt Leute aus den untern Schichten der Bevölkerung. So marschirte ich meine sechs Stunden nach Siders mit einem armen Enziangräber, der diesen Sommer seine Waare schon zum drittenmale über den gefährlichen Theodulspaß getragen hatte und eben von dieser Reise in seinen Wohnort Sitten zurückkehrte. Was habe ich von dem schlichten, anspruchslosen Mann nicht alles gelernt und erfahren! In völliger Unbekanntschaft mit der Fremde, also daß er meinte, der König von Bayern stehe noch unter dem deutschen Kaiser, war er genau unterrichtet in der Statistik seines Cantons Wallis, und redete so verständig über dessen kirchliche und politische Verhältnisse, daß man an diesem Beispiele gar wohl den Unterschied zwischen dem Bürger eines Freistaates und einer Monarchie abnehmen konnte. Gesunder Sinn, natürlicher Mutterwitz, praktische Weisheit lag in allen seinen Urtheilen und eine gewisse Reife in seiner Auffassung

des bürgerlichen Lebens, wie man sie bei den meisten unserer Bauern oder Handwerksleute vergebens suchen würde. Ich führe diesen verständigen Mann nur als ein Exempel an von vielen, die mir in den verschiedenen Theilen der Schweiz begegnet sind.

Das Rhonethal enthält allerdings einzelne einförmige Strecken, besonders an den Stellen, wo es versumpft ist, aber großartig bleiben auch da zu beiden Seiten die Berge, und an der Umgebung von Leuk, von Siders, von Sitten, an den phantastischen Diablerets vermöchte nur die ausgeprägte Blasirtheit gleichgültig vorüberzugehen; höchstens daß der letzte Theil des Weges, wo die Straße nach Martigny schnurgerade aufgedämmt zwischen unwirthlicher Sumpfgegend zieht, einen ungeduldigen Wanderer ermüden wird. Wir beide hatten unsern Entschluß, im weinreichen Siders zu übernachten, um so weniger zu bereuen, als uns der nächste Vormittag eine bequeme, wohlfeile Equipage zuführte. Eben saßen wir unter dem Schatten eines Baumes, herabgefallene Aepfel verzehrend, da kam die leere Carrosse. Ich raffe mich selbst und mein bischen Französisch zusammen, mit dem schmucken Kutscher zu accordiren, und nach wenigen Sekunden rollen wir hoffärtig in offener Chaise dahin. Sitten, den belebten Hauptort von Wallis, und dessen abgekuppte Bergkegel mit den Burgtrümmern sammt den größern Höhen ringsum und dem reichen Weinbau zu betrachten ließ uns der säumende Rosselenker der Muße nur allzuviel. Neu beschuht nach langer Qual meiner Füße, schlenderte ich selbstzufrieden durchs Städtchen, den eigenthümlichen Kopfschmuck der Frauen begaffend, der besonders den jungen frischen Gesichtern gar schön steht. Die alten mögen sich schmücken, wie sie wollen, der ausgebildete Ueberfluß ihres Halses — denn mächtige Krapfe

sind bei ältern Frauen wie Männern die Tagesordnung — stört den ungewohnten Beschauer, welcher den Anblick von dergleichen Halsgeschmeide unerträglich findet. Luise verließ, besorgt um unsre geringen Habseligkeiten, nur auf kurze Zeit die Chaisenremise; sie blieb in Schatten und Kühle im Wagen sitzen und studirte den Bädecker. Nachdem wir endlich wieder mobil geworden, erfreuten wir uns der schönen Landschaft und polemisirten gegen die Verächter des Rhonethals oder schauten durchs Perspectiv vom Rücksitze aus nach der alten Jungfrau, vielleicht der einzigen, an deren weißem Silberhaupte Jung und Alt sein Wohlgefallen hat. Um 6 Uhr Abends fuhren wir an beim Gasthofe zur Post in Martigny.

Gastwirthe entwickeln gegenüber den ankommenden Reisenden ein eigenthümliches Prüfungstalent. Mit sicherm Blick uns von Kopf zu Fuße messend, rief der dicke Herr schon nach einer halben Secunde dem hinter ihm lauschenden Kellner zu: Nr. 46. Ueber lange Gänge geführt, standen wir in einer ganz weißen Stube ohne Vorhänge; da sah ich zwei Stühle und einen Tisch, auch einen Spiegel im Werth von 12 Kreuzern. Luise, nach ihrer Gewohnheit sogleich über die Betten herstürzend, machte die Entdeckung, daß die Decken geflickt seien. Der Kellner war bereits verschwunden. „Also so viel sind wir werth in dem großen Gasthof! rief ich pathetisch aus, und kamen doch großartig mit eigener Equipage angefahren". Mit eigener Equipage! vermuthlich hat der Posthalter den Kutscher gekannt und also gesehen, daß wir zwei bescheidene Fremdlinge eine Retour benützt! Denn unsre Kleidung sah ganz anständig aus; trug ich doch flott auf der Seite meinen Schweizerhut, legitimirte ich mich doch durch Geldtasche und Gebirgsstock; vielleicht daß Luisens blutrothes Merinokleid dem feinen Menschenkenner auffiel,

weil diese Farbe außer der Mode ist, oder ihr blaugrüner Vierundzwanzig-Kreuzer-Schleier, mit dem sie sorgfältig die Bänder ihres Hutes schonte. Mehr aufgelegt als verstimmt durch des Wirthes degradirendes Urtheil, führte ich um so stolzer meine Frau zur Tafel. Es war der Glanzpunkt unsres dießjährigen Gasthoflebens. In den besuchtern Theilen der Schweiz haben die größern Hotels auch Abends table d'hôte eingerichtet. Nur wenige eigensinnige Engländer schlürfen an Seitentischen ihren Thee; die andern Gäste müssen sich der Hausordnung anbequemen. Man kann nicht sagen, daß man bei diesen lucullischen Mahlen übervortheilt wird. Wohlbereitete, zum Theil ausgesuchte Gerichte in reicher Auswahl und Masse trotzen dem Eifer des hitzigsten Speisevertilgers. Uebrigens bleibt die Sitte thöricht genug, daß man sich, will man sein Geld nicht verlieren, kurz vor Schlafengehen den Magen überfüllen muß. Wir hatten heute um so mehr Grund, uns der table d'hôte anzuschließen, weil ich am nächsten Morgen meine Frau hier verlassen wollte, um über den Col de Balme nach Chamounix zu gehen, und eine Wittwe, wenn auch nur von Stroh, in Gasthäusern dann allein der Geringschätzung entgeht, wenn ihr Mann beim Wirth in einigem Respecte stand.

Wir hatten über diese zeitweilige Trennung unserer Ehe seit mehreren Tagen schon Berathung gepflogen. Anfangs entschlossen, einstweilen allein nach Vevay voranzureisen, um an den blauen Fluthen des Genfersees Trost und Linderung der herben Trennungsschmerzen zu suchen, war sie bereits vor Martigny einem geheimen Wunsch entgegengekommen. Ich hatte immer im Stillen befürchtet, sie möchte beim Weiterfahren irgendwo verloren gehen, und wo sollte ich dann eine zweite Gefährtin finden, die sich mit mir auf Reisen des Mittagessens

entschlägt oder wie einen Reisesack an jeder beliebigen Station auf die Post geben läßt? Nun hatte sie freiwillig erklärt, sie wolle hier in Martigny den Wittwenschleier tragen und in einsamer Zelle ihres Kleides Saum befestigen. Da wußte ich sie doch aufgehoben und bis zu meiner Rückkehr über den andern Paß Cete noire geborgen. Zwei große Flaschen Weines und der Wohlgeruch feiner Speisen erhöhten die stille Zärtlichkeit, mit welcher die Herzen zweier Menschen, wenn ihre Trennungsstunde näher rückt, einander entgegen schlagen. Außerdem fanden wir rund um uns allerlei Ansprache, junge Deutsche aus den verschiedensten Theilen des Vaterlands, sogar einen Vicarius von Lauf, auf daß unser Glück voll war.

Um so zweifelhafter schien für den nächsten Tag meine Freude zu werden. Zwar der beliebte Sonntagsmorgen führte mir Bauernvolk in Menge entgegen, das die Höhe des Forclaz herab aus seinen Dörfchen nach Martigny zur Kirche zog, aber die Besteigung dieser Höhe bei schwüler Luft war schon am Morgen lästig und anstrengend. Ohne Unterbrechung, ohne Biegung führt der ziemlich steile Saumpfad drei Stunden lang gerade aufwärts; eine kurze Strecke begleiten dich hohe Nußbäume, dann hast nichts vor dir als den Berg und deinen Steinweg, und hin und wieder einige Hütten. Die berühmte Aussicht ins Rhonethal heute ohnehin durch Nebel verschleiert, liegt im Rücken. An einem Brünnlein sitzend erweiche ich, triefend von Schweiß, mein trockenes Morgenbrod. Es gibt kein größeres Labsal, als das Wasser auf höhern Bergen; keinen Brunnen, keinen Quell, kein rieselndes Bächlein lasse ich vorüber, ohne ihre köstliche Gabe aus der hohlen Hand zu schlürfen oder mit flüchtigem Zuge den Gaumen zu netzen. Schon das liebliche Klingen eines fernen Brunnens war mir oft eine angenehme

Unterhaltung und wenn nun der volle Strom sich aus der Röhre drängte, da freute ich mich mit jedem Schritte mehr auf den nahen Genuß. Nur der Fußreisende vermag den Werth guten Wassers zu schätzen. Was soll mir da der Cognac und alle die gebrannten und gegohrenen Flüssigkeiten, die sie einem beim Uebergang über den Paß und auf allen Höhen, die man bei Chamounix besteigt, zudringlich entgegentragen! Gerade auf dem Wege nach diesem hochberühmten Thale spekulirt Alles auf die Börse des Fremden wie im berner Oberland, ja fast noch mehr. Du müßtest dich berauschen, wolltest du von allen den Mädchen und Frauen Wein oder Branntwein trinken, die in Häusern, Bretterhütten oder auf offenem Wege auf dich lauern, wenn du herankommst; du müßtest einen besondern Quersack tragen, die Steinchen fortzuschaffen, die dir Kinder anbieten; dazu dann Alpenrosen und schönes Obst; man kann sich ihrer nur mit Grobheit erwehren. Grob sein auf französisch habe ich nicht gelernt; so schrie ich ihnen denn aus Leibeskräften ein simples allez, allez! zu. Am schwersten abzuweisen waren diejenigen Individuen, die irgend einen Weg zu zeigen sich anboten; ich schaffte sie meist mit der Versicherung bei Seite, daß ich ein Buch hier hätte, in welchem alle Wege aufs genaueste verzeichnet stünden, wobei ich freilich den Nachtheil hatte, nur bei solchen Leuten mich erkundigen zu können, die etwa eine Last auf dem Rücken trugen; die andern boten sich gleich zu Führern und Führerinnen an.

Nachdem ich am Gletscher von Trient, dem ersten Ausläufer der Montblanckette vorüber, erst allmählich durch Wiesland, dann den steilen Schlangenweg durch den von Lawinen stark gelichteten Wald hinaufgestiegen war und nun etwas bequemer allgemach über die Matte schritt, kam mir ein junger Mann meiner Statur, von gutmüthigem Aeußern, nachgeeilt und rief mir

sein bon jour entgegen. Augenblicklich erkennend, daß dieser Franzose nicht weit oder vielmehr sehr weit her sein möge, antwortete ich: Guten Morgen! gehen Sie auch nach Chamounix? Wer war froher als er, einen deutschen Gesellschafter gefunden zu haben? Es war ein junger Schwede, der Sohn deutscher Aeltern, der in Freiberg das Hüttenwesen studirte. Seine Kunst sich in französischer Sprache auszudrücken stand noch unter der meinigen. Dem Bettler dünkt der Besitzer eines magern Kühleins ein reicher Mann. Es war komisch anzuhören, wie ich für ihn den Dolmetscher machen mußte, und mit welcher wunderlichen Geläufigkeit ich mich, um das Renommée in seinen Augen nicht einzubüßen, meines Auftrags zu entledigen pflegte. In kürzester Zeit waren wir mit einander bekannt geworden, als wären wir zwei alte Freunde. Noch heute freut es mich, auf der Höhe des Col de Balme einen mitfühlenden Genossen gehabt zu haben, der jung und frisch den Eindrücken der Natur ein offenes Herz entgegen trug. Ewig unvergeßlich wird mir der Anblick des Montblanc und seiner Umgebung bleiben, der sich hier mit einem Male wie auf einen Zauberschlag dem erstaunten Auge enthüllt. Da steht man über 7000 Fuß hoch, und doch erscheint die Anhöhe nur wie ein Hügel gegenüber diesem Berge, der in seiner ganzen Majestät, umlagert von Gletschern, das Haupt umsäumt von hochragenden dunkeln Zinken, wie ein König mit der Zackenkrone auf dem Haupte, frei und offen bis zur Thalsohle vor dir sich ausbreitet. Man brachte zwar hohe Erwartungen mit, man erklomm mit fieberischer Hast die letzte Höhe; aber weit über alle Hoffnung hinaus reichte die Erfüllung. Mit diesem Anblick weiß ich gar nichts weiter zu vergleichen von allem, was ich in der Gebirgswelt je gesehen habe. Es ist nicht die Masse des Gesteins oder des Eises, was hier wirkt, sondern die Bildung, die Gliederung,

die Vertheilung. Was ſich nachher langgeſtreckt in das Thal hinzieht, das erſcheint von dieſem Geſichtspunkt aus um einen Mittelpunkt gruppirt den Thron des Monarchen unter Europas Bergen zu zieren. Wir eilten noch vollends hinan auf die höchſte Anhöhe, um auch die Ausſicht rückwärts auf die Schneegebirge des berner Oberlandes zu haben. Wir freuten uns des Anblicks aber wie die Magnetnadel ſich immer wieder nach Norden kehrt, ſo wendeten wir uns unwillkürlich ſtets von neuem dem Montblanc zu. Denn hier ward die Freude zu lautem Enthuſiasmus. Ließe ſich dergleichen nur beſchreiben und ſchildern; nicht einmal zeichnen, weil auch da ein Hauptmoment der Wirkung, die Größe, fehlte. Wir legten uns abſeits vom Wind in die Sonne aufs Gras, um ohne Froſt trocken zu werden, und aßen zuſammen das letzte Stück Brod, das ich von Martigny mitgenommen; den Wirth in ſeinem Bretterhauſe, der hier wie eine Kreuzſpinne Fliegen fängt, hatten wir nicht ſonderlich in Nahrung verſetzt. An die zwei Stunden weilten wir auf der Höhe; dann eilten wir abwärts, mehr laufend als gehend; und nun erſt, als wir in der Tiefe waren, entfalteten ſich dieſes einzigen Thales eigenthümliche Reize. Vier anſehnliche Gletſcher reichen zur Linken von bedeutender Höhe unmittelbar zur Sohle herab; an dreien kommt man bis Chamounix vorüber, der vierte, eine Stunde weit vom Dorfe, bleibt im Hintergrunde. Dieſe Eismaſſen, vielfach zerklüftet und in rieſigen Blöcken über einander lagernd, bilden einen ſchroffen Kontraſt zu dem Grün der Bäume, Wieſen und Felder und dem fleißigen Anbau der Menſchenhand; denn das kleine Thal zählt eine Bevölkerung von 4000 Seelen, und Hanf und Weizen baut man auf ſeiner ebenen Fläche. Dörfer reihen ſich an Dörfer, und die zahlreichen Fremden erhöhen im Hauptorte ſelbſt das Leben, als wäre man an einem Badeort. Das Thal

ist breit genug, um von unten fast den vollen Ueberblick des Gebirgs zu gewähren, die Montblanckette aber, aus Granit bestehend, hat in ihren zahlreichen obeliskenartigen Zacken, Nadeln genannt, die mit dunkler Färbung über die Eisfelder gerade emporragen, einen wunderbaren Schmuck, wie ich noch nirgends sonst wahrgenommen. In fortwährender Aufregung und Bewunderung dessen, was wir sahen, obschon seit unsrem Herabsteigen Wolkenmassen die Spitzen umzogen, gelangten wir bei guter Zeit in unser Nachtquartier. Da wir vor der Table d'hôte nichts zu essen bekamen, schlenderten wir noch zwecklos umher, statt dem Gaumen die Augen weidend und die Landmädchen abweisend, die uns bei Einbruch der Nacht durchaus zum Pélerinwasserfall führen wollten. Wir trafen zu Hause viele Gesellschaft, wie denn in Chamounix den ganzen Sommer über alle Gasthöfe überfüllt sind. Mein Schwede machte hier Bekanntschaft mit einem berühmten deutschen Geognosten, der ihn beredete am nächsten Vormittage, gemeinsam den Gletscher zu besuchen, welchen man mit Uebertreibung das Eismeer nennt.

So begann ich, nachdem wir noch zusammen Kaffee getrunken, am andern Morgen allein meine Querzüge und Irrfahrten. Zuerst auf die Flegère, den bekanntesten und berühmtesten Punkt, von dessen Höhe man den ganzen Montblanc gegenüber hat. Denn die Flegère ist eine Anhöhe gerade in der Mitte des gegenüberliegenden Gebirgszuges. Man steigt 2 Stunden. Oben steht ein Wirthshaus, wie auf allen merkwürdigen Plätzen und Plätzchen. Bei mir hat diese Industrie der Bewohner von Chamounix allerdings die schlechtesten Geschäfte gemacht. Ein Stück Brot blieb meine Speise, Wasser mein Getränk den ganzen Tag, wie vielleicht damals, als vor mehr als hundert Jahren diese Gegenden noch weglos und durch Räuberhorden verrufen waren. Ich

kam zur glücklichen Stunde auf der Höhe an; denn eben sah man durch ein großes Perspectiv gegenüber eine Gesellschaft von der Spitze des Montblanc herabsteigen. Die auf der Flegère befindlichen Führer nahmen mich zum Theilnehmer ihrer Freude bei diesem Anblick, obschon sie mich eigentlich als einen, der zu Fuß und führerlos heraufgekommen, zu ignoriren Ursache hatten. Der Eindruck, den die volle Uebersicht des Berges mit allen seinen Schnee- und Eismassen en face machte, erreichte vollkommen den Profileindruck von gestern, ja er übertraf ihn gewissermaßen, weil nun alles wie auf einer Reliefkarte und — ein seltenes Glück — völlig nebelfrei, nur vom dunkelblauen Himmel überspannt, vor meinen Augen lag. Ich stieg noch höher, um des Wirthschafts- und Führergetreibes ledig zu sein, und saß auf dem Moose wohl eine Stunde lang. Schon lief ich herunter; da kamen mir erst die Cavalcaden von Herren und Damen entgegen. Das Mer de Glace, der Flegère gegenüber, hat eine eigenthümliche Zierde an einem Wasserfall, der von Wolken Wasserstaubes umgeben, innerhalb des Gletschers niederstürzt, und dann mit andern Zuflüssen vermehrt, vom Fuße als Bach unter dem Namen Arveiron ziemlich stark hervorquillt. Diese Quelle zu schauen, war mein nächstes Ziel. Ein Bursch im Dorfe will sie mir zeigen. Vorüber. Ein Mädchen ruft mir nach, hier könne ich sie nicht finden. Eilig weiter über Stock und Stein. Endlich, nachdem ich sie eigentlich schon gesehen, ergebe ich mich auf Gnade und Ungnade einem alten Weibe, das gar so kümmerlich aussah. Sie führte mich über einen Steg auf die entgegengesetzte Seite des Baches, wo sich allerdings die Dicke des Gletschers noch grandioser und die Fülle des hervorströmenden Wassers noch ergiebiger zeigte.

Wie wäre es, dachte ich beim Herabsteigen vom Chapeau,

einem Felsen am Rande des Eismeers, den man um des Ueberblicks des letztern willen zu besteigen pflegt, wenn du nun, statt nach Chamounix zurückzukehren, sogleich nach der Tête noire zuschrittest und auf halbem Wege übernachtetest? Du könntest ja von dort aus dem Gasthofbesitzer den ungefähren, leicht zu berechnenden Betrag übersenden. Das Verlangen nach dem Ricochet-Wasserfall von Pélerin siegte. Nicht als ob ich den Anblick dieser auch in meinem Gasthof abgebildeten Cascade allzuschwer entbehrt hätte, sondern weil ich mich vor meiner Frau fürchtete, die mir beim Abschiede anbefahl, doch ja alles zu sehen und lieber länger zu verweilen. Ich mache die gute Stunde bis Chamounix zurück und schlage mich von da weiter durch mehrere Weiler bis Pélerin. Da kommt ein Mensch gelaufen; ich erkenne in ihm schon von weitem einen der verhängnißvollen Führer, und eile in den Wald hinein, in der Meinung, ich würde den Wasserfall schon finden. Es war ein Irrweg. Kaum bin ich wieder zurück im Orte, so eilt mir ein Mädchen nach; auf gut Glück laufe ich ihr davon und komme nach einigem Steigen an eine Wirthschaft, aus welcher Musik ertönt. Mit Reisern geschmückt saßen die Montblancsteiger von gestern und heute da sammt ihren Führern. Kaum aber sieht mich die Kellnerin, so rennt sie auf mich los, mir den Wasserfall zu zeigen. Ohne von ihr Notiz zu nehmen, springe ich voran die Stufen hinab. Da war's die Cascade du Dart, nicht die Cascade du Pélerin. Abermals rechts in die Höhe. Dort steht ja ein neues Bretterhäuschen gerade neben dem Wasserfall. Aufs Häuschen zu. O Schrecken! ich bin auf der falschen Seite, und ein Stein, zu hoch um hinüberzusehen, versperrt mir den Anblick der Cascade. Ich hüpfe in die Höhe, ich suche zu klettern; alles umsonst. Endlich sehe ich unten ein paar Leute auf einem Brette den

Bach überschreiten. Ich hinunter und am andern Ufer emporgeklommen. Siehe da! — ja siehe da! da ist nichts zu sehen; der Ricochet-Wasserfall existirt nicht mehr; das große Wasser hat ihn zerstört, und an seiner Stelle fällt nun das Bächlein in ganz gemeiner Weise vom Fels herunter, wie man Aehnliches tausendmal an andern Orten weit schöner und mühelos sehen kann. Und bei alledem die neue Wirthschaftsbude und die zeigenden Führer und die besuchenden Fremden! Aufs ärgste enttäuscht nach meiner großen Plage fing ich nun an meinen Unwillen in sentimentaler Melancholie zu ergießen. Denn gerade in der großartigsten Natur diese Armseligkeit menschlicher Denkart zu treffen, erfüllte mich, da ich gerade nichts besseres mehr zu thun hatte, mit Wehmuth. Der Bossongletscher schimmerte so licht durch die schwarzen Tannen, die Schneemassen des Montblanc, von den letzten Abendstrahlen getroffen, überzogen sich erst mit Rosenroth, und als die Sonne vollends hinunter war, glänzten sie, gerade als wäre der Berg mit Perlmutter überzogen, in den Farben des Regenbogens. Und statt sich hier am Großen zu laben, wird man hintergejagt zu einem Wasserfall, der gar nicht vorhanden ist. O kleinliche Menschheit! o verächtlicher Eigennutz! Meinen salbungsreichen Monolog unterbrachen von Chamounix her zahlreiche Freudenschüsse; die Reisegesellschaft des Montblanc kehrte eben, einen französischen Geistlichen an der Spitze, ins Dorf zurück. Der ganze Platz stand voll Menschen und Alles unterhielt sich von ihren Abenteuern. Gesehen hatten sie nicht viel; denn sie hatten nur fünf Minuten auf der Kuppe verweilen können; ohnehin ist in solcher Höhe die Aussicht zu ausgedehnt, als daß sich deren einzelne Partieen in den gehörigen Formen und Farben noch richtig absonderten; aber dennoch begreife ich gar wohl, wie der colossale Berg durch seine Nähe

alljährlich immer wieder Leute, die Geld im Ueberfluß haben, auf seine Spitze lockt.

Ins Gasthaus zurückgekehrt, frage ich nach meinem schwedischen Freunde und erfahre zu nicht geringem Erstaunen, er sei Nachmittags abgereist und habe — meine Rechnung mitbezahlt. Beide Kellner sammt dem Gastwirth gaben mir ihr Beileid zu erkennen; sie hätten geglaubt, wir beide gehörten zusammen und ich reiste mit ihm weiter; so hätten sie ihm auch meinen Antheil mit auf das Conto gesetzt. Ich tröstete sie mit der Versicherung, daß ich ihm die Auslage zurückerstatten würde; denn ich träfe ihn wieder am Genfersee. Dahin war er auch wirklich abgegangen; aber bei alledem sah ich für mich nicht die Möglichkeit ein ihn zu bezahlen; ich kannte nicht einmal seinen Namen, und gedachte nun etwa von der Heimath aus mich in Freiberg nach ihm zu erkundigen. Einstweilen war ich froh über die Wohlfeilheit, mit der ich durch Fortunas Gunst die Wanderung ins theuerste Schweizerthal ausgeführt hatte. So etwas war mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen, daß mir ein Fremder, ohne es selbst zu wissen, die Rechnung bezahlte. In der heitersten Stimmung unterhielt ich mich mit dem Geognosten, der neben mir an der Tafel saß, über meine und seine heutigen Erlebnisse. Hatte der Wirth in seinem Irrthum nun auch mein Zimmer vergeben und kein anderes mehr frei im Hause, was lag mir daran? vergnügt, wie ich einmal war, gab ich mich auf sein Versprechen mir ein anderes, wenn auch weniger gutes, Nachtquartier besorgen zu lassen gar leicht zufrieden. Nach aufgehobener Tafel führt mich der Kellner durch ein Gäßchen, ich weiß nicht wohin, und läßt mich in einer rauchigen Küche zurück; man stellt mir einen Stuhl neben die dicke Frau am Camine, bis die Magd meine Lagerstätte bereitet hätte,

während allerlei Männer ab- und zugehen, ein Schnäpschen zu trinken. Weil ich mit Tagesanbruch weiter wollte, bezahle ich zum voraus mein Bett, noch ehe ich's gesehen. Zwei Franken für die Nacht schienen mir allerdings etwas viel, doch in Anbetracht dessen, daß mir der Schwede die große Wohlthat erwiesen, wollte ich nicht handeln; ich war noch allzuguter Laune dazu. Man führt mich in ein Zimmer mit drei Betten von der schlechtesten Sorte; man weist mir das meinige an mit der Bemerkung, das werde gewiß propre sein. Die Stube hat zwei Thüren, beide unverschließbar. Vorsichtig lege ich meine Baarschaft unter das Kopfkissen. Eben umfängt mich der Schlaf mit weichen Armen, trotz dem bleiernen Deckbett. Da schiebt sich der Stuhl hinweg, den ich vor die eine Thür gestellt, und herein tritt in grauem Kittel, die Stummelpfeife im Mund, ein Licht in der Hand, ein Mann; die Wolken seines schlechten Knasters steigen zur Decke, während er sich entkleidet und nach Auslöschung des Lichts sammt der Pfeife ins zweite Bett niederstreckt. Nach kurzer Frist folgt ihm durch die andere Thür ein zweiter, sein Lager zu theilen. Noch bewegte sich in mir der Gedanke, warum wohl dieser sein Genosse nicht für sich das dritte Bette gewählt haben möge, als beide schon schnarchten, dagegen aber eine neue Erscheinung das Räthsel löste. Ein Mann mit einem Knaben von etwa 14 Jahren nahmen ruhigen Besitz von der noch freien Lagerstätte. Unbeweglich wartete ich, bis auch diese schliefen; dann holte ich in aller Stille meine Uhr und wickelte sie in mein Taschentuch. Ich traute meinen Mitmenschen nichts böses zu; es war mir nur um den falschen Verdacht, den ich etwa auf den einen werfen könnte, wenn sie der andere gestohlen hätte. Nunmehr hoffte ich endlich Ruhe zu haben. Eitler Wahn. Noch einmal öffnet sich, wie in

Schillers Handschuh das Thor, und hereintritt, zwar kein Löwe, aber ein schwarzbärtiger Proletarier. Der schaut sich stumm ringsum. Wehe mir Armen, der wird sich gewiß nun zu mir ins Bette legen! Der Mann dachte größer. Alles besetzt? sprach er, ich will Sie nicht derangiren und mir eine andere Unterkunft suchen. Nach diesen Worten, mit verbindlicher Leichtigkeit grüßend, verschwand der Gute. Noch lagen meine Zimmergenossen im Schlafe (ohne Zweifel ehrliche Leute; denn ruhig pickte auf dem Tische des einen alte Uhr im Schildkrotgehäuse), als ich mit dem ersten Morgenstrahl mein Quartier verließ, ein Wirthsbaus, wie ich sah, auf dessen Schilde mit goldnen Buchstaben der Name Fidélité prangte. Mit diesem Abenteuer endete mein fröhlicher Aufenthalt in Chamounix.

Es war ein frischer wolkenloser Morgen; meinen herrlichen Bergen konnte ich von Angesicht zu Angesicht das heiterste Lebewohl sagen. Dann bog ich bei Argentière zur Linken ein, den niedrigen Paß von Tête noire zu überschreiten und durch die anmuthige wechselreiche Landschaft nach Trient und von da den Col de la Forclaz herab zurückzukehren. Angenehm überraschend war mir an diesem Vormittag ein Brunnen mit einer Inschrift, die geradezu an griechische Humanität erinnerte. Diesen Brunnen reinen und gesunden Wassers, ist an einer Tafel zu lesen, bringt zum Tribut der Stifter dem Wanderer; dabei stand ein Glas zum Trinken, und eine Büchse zu Almosen für die Armen war ebenfalls befestigt. Ich hatte mir unterwegs ein paar französische Sätze zusammengedacht, um den wallisischen Gränzwächter zu betrügen, und meine Zunge tüchtig geübt, damit sie die Lüge geläufig verarbeiten könnte. Denn hier wird der Fremde mit Visiren wieder um einen Franken geschröpft; als mich aber der soldatisch gekleidete Alte treuherzig nach meinem Passe fragte,

reichte ich ihm gleichwohl die Legitimation und zahlte, was ich schuldig war, ohne Widerrede. Der Deutsche bleibt eben, wo er auch sein mag, ein gehorsamer Sohn der Polizei, und das ist seine Haupttugend. Um 12 Uhr war ich auf der Höhe der Forclaz. Das Thal der Rhone, welches vorgestern halb eingehüllt in Nebel gelegen, war unter mir wie ein schönes Gemälde ausgebreitet, und hoch darüber schimmerte in den reinsten Umrissen die ganze Kette des berner Hochgebirgs. Nun erst begriff und empfand ich, warum mein Reisebuch die Aussicht von hier eine herrliche und berühmte nennt. Ohne das Steingerölle unter meinen Füßen sonderlich zu beachten, mitunter taumelnd und stolpernd, den Blick fortwährend ins Thal und auf die silbernen Berge gekehrt, kam ich abwärts und abwärts und war um zwei Uhr in Martigny.

Da klopfte mir wohl das Herz; denn wie wird es inzwischen meiner armen Frau ergangen sein? Siehe da, sie winkt mit dem Taschentuch schon von weitem aus dem Fenster; meine Sorge ist vorüber. Sie eilt mir entgegen. Aber was hat sie gethan und genossen? Sie hat ihr Kleid reparirt, die Georginen des Wirthsgartens betrachtet, des Dorfes schönem Glockenspiel gelauscht, die Burg besehen, Zeitungen gelesen. Mit der Bedienung aber war ihr's, wie ich gefürchtet, im Gasthaus mißlich ergangen; denn weil sie an der Table d'hôte theilzunehmen zu sparsam gewesen, hatte ihr Niemand etwas Apartes gereicht, und so war sie mir, drei Tage beschränkt auf ihren Morgenkaffee, nahezu verhungert. Freilich muß ich die Bemerkung hinzusetzen, daß von echten schweizer Caffeeportionen bei uns die Begriffe fehlen, und daß sie, ihrer Versicherung nach, kein Tröpfchen, kein Brötchen, kein Butterstückchen übrig gelassen.

Nachdem wir uns also glücklich wiedergefunden, zogen wir zu Fuße weiter, diesen Nachmittag noch St. Maurice zu erreichen, ein enges alterthümliches Städtchen 3 Stunden unterhalb Martigny. Gerade bei letzterem Orte biegt sich das Rhonethal entschieden gegen Nordwesten und behält dann die gleiche Richtung bei bis an den Genfersee. Der Wind, der hier selten ruhen soll, trieb uns fortwährend den Staub ins Gesicht und das Gehen war beschwerlich. Doch bot der Weg mancherlei Unterhaltung dar. Vor allem war es der bekannte Wasserfall Pissevache, in welchem dicht neben der Straße die Sallenche mit ziemlicher Fülle 120 Fuß hoch, in viele bandartige Streifen gebreitet, vom Felsen stürzt, der schon aus weiter Ferne sichtbar unsre Neugierde, und als wir ihm gegenüberstanden, unser Wohlgefallen erregte; später fesselte das Auge die hohe Bergspitze Dent du Midi genannt; dieser Berg und die Verheerungen, welche er einst im Thale angerichtet, erfüllten bei der ohnehin seltsam schauerlichen Felsenbildung und dämmerigen Abendbeleuchtung mit Grauen. Wollte vielleicht das Walliser-Land noch recht in seinem eigenthümlichen Kleide von uns Abschied nehmen? Bekanntermaßen zeichnen sich seine Ortschaften gegenüber den eleganten Dörfern Waadtlands durch italienische Unreinlichkeit aus. Genug wir geriethen hier in ein Gasthaus, dessen Köchinnen Luisen gar wenig Appetit erregten. Meine Vorträge über den Stoffwechsel wollten bei ihr auch nicht verfangen; es sei ja einerlei, suchte ich ihr zu demonstriren, ob Küche und Gerätschaften etwas reiner seien oder nicht; Staub sei pulverisirte Erde; aus der Erde aber entnähmen die Speisen ihre Hauptbestandtheile; so sei es denn gleichgiltig, ob man etwas Erde mitgenieße, wenn der Salat nicht gewaschen sei. Ich glaube, selbst Liebig hätte sie nicht bereden können von diesem Salate zu essen; ich als Freidenker

über solchen culinarischen Aberglauben ließ ihn mir wohlbehagen und nahm die Gerichte dankbar an, wie sie mir die Landessitte geboten hatte.

Wenn man von kleinen Kindern geträumt hat, kommt ein Tag voll Unruhe und Verwirrung. Einen neuen Beleg für diese alte Erfahrung gab der folgende Morgen. Gegen 7 Uhr gehe ich zum Thore hinaus und lasse meine Frau zurück, daß sie mit dem Omnibus nach Villeneuve fahre. Unvorsichtiger Weise sehe ich nicht auf der Karte nach, und schreite tapfer meines Weges weiter, mich des schönen Thales freuend, das in mächtiger Breite und üppiger Fülle der Vegetation um mich her ausgebreitet liegt. Als ich aber immer nichts von Bex, dem bekannten Salinenorte, zu sehen bekomme, frage ich endlich eine alte Frau, die mir begegnete, und erfahre zu meinem Schrecken, daß ich auf ganz falscher Straße sei. Ich befand mich am linken Rhoneufer und sollte am rechten gehen. Nun muß ich rückwärts bis zum nächsten Dorfe, muß einen Fährmann suchen, mich überzusetzen, und über solchem nutzlosen Hinundherlaufen sind zwei schöne Stunden vergangen. Um so größer ist jetzt meine Eile, so daß mich am Ende der Omnibus nur um weniges überholte. Lag ja doch außer dem Wunsche möglichst bald mit meiner Frau zusammenzutreffen noch ein besonderer Anziehungspunkt in dem bereits sichtbaren Prospekt auf den Genfersee. Da man ihm durchs sumpfige Rhonebett von dieser Seite zuschreitet, so wird der vielbesungene See nur erst bei größerer Annäherung als ein ultramarinblauer Streifen sichtbar. Um so stärker wächst die Begierde, um so stärker aber wird auch die Ueberraschung, um so größer die Wonne, wenn man nun etwa durch eines der engen Fenster des Schlosses Chillon über seinen glatten ruhigen Spiegel blickt. Diese in der Geschichte mensch-

licher Grausamkeit berüchtigte Burg im Innern zu besehen, war unsre nächste Absicht. Auf einem Felsen im See ganz nahe am Ufer in gleichem Niveau mit der Landstraße erbaut und mit dieser durch eine Brücke verbunden, trägt das wohlerhaltene Schloß noch ganz das Gepräge des Mittelalters: kleine Fensterchen in dicken Mauern, Thüren mit Schnitzarbeit, Decken mit trefflicher Vertäfelung. Als wir an dem Pfeiler standen und den Ring in Händen hielten, an welchem einst Bonnivard angeschmiedet war, klang in uns Byrons Lied nach; ja es bedurfte nicht einmal der Erinnerung an des großen Sängers Worte, um in diesen halbdunkeln Räumen ähnliche Empfindungen wach zu rufen. In einer andern Säule sind die Namen fast sämmtlicher literarischer Notabilitäten der Neuzeit eingegraben von dem eben genannten Dichter an bis zur Becher-Stowe, und ihre Menge erregte beinahe den Verdacht, als wäre dies nicht von allen eigenhändig, sondern zum Theil vom Castellane geschehen.

Aus Kerkernacht herauf ans Tageslicht! Wie grünen die Hügel, wie blauet der See, wie schimmern die um seine gerundete Bucht und hinan die sanftaufsteigenden Höhen hingesäeten Dörfer und Landsitze! Die Rebenhügel so lieblich, die hohen Bäume schwer von edlem Obste, die Häuser groß, reinlich, luftig, in mancherlei Baustilen, schön verziert und prächtig, von Blumengärten umgeben, vielfach von geputzten Menschen bewohnt, echte Edelsitze der Wohlhabenheit oder des Reichthums. Auf und ab wandelten wir hin am Saume der Anhöhe, an der Kirche von Montreux vorbei, bald auf das blaue stille Gewässer schauend, bald auf die überreiche Kultur der Landschaft, wo der Ueberfluß, wie Matthisson singt, vom Winzerherd bis zu des Burgpalastes Marmorhallen sein goldnes Füllhorn leert.

Zwischen Villeneuve oder, wie die Deutschen der Gegend sagen, Neustadt und Vevay, was sie mit Abkürzung seines altrömischen Namens Vivis benennen, ist das Paradies des Genfersees und die Fruchtbarkeit seiner Umgebung wetteifert hier mit den reichsten Gegenden Italiens, indeß der reinliche Sinn der reformirten Bevölkerung und das comfortable Wesen zahlreicher Engländer zur Fülle noch die Nettigkeit und den Glanz gefügt hat. Führte uns der Pfad zurück zwischen die Weinbergmauern der staubigen Landstraße, so wurden wir nicht müde, aufs neue den anmuthigen Umweg über die Anhöhe einzuschlagen, und langten so endlich, wie man denn der reinen Schönheit nie satt wird, unserer Meinung nach noch immer zu früh, in Vevay an.

Als wir durch die heitern Straßen des wohlgebauten modern aussehenden Städtchens schlendernd, einen Mann mit gutmüthigem rundlichem Gesichte, der eben mit Lackiren einer Chaise beschäftigt war, in französischer Sprache nach dem Gasthofe zum weißen Kreuze fragten, antwortete er, am Accente sogleich seine Landsleute erkennend, in wohlmeinender deutscher Rede: Was wollen Sie in's weiße Kreuz gehen? da müssen Sie nur viel bezahlen. Logiren Sie im Möhren: Sie finden ein reinliches Zimmer, einfache aber gute Bedienung und wackere deutsche Leute. Wie uns der Mann unsere Wünsche nur gleich am Gesicht abgelesen haben mag? Er bemerkte uns zugleich, wir sollten die Handwerker am ganzen See nur immer deutsch anreden; es seien selten Franzosen. In dieser Wirthschaft zum Möhren, wie die Schweizer statt Mohren sagen, waren lauter Arbeitsleute, aber dafür wandte man auf uns alle Aufmerksamkeit. Der Wirth, ein jugendlicher Mann, unterhielt uns, verständig und wohlbekannt in der weiten Welt, von seinen frühern Erlebnissen. Er sprach

fünf Sprachen, war Caravanenführer in Mexico gewesen und hatte sich als solcher eine kleine Summe erspart, mit der ihn dann die Sehnsucht nach der Heimath trieb und das Bedürfniß eigenen Herdes zum Ankauf dieser einfachen Wirthschaft. Dazu gesellte sich die junge Wirthin, ein zierliches Weib, und ihre halbgewachsene Schwester in berner Tracht stand mit dem Kleinen horchend von ferne. Es schien eine Art frohen Familienereignisses, daß hier Vergnügungsreisende sich eingefunden, und man gab in aller Weise das Bemühen zu erkennen ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Drüben im Kreuz hätte man uns Fußgänger bei der dießjährigen Ueberfüllung der Gasthöfe wahrscheinlich kaum eines Blickes gewürdigt. Ich komme gern auf dergleichen Bemerkungen zurück, weil mir daran liegt für meine Reisemethode Proselyten zu machen. — Vevay und seine reizende Rundsicht präsentirt sich am schönsten auf dem kleinen Hügel bei der Martinskirche, wohin wir am andern Morgen, neuausstaffirt aus dem wiedergewonnenen Reisesack, als gemächliche Spaziergänger zum erstenmal seit Lindau, unsere Schritte lenkten. Ich will nicht unnütz Schilderung auf Schilderung häufen; denn diesen Bestrebungen gebricht eben doch die Hauptsache, die Anschaulichkeit; nur die einzige Bemerkung, daß gerade bei Vevay das Panorama durch die Nähe der Walliser- und der Savoyer-Alpen am bedeutensten und wahrhaft majestätisch ist. Nicht umsonst versetzte einst Rousseau auf diesen Schauplatz seine neue Heloise, welche ein halbes Jahrhundert lang die Welt entzückte. Gestern waren uns die Berge von Wallis im Rücken, heute thürmten sie sich zur Seite empor als stattlichste Decoration des Sees, der ungeachtet dieser Bergcolosse lieblich bleibt, weil sie sein ruhiges Gewässer nur aus der Ferne umstehen. Das ist eben das eigenthümlich Schöne am Genfersee, daß ihn überall

hohe Bergketten umgränzen, aber in duftiger Färbung und ohne ihre Schatten in seine Fluthen zu werfen, die nur den blauen Himmel wiederspiegeln. Vielleicht mag sich so am einfachsten seine auffallende Bläue erklären lassen.

Der Genfersee, der entfernteste unter den Schweizerseen, ist uns doch gemüthlich weit näher gerückt als die meisten übrigen, nicht allein weil ihn die Dichter besungen und berühmte Männer durch ihre Nähe verherrlicht, sondern vor allem deßhalb, weil an seinen Ufern zumeist die Hochschulen weiblicher Bildung sich angesiedelt haben. Da werden wenige unter uns sein, die nicht Vevay oder Lausanne, Morges oder Genf mit irgend einer befreundeten weiblichen Seele in Verbindung zu bringen wüßten. Wir gingen in Vevay eine junge Bekannte aufzusuchen und fanden deren in derselben Pension vier auf einmal. Hocherfreut über so unerwarteten Besuch von Landsleuten, lustwandelten die lieben Mädchen mit uns in ihrem Garten, und meine Frau war nicht wenig eifersüchtig, als ich mit der Hübschesten vertraulich schwatzend voran promenirte. Dann standen wir wieder alle im Kreise beisammen, und regellos sprang das Geplauder hinüber und wieder herüber nach Ansbach und Nürnberg vom Dent du Midi und Pain de sucre, die herein in's Gärtchen schauten. Nachmittags kamen sie noch an den Abfahrplatz des Dampfbootes, uns Grüße an die Ihrigen daheim und zu unserer Weiterreise ein herzliches Lebewohl zu sagen.

Das Schiff war überfüllt mit Passagieren; man durfte froh sein einen guten Platz zum Stehen oder Sitzen zu haben; behaglich herumzugehen war unmöglich. Aber bei alledem, wen fand ich im Gewühle der Menschenmenge? gerade ein Viertelstündchen ehe er bei Ouchy an's Land steigen wollte? Denken Sie sich, meinen Schweden! Beiderseitige Ueberraschung, große

Freude von seiner Seite, gemischte von der meinigen. Denn daß er mir die Rechnung bezahlt, hatte mich gar zu glücklich gemacht; nun mußte die fatale Pflicht der Ehrlichkeit mein Glück wieder zu Schanden machen. Ihn langsam vorzubereiten, daß ihm der Rückempfang seiner Franken nichts schade, begann ich also: Haben Sie viel bezahlen müssen in Chamounix? — Ziemlich viel; sind eben Chamounixpreise. — Ich kam billig weg. Am Ende haben Sie für mich mitbezahlt. — Wie können Sie denken? — Ganz gewiß; der Wirth hat mir's ja selbst gesagt. — Da brachte er aus der Tasche die zerknitterte Rechnung, auf welcher ganz deutlich die Ansätze für zwei Personen geschrieben standen. Er hatte nur die Summe gelesen. Nun tauschten wir Namen und Wohnort aus und ich erhielt von ihm die Versicherung, daß ich in seinem Aelternhause die freundlichste Aufnahme finden würde. Ueber solchen Gesprächen kam Ouchy heran, und hinter diesem auf der Höhe Lausanne, das mit seinen Häusern und Thürmen, insbesondere mit seiner ragenden Kathedrale, weithin den See beherrscht. Das Schiff hält sich fortwährend am rechten belebteren Ufer; das linke savoyische, das die schöne Bergkette schmückt, bleibt leider aus der Nähe unbesehen, weil es außer dem Verkehre liegt. Für die flachere Umgebung rechts bietet der einförmige Jura, der in langen Streifen einige Stunden entfernt den Gesichtskreis begränzt, dem verwöhnten Auge nur schwache Entschädigung. In wohlthuender Abwechslung tritt dagegen an die Stelle der Natur nun die Geschichte ein. Hier in Rolle wurde Laharpe geboren, Kaiser Alexanders berühmter Erzieher; dort in Nyon bewirthete Bonstetten seine Freunde, die gemüthvollen Dichter Salis und Matthisson und den großen Geschichtschreiber Johannes v. Müller; das Schloß von Coppet war Neckers Wohnsitz und

der jahrelange Aufenthalt seiner gefeierten Tochter, der Frau von Staël, die eine Zierde gebildeter Frauen, hier ihre geistreichen Zirkel versammelte, bis die Rastlose in der Kapelle neben dem Vater zur ewigen Ruhe kam.

Schon dunkelt der Abend; schon flimmern die Gaslampen von Genf; der Landungsplatz starrt von Menschen; man windet sich durchs Gedränge; die hohen Häuser, die schimmernden Läden, die wogende Volksmenge mahnt dich an großstädtisches Leben; du wähnst dich auf Augenblicke in Paris zu sein. Im empfohlenen Gasthofe keine Unterkunft; wir steigen die Höhe hinan; da wird's öde; denn alle Bewegung scheint sich in den großen Straßen am Hafen zu concentriren. Rathlos um ein Quartier schleppe ich durch die Nacht den schweren Reisesack. Da erbarmt sich unser ein junger Mann — es war ein deutscher Schuhmachergesell — und führt uns in ein Caffeehaus, wo wir im sechsten Stock ein Stübchen fanden gleich dem des armen Poeten. Ohne seine Hilfe hätten wir wohl noch lange irren mögen; denn in keinem Sommer wimmelte es in Genf also von Fremden, da namentlich Choleraflüchtlinge aus Italien und dem südlichen Frankreich sich in Masse hieher gerettet hatten.

Genf mag die blühendste Stadt der Schweiz genannt werden, wie es die größte, imposanteste und seiner Lage nach vielleicht die schönste ist. An der äußersten Spitze des vielbesuchten Sees — ein Endziel aller Schweizertouristen, zwischen zwei Ländern — ein Anziehungspunkt ihrer Reichen, voll Fabrikation und Handel — ein Sammelplatz großen Verkehrs, wächst die Stadt alljährlich an Umfang und Wohlstand, und wie ihre Bürger in den vorigen Jahrhunderten protestantische Art und Bildung gegenüber den katholischen Nachbarn sogar mit bekannter Starrheit vertraten, so dürfen sie sich noch heute dieser Eigenthümlich-

keit rühmen, obwohl die katholischen Elemente durch Zuflüsse von außen mehr Bedeutung gewinnen. Wenn sie anders sich ihrer alten Zeiten noch rühmen mögen, in denen der gelehrte Eiferer Calvin, der geistliche Tyrann, zur ewigen Schmach seiner Glaubensgenossen den Servet verbrannte und mehr als zwei Jahrhunderte später der Rath der Stadt die zwei berühmtesten Schriften ihres großen Sohnes Rousseau, den Emil und den Contrat social, durch Henkershand verbrennen ließ. Das Denkmal auf der Rousseauinsel hat die Stadt weniger dem Philosophen als sich selbst gesetzt, indem sie eben damit das Verfahren der Alten als barbarisch verdammte und das freiwillige Zeugniß ablegte, daß der stille Geist der Humanität auch in diese Mauern gezogen sei. Aber selbst die Mauern schwinden sammt Gräben und Wällen; die neue Richtung der Civilisation ist allen Ueberresten mittelalterlicher Starrheit abhold. Unter solchen Betrachtungen und Erinnerungen an diese und andere berühmte Männer der Vorzeit, die hier das Lebenslicht erblickt oder gewaltet hatten, durchzogen wir planmäßig die Stadt und überzählten ihren Reichthum nicht an Millionen, sondern an glänzenden Sternen der Wissenschaft. In stattlicher Reihe prangen im botanischen Garten die Büsten vieler Naturforscher, die alle Genfer waren; ich nenne nur die zwei mir bekanntesten Namen Bonnet und Saussure. Wir besahen die schöne Peterskirche, gingen auf und ab durch die Straßen und polemisirten fortwährend gegen Bädeker, der die Bauart der Stadt viel zu wenig gerühmt hat. So kam die Besuchszeit heran. Meine Frau hat hier eine Jugendfreundin, ein heiteres liebenswürdiges Wesen, die in guten Verhältnissen, Gattin eines wackern Mannes und Mutter blühender Kinder ist. In diesem Hause fanden wir die herzlichste Aufnahme und verlebten gesellige gute Abendstunden. Den

Nachmittag vorher trieb mich die Luft an den Bergen, aber mehr noch das Andenken an eine theure Freundin in der Heimath hinaus, den Salève zu besteigen, während meine Frau die weiteren Merkwürdigkeiten der Stadt besah und keck und muthig in der Fremde, wie sie ist, sich sogar in's Musée Rath und die Bibliothek allein wagte. Liebe und Freundschaft bringt Stein und Baum zu unserer Person erst in besondere Beziehung. Die Stadt, in der ein geliebter Mensch glückliche Tage genossen, der Berg, von dem sein Auge über die Landschaft geschweift hat, hört auf für dich etwas Allgemeines, Fremdes oder Todtes zu sein. In diesem Sinne, der mich auf jedem Schritte in Genf begleitete, eilte ich nun auch hinaus nach dem großen Salève, einem Berg nur 4242 Fuß über der Meeresfläche, aber von ungewöhnlich ausgedehnter und höchst eigenthümlicher Rundsicht, einerseits nach den französischen und savoyischen Bergen bis zum Montblanc, andererseits in's weite Thal von Genf, das übersäet mit Dörfern, durchschnitten von vielen Alleen, sorgfältig angebaut, mit seinem langgestreckten See gerade zu deinen Füßen liegt. Denn der Salève erhebt sich senkrecht über dem Thale, so daß man bisher nur mit Lebensgefahr von dieser Seite durch die sogenannte grande gorge hinab konnte und mancher Wagehals über dem Unternehmen seinen Tod fand. Ich selbst war einer der ersten, der den neuen Pfad durch diese Schlucht betreten hat. Von dieser Höhe aus ist fast der ganze See bis weit hin über Lausanne sichtbar, und über ihn hinweg begränzt den Horizont die Mauer des Jura.

Wohlgepflegt und mit Speise und Trank reichlich erquickt bei unsern Freunden, auch mit frischer Baarschaft versehen für etwaige unvorhergesehene Bedürfnisse, verließen wir die schöne Stadt, die uns ein Aufenthalt der Freude gewesen war, und

dachten nunmehr an die Rückreise. Doch nicht in der Art, wie mir ein junger Mann in seiner Weisheit auseinander setzte, nach dem großartigen Eindruck von Chamounix sei man nur noch fähig den lieblichen des Genfersees in sich aufzunehmen; dann aber müsse man aus der Schweiz hinauseilen, was man könne. Meine Erfahrung geht dahin, daß nach einem großen Diner am andern Tage auch gutes Rindfleisch gar trefflich munden kann. So wollten wir uns denn mit dem Heimweg nicht eben sputen, sondern möglichst viel von dem mitnehmen, was wir bei einer frühern kleinern Schweizerreise noch ungesehen gelassen.

Wir stiegen bei Ouchy ans Land und übernachteten in Lausanne, der wunderlichen Stadt, die nirgend ein horizontales Fleckchen bietet, außer auf der großen Granitbrücke, durch welche beide Schenkel des spitzen Winkels, in welchem die Stadt vom Thal zur Höhe hinangebaut ist, seit zehn Jahren verbunden werden. Seltsame Laune der Alten, eine ansehnliche Stadt eine halbe Stunde weit vom See aufs unbequemste an die Höhe zu hängen und das Thal einem Dorfe übrig zu lassen! Hotel Gibbon prangt der Post gegenüber unmittelbar bei der Brücke, wie Hotel Byron bei Villeneuve, ein Aushängeschild für die Engländer, weil im Gärtchen dahinter ihr großer Landsmann seine Geschichte vom Verfall des römischen Reiches schrieb. Den schönsten Ueberblick auf die von außen so malerische, von innen so bucklige und unansehnliche Stadt hat man von der grandiosen Brücke aus; doch jagte uns von ihrer luftigen Höhe bald der Wind nach Hause, der uns schon seit zwei Tagen, und namentlich heute auf dem Dampfboote, die Glieder hatte erstarren machen. Diesem starken Winde, der vom See her trocken und kalt durch die Straßen von Genf zu wehen pflegt, la bise genannt, rühmen die Genfer, weil er ihre Stadt gesund erhält,

viel Gutes nach; so sei ihm denn verziehen, daß er uns bis Lausanne verfolgt und auch da noch tapfer ausgeblasen hat.

Und nun verzeihen Sie aber auch mir, wenn ich abermals beginne von einer Freundin zu reden, die wir am frühen Sonntagsmorgen hier aufgesucht. Es ist einmal mein Fehler oder meine Tugend, lernlustige oder gelehrte Damen in Affection zu nehmen, zumal die jungen und schönen. Hoch oben im letzten Hause, unfern dem Plätzchen, das unter dem Namen Signal durch seine herrliche Aussicht berühmt ist, wohnte die hohe Gestalt als jugendliche Lehrerin im Schooße einer englischen Familie. Siegreich überwand ich das Zögern meiner eifersüchtigen Frau, die sich hinter die Schicklichkeit verschanzte, mit der Bemerkung, daß die Freundin sicherlich, wenn wir nicht zeitig kämen, mit den frommen Hausgenossen zur Kirche wäre, und so gelang es mir, deren anmuthige Gesellschaft für die ganze Zeit bis zu unsrer nachmittägigen Abreise glücklich zu erobern. Wir genossen mit ihr den schönen Prospect auf See und Gebirg, besahen die berühmte gothische Kathedrale und die kleine Sammlung von Gemälden und Gypsabgüssen und lustwandelten auf dem Montbenon, eingedenk der heimischen Verhältnisse und froh ihres glücklichen Behagens unter den fremden Menschen, die ihr wie zweite Aeltern und Geschwister zu sein schienen.

Die sechs Stunden zwischen Lausanne und Yverdon, die wir mit dem Omnibus zurücklegten, sind ziemlich reizlos; der Jura als Hintergrund will denen nicht munden, die seit Wochen die Alpen gesehen; das Städtchen aber gewinnt nur Interesse durch das Andenken an Pestalozzi. Der aufmerksame Wirth begleitete uns selbst am andern Morgen zum See, trug unsern Reisesack und bemühte sich uns bis zur Ankunft des Dampf-

bootes zu unterhalten. Der Neuenburgersee, ein großer, breiter, hellgrüner Wasserspiegel, wird gemeinhin von den Reisenden unterschätzt, da sie ihn als Ein- oder Ausgangspunkt der Schweiz nur obenhin zu betrachten pflegen. Hier entfaltet der Jura in unmittelbarster Nähe zur Linken den Reiz seiner herrlichen Laubwaldung, und unter ihr grünen die schmucken Rebenhügel; auch die Geschichte bietet die Erinnerung an die Schlacht von Granson, die Hochgebirge endlich, die bei schöner Witterung das ganze rechte Ufer in langer Kette aus der Ferne überschauen, nöthigen von selbst eine gesteigerte Aufmerksamkeit ab. Freilich präsentiren sie sich in ihrer vollen Majestät erst auf der Höhe des Chaumont oberhalb Neuchatel, die sich bequem in zwei Stunden ersteigen läßt. Mühelos schlendert man durch den dichten Laubwald die Landstraße hinan bis zum obersten Punkte. Es war ein wolkenloser Himmel; vor mir lag der ganze Neuenburger, hinter ihm der Murtener, zur Linken der Bieler See; die Aussicht schien sich in eine weite, weite Ebene zu verlieren, hätte sie nicht zum Hintergrunde die lange zackenreiche Wand der Berge gehabt. Geisterhaft schimmerten sie im Abendgolde herüber; ich ließ sie der Reihe nach durchs Fernglas am Auge vorüber ziehen. Wohl zwanzigmal wiederholte ich das Schauspiel; da kamen sie alle die alten Bekannten mit einzelnen fremden Gesichtern vermischt, vom Säntis bis zum Montblanc, und passirten die Runde. Ich wußte zuletzt die ganze Reihenfolge auswendig und wurde doch nicht satt des Genusses, bis die Nacht über die Silberhäupter ihre graue Decke zog. Meine Frau hatte inzwischen im Museum Kunstgenüsse, aber auch am Rande des Sees hinwandelnd einen gräßlichen Anblick. Sie sah die Leichen derer ans Land bringen, die gestern bei der Anfahrt des neuen Bootes durch die Gewinnsucht der

Schiffer unter dem Gaffen der Menge im Waſſer den Tod gefunden. — Am Abend ſaßen wir bei einem Mahle von abſonderlicher Fülle. Die ſtarkbeſuchte Wirthſchaft, geleitet von einem dicken Wirth und ſeiner noch corpulentern Gattin, verrieth eine Wohlhäbigkeit im Zuſchnitte der Fuhrleute. In ſolchen Häuſern iſt gut ſein; man iſt ſicher nicht zu verhungern. Als ich den auch mit dem Kellneramte betrauten Hausknecht fragte, was man zu Abend ſpeiſen könne, antwortete er ganz barſch: Nun eben ein Abendeſſen. Ergeben erwarteten wir die Beſcherung wie eine Weihnachtsgabe. Da kamen Cotelettes und Beefſteaks, Rindsbraten, Schweinebraten, Schöpſenbraten, alle Gerichte gut zubereitet und in ſo maſſigen Stücken, daß man ſelbſt eines Roßtreibers Verdauungsapparat hätte bedauern müſſen, wenn er die ganze Arbeit verrichten ſollte. So ungleich vertheilt ſind des Lebens Güter und Freuden. Aus einem einzigen Beefſteak hätten ſie drüben in der Poſt zu Lauſanne zwei Portionen geſchnitten, und doch hatten wir auf jenem Hungerberge mehr bezahlt, als hier im Thale des Segens.

Es war aber auch zweckmäßig tüchtig zu füttern; Speiſe und Trank mußte den Schlaf erſetzen. Denn Morgens 4 Uhr ging bereits die Poſt nach Murten. Sie wiſſen es ſchon, daß ich meine Frau aufpacke und ſelbſt zu Fuße gehe; das brauche ich nicht erſt zu bemerken. Nicht oft in meinem Leben war ich in ſo erhöhter Stimmung, als damals, wo ich bereits um 3½ Uhr am Ufer des Sees hinſchritt. Lautlos ruhte die Welt, von keinem Lüftchen bewegt, nur daß ſanft und ſachte die kleinen Wellen an's Ufer plätſcherten. Ueber mir ſchwamm im weiten Oceane des Mondes kleiner Nachen, und vor mir wie die Lampe eines Leuchtthurms ſtrahlte mit mächtigem Glanze der Morgenſtern. Sei es, daß der wenige Schlaf, den ich vorher

genossen, mein Gefühl empfänglicher machte, sei es, daß das völlig ungewohnte Wandern in der stillsten Einsamkeit mich bewegte, wo der schwache Mondschein und der Sterne heiliges Dämmerlicht das völlige Dunkel gerade so viel erhellten, daß sich die weite Wasserfläche abhob von ihren schwarzen Ufern; genug es war eine der seltenen Weihestunden über mich gekommen, in denen die Menschenseele frei von allen Dissonanzen in harmonischem Einklang mit dem Weltgeiste zu sein gewürdigt wird. Plötzlich flammte es vor mir auf am Horizont, erst ein unbestimmter Lichtschimmer; es war nach 4 Uhr: dann goldähnlich und röthlich. O daß doch der Tag noch lange säumte, o daß du noch nicht erblassen müßtest, schöner Morgenstern! Da regten sich auch die Landleute; Karren fuhren nach der Stadt und im Dorf öffneten sich einzelne Läden. Der Mond wirft nur noch blasse Schatten, das Grün der Bäume und Berge wird erkennbar. Es beginnt zu kühlen. Nebel steigen auf vom See und den ihn umgebenden Moränen. Es ist nahe an 6 Uhr. Eine rothe Feuerkugel steigt die Sonne empor; meine poetische Welt ist verschwunden, die mich wie ein seliger Traum umfing, und im prosaischen Lichte des Tags schreite ich auf gedehnter Landstraße zwischen öden Sümpfen. Um halb 9 Uhr erreichte ich Murten, an dessen See Luise, in der Morgenkälte meiner harrend, halb erfroren war. Ein hoher Landrücken trennt den zwei Stunden langen schmalen Murtener See vom Neuenburger; das Juragebirge schimmert, in der weitern Entfernung hellblau, freundlich herüber. In einem Kaffeehaus am Wasser erwärmten wir mit gutem Morgentranke die Glieder; dann schlenderten wir zusammen Freiburg zu auf dem Umweg über Avenches, nachdem wir, wie sich von selbst versteht, beim Schloß von Murten und der Kapelle, wie gestern bei Gran-

son, Karls des Kühnen und der tapfern Schweizer gedacht. See, Thal und Jura geben ein Bild von unendlicher Lieblichkeit die zwei Stunden Weges bis zu jenen Ruinen, aus denen die alten Jahrtausende noch ihre Sprache reden. In weitem Kreise ziehen sich die Mauerreste von Aventicum durch die Felder des heutigen Städtchens, dessen dürftige Bewohner dir sagen, daß ihre Stadt ehedem groß und bedeutend gewesen. War's ja doch zu der Römer Zeiten eine der Hauptstädte der Helvetier. Wir steigen hinan zum wohlerhaltenen Gemäuer eines Thurmes, wir wandern herüber zum wüsten Steinhaufen des Theaters, wir stehen an der einzigen Säule des Apollotempels, wir betrachten die Inschriften der Steine und die Säulenkapitäle, die man in den Tagen der Barbarei als Material zum Bauen verwandte, wir besuchen die leicht erkennbare Höhlung der Arena und besehen das kleine, aber interessante Museum, welches man seit einigen Jahren in einem mittelalterlichen Thurme des spätern Wiflisburg errichtet hat, seitdem man es als zweckmäßig erkannte, die reichen Ausgrabungen an Ort und Stelle zu erhalten, statt sie wie bisher in die verschiedenen Sammlungen der Schweiz zu verschleppen. Im besten Humor über alle diese Merkwürdigkeiten, konnte ich es nicht unterlassen, meine Frau zu necken mit dem Vorgeben, all das alte Gerümpel sei mir völlig gleichgiltig, während sie in heiligem Eifer mir vorpredigte, wie solch ein Bekenntniß schmachvoll für einen Philologen sei.

Bergauf bergab zogen wir langsam weiter gen Freiburg; wir hatten ja Zeit genug. Auf halbem Wege überraschte uns fröhlicher Kirchweihtanz der Landleute im Freien. Es war vor dem Wirthshaus des Dorfes ein Podium errichtet, von welchem die Musik herniederschmetterte, und auf dessen engem Raume die tanzenden Paare durcheinanderwogten, die Bursche mit Hü-

ten, in Hemdärmeln, die Mädchen in weißen französischen Hauben, wie sie bei uns die Frauen tragen. Je nachdem wir auf- oder abwärts gingen, kam oder verschwand die malerische Alpenkette, die sich am südlichen Ende des Cantons hinzieht. Schon sank das Abenddunkel nieder, als wir, das stolze Jesuitenkollegium zur Linken, die breite Straße der merkwürdigen Stadt hinabmarschirten. Ich demonstrirte dabei meiner Frau vor, was ich vom Sonderbundkrieg im Gedächtniß hatte; sie aber hörte auf meine Erörterungen nur mit halbem Ohre; der ihre Aufmerksamkeit hing an den hohen mittelalterlichen Häusern, die im Halbdunkel doppelt interessant und märchenhaft uns entgegenschauten.

Das vertäfelte Gastzimmer im Wirthshaus zur Traube, wo es uns recht wohl und behaglich wurde, erinnerte lebhaft an den ähnlichen Aufenthalt, den wir vor Wochen in Chur gehabt. Auch hier kamen die Leute der Stadt zu Abendkost und Frühstück. Die Lage von Freiburg gemahnt an Lausanne, sein Ansehen aber ist weit großartiger, obschon es nur 9000, letzteres dagegen 17,000 Einwohner zählt. Auch an seiner über 900 Fuß langen Drahtbrücke über das Saanethal hat es eine ähnliche, nur noch leichtere Zierde. Vor ihrer Erbauung bedurfte der berner Eilwagen, bis er an den Windungen des Berges hinab und auf der andern Seite wieder hinauffuhr, eine Stunde Zeit, jetzt fährt er in kaum zwei Minuten hinüber. Man bewundert die Kühnheit des Menschengeistes, wenn man den schweren Wagen gleichsam in freien Lüften schweben sieht. Es war ein köstlicher Morgenspaziergang, über die große Brücke hinüber, dann am Berge hin, die pittoreske Stadt zur Seite, nun über die zweite, etwas kürzere Drahtbrücke, die das Galternthal überfliegt, und nachdem wir bei der Lorettokapelle noch einmal die Augen an dem malerischen Anblick der Stadt und ihrer alten

Befestigungthürme, der beiden Thäler und unten der schwarzen Steinbrücke geweidet hatten, niederzusteigen in die Tiefe und durch die engen Gäßchen der Armuth wieder herauf den steilen Weg bis zur prächtigen Nicolauskirche. Ein schöner gothischer Bau, den man doch auch im Innern bequem und ungestört durch den Sacristan betrachten kann, weil er dem katholischen Kultus angehörig und also den ganzen Tag offen ist. Ueber dem reich verzierten Portal steigt massenhaft der hohe Thurm empor. Das Relief über dem Hauptthore, voll echten Humors, betrachteten wir lange Zeit mit Vergnügen. Oben Christus, unter ihm Maria und Petrus, etwas abwärts zu beiden Seiten je ein Engel. In der Mitte der heilige Nicolaus. Im Felde zu seiner Rechten thront Gott Vater, neben ihm wägt ein Engel die Seelen der Menschen; die Guten ziehen weit hinab, die Bösen schnellen empor, obwohl sich ein Teufel an die Wagschaale gehängt hat. Unten gehen die Frommen zur Seligkeit ein. Gott Vater gegenüber auf dem linken Felde thront Lucifer. Ein Engel möchte die Bösen herüber in den Himmel retten, aber ein Teufel wirft sie hinab in einen Kessel, zu welchem ein zweiter mit einem Schweinskopf noch eine andere Schaar an einer Kette zieht, indeß er wieder andere dabei auf dem Rücken trägt. Unter dem Kessel schürt mit einem Blasebalg ein Teufel die Flamme. Zur Linken in der Ecke liegen Verdammte im aufgesperrten Maule eines Ungethüms, dem Höllenrachen.

Meine Frau war noch so glücklich, Nachmittags die majestätischen Töne der berühmten Orgel zu hören und in Freiburg auf und ab zu steigen nach Herzenslust: denn Städte bis in ihre innersten Winkel durchkriechen ist von jeher ihre Freude. Ich selbst machte mich um die Mittagsstunde auf nach Bern und rief mir während des Gehens auf diesem nicht sehr anre-

genden Wege die ganze bisherige Reise ins Gedächtniß zurück, indem ich dabei die einzelnen Punkte auf der Landkarte verfolgte.

Die aristokratisch vornehme Stadt auf der Landzunge der Aar war uns von früher bekannt; daher machte die lange Hauptstraße mit ihren Laubengängen keinen neuen Eindruck. Es war uns willkommen, daß die Post für Luise gleich am andern Morgen zur Weiterreise Gelegenheit bot. Sein pikantes und doch mildes, weltbekanntes Product hatte dem Emmenthale in meinen Ohren schon längst einen guten Klang verliehen, und ich freute mich um so mehr auf meine heutige Tagfahrt, weil ich viel von der Wohlhabenheit dieses breiten Thales und seinen schönen Dörfern gehört und gelesen hatte. Das Emmenthal, dachte ich mir, müsse ganz seinem Käse gleichen. Die kleidsame berner Frauentracht hatte zwar schon hinter Neuenburg begonnen, eben so die großen Bauernhäuser mit den vorstehenden Dächern und den Gallerien, die der Unkundige der ganzen Schweiz zuzutheilen geneigt ist; auch das schwere Rindvieh, dem ich aus alter Bekanntschaft von meiner Heimath her gewogen bin. Aber das alles war im Emmenthal weit schöner und ansehnlicher. Die Häuser noch umfangreicher, stattlicher, zierlicher mit Schmuckwerk angethan, umgeben von Gärtchen mit weißen und grünen Zäunen, voll Astern, Veilen, Levkojen, Georginen; die schwarz- und weißgefleckten Kühe auf sammtenen Wiesen noch größer und unbeholfener; die schwarz und weiß gekleideten Dirnen so wohlgenährt und strotzend wie ihre Kühe. In diesen Triften ist echter Bauernwohlstand und der Ueberfluß schaut aus allen Fenstern. Langnau, die Krone der Dörfer, 6 Stunden von Bern entfernt, war mir in seiner Art eben so merkwürdig, als käme ich an einer berühmten Stadt vorüber. Ich verließ die nähere Landstraße und bog ins Ort ein. Wie jene

Dörfer, die den Kindern der heilige Christ beschert, so reinlich, so schmück in Formen und Farben lag es da: im Viereck standen seine großen hölzernen, ja zum Theil auch steinernen Häuser und ihrer manche glichen schönen Edelsitzen; dazwischen die Gärten und Gärtchen, die hohen Bäume, die zieren Blumen; welch ein Contrast gegen die Ortschaften im Hochgebirg! Wiewohl man braucht nicht einmal solche Erinnerung zu Hilfe zu rufen, um den Unterschied menschlicher Wohnungen zu gewahren; sie werden schon merklich dürftiger, sobald du über die berner Gränze bist. Das Entlebuch Luzerns, von höhern Bergen enger zusammengedrängt, bleibt weit hinter jener Ergiebigkeit zurück, und die ärmern Bewohner, schlanke schöne Menschen, verbrauchen vermuthlich ihren Erwerb fürs Nothwendige. Dem Gränzjäger des Cantons Luzern muß meine Erscheinung nicht sonderlich imponirt haben, weil er mein Wanderbuch sehen wollte. Auf meine Versicherung, daß ich weder Paß noch Wanderbuch hätte, (den Paß hatte meine Frau bei sich) fragte er mich nach Namen, Stand und Vaterland und ließ mich ohne Umstände weiter ziehen. Dieß erinnerte mich an jenen Gränzbeamten, der sich beim Fremden erst nach dem Passe erkundigte und nachdem er eine verneinende Antwort erhalten, fortfuhr: „Des is ober gscheit; denn segns, wenns an hättn, müßet ich'n visirn". Der große Gasthof zur Krone in Escholzmatt, dessen äußerste Häuser 1½ Stunden auseinanderliegen, war unser heutiges Nachtquartier.

Nördlich von diesem Dorfe verzweigt sich ein Gebirgsstock von mäßiger Höhe. Seine oberste Kuppe, in gleicher geographischer Breite mit dem Pilatus, trägt den Namen Napf, weil sie der Form nach einem umgestürzten Napfe gleicht. Diese zu besteigen und mich auf den Abend mit meiner Frau wieder

zu vereinigen, war mein Vorsatz für den nächsten Tag. Der Posthalter in Eſcholzmatt ſagte, ſie ſolle Nachmittags mit dem Eilwagen nach Schachen-Malters fahren; denn Schachen und Malters ſei einerlei; und ſolle im Rößli einkehren, dem einzigen Gaſthaus. Nach ſolcher Uebereinkunft ſchieden wir. Glücklich frage ich mich durch, an lauter Sennhütten vorüber, bis zur Höhe; denn der Napf ſelbſt wird erſt ſichtbar nach etwa dreiſtündigem Steigen. Gegen Mittag war ich oben und hatte um mich ein mächtiges Panorama, das ſich aber mit dem vom Rigi an individueller Schönheit doch nicht meſſen kann. Freilich ſchadete die etwas dämpfige Luft der Ausſicht. Ich ſah den Genfer-, Neuenburger-, Murtener-, Sempacher- und Zugerſee ſammt einigen kleinern, die ganze Jurakette, die berner Alpen, den Pilatus und Rigi, alſo einen Flächenraum, der nahezu die halbe Schweiz umfaßt; der Vierwaldſtädterſee, des letztern Berges herrlichſter Augenpunkt, bleibt von Höhen verdeckt. Der Senne, ſtolz auf ſeine Ausſicht, machte mich aufmerkſam auf deren Einzelnheiten; mit einem Manne von Romoos ſtieg ich den nächſten Weg herab, der ſpäterhin ſich mit der Landſtraße einigte.

Wenn jetzt der Eilwagen mit meiner Frau käme, dachte ich in Wolhauſen, ſo führen wir zuſammen noch bis Luzern; aber die Poſt war vorüber, wie ich von den Ortsbewohnern mehrfach erkundete. So müſſen wir eben in dieſem Schachen-Malters bleiben, dem Ortsconglomerate, von dem ich nicht einmal weiß, ob Schachen oder Malters der Hauptbeſtandtheil iſt. Ich komme nach Schachen; da ſpringt ja ſchon das Rößli aus der Wand heraus; denn in der Schweiz beſtehen die Wirthsſchilde meiſt aus plaſtiſchen Gebilden. Aber ſchon lange hat mich's gewundert, daß mir Luiſe nicht entgegen kommt.

Ich trete ins Haus ein. Ist keine Frau mit dem Eilwagen angekommen und hier abgestiegen? frage ich eine Weibsperson, die allein im Zimmer war und offenbar die Wirthin vorstellte. Nein. Das ist doch Schachen? Ja. Was mag denn das sein? ums Himmels willen! Sie sollte doch hier, aussteigen? Ohne weitere Antwort zu geben, ging die Gefragte gleichgiltig durch die Stube. So geben Sie doch ein wenig Acht auf mich! die Person, die ich suche, ist meine Frau. Nun steht sie still und weiß nichts zu sagen. Sehr natürlich; es war eben Niemand hereingekommen. Gibt es denn hier noch ein Rößli? Nein. Oder gibt es in Malters ein Rößli? Ja. Sicherlich ist sie nun also nach Malters gefahren. Vielleicht. Ich gehe die dreiviertel Stunden weiter; es ist Nacht, bis ich ankomme. Wo ist denn das Rößli, lieber Mann? frage ich den ersten Bauern, der mir entgegentritt. Das Rößli ist in Schachen; hier gibts nur ein Kreuz und ein Klösterli. Nun steigert sich die Verwirrung. Ich gehe ins Kreuz: keine Luise; ich gehe ins Klösterli: Niemand weiß etwas von ihr. Da umstehen mich die sämmtlichen Hausgenossen, mir ihre Theilnahme zu zeigen in meiner Noth. Die Post sei im Rößli in Schachen, sagen sie, und wenn jene Person, die etwas blöden Geistes sei, erklärt habe, auch in Malters sei ein Rößli, so habe sie vielleicht gemeint, ich suche ein Reitpferd, das allerdings auch hier zu haben wäre. Was soll ich thun in meiner Noth, ich ärmster der Armen, der seine Frau verloren? Ist sie im Wagen eingeschlafen und nach Luzern gefahren? Hat sie den Ort vergessen, wo sie übernachten soll? Ich habe ihr denselben doch aufgeschrieben. Was wollte aber auch jener Posthalter mit seiner fatalen Zusammensetzung Schachen-Malters? Die Sache war einfach. Befindet sich die Post in Schachen, so ist dagegen

die Kirche in Malters, und so werden vermuthlich in der Gegend beide Orte zusammengenannt. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich kehre zurück ins Rößli nach Schachen, und erfahre ich bei vernünftigen Leuten keine Spur von ihr, so esse und trinke ich tüchtig, daß mir die Verzweiflung nicht schadet, und laufe dann die Nacht durch nach Eschölzmatt zurück; so erfahre ich am frühen Morgen sicher, ob sie abgefahren ist, wenn sie mir nicht gar daselbst krank liegt. In starken Schritten vorüber an singenden Mädchen, die Arm in Arm auf der Straße schlendern. Da bin ich ja schon wieder in Schachen. Und horch! da plauderts auf der Staffel des Gasthauses von Männer- und Frauenstimmen. Da steht auch ein Wagen. Aber wo bist du denn so lange geblieben? Was habe ich für Sorge um dich gehabt! Sie hatte statt des Eilwagens einen heimkehrenden Beiwagen als Retour benützt, hatte klüglicher Weise drei Franken erspart und (so gut kannte sie meine Gemüthsart) richtig berechnet, daß ich für solchen Gewinn nachträglich nicht ungern meine Angst würde ausgestanden haben. Wie schmeckte uns treuen Gatten nun der Wein sammt dem Käse! hatte ich doch mein sanftes Schaf und Luise ihren schlechten Groschen wieder gefunden; und nun konnten wir obendrein noch diesen Abend von der guten Gelegenheit bis Luzern Gebrauch machen.

Aber alsbald wurde mein stilles Gelübde, mich fortan von der theuren Gattin, wenn ich sie wohlbehalten gefunden hätte, nicht weiter zu trennen, durch ihr eigenes Zureden wiederum wankend gemacht. Luzern, in dessen Mauern uns ein guter Engel diese Nacht unter seine Flügel genommen, sollte für uns nur Durchgangspunkt sein. Wir hatten die Stadt und ihren Löwen schon ehedem zur Genüge besehen. So wollen wir denn zusammen über den Vierwaldstädtersee bis Brunnen

fahren und von da nach Schwyz gehen; Luise soll hier übernachten, indeß ich Nachmittags die letzte Strecke des Sees noch durchfahre und über Altdorf mich ins Schächenthal schlage. Am zweiten fährt sie bis Einsiedeln, ich gehe durch das Linththal weiter nach Glarus; in Rapperschwyl wollten wir, wo möglich am dritten, uns wiederfinden.

Der Vierwaldstädtersee mit seinen tief einschneidenden Buchten und seinen schroff absinkenden Bergen, mit seinen historisch-mythischen Erinnerungen an Tell und die Befreiung der Schweizer, welchen Besucher sollte er nicht entzücken? Welchem Deutschen, der seinen Schiller kennt, sollten nicht alle die Verse vor die Seele treten, in welcher der Dichter die Eigenthümlichkeiten dieses classischen Schauplatzes seiner Tragödie, ohne ihn je gesehen zu haben, auf die Angaben seines großen Freundes hin mit wenigen Strichen meisterlich gezeichnet hat? Doch war der Eindruck des Sees und seiner Umgebung nicht mehr der überwältigende, wie bei einer frühern Fahrt. Wir waren seitdem höhere Berge gewohnt, und ohnehin pflegt man das Bekannte mehr zu genießen als anzustaunen. Zwischen 10 und 11 Uhr kamen wir nach Brunnen. Die zudringlichen Anerbietungen der Dorfbewohner mit gleichem Eigensinn zurückweisend, trug ich den gewichtigen Reisesack in glühendem Sonnenbrande hinauf nach Schwyz die schattenlose Landstraße. Ein saurer Gang, so kurz er auch war; doch hatte ein vortrefflicher Schoppen in dem saubern Gasthause zum Adler mich bald wieder zurecht gebracht. Leichten Herzens verließ ich meine Frau, die ich hier und nach den Angaben der gefälligen Wirthsleute auch in Einsiedeln und Rapperschwyl angenehm gebettet wußte. Schwyz ist ein armer Ort, weil er fast außer allem Verkehre liegt und nur über Einsiedeln einen etwas bequemern Ausgang in's Land bietet. Dem

Naturfreund freilich erscheint das völlig abgerundete Thal als eines der herrlichsten; die kahlen Mythensteine zumal, die sich steil hinter dem Flecken emporthürmen, geben diesem eine höchst charakteristische Physiognomie, die man nie wieder vergessen kann, und das Urnenrothhorn mit seiner Eishaube, welches rückwärts den Kessel zu schließen scheint, fügt zum Malerischen das Großartige. War nun Luise auch für einen halben Tag zwischen diesen Bergen festgebannt, so konnte sie sich doch sattsam ergehen und im Betrachten der entzückenden Umgebung wünschenswerthe Unterhaltung finden.

Das Dampfboot brachte mich über die letzte und durch das steile Abfallen hoher Berge umher wie durch das Rütli und die Tellskapelle interessanteste Bucht des Sees nach Flüelen, mein eigener Zweispänner nach Altdorf so schnell als die Omnibusse, die für die halbe Stunde Weges einem halben Franken nehmen. In der That ich durfte auch eilen; denn ich hatte heute im Schächenthal noch wackere vierthalb Stunden zurückzulegen, und die Sonne schien bereits nicht mehr in's Thal herein. Am Wirthshause vorüber, wo ich vor drei Jahren von meiner Frau Abschied genommen, als ich über die Gotthardsstraße und Furka ging, das Berner Oberland zu besuchen; dann beim Zeughaus in die Schlucht zur Linken eingebogen, aus welcher der schlanke Kirchthurm von Bürglen, Tells Geburtsorte, herniederschaut. Das Schächenthal ist eng, einsam und besonders am späten Abende ziemlich schauerlich, auch beschwerlich für den Wanderer, weil es ohne Unterbrechung stark ansteigt und das schlechte Pflaster des Wegs mehr hemmt als fördert. Zur Seite braust der Schächenbach herab; sonst sieht man nichts als schmale Matten und jähe Felswände. Bürglen, eine halbe Stunde von Altdorf, obwohl selbst über die Hügel

zerstreut, ist noch ein ansehnliches Dorf; dann ziehen sich die Berge nahe heran und die dritthalb Stunden hinauf nach Spiringen waren mir überlang, weil in der unheimlichen Enge mich bereits die Nacht überfiel. Und bei aller Aermlichkeit, sagt man, seien des Thales Bewohner doch in der Schweiz die schönsten Menschen. Wirklich waren die Frauen, die mir oft schwerbeladen begegneten, lauter schlankgewachsene feingliedrige Gestalten mit sanften, zarten Gesichtszügen, die Männer hoch und kräftig ohne Plumpheit. In diesem Thale gibt es keine Saumthiere; alle Bedürfnisse werden von Menschen hinaufgeschafft. Es war eben noch hell genug in Spiringen, daß ich die Aufschrift „Wirthshaus" an einer elenden Bretterhütte zu lesen im Stande war. Auf meine Frage, ob es nicht noch eine andere Wirthschaft hier gebe, hieß es, ja, aber dieses sei die bessere. Schlimme Aussicht! Aber dießmal betrog mich der Schein zur angenehmsten Ueberraschung. Denn drinnen war's bei aller Einfachheit so einladend, daß ich mich alsbald wahrhaft behaglich fand. Da brachte der jugendliche Wirth sein blendend weißes Tischzeug, ein schöner Mann von edlen Manieren; seine Schwester, die ihm den kleinen Haushalt besorgte, eine schlanke reinlich gekleidete Dirne, trug in sauberer Steingutschüssel die Milchsuppe auf, und zu den weichgesottenen Eiern fehlten nicht einmal die Becherchen. Trefflicher italienischer Wein und köstliches Wasser waren mir höchlich willkommen. Dabei verfehlte der Wirth nicht sich wiederholt zu entschuldigen, daß er mich nicht besser beherbergen könne. Neben mir saß ein freundlicher Alter und bezeugte sein Wohlgefallen über meine Gesprächigkeit; im vorigen Sommer sei ebenfalls ein so leutseliger Herr aus dem deutschen Reiche hier durchgekommen. Ich unterhielt mich aufs beste mit den beiden Männern, meinte auch gegen den Wirth, es sei Schade für sein

unverkennbares Wirthschaftstalent, daß er sich in dem entlegenen Oertchen angekauft und nicht lieber irgendwo in einer Stadt einen Gasthof hielte, worauf der bescheidene und verständige Mann erwiederte: dazu müsse man fremde Sprachen kennen, die ihm abgingen, und gewandtere Manieren haben, als er besitze; für seine Fähigkeiten sei eben sein Dörflein ausreichend, und die wenigen Fremden, die hier vorüberzögen. Dann setzte sich auch die Schwester zu uns und hatte ihre Freude, daß ich sie für die Wirthsfrau genommen, und daß ich ihr Alter errathen. Sie war eben zwanzigjährig, ein Alter, auf das man bei Mädchen, ohne ihre Gunst zu verscherzen, noch richtig rathen darf. Morgens fand ich meine Schuhe geschmiert; denn so sei es besser fürs Leder, besonders in den Bergen, als wenn man sie wichse; und in dem einen lag zu meiner Bequemlichkeit ein Schuhzieher; dann erhielt ich noch ein Stück Käse und Brod mit auf den Weg und den guten Rath, anfangs nicht schnell zu gehen. Zum Dank für alle diese Aufmerksamkeit wünschte ich der freundlichen Schwester recht bald einen Bräutigam.

Ueber Unterschächen, am ansehnlichen Wasserfall des Stäubibachs vorbei, eine Stunde lang hinan die steile Walmwand in Gesellschaft eines kleinen Ziegenhirten und seiner Herde. Prächtige Uebersicht des ganzen Schächenthals, im Hintergrunde das Urnerhorn, während auf der andern Seite die Gletscher des Scheerhorns auf die wellenförmige moosgrüne Alp herunterblicken. Ich setze mich neben dem zutraulichen Knaben nieder und erkläre dem Staunenden, der nie eine Landkarte gesehen, auf der meinigen seine Gegend. Dann vollends bequem hinan bis zum Klausenpaß, welcher 6150 Fuß über der Meeresfläche zwischen Reuß und Linth die Wasserscheide bildet. Von dieser Höhe überblickt man zum erstenmal den Urner Boden, den

man nachher überschreitet, eine Alp, die wenige ihres Gleichen haben mag. Eine Stunde lang, eine Viertelstunde breit, auf drei Seiten von Bergen begränzt, indeß auch auf der vierten die hereinschauenden glarner Alpen den Gesichtskreis abschließen, liegt sie fast völlig eben da, wie eine schöne Wiese. Wohl hundert Sennhütten stehen auf diesem Boden umher, wofern es nicht mehr sind, und eine zahlreiche Bevölkerung bringt hier mit ihrem Vieh den Sommer zu. Da unterrichtet der Helfer von Spiringen die Kinder, und vom Hügel in der Mitte zwischen den beiden Seitenbergen, dem einzigen der Ebene läutet das Glöcklein der Kapelle zur Messe. Es war gerade Sonntag und eben gingen die Leute heim vom Gottesdienste. Ein heiliger Friede lagerte über der Trift und die Rinder grasten im Thal und an den Halden. Sie werden es nicht für Scherz nehmen, wenn ich versichere, daß mich ein Gefühl der Andacht beschlich, als ich im Schatten eines Baumes nahe bei der Kapelle hingestreckt meinen Käs und mein Brot verzehrte. Denn um mich lag ein Stück abgeschlossener Menschheit, die unberührt von der Geschichte in einfacher Väter Weise patriarchalisch waltet, und wahrscheinlich nach Jahrhunderten noch eben so walten wird. Die einfachen Hirten von Uri, wohl die nehmlichen noch wie in Tells Tagen, tragen in ihrer unwandelbaren Sitte jenen Charakter des Ehrwürdigen, der unwillkürlich an eine höhere unvergängliche Ordnung mahnt.

Es war schön warm dort oben bei den Sennen auf ihrer abgeschlossenen Thaltrift; doch machte die Höhe ihrer Lage die Hitze leicht erträglich. Wohlgemuth durchschritt ich die grüne Matte der Länge nach, vielbegafft von den unbeschäftigten Burschen, welchen heute der allgemeine Bußtag doppelte Muße gab; ich hatte mein Wohlgefallen mehr an den vielen schlanken braunen

Kühen, als an den schlanken bräunlichen Menschen. Als ich nun aber von da den steilen Pfad nach Linththal hinabstieg, da brannte auf mich, von keinem Lüftchen gemildert, eine wahrhaft tropische Gluth. Ich bin wohl sonst abgehärtet gegen die Temperatur, die unsere Stubenmenschen zu vielen Klagen verleitet; ich hatte in südlichern Landstrichen wohl oft die Strahlen der Sonne empfunden; aber solcher Brand erschlafft auch die straffsten Sehnen. Es war mir zu Muthe, als müßte ich geradezu umfallen, und noch heute bin ich dem Brünnlein dankbar, zu dem ich hinüberwankte, daß es mich ein wenig gelabt hat. Damals färbte sich mein Gesicht, am meisten um die Augen geradezu hochroth, und ich habe die Flecken, die mich, wie die Einen sagten, entstellten, wie die Andern versicherten, interessanter machten, noch Wochen lang nach meiner Rückkehr getragen. Ich soll mit meinem verschossenen Hut und der natürlichen Schminke um die Augen einem italienischen Banditen nicht unähnlich gewesen sein. War ich denn also im Luftbade gebadet und gebraten zugleich, so schluckte ich auf der schönen Estrade vor dem Wasserbad zu Stachelberg sitzend erst Wein und Wasser die Fülle, und als ich die Maschine wieder tüchtig vollgepumpt, da erst that ich recht gemüthlich die Augen auf, zu erschauen, was um mich lag. Ich habe bisher so oft in Superlativen gesprochen, daß ich fürchte, meine Leser möchten meine Glaubwürdigkeit in Zweifel ziehen und die Ansicht gewonnen haben, ich sei eben enthusiasmirt von der jeweiligen Gegenwart. Glücklicherweise kommt mir der Ruf, den Stachelberg ob seiner Naturschönheit genießt, noch dießmal bestätigend zu Hilfe. Verführerisch lockten mich die Eisberge, die das Thal abschließen, nach der obern Sandaly, von wo sich der Döbi mit seinen ebenbürtigen Genossen in aller Majestät präsentiren soll, hätte

mich die Rücksicht auf meine Frau nicht an eine nähere Pflicht gemahnt. Denn zur Sandaly hat man von Stachelberg sechs Stunden zu steigen, wozu es heute zu spät war, und der Ausflug hätte voraussichtlich einen Tag gekostet; so machte ich lieber noch die viertbalb Stunden bis Glarus, und that wohl daran, weil am nächsten Tage die Wolken wahrscheinlich den massenhaften Riesen verschleiert hätten. Ich würde jedem rathen, das Linththal aufwärts, nicht wie ich, abwärts zu gehen, weil man dann den Dödi im Gesichte statt wie ich im Rücken hat. Ich mußte fortwährend anhalten oder rückwärts gehen, wollte ich das seltene Schauspiel genießen. Dieser colossale Eisberg, der als ein abgekuppter Kegel von breiter Grundfläche gerade durch seine Plumpheit zwar nicht wohlgefällt, aber die Augen fesselt wie ein ungestaltes Nilpferd unter den Thieren, ist bei Stachelberg fast noch ganz versteckt hinter den vorgelagerten Höhen; aber je weiter man thalabwärts geht, desto imposanter erhebt sich seine gliederlose Masse, bis er alleingebietend alle andern Berge verdrängt hat. Das 12,800 Fuß hohe Ungethüm, das trotz seiner Größe nur an wenigen Orten sichtbar ist, hat unter allen bisher bestiegenen Schweizerbergen zuletzt einen Menschen auf seinem platten Rücken getragen. Seine mathematische Geradlinigkeit sticht gar wunderlich ab gegen die zackenreiche Gestaltung der übrigen Berge des merkwürdigen Thales, dessen Schönheit bei der Menge der Reisenden noch viel zu wenig bekannt ist. Schwerlich gibt es unter den Schweizerthälern einen schroffern Contrast, als den zwischen Schächen- und Linththal, die allein vom Klausenpaß und Urnerboden getrennt auf einander folgen. Dort ein mühevolles Ansteigen, hier eine bequeme Ebene; dort öde Wildheit, hier blühende Anmuth; dort kahle braune Felsen, hier blumreiche grüne Berge; dort spärliche kleine Hüt-

ten, hier zahlreiche große Dörfer; dort die beschränktesten Verhältnisse des Hirtenstandes, hier die Herrschaft der Industrie und Fabriken; aber dort dagegen die dünne Bevölkerung kräftig und schöngestaltet, hier die kleinen Leute mit blassen Gesichtern, auf denen die Mühsal und stumpfe Ergebung in Folge der modernen einförmigen Arbeitstheilung zu lesen ist. Wer mag glücklicher und lebensfroher sein, der arme Hirte von Uri auf freier Alp, oder der nicht reichere Sclave des Fabrikherrn von Glarus in seinem paradiesischen Linththal? Und doch sind die Fabriken dieses Thales nach der eigenen Versicherung seiner Bewohner ein wahrer Segen für's Land, das ohne sie die dichte Menschenmenge nicht ernähren könnte. Dem Reisenden geben natürlich die vielen Dörfer mit ihren ansehnlichen Fabrikgebäuden eine angenehme Unterhaltung, dem Thale selbst eine malerische Belebtheit, und der Weg nach Glarus flog mir unter den Füßen hin. Der Hauptort des Cantons, umgeben von schroffen, wenigbewaldeten Bergen, unter denen der zackige Glärnisch der bekannteste ist, trägt wie seine städtischen Dörfer das Gepräge bürgerlicher Reinlichkeit. In meinem Nachtquartier zum Schwan in Glarus hatte ich zum erstenmale seit langer Zeit wieder Gelegenheit mich mit den großen Weltverhältnissen bekannt zu machen, wornach ich auf Reisen nicht gerade lüstern bin. Ein Buchdrucker, zugleich Redacteur eines der zweihundert Blättchen, welche aus den Pressen der Schweiz, alle gleich werthlos, tagtäglich vom Stapel laufen, ein unterrichteter Radicaler, sprach lebhaft mit mir und der andern Gesellschaft über den Türkenkrieg, nachdem er den Wirth über seine kirchlichen und bürgerlichen Bedenken, am Bußtage Bier einzuschenken, hinweggescherzt hatte. Dieser Wirth, ein kleiner Mann, ältlich aber zäh und rüstig, schien überhaupt die allgemeine Zielscheibe des Witzes zu

sein. Vom Schneider zum Gastwirth avancirt, trug er in Gesicht und Haltung noch ganz das Ansehen seines früheren Standes, dabei war er gutmüthig und nahm die auf ihn gemünzten Scherze mit lächelndem Gleichmuth hin, ja er schenkte mir sogar ein Bild in Kupferdruck, auf welchem er in eigener Person ganz frappant getroffen mit dem Schwan unterm Arme auf einem Geisbock reitet.

Bei minder zweifelhafter Witterung wäre ich am andern Morgen ins Klönthal bis hinter zum See gegangen, und der originelle Wirth — sie hießen ihn ob seiner ruhelosen Wanderluft einen schlechten Nachdruck vom ewigen Juden, was den guten Christen beinahe verdroß, — hatte sein Geleit angeboten; so aber zog ich's vor, erst der Straße entlang über Näfels, wo die Glarner alljährlich noch das Gedächtniß an die bekannte Schlacht mit Gottesdienst begehen und elf rohe Feldsteine das Schlachtfeld bezeichnen, von da aber am Linthcanal hin nach Wesen zu gehen und den Abgang des Linthschiffes abzuwarten, das die Dampfschifffahrt zwischen dem Wallenstädter- und Züricher-See verbindet. Ich hätte klüger gethan, sogleich nach Rapperschwyl zu laufen. Denn auf dem Saumpfade des Canals zu weit gerathen, irrte ich für's erste eine Stunde lang zwischen Sumpf und Röhricht, bis ich herüber auf die Straße kam; dann saß ich eine zweite Stunde zu Wesen im Wind auf der Bank, bis das Schiff abging; drauf hatte ich Langeweile in dem Bretterkasten der Barke, in welchem die Reisenden des zweiten Platzes zusammengepfercht sind wie die Thiere in Noahs Arche; die Fahrt auf dem Dampfboot hätte freilich durch die großartige Umgebung des Sees entschädigt, wenn nur nicht Wagen und Pferde die Umsicht erschwert hätten. — Aber, o Glück, als ich bei Rapperschwyl gerade gegenüber dem Gasthof

zum Schwan, wohin wir uns verabredet hatten, ans Land stieg, da schaute freudestrahlend meine Luise aus dem Fenster und winkte mit dem Kopf und beiden Händen. Das heiße ich ein pünktliches Zusammentreffen! Vor einer Viertelstunde war sie von Einsiedeln herüber mit dem Eilwagen, von Pfäffikon aus zu Fuße, hier angelangt. Nun erst bedauerten wir, nachdem wir unser Manöver ungeachtet des weiten Terrains so pünktlich ausgeführt, daß wir nahe am Ziel unserer Reise standen. Abenteuerlustig hätten wir uns noch öfter auf große Umkreise trennen und wieder zusammenfinden mögen. Auch sie hatte auf ihrem Wege manches Interessante gesehen, auf dem Wege von Schwyz den Lowerzer-See und in Steinen die Kapelle, die an der Stelle seines Wohnhauses Stauffachern zu Ehren errichtet ist, besonders aber in Einsiedeln, einem der berühmtesten Wallfahrtsorte der Christenheit, wo sie in der heiligen Catharina bei recht wackern Leuten logirte und ebenfalls unter die Pilger gerechnet wurde, deren jährlich gegen 150,000 aus allen Ländern und Ständen hieher kommen. Sie rühmte mir über die Maßen die Kirche als großartig und prächtig, wie sie nicht leicht eine zweite gesehen habe, und erzählte von dem Brunnen mit vierzehn Röhren, aus denen allen der Reihe nach, die Gläubigen trinken, weil aus einer derselben, man wisse nicht aus welcher, Christus getrunken, und berichtete von einer gebildeten Frau aus Freiburg im Breisgau, die zu Fuß hieher gewallfahrtet und sich schon drei Wochen da aufgehalten, weil man in dieser Kirche so andächtig beten könne, und meldete von einem Viehhändler, der ihr vergebens im Eilwagen die Cur gemacht, weil ihre Liebe gegen mich um so weniger wanke, wenn ich ferne sei. Auf den Viehhändler mußte natürlich ihr blutrothes Merinokleid Eindruck machen. Froh und glücklich, daß wir uns wieder hatten, spa-

zierten wir über die 4500 Fuß lange hölzerne Brücke, die von dem alten Städtchen über die schmalste Stelle des Sees schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts ans andere Ufer führt. Denn ich wähnte Pfäffikon näher als sie mir angab, und gedachte, wir hätten von dort aus nach der Ufenau eine kürzere Ueberfahrt. Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß meine Frau mir gegenüber Recht hatte. Um so tiefer empfand ich die Reue; Pfäffikon wollte lange nicht kommen, und der Fährmann war dann auf dem Felde, so daß wir unverrichteter Sache am späten Abend zurückkehrten. Aber schon um der Brücke willen, sicherlich einer der längsten der Welt, und um der originellen Aussicht auf See und Gebirg willen, die man von da genießt, sollte kein Besucher des ersteren unterlassen, auf kurze Zeit bei Rapperschwyl anzuhalten. Am nächsten Morgen beim freundlichsten Wetter wurde die Kahnfahrt nach der genannten Insel um billigen Preis von unsrem Städtchen aus nachgeholt. Eigentlich ist auf Ufenau gar nichts zu sehen, als Wirthschaftsgebäude, Wiesen, Bäume und Weinstöcke, dann ein alter Thurm und das Kirchlein, von der Mauer des ehemaligen Friedhofs eingeschlossen. Aber Huttens großer Schatten schwebt über dem kleinen Eiland, auf welchem der geächtete sieche Mann, nachdem er im Bad Pfäffers vergebens Heilung gesucht, den Tod und ein Grab fand. Hutten hat keinen Denkstein; die Stätte, wo seine Gebeine ruhen mögen, ist unbekannt; der Stein, den ihm ein Freund gesetzt, längst verschwunden; sämmtliche Grabhügel sind nun ein Wiesplan; aber wenn in unserer monumentenlustigen Zeit eine Gesellschaft Schweizer zusammenträte und dem starken Horte der Geistesfreiheit, dem Freunde ihres Zwingli, hier ein würdiges Denkmal errichtete und die kleine anmuthige Insel um dasselbe in einen schönen Garten umwandelte, schaarenweise würden die

Fremden hierher fahren wie nach Isola bella, und die Bürger von Rapperschwyl würden bald nicht mehr über die Einsamkeit ihres Städtchens Klage führen. Unter solchen Träumen schieden wir vom einsamen Ufenau nicht ohne Rührung.

Dem Ufer des Sees entlang über Schmärikon, der letzten Station der Dampfschiffe, durch's alte Städtchen Uznach marschirte ich die Windungen des Bergs hinan, und blickte von der Höhe noch einmal herab auf die lange Wasserfläche und über Thäler und Berge nah und fern. Da steht Rapperschwyl mit seinem alten Schlosse und seiner Brücke, dort öffnet sich das Linththal, dort thürmen sich die Berge von Schwyz und Glarus auf. Ich nahm von allen diesen Bekannten Abschied auf Nimmerwiedersehen. Aber die Schweiz ist keine karge Spenderin ihrer Gaben; kaum daß man eine genossen, überrascht sie mit einer völlig neuen, und ich kann wohl sagen, daß ich auf der ganzen Reise kaum einige Stunden reizlosen Weg gehabt. Vom Uberg, einer kleinen Höhe, über welche die Straße zieht, blickst du überrascht hernieder ins reichbelebte Toggenburger Thal, das von der Thur durchschnitten gleich allen schweizerischen Gränzbezirken, welche gegen Deutschland liegen, ein Hauptsitz rührigen Gewerbfleißes ist. Vor dir zu den Füßen Wattwyl, der Wohnplatz reicher Kaufleute, ein Dorf mit einer Menge neuer höchst geschmackvoller Häuser und einer neuen stattlichen Kirche, Langnau im Emmenthale vergleichbar, nur noch vornehmer und städtischer. Fast hängen seine letzten Häuser zusammen mit dem Städtchen Lichtensteig, welches zur Linken die Höhe hinan liegt und mit seinen weißen Häusern ins grüne Thal gar freundlich herniederschaut. Alle die kleinen grünen Höhen aber sind, so weit dein Auge reicht, zur Rechten und Linken mit Häuschen bedeckt, zumeist Wohnungen von Webern. Die Straße, die man

mit dem Blicke bis Ebnat verfolgen kann, führt die Thur aufwärts, dann nach Wildhaus, Zwingli's Geburtsort, und senkt sich von da hinab ins Rheinthal. Auch fehlen dem lieblichen Grunde nicht die größern landschaftlichen Dekorationen der Berge; denn Speer, Kurfürsten und Säntis stehen scheinbar eine einzige Wand zu deiner Rechten. — Während ich also in Naturbetrachtung schwelge und von der Schloßruine herab mich umsonst bemühe zum zweitenmale zu schauen, was bereits vorher gesehen, macht meine Frau in ihrem Eilwagen eine gar wundersame Entdeckung. Mit geheimnißvoller Miene, erst vorsichtig umherblickend, daß es weiter niemand hört, eröffnet sie mir in Lichtensteig, sie habe Mazzini gesehen. Mazzini, den Ueberall und Nirgend, auf welchen die Cantonsregierungen im Auftrag der Centralbehörde jetzt allgemeine Treibjagd halten? Mit einem Geistlichen, einem verschmitzten Manne, und einem jungen Doktor sei ein dritter, offenbar ein politischer Flüchtling, in Gesellschaft nach Schmärikon gekommen; die hätten alle, indeß sie seitwärts stand, jene aber sich unbeachtet wähnten, so verfängliche Aeußerungen gethan, daß sie aus deren Combinirung geschlossen, es könne niemand anders gewesen sein. Sie erzählte mir alles haarklein, was sie gehört, und wie dann der Unbekannte von den zweien unter Thränen geschieden und sich und jene damit getröstet, daß er in der Schweiz noch viele treue Freunde habe. Dieser Geistliche, der mit ihr weiter fuhr, sei ein schlauer Fuchs gewesen, ein höchst interessanter Mann, ein ächter Jesuit, ein geborener Kirchenfürst, der die ganze Gesellschaft durchschaute und beherrschte, während er Allen nach dem Munde sprach. Am andern Tage traf sie ihn wieder im Postwagen, obgleich er Tags vorher ein ganz anderes Reiseziel vorgegeben, und entwickelte mir dann so mancherlei Widersprüche in seinen Reden, daß ich seit Entdeckung die-

ſes neuen Talentes in ihr meine Frau mit ganz andern Augen betrachte und die Hoffnung nähre, ſie werde, wenn wir unſer Geldlein vollends verreiſt haben, etwa in Oeſtreich oder ſonſtwo Unterkunft finden können als Polizeiſpitzel, und mich dann auf weitern Zügen durchs Land zu ihrer größern Sicherheit mitnehmen.

Im Rößli zu Lichtenſteig hatten wir ein Quartier ganz unſern Wünſchen entſprechend. Scherz und Ernſt über den vermeintlichen Mazzini miſchend promenirten wir zuſammen bis an den ſpäten Abend auf der Straße bis Wattwyl zurück und freuten uns des lieblichen Thales und ſeiner ſchmucken Menſchenwohnungen. Der nächſte Tag brachte uns nach St. Gallen, mich über Herisau, den blühenden Fabrikort, der ſich trotz ſeiner faſt neunthalbtauſend Einwohner und ſeiner durchaus ſtädtiſchen Bauart mit dem beſcheidenen Namen eines Dorfes benennt, meine Frau zu Wagen auf dem Umweg über Flawyl, wo es ihr durch eine unbegreifliche Vergeßlichkeit von meiner Seite ſchlecht erging. Ich hatte ihr kein Geld mitgegeben, und ſo ſaß die Arme eine volle Stunde, auf den Züricher Eilwagen wartend in größter Verlegenheit, indeß die Andern tafelten, mit trockenem Munde im Gaſtzimmer.

Wem es in St. Gallen um ein billiges Gaſthaus zu thun iſt, dem rathe ich ins Möhrli zu gehen, dem Löwen gegenüber, dicht neben dem Hirſchen. Er hat da obendrein den Vortheil, unter militäriſchem Schutz zu ſtehen; denn der Gaſtwirth, ein gebildeter, gefälliger Mann, wird Herr Major titulirt; nebenbei iſt er noch Spezereihändler und Fabrikant von Aepfelwein. Es war mir komiſch anzuhören, wenn die Soldaten, die im Spätſommer überall in den Cantonshauptſtädten zu den Waffenübungen verſammelt ſind, ganz unſerer Sitte zuwider

das Glas erhoben mit dem Rufe: Herr Major, noch eine Halbe Aepfelmost! und der Stabsoffizier sich beeilte, die Gemeinen mit seinem Fabrikate zu bedienen. Denn es war ein wirklicher Major der Linie und hatte als Hauptmann den Sonderbundkrieg mitgemacht. Es war uns schon öfter vorgekommen, daß wir in ganz gewöhnlichen Wirthshäusern bei Leuten von Rang und Würden zu Gaste waren. Die Schweizer aber sind bei aller Freiheitsliebe sehr titelsüchtig wie die Nordamerikaner und die alten Reichsstädter.

Nur zögernd scheidet man von da, wo man viel Freude erlebt hat. Wir begnügten uns nicht damit, die blühende Handelsstadt zum zweiten Mal zu durchwandern und vom nahen Freudenberg, einem Vergnügungsplatze der Bewohner, die reizende Aussicht über den Bodensee und die Berge von St. Gallen, Appenzell und Toggenburg zu genießen; auch der nächste Tag wurde zugegeben. Luise wollte sich gemächlich in der Stadt umhertreiben und vor der anstrengenden Heimfahrt noch einmal zur Ruhe kommen; ich sollte hinüber nach Gais und Appenzell, daß meine Bekanntschaft mit diesem Ländchen vollständig würde, möglicher Weise auch den Hohkasten besteigen, einen Berg zwischen Appenzell und dem Rheinthal, dessen Rundsicht berühmt ist. Die Schlangenwindungen der Chaussee hinan, dann durch die schönen Dörfer Teufen und Bühler, kam ich um 8½ Uhr in den bekannten Molkenkurort, und ließ mir meinen Kaffee „mit Umständen", wie die Wirthin sich ausdrückte, trefflich munden; nach kurzer Besichtigung des Dorfes, das eben gerade wie die übrigen der Landschaft zierlich und reinlich neben den saftig grünen Matten steht, zog ich weiter die neue Straße und stieg hinab nach Appenzell, dem enggebauten Flecken, an welchem außer seiner romantischen Lage nichts weiter zu sehen ist. Im Osten

erhebt sich der Kamor und Hohkasten, im Süden der breite vielgezackte Säntis. Als ich nun aber von da die Richtung nach dem Weißbade einschlug, einem einzigen Hause zwischen Bäumen in wildromantischer Umgebung, da kamen alsbald meine alten Feinde, die Führer, und begehrten mich nach dem Wildkirchli und der Ebenaly zu bringen Obschon ich sie abweise so mache ich mir doch ihre Mahnung zu Nutze. Für den Hohkasten war mir's zu spät, auch der Himmel zu trüb. Warum soll ich's nicht wenigstens mit den andern Punkten versuchen, die eine gute Stunde näher liegen? Gedacht, gethan. Der Weg wird mir ziemlich beschwerlich über die Matten, weil ich anfangs des rechten unkundig bin; dann aber schreite ich rüstig empor den Pfad an der steinigen Felswand. Oben befindet sich eine natürliche Grotte, die mit einem Altare geschmückt, mit allerlei Bildchen und Weihgeschenken ausgeziert, den Namen Wildkirchli führt. Ihr zur Seite ein hölzernes Thürmchen, dessen Glöcklein viermal des Tages von dem Quasi-Einsiedler gezogen wird, der neben in einer Hütte haust. Zweimal des Jahrs wird hier Gottesdienst gehalten. Nach eingenommener Erfrischung bringt mich der Mann durch eine lange niedrige Höhle, die er mit einem Kienspahn beleuchtet, heraus zum Ausgang auf die Ebenaly. Man besteigt sie vollends in 15 Minuten und hat von da eine weite Fernsicht über den See nach Schwaben und Bayern und über die Berge, die mir indeß nichts Neues bot. Ohnehin hatte ich zu eilen. Denn von St. Gallen nach Appenzell sind gute 4 Stunden, 3/4 Stunden von da nach Weißbad, von wo ich bis zu meinem gegenwärtigen Standpunkt 2 Stunden gestiegen hatte, und es war bereits 2 Uhr. Bis Sonnenuntergang aber beschloß ich daheim zu sein, um Luise durch meine baldige Rückkehr zu überraschen; denn ich hatte erfahren, daß von Appenzell nach St. Gallen ein

näherer Feldweg führe. Noch selten habe ich einen Weg mit mehr Hast zurückgelegt. In Gesellschaft einiger Knaben, die sich durch meine Begleitung geehrt fühlten, komme ich mehr springend als gehend den Berg herab, und bin bereits um 3¼ Uhr in Appenzell; dann bergauf bergab nach Teufen und St. Gallen. Ich rathe jedem, der diese etwa 11stündige Partie zu machen geneigt ist, die ich einem Besucher der schweizer Gränzbezirke als sehr lohnend empfehle, den umgekehrten Weg einzuschlagen, so daß er nach Appenzell direkt den Fußweg nimmt, ohne Gais zu berühren, bei der Rückkehr aber sich auf der bequemen Landstraße hält, weil die hintereinander liegenden Bergschichten des Cantons und seine lieblichen wellenförmigen Matten auf diese Weise viel genußreicher augenfällig werden.

Inzwischen hatte meine Frau große Freude erlebt. Während sie planlos durch die Straßen schlendert, begegnet ihr ein Knabe, dessen Aeltern uns in Nürnberg innig befreundet waren, so daß wir ihre baldige Uebersiedlung nach St. Gallen schmerzlich bedauerten, und sagt ihr, daß diese seit zwei Tagen erfolgt sei. Nun verlebten wir den letzten Abend, an welchem es uns im lieben Schweizerlande zu weilen vergönnt war, noch im Schooße einer Familie, an die uns Hochachtung und Liebe kettet. Wir konnten uns keinen schönern Abschluß einer siebenthalb Wochen langen Reise denken, in welcher jeder Tag neue Freuden gebracht hatte, als dieses unerwartete Wiederfinden zweier gemüthreicher Menschen und ihrer lieben Kinder zu einer Zeit, wo sie selbst noch gleichsam Fremdlinge im neugegründeten Wohnsitz mit frischen Hoffnungen und Entwürfen in die Zukunft schauten. Wie enteilten da die Stunden, wie drängten sich die Mittheilungen über das, was wir gesehen und erfahren, und was sie selbst mittlerweile in Nürnberg erlebt hatten! Leider zog sich

auch ein trüber Schatten mitten durch das lichte Bild dieser Wochen. Denn nun erst erfuhren wir von Augenzeugen, wie viele schmerzliche Opfer unterdessen, während wir außen in Freuden schwelgten, die furchtbare Seuche zu Hause gefordert hatte. So wenig ich bisher dessen Erwähnung that, so hatte mich doch, seitdem ich in Bern mit Gewißheit vom Vorhandensein der Epidemie in Nürnberg gehört hatte, der beängstigende Gedanke an so manche Menschen, die mir hier theuer sind, und an die ganze gemüthliche Bevölkerung dieser Stadt, die bisher so ungewohnt des Schreckens war, keine Stunde mehr verlassen. Mitten in die reizenden Landschaften trat er hinein wie ein böser Geist und raunte mir zu: Du genießest hier, und dein Freund oder deine Freundin liegt vielleicht daheim auf der Bahre!

Wir ließen uns leicht bereden, die Abreise erst auf den andern Nachmittag zu verschieben. Wir besahen die Kirchen und die an merkwürdigen, besonders auch altdeutschen Manuskripten reiche Bibliothek und aßen zu Mittag nochmals bei unsern Freunden; dann begleitete mich der verehrte Gastfreund bis über den halben Weg nach Rorschach, mit Wehmuth seiner lieben Angehörigen in Nürnberg und seines alten Vaterlandes gedenkend.

Eben strömte ein Regenguß vom Himmel, als meine Frau im Eilwagen fast gleichzeitig mit mir zu Rorschach vor dem Posthause ankam. Wir eilten aufs Dampfboot. Es dunkelte. Bei dicker Finsterniß suchten wir am schmutzigen Hafendamme zu Lindau unter dem Regen hineilend unser altes Kaffeehaus, uns noch mit Speise und Trank zu erwärmen, weil wir doch die Nacht hindurch in unsern Sommerkleidern nach der Choleraſtadt Augsburg fahren mußten. Was kann ich von der Heimreise weiter Schönes erzählen? Nachmittags um die nämliche Stunde, in der ich gestern St. Gallen verlassen, war ich heute in Ansbach.

Wir waren dahin in Gesellschaft von nahezu einem Dutzend Candidaten gefahren, die dort ihr theologisches Examen machten. Denn in meine prüfungsreiche Vaterstadt reist nicht leicht Jemand, als der irgend eine Prüfung zu bestehen hat. All diese Ueberlast geistlicher Gelehrsamkeit aber hatte den Omnibus so schwer gemacht, daß ihn die muthigen Rosse kaum zu ziehen vermochten. Hier endet mein Reisebericht; denn um die Merkwürdigkeiten sammt dem reichen Volksleben von Ansbach zu beschreiben, und um die großartigen Schönheiten der Nürnberger Landstraße zu schildern, würde der Umfang eines Folianten nicht ausreichen.

Neger und Negerleben auf Cuba,

von

Friedrich Knapp.

Als sich nach Entdeckung der Insel durch den unsterblichen Genueser (27. Oct. 1492) die Spanier und andere Abenteurer über die paradiesischen Fluren Cuba's verbreiteten und die Eingebornen, einen harmlosen, nicht kräftig gebauten Menschenschlag, dazu zwangen, ihrem väterlichen Boden unter unendlichen Mühen Früchte für ihre Bedränger abzugewinnen, — als Velasquez, erster Adelantado, zu Santiago de Cuba 1524 starb, welcher stets den geknechteten Cubanern ein milder Herr war und gemessene Befehle zur Schonung derselben gab — da verdoppelten die grausamen Eroberer, trotz der ernstesten Rügen des menschenfreundlichen las Casas ihre Anforderungen an die physischen Kräfte der Urbewohner, ein Verfahren, welches deren gänzliche Ausrottung und eine entsetzliche Entvölkerung zur Folge hatte. Welche von den Getäuschten nicht unter der glühenden Sonne im harten Joche der ungewohnten Frohne, oder beim Trockenlegen ungesunder Sumpfstriche unter den raffinirten Züchtigungen ihrer Peiniger umkamen, flohen entsetzt in die Wälder und nahmen sich selbst zu Hunderten das freudenlose Leben.

Schon damals gab las Casas, freilich in besserer Absicht, den Impuls, afrikanische Neger einzuführen, welche der harten Arbeit im tropischen Klima gewohnter, dem gänzlichen Aussterben der cubanischen Race einen Damm setzen sollten.

Versuchsweise brachten auch früher Speculanten hie und da Schwarze nach verschiedenen Punkten der Insel, nun aber landeten (1524) unternehmende Flamländer 300 Neger auf Cuba, 1500 auf Hayti, 500 auf Portorico, eine gleiche Anzahl auf Darien und 300 auf Jamaika und brachen so einem Handelszweige Bahn, der in Fluchwürdigkeit einzig dasteht. Von da an wiederholten sich diese Menschentransporte, von der spanischen Krone begünstigt, leider nur zu häufig. Die Sklaven jochweise zu Markt gebracht, wurden von den Grundbesitzern gekauft und nach dem Innern gesandt, die Wälder lichtete Axt und Feuerbrand; aus dem urkräftigen Boden schossen bald reiche Zuckersaaten, Kaffeegefilde, Tabaksfelder empor, deren Produkte in allen Theilen der Welt gesucht und geschätzt der Insel große Summen einbrachten; freilich blieb die Scholle, aus welcher das süße Rohr, die arabische Bohne, das duftende Tabakblatt keimte, mit dem blutigen Schweiße der unter eiserner Zuchtruthe stehenden Afrikaner benetzt, wie es unter wenig gemilderten Umständen noch heutzutage ist. Der Drang der Noth ließ auch die Neger öfters zu andern Arbeiten, als Bauten, Gräbenziehen, Hafenwerken verwenden, und als 1762 die Engländer, unter Sir George Parock und dem Grafen Albemarle, Havanna belagerten und bezwangen, befanden sich 300 Schwarze, Eigenthum des Staates, unter den Schanzarbeitern, durch ihre Ausdauer den belagerten Spaniern wichtige Dienste leistend, obgleich sie sämmtlich in den Laufgräben umkamen. — 1763 bewerkstelligten die Engländer, nachdem sie den Sklavenhandel zu ihrem Monopol

erhoben, während ihrer zeitweiligen Herrschaft auf der Insel große Negereinfuhren in einem Grade, daß die Zahl der Sklaven von 1800 auf 60,000 Köpfe stieg; je höher sich jedoch die Ausfuhr gewonnener Landeserzeugnisse belief, desto größer war auch die Einfuhr von bisher als Luxus betrachteten größtentheils englischen Artikeln, an deren Bedarf sich die Bewohner Cuba's bald gewöhnten. 1787 sah sich der General-Kapitain Ezpeleta genöthigt, unter dem Schutz der spanischen Krone neue Negereinfuhren einzuleiten, da Seuchen die schwarzen Arbeiter sehr reduzirten, so daß viele Pflanzungen aus Mangel an Arbeitskräften aufgegeben werden mußten; der mit einem englischen Handelshause abgeschlossene Vertrag lautete auf 6600 afrikanische Schwarze, welche in 4 Jahren im Durchschnittspreis zu 200 Thlr. (ca. 500 fl.) per Kopf zu liefern seien. Dessen ungeachtet schien hierdurch der Bedarf der Pflanzer nicht hinreichend gedeckt zu sein, weshalb 1791 der Negerhandel auf 6 Jahre frei gegeben wurde, was die habsüchtigen Sklavenhändler gehörig ausbeuteten, ja man fand es von Gouvernementswegen für gut, der importirten Negermasse ein Gleichgewicht durch weiße Kolonisten zu geben, welch letztere, mäßige und arme Familien von den kanarischen Inseln, nicht zauderten sich auf Cuba niederzulassen. Es hob sich auch in Bälde der darniederliegende Feldbau, die Ausbeute der **cana Dulce** verbesserte sich, ein umsichtiger Spanier, Jose Belenstre, führte den Indigobau ein, und durch die Neger in weite fruchtbare Strecken umgeschaffen, blieb Cuba während der 1794 ausgebrochenen Umwälzung auf Hayti nicht nur unberührt und ruhig, sondern zog selbst noch den Vortheil daraus, durch viele flüchtige eingewanderte französische Pflanzer mannigfache Verbesserungen und namentlich kostbare Kaffeepflanzungen zu gewinnen.

So lange Jahre hindurch auch die nur zu unwürdig behandelten westindischen Parias durch strenge Aufsicht oder einige unbedeutende Privilegien ruhig und botmäßig erhalten wurden, so schien doch auch die Zeit zu kommen, wo mit Mord und Brand entfesselte Leidenschaften ruhige Gefilde, gleich dem Lavastrom eines nahen thätigen Vulcans verwüsteten. Die Geschichte weist einige tollkühne Versuche, das Joch der verhaßten Weißen abzuschütteln, auf.

Im Februar 1812 schritt ein nicht gewöhnlich befähigter Neger, Jose Antonio Aponte, der über alles Neue zu denken und sich aufzuklären pflegte, zur Ausführung eines waghalsigen Entschlusses, indem er Angesichts der Freigebung der Schwarzen auf den französischen Antillen, vielleicht auch geleitet von englischen Agenten, oder gestachelt von Haß und Rache gegen seine Unterdrücker, die Rolle eines Toussaint l'Ouverture zu übernehmen und sich mit seinen Leidensgenossen zu erheben versuchte. Es begann nun eine Reihe von Aufständen in den verschiedenen Plantagen, die regellos in Straßenraub und Meuchelmord ausartend, von den Negern anderer Pflanzungen selbst unterdrückt wurden. Aponte mochte gewiß nicht die zahlreichen Mordbrennereien veranlaßt haben, welche kurze Zeit hindurch im Innern der Insel wütheten, er besaß aber wie Göthes Zauberlehrling nicht die Kraft, die beschwornen Geister der Rache und Mordlust seiner Genossen zu bemeistern und endete mit acht seiner Vertrauten am Galgen, eine Züchtigung, welche die wilden Aufrührer zur Besinnung und Unterwerfung brachte. Einzelner unbedeutender Emeuten nicht zu gedenken, welche schnell unterdrückt, wie Irrlichter einige Zeit darauf im Lande auf- und abflackerten, schien die letzte versuchte Negererhebung 1844 unter des Congonegers Marco und englischem Einfluß an Bedeutung zu gewinnen und in der That ward

ein sehr klug angelegter, weit aussehender Plan noch zur rechten Zeit entdeckt, dessen Ausführung sämmtliche Einwohner hätte zittern machen können. In der Folge zerstreuten sich die meist Betheiligten in die Wälder, und den Behörden gelang es, den muthigen, talentvollen Marco als den Magnet, der alle unruhigen Köpfe anzog, zu verhaften.

Nach Matanzas gebracht, wurde er verschiedene Male unerhört gepeitscht, geheilt und wieder gezüchtigt, um ihm Geständnisse zu erpressen; doch er blieb seinem merkwürdigen Ausspruche: „Marco muere pero no dice nada!“ (Markus stirbt, doch er verräth nichts) standhaft getreu und wurde todt von der Leiter geschnallt.

Andere Hinrichtungen gab es viele.

1817 verbot die spanische Krone in Uebereinstimmung mit den übrigen Großmächten den freien Sklavenhandel, und dennoch gelang es einem wohlvorbereiteten Schmugglersystem bis auf den heutigen Tag die durch Seuchen und Arbeitsanstrengungen gelichteten Reihen der Arbeiter auf Cuba durch heimliche Einfuhren hinreichend zu ergänzen. In den jüngsten Tagen entwickelt indeß das beständig zwischen den Antillen kreuzende englische Geschwader eine bemerkenswerthe Thätigkeit und Wachsamkeit, der es im Verlauf weniger Wochen gelang, 7 verkappte Negertransportschiffe mit nahe an 1000 Negern aufzubringen. Die befreiten Schwarzen wurden auf St. Domingo (Hayti) und der Sierra Leona-Küste gelandet, Capitain und Mannschaft aber so exemplarisch bestraft, als sie es verdienten, Schiffe und die darauf befindlichen Effekten und Güter blieben confiscirt.

Gehen wir nun zur Betrachtung der näheren Verhältnisse über. Die vorherrschenden afrikanischen Nationen, welche zur hiesigen Feldarbeiter- und dienenden Klasse ihr Contingent stell-

ten, sind die Congo, Mandinga, Gangá Lucumé, Arará, Carabali, Macua und Mirra, worunter die ersten beiden die Bevorzugten, da sie selbstständigen Staaten zugehören, welche einen König und (eben nicht die beste) Verfassung haben. Der Congo macht sich vor allen geltend und seine Nation wird von andern als die erste anerkannt. Unter ihnen herrscht eine große, am Dreikönigsfeste bei ihren Spielen und Tänzen deutlich hervortretende Verschiedenheit in Physiognomie und Haltung; Congos und Mandingas sind die ersten, welche zur Aufwartung in den Hof des Gouvernementspalastes zugelassen werden.

Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir die verschiedenen Abstufungen der Neger betrachten und mit den Leib- und Hauseigenen beginnen. Der größte Theil derselben bildet die niederste und doch nützlichste Klasse der Feldneger, welche in Zucker- und Kaffeeplantagen arbeiten, zwei oder dreimal des Tages ihre Platanos, Maisbrei, Buniatos (westindische Kartoffeln) und getrocknetes Fleisch (tasajo, das in großen Ladungen von Buenos Ayros eingeführt wird) essen, Nachts in ihre Hütten eingeschlossen werden und hie und da in Freistunden ein klein Stück Land für sich selbst mit Tabak, Buniatos oder Mais bebauen, von deren Ertrag sie sich Gutes thun, ja manchmal frei kaufen können; die Behandlung derselben ist nicht so schlimm, als vorurtheilsvolle Philantropen, oder flüchtig die Insel durchstreifende Reisende behaupten, aber die Arbeit ist schwer und der Schwarzen Dahinleben stumpfsinnig. Die Feldneger, ihre Weiber und ihre Kinder sind größtentheils häßlich, eingeschrumpft, gebückt; der Fluch der Frohne ist auf ihre Stirne gezeichnet und drückt sie zu Boden. Die Ehen sind uneingesegnet und regellos, von Religion findet man sehr schwache Spuren, von Schlauheit und Bosheit jedoch viele Belege. Die Eltern kümmern sich wenig um ihre Kinder,

welche im Kranken- und Kochhause unter Aufsicht einiger alter Weiber (nicht im pestalozzischen Sinne) herangezogen werden. Der Feldneger ist plump und roh wie der Pflugstier, starrköpfig und voller Winkelzüge; er versteht nicht selten aus Giftkräutern die tödtlichen Säfte zu ziehen und sie an irgend einem verhaßten Nebenbuhler oder gar einem tyrannischen Aufseher zu erproben. Er soll sich auch mit Gegengiften vertraut gemacht haben. — Im Entdeckungsfalle büßt der Elende auf der Leiter unter scharfen Peitschenhieben und tritt später geheilt, aber um nichts gebessert, in die Arbeiterreihe ein, denn seinen Tod will der Pflanzer nicht, weil er 2 bis 300 Dollars nicht aus der Tasche verlieren will. — Die Strafen sind außer der Peitsche eine Verschärfung der Prügelstrafe, die boca abajo (Mund nach unten), indem der Büßende auf eine Leiter festgebunden regungslos 50 bis 200 Hiebe erhält, was immer Wundfieber und mehrtägiges Kranksein zur Folge hat; dann die Cepos, eine Art Blockhalter mit eingekerbten Löchern versehen, in welche die Füße, Arme oder Hals des Delinquenten gelegt werden, und in welcher Letzterer 2—12 Nächte in qualvoller Lage zu verbleiben hat.

Doch die Menschlichkeit schreitet auch auf Cuba fort und es ist das Loos der Feldneger lange nicht mehr so trauervoll, wie noch vor 20 Jahren, wo sich einzelne Scheusale einzig damit abgaben, starrköpfige, unverbesserliche Sklaven, mit denen ihre Herren nichts mehr anzufangen wußten, billig anzukaufen, durch unerhörte Martern nach und nach ihren Willen, ihr geistiges Selbst mürbe zu machen und dann jene, welche diese Mittel überlebten, als folgsame, eingeschüchterte Arbeiter zu hohen Preisen wieder zu verkaufen. Glühende Eisen, Dosen von scharfen Salzen, Hautaufsätzungen, Aufhängen an Armen und Beinen u. s. w. spielten in solchen fluchwürdigen Besserungs-Anstalten eine große

Rolle und voll tiefer Entrüstung wendet sich das Auge des Menschenfreundes von solchen unglaublich scheinenden Thatsachen. Ein ungleich besseres Loos wird den Haus- und Miethnegern, welche in den Ortschaften, Städten und namentlich in Havanna zu den verschiedenartigsten Beschäftigungen verwendet werden; Bäcker, Schuster, Tabakfabrikanten, Baumeister, Zimmerleute, Wagner, Maurer, Metzger haben ihre Sklaven, welche die Arbeiten verrichten müssen, wie bei uns Gesellen, Lehrlinge und Handlanger. Sklaven, natürlich unter gehöriger Leitung, bauen Häuser, führen Carretten (Lastkarren), verkaufen Früchte, Backwerk und Blumen, besorgen Hof, Küche und Stall und jede andere Dienstleistung bis zu der des wohlgebildeten Pagen, gewöhnlich eines jungen Mulatten, welcher die Senoras in die Kirche und nach dem Paseo zu begleiten hat, ja bis zum stolzen Calesero und dem politischen Kammerdiener der Habaneser Grösuse hinauf. Wer keine eignen Neger hat, miethet sie von Unternehmern, welche Letztere zu diesem Behufe en gros halten und zahlt dafür je nach ihren Fähigkeiten 10 bis 20 Dollars (25—50 fl.) monatlich. Solche Neger bekommen meistens reichliches Essen, haben keine zu schwere Arbeit und werden gut behandelt.

Bedeutende reiche Familien halten große Stücke auf einen zahlreichen Dienerstand und es gibt Häuser, welche 40 bis 50 dergleichen Hausklaven haben, besonders sieht man darauf, daß die Caleseros (Volantenführer), stolze, kräftige, schöne Burschen (arrogante ist der hiesige Ausdruck dafür), die Pagen, zierliche Jungens, die Köche reinliche und erfahrene Meister ihrer Kunst und die Porteros, gewissenhafte, kluge Männer sind. — Die der Senora untergeordnete weibliche Dienerschaft ist eben so zahlreich als überflüssig, allein der Geldadel thut sich darauf zu Gute, zu Zeiten diesen allerdings werthvollen Dienerschwarm, wo der Kopf

500 bis 600 Dollars gilt, glänzen zu laſſen. Abgeſchmackt ſind die modiſchen Livreen, dieſe Glanzhüte, Vatermörder und Manchetten, an deren Stelle von Rechtswegen orientaliſches Coſtüm gehörte. — Gehen die Damen zur Kirche, ſo folgt ihnen ein kleiner Kerl in unvermeidlicher Livree, der „Page“, mit kleinem Stuhle und großem Teppich, auf dem Fuße; fahren ſie zur Meſſe, ſo ſitzt er mit dieſen Kirchenutenſilien auf dem Stück Brette der Volente, was drollig genug ausſieht; er hat in der Kirche dann den Teppich zu breiten, worauf ſich die frommen Schönen in maleriſchen Stellungen niederlaſſen. Andere Herrſchaften ſind von Negermädchen gefolgt, höchſt ſonderbar in verſchnittene, abgelegte Kleider gewickelt und nicht ohne einen groſſen Shawl, welcher à la Kloſterfrau die Stirne bedeckt. Die übrigen Neger ſolch edler Häuſer thun ſich beſonders mit friſcher Wäſche hervor, was bei den Miethnegern freilich minder der Fall iſt, ſtehlen unſerm Herrgott den Tag ab, da ſie beim beſten Willen nichts zu thun haben, und ſolpern übereinander, wenn der Gebieter ein Glas Zuckerwaſſer will. Die gemietheten Köchinnen, Ammen, Stubenmädchen und Begleiterinnen der Senoras haben es gut und da es hier zu Lande leider größtentheils zum guten Ton zu gehören ſcheint, ſich weder um Kinder noch Hausweſen zu kümmern, ſo wirthſchaften ſie nach ihrem Gefallen und gewiß nicht zu ihrem Nachtheile und entſchädigen ſich auf dieſe Weiſe für die Leiden und böſen Tage, welche ihnen die oft ſeltſamen Launen der gelangweilten und verdrießlichen, weil unbeſchäftigten Herrin ſchaffen. Ihre etwaigen holden Sprößlinge, ausgelaſſene Bälge und Schreihälſe, wachſen, wenn ſie nicht im Hauſe ihres Herrn von einer Mulattin erzogen werden, mit den Kindern des Hauſes auf, gehen ihnen in tollen Streichen und Unarten voran, lehren ſie, was ſie noch nicht wiſſen, verleiten

sie zu allem Bösen, und in diesem verderblichen Umgang der weißen Kinder mit den kleinen Negern ist der Grund der sich verbreitenden Demoralisation der jungen Creolenwelt zu suchen, welche nicht abgeleugnet werden kann. Männliche und weibliche Dienstboten stehen Morgens um 5 Uhr auf, Erstere reinigen Küche, Hof, Eßraum und Sala, füllen Wasser in dem im kleinen Hause fehlenden Filtrir-Apparat auf und scheuern das Theegeschirr des vergangenen Abends; Letztere gehen auf die Märkte, um das für heute Nöthige einzukaufen, was nie in größern Quantitäten geschieht, da bei der Hitze, dem gänzlichen Mangel an Kellern und sonst kühlen Räumen sich Speisevorräthe nicht halten würden. Um 8 Uhr wird das Frühstück zubereitet, die Neger decken den Tisch, serviren mit vieler Grazie, reichen Café umher und decken ab, spülen und scheuern Gefäße und Bestecke, so daß bis 11 Uhr das ganze Haus sauber ist. Außer derselben Arbeit beim Mittagsmahl und Abends 9 Uhr beim Thee gibt es einschließlich unbedeutender Gänge nichts zu thun, so daß den Domestiken Muße genug bleibt, die sie theils durch Schwatzen mit einander, mit sich selbst oder dem Papagei, seltener mit Lesen oder einer andern nützlichen Beschäftigung auszufüllen suchen. Manche wissen sich den Abend zu vertreiben, indem sie kunstfertig Papiercigarren drehen, die hier in Massen konsumirt werden, Andere dürfen kurze Besuche über die Straße unternehmen, oder sie kauern sich plaudernd auf den Thürschwellen zusammen, während trägere Naturen in der Küche die Zeit mit ungeheuerem Schnarchen betrügen.

Von noch einer Klasse Halbsklaven möchten wir hier Erwähnung thun, es sind dies die **Negros Emancipados**, die unmittelbar unter dem Gouvernement stehen und von diesem auf unbestimmte Zeit an Privatpersonen vermiethet werden. Man darf

keineswegs dem Emancipado die übliche Bedeutung unterlegen und glauben, daß man es hier mit einer besonders begünstigten Negerklasse zu thun habe. Das Loos derselben ist dem der Uebrigen während der Dienstzeit gleich, nur sind die Emancipados nach 6—8 Jahren freie Neger. Es sind dies entweder Schwarze aus den von spanischen Fahrzeugen aufgebrachten Sklavenschiffen, welche auf der Insel gelandet, der Regierung auf unbestimmte Zeit verfallen und von dieser natürlich benützt werden; oder Leibeigene von Eigenthümern, die mit den Gerichten Prozesse haben und deren lebendes Eigenthum von Letztern mit Beschlag belegt wird, oder Sklaven aus untestirten Nachlässen, oder vom Staate von Schuldnern an Geldesstatt übernommene Neger.

Einen widerlichen Eindruck machen die Mieth-, Kauf- und Verkaufsanzeigen von Negern beiderlei Geschlechts und jeden Alters in den Zeitungen, welche täglich ¾ Spalten ausfüllen und etwa in dieser Form erscheinen: 1) Zu verkaufen sind: 4 junge Negerinnen von hübschem Aeußern, gesund und ohne Fehler, vorzügliche Wäscherinnen, Büglerinnen, Köchinnen und Näherinnen, besonders zum Hausdienst, Friseren und Bedienen der Senoras geeignet; ein Mulatte vom 24 Jahren von arrogantem Aeußern und gewandter Calesero, wie auch guter Bäcker; eine Mulattin von 14 Jahren, kommt vom Lande, hat die Blattern passirt und ist sehr zärtlich gegen Kinder. Ein Neger, zugleich Bediente, Calesero, Koch und Herrenschuster, versteht auch etwas vom Feldbau. Ein Congo-Neger, Hauptcalesero und Conditor, versteht alle Arten Dulze zu bereiten. Ein Negermädchen, 5 Jahre alt, zu einem Geschenk für eine Senora geeignet, sind in der Calzada de Galeano Nr. 66 billig zu verkaufen oder zu vertauschen.

2) Man vermiethet einen Mina von Nation, (d. h. in Afrika geboren) Caleſero für 2 Thiere, Frauenſchuhmacher und vortrefflicher Conditor. Calle. de Neptuno Nr. 38.

3) Für 600 Thlr. (ſpan. Thlr.) frei für den Verkäufer (d. h. er zahlt die Regierungsſteuer nicht, die auf dem Negerverkauf laſtet) verkauft man eine Negerin mit oder ohne ihre 3 Kinder, dieſelbe iſt eine gute Wäſcherin, vorzügliche Krankenwärterin, geſund und ſehr geſchickt Früchte einzumachen. Anfragen können am Prado Nr. 56 geſchehen.

4) 124 Feldneger, in 3 bis 6 Abtheilungen, jung und kräftig, ſind zu verkaufen.

Man ſieht hieraus, daß ein Individuum ſtets für mehrere Branchen angeprieſen wird, obgleich manchmal zu wünſchen wäre, einen guten Bedienten zu haben, als einen unzuverläſſigen, der jedoch zugleich Schuſter, Dachdecker, Conditor, Ziegelbrenner und Cigarrendreher in einer Perſon iſt. Die Caleſeros allein, welche ein beſonderer Bericht ſchildern wird, verſtehen ihren Dienſt aus dem Grunde und ſind vorzügliche Reiter und Wagenlenker. — Hauptſächlich ſieht man hier bei Miethen und Käufen darauf, daß die Individuen geimpft ſind und nicht zu viel Bekanntſchaft haben, am liebſten nimmt man Neger aus dem Innern der Inſel. Der Miether bezahlt jährlich für jeden Sklaven einen halben Thaler extra Kopfſteuer, außerdem iſt die Kaufſteuer etwa 20 Thaler und daher der Neger ein ſehr einträglich Ding für die öffentlichen Kaſſen.

Jeder Negerſklave muß beim Ausgehen mit einer Licencia verſehen ſein, d. i. der ſchriftlichen Erlaubniß auf der Straße exiſtiren zu dürfen und koſtet dem armen Schelm das verlorne oder vergeſſene Dokument den Unwillen ſeines Herrn, der dafür auf der Secretaria politica 4 Thaler zu erlegen hat. — Ue-

berdem dürfen sich die Neger nach 10 Uhr Nachts nicht mehr auf der Straße umhertreiben und werden, wenn sie zur Unzeit (**deshora**) betroffen werden auf die **Celaduria** (Bezirkspolizeilokal) gebracht. Daß es an Fluchtversuchen und wirklichen Desertionen nicht fehlt, kann man sich bei der Unmasse Schwarzer denken; tagtäglich liest man in den Zeitungen Ausschreibungen und Steckbriefe. — Zu diesen Fluchtversuchen werden die Schwarzen oft durch die Härte ihrer Herren, oft durch mächtigen Drang zur Freiheit, oft auch durch romantische Motive bestimmt. So floh aus dem Haushalte eines hiesigen Handelsmagnaten ein sonst äußerst geschickter und braver Neger, an zehnmal nach einander nach einer 20 Wegstunden entfernten **Finka** zu seiner Auserwählten, die beiden letzten Male mit den abgefeilten Fesselgliedern noch um die Knöchel, und stets fanden ihn seine Verfolger am nämlichen Platze. Die unerwartete Milde seines Herrn machte der Desertionsmanie dadurch ein Ende, daß er die Negerin kaufte, in die Stadt nahm und sie für die Seitensprünge ihres nunmehrigen Gatten strenge verantwortlich machte, Letzterer aber denkt nicht mehr an's Davonlaufen.

So befriedigend für beide Theile enden freilich dergleichen Vorfälle nicht immer und harte Züchtigungen, Versetzen des Flüchtlings unter die Feldneger auf die Plantagen (was bei den Hausſklaven als härteste Strafe gilt), Fessel, Peitsche und Cepo bilden den traurigen Schluß.

Werfen wir jetzt auf die freien Neger einige Blicke und wir erkennen sogleich die Wirkungen des leidlichen, ja guten Lebens nicht geknechteter Menschen, welche, obwohl gehütet von dem strengen und wachsamen Auge geistlicher und weltlicher Obrigkeit, mit Arbeit ihr tägliches Brod und oft mehr verdienen, durch Ausübung fast aller Gewerbszweige einen ehren-

werthen Stand bilden und gewiß sich gehobener und besser fühlen in ihrem jetzigen natürlichen Zustande, als in ihrer früheren unnatürlichen Sklaverei. Ihre höchst bescheidenen Wohnungen sind in 2—3 Vorstädte zusammengedrängt und ein Streifzug durch eine dieser Negerstädte verdient eine ausführliche Beschreibung. Dort haust und entwickelt sich das Negerthum heidnischer Art auf's Bizarrste mit civilisirtem Christenthum und bietet dem Maler, Physiognomiker, wie überhaupt jedem Denkenden den mannigfaltigsten Stoff. Die Männer arbeiten um Taglohn oder Monatgehalt an Bauplätzen, in Fabriken, namentlich in den zahllosen Cigarren-Drehereien u. s. w. Die Frauen und Mädchen verdienen mit Waschen, Bügeln und Nähen hübsches Geld, einige verdingen sich als Krankenwärterinnen, andere als Ammen oder Haushälterinnen, und haben alle zu leben, wenigstens vor Hunger ist noch keines gestorben. Bettler gibt es sehr wenige unter den freien Negern, welche sehr fromm sind und an gebotenen Festtagen ebenso gewissenhaft Messe hören, beichten und communiciren, als sie den Prozessionen andächtig im schwarzen Frack, mit Vatermördern und Glanzhüten beiwohnen. Allein ebenso wenig lassen sie sich ihre Ballvergnügen nehmen, das Orchester ist einfach und schrecklich zugleich, es besteht aus eisernen Mörsern mit Glocken, Trommeln und Kuhhörnern, und ein Negerviertel, in welchem Terpsichore grassirt, ist untranſitabel für solche, welche ihr Trommelfell schonen wollen. Feierliche Bälle gibt es auch, wozu die afrikanischen Galane ihre schwarzen Schönen mit gedruckten Zehnzeilen (decimas [eine hier sehr beliebte poetische Form]) und Blumensträuschen einladen. Ihre Begriffe über Ehe und Familie sind sehr schwankend und orientalisch, doch sorgen sie nicht dürftig für ihre Nachkommen, welche in Negerschulen gesandt werden, wo sie lesen, schreiben und beten lernen,

ſpäter in die Lehre irgend eines Gewerbes treten und den Spuren ihres Papas zu folgen trachten. Unter Oberaufſicht des Gouvernements leben ſie unter ihrer eigenthümlichen Regierungsform, der Junta der Cabilden, aus angeſehenen Negern gebildet, welche Familienzwiſt, Eheſtreitigkeiten und andere Katzbalgereien meiſterhaft zu ſchlichten verſtehen ſollen.

Das Privatleben mehr als das öffentliche der freien Neger enthält des Merkwürdigen und Seltſamen in zu großer Fülle, als daß man raſch darüber weggehen könnte. Der Zufall führte uns eines Sonntags Nachmittags über die breite mit ſtattlichen Bäumen bepflanzte Calle de Reina nach dem Barrio Jeſus Maria, einer Vorſtadt, wo die meiſten Schwarzen wohnen, und eine Menge geputzter Negerfräuleins, die am Eingange der St. Nicolas-Straße ewig lachten und plauderten, ſowie ein fernes, ſehr ſchauerliches Getöſe vermochten uns, einen Gang durch dieſes Chaos der verſchiedenartigſten Bauten zu wagen, wo ſich der Mulatte neben dem Neger, der Weiße dritten Ranges neben dem Mulatten anſiedelte. Recht artige, manchmal ſtattliche Häuſer ſtanden unter elenden, zerfallenen Hütten. In den Gaſſen und Gäßchen, wo Land und Waſſer, Gebirge und Schluchten, die Appeninnen und Pyrenäen en miniature, zu ſchauen waren, ging es ſchon laut zu, das Mittageſſen war beendet und alles lebte und webte in behaglichſter Sieſta. Die vom Zugwind gelüfteten Gardinen an den Ventanos ließen manchen Blick ins ſchwarze, farbige und weiße Familienleben thun; in der That, hier zu Lande lebt man ja ſtets im Freien, mindeſtens in der Zugluft und oftmals ſo ziemlich auf der Straſſe, denn die Fenſter ſind blos mit eiſernen Gattern verſehene ungeheure Thore und die Vorhänge nichts weniger als diskret. Man ſieht da die ganze Hauseinrichtung, wenig Tiſche, wenig Schränke, viel-

leicht Uhr und Spiegel, aber mindestens 3 Dutzend Stühle, 2—4 bequeme Schaukelsessel und in wohlhabenderen Wohnungen die Volante — in der Sala, dem Besuchzimmer. — Das Auge des Forschers verliert sich in die geheimnißvolle Reihe der Gemächer, welche den schmalen Hof einfassen, und all diese mehr oder weniger hinfälligen Bauten bieten ein immer originelles Bild, dem das Malerische nicht abzusprechen ist. Maler finden hier schön gespaltene Wände, angerauchte Fenstersockel, verschobene Dächer, und aus dem Viereck gewichene Schwellen, die trefflichsten Stillleben von der orangenschälenden, braungelben Schönen bis zum köstlich duftenden Platanos-Bratrost von lüsternen schwarzen Rangen umstanden. Neger und Lärm mehren sich, und beide findet man in und vor einem kleineu Wohnraum concentrirt, an der Thüre ein ehrenfester Kämpe, dem eine blecherne Büchse am Halse hängt, in welche jeder Tanzlustige einen Medio (kleinste Silbermünze) wirft, während die afrikanischen Huldinnen gratis passiren. Man sieht es dem schlauen Krauskopf an, daß er sich auf dies Ehrenamt etwas zu Gute thut, überdem ist er galant und führt tausend Schmeicheleien im Munde. Beim Nähertreten bemerkt man ein nicht großes Zimmer, gefüllt mit Terpsichorens Priestern und Priesterinnen, die gerade zum Umdrehen Platz haben, das Orchester am Fenster besteht in eisernen Kesseln, Triangeln und Kalabassen, beständig geklopft, geschlagen von unermüdlichen Tonkünstlern, an der Mittelwand das goldbefranzte Bild irgend eines Heiligen mit zwei brennenden Wachskerzen, das ist der Ball. — Aber schaut in die begeisterten Mienen der Tanzenden, betrachtet ihre merkwürdige Gelenkigkeit im Gliederverrenken und sich um die eigene Achse bewegen und ihr werdet staunen. Versetzt ja doch den Neger das taktmäßige Schütteln eines Erbsensäckchens in eine Art Tanzwuth. — Backwerkver-

käufer fehlen nicht und finden reichlichen Absatz, denn der Neger läßt es dem Gegenstand seiner Huldigung an keinem Zeichen von Aufmerksamkeit fehlen, und so schmaußt, tanzt, singt und vergnügt sich dies Völkchen bis zur sinkenden Sonne. Wir passirten 8 bis 10 Punkte in der Vorstadt, wo sich derlei Scenen wiederholten, und in jedem Tanzraum bemerkten wir einen Cabilden oder Negerschultheißen, das Ganze ordnend und leitend, an der Schwelle lehnend, während im engen heißen Zimmer mit einer unaussprechlichen Atmosphäre sich Alles im Schweiße seines Antlitzes bewegt und unterhält. Die Negerinnen sind im Allgemeinen des Sonntags nicht ohne Geschmack gekleidet, meistens in hellen Farben, oft ganz weiß, was sich nicht übel ausnimmt. Wohlhabendere tragen Ringe und Armbänder von edlen Metallen mit guten Steinen besetzt, vortheilhaft zeichnen sich die aus den französischen Antillen stammenden Negerinnen mit ihren kokett und malerisch um das Haupt geschlungenen buntseidenen Tüchern und behenden Gang aus. Die Männer gehen in frischem Leinengewand, statt des Gürtels ein Seidentuch und gewöhnlich ohne Jacke, mit kleidsamen Strohhüten. So finden wir die hübschesten Gruppen um die Fruchthändlerinnen, welche nebst all den Melonen, Bananen und Orangen, auf dem nahen Roste Frühstück und Mittagsmahl in vielen irdenen Tellern aufgethürmt um ein Geringes feilbieten. Hier gilt die Blechmünze, der Quartillo (etwa 5 kr.) und der Chico ($2^1/_2$ kr.) gemarkte Blechstreifen, die einzige Scheidemünze, welche sich hier vorfindet und nur bei Kleinverkäufern Annahme findet.

Den Feiertag heiligt der freie Neger unter Allen am meisten, da geht er spazieren und plaudert mit seiner Huldin länger als an Werktagen. Letztere und ihre Gespielinnen, stolze, kokettirende, doch meist gutmüthige Wesen, wandeln in ihrem besten Putze in

langer Reihe die Paseos und Hauptstrassen auf und ab mit drolliger Beweglichkeit und ewigem Geplauder, man begegnet sich, bildet bunte Reihen und dann ist der Gipfel des Sonntagsvergnügens erreicht, das die erlaubten polizeilichen und sittlichen Gränzen selten überschreitet. Mit dem Reveilleschuß am Montage beginnt wieder das Werkeltagsgetreibe, der Putz schwindet, wie die reine Wäsche und jedes geht seinem Gewerbe nach, sei es in die Cigarren-Dreherei oder auf die Waschplätze, nach den Baustellen oder auf die Märkte, wo sich der regste Verkehr entfaltet. Auf letzteren kreuzen sich Käufer und Verkäufer, ihre Waaren auf dem Kopfe balancirend, oder auf weniger graziöse Art auf der umgekehrten flachen Hand über der Achsel tragend und unsägliche Anpreisungen singend und heulend. Die Neger ahmen die Sitten und Geberden der Weißen getreulich nach, sei es in der Tracht oder anderem Klugen oder Albernen, sie lauschten dem Spanier das Cigarrenanbieten, dem Amerikaner das Brandytrinken, dem Creolen vieles Andere, sogar das Hazardspielen ab. So mußte die Polizei vor kurzer Zeit aufs Ernstlichste einschreiten, um dem gefährlichen Monte- oder Colaspiel mit Karten und Würfeln ein Ziel zu setzen, wo bei manchen Partieen ausgezogene arme Teufel aus Spielwuth sich auf 8 Wochen bis auf ein Jahr dem Gewinner verkauften, und nur die strengsten Strafen erreichten die Hemmung solch verderblicher Leidenschaften, die oft in andere Excesse ausarteten. Die Negerinnen ahmen ihre weißen Nachbarinnen bis aufs Fächerhalten nach und wohlhabende schwarze Frauen lassen sich von 3 bis 4 Dienstmädchen in die Kirche begleiten, was eine sehr drollige Prozession abgibt, wenn man bedenkt, daß die Gebieterin gewöhnlich fabelhaft corpulent ist, und ihre Criadas, schlanke und hagere Dirnen, in die Garderobe der Ersteren gekleidet sind.

Die Neger, freie wie Sklaven, sprechen sehr schlecht Spanisch, indem ihre Endlaute, ja ganze Sylben und Worte gänzlich verstümmelt hervorkommen. Diese so melodische, wenn richtig betonte Sprache klingt polternd und roh, ja gemein im Munde der Schwarzen; trotz ihrer unverständlichen und erst durch längere Uebung gewöhnten Aussprache ersetzt das ausdrucksvolle Geberdenspiel alles Unklare. Man könnte sagen, diese lebenden Telegraphen redeten mit Fingern, Achseln und Ellenbogen. Nicht viele, nur alte Burschе und Großmütter sprechen ihre Muttersprache. Die jüngere Generation kennt nur spanisch, oder lernt bei ihrem Herrn etwas englisch oder französisch, was sie aber schauderhaft ausspricht. Das Köstlichste sind die Monologe, — was bei den hiesigen Schwarzen eine Art Epidemie sein muß. Ist nämlich der Neger allein, so fängt er oft an zu sprechen, d. h. laut zu denken und gibt dem Nachschreitenden Stoff zu ungemeiner Heiterkeit. Er plaudert dann seine Herzensangelegenheiten, seine Geschäfte, etwaige Prozesse und Pläne, völlig declamatorisch abgerundet aus, er fragt, perorirt, droht und bittet, er antwortet, entschuldigt, lacht und brummt.

Bei den Frauen ist dies noch in höherem Grade der Fall, diese sprechen stundenlang mit dem Papagei, ihrem Kasserol, dem Besen und ihren Fingern, was dem Neuling fast hexenartig und gespenstisch anweht. Uebrigens sind ihre Gedanken sehr reich und oft scharf, die Antworten klar und einfach und sie lieben es, öfter sich in Bildern zu ergehen, wenn auch nicht stets in poetischer Art, indem sie gewisse Charaktere ihrer Herren oder Kameraden mit diesen oder jenen Früchten, Thieren oder Pflanzen so treffend bezeichnen, daß es keiner weiteren Erklärung bedarf. Wir versprachen uns Anfangs viel von den Negerliedern, überhaupt von der Poesie, die durch die verschiedenen Stämme mit-

telst Tradition geht und freuten uns, etwa Straußenjagden, Ueberfall und Kampf, Liebeslieder 2c. aufzufinden, sahen uns aber bei näherer Prüfung getäuscht, da ihre Canciones ächt creolisch, platt, seicht und obscön sind.

Nur einige Original-Liedchen, z. B. das Lob des Löwenfleisches beim Mahle der Congos, sind erträglich und wir werden nicht ermangeln seiner Zeit mehrere in getreuster Ueberseßung nachzutragen, dann sollen auch noch andere mittlerweile errungene neue Erfahrungen und gewonnene Ueberzeugungen folgen, sowie erläuternde Streiflichter über Neger und Negerleben auf Cuba.

Gedichte.

Gedichte

von

Dr. Ebersberger.

Doktor und Dichter.

Bin eine Kindsfrau, — Tag und Nacht
Halt ich bei einem Kind die Wacht,
Das sie mir für mein ganzes Leben
Zur treuen Pflege übergeben.

Doch wenn sich just das Kind nicht regt,
Thu' ich, wie jede Kindsfrau pflegt,
So gern in stillen Augenblicken
An einem Strumpf ein wenig stricken.

Weil aber viel die Kleine schreit,
Hab ich zum Stricken wenig Zeit,
Auch lass' ich oft die Maschen fallen, —
Je nun! das Kind geht ja vor Allen;

Und bis ich wieder nach und nach
Sie sammle, dauert's oft manchen Tag;
Sagt selbst: wie kann da noch auf Erden
Ein ordentlich Strumpfwerk fertig werden?

Der Leichenwächter.

Die Abendluft rauſcht durch die Halme,
Vom Kirchlein tönt der Abendſegen
Hernieder auf die ſtillen Gräber,
Und Ruhe herrſchet aller Wegen;
Nur drinnen in dem Leichenhauſe
Da macht der Wächter noch die Runde,
Von Leiche wandelt er zu Leiche,
Kein Laut entſchwebet ſeinem Munde.
Zuletzt bei einer ſchlechten Bahre
Da ſteht er ſtill, die Lippen beben,
Es tritt auf die erſtarrten Züge
Ein banges, ſchmerzerfülltes Leben:

„Schlaf, Lieschen, wohl! Du Herz voll Treue,
„Du einziges, das mein ich nannte,
„Seitdem der Menſchen falſche Tücke
„Her zu den Todten mich verbannte;
„Da habe ich dir's feſt gelobet,
„Daß ich für dein getreues Walten
„Den Ring dir an den Finger gebe,
„Und heute hab' ich Wort gehalten. —
„Horch nur! wie hell die Scheiben klirren,
„Das Käuzlein ruft, die Fahnen krachen,
„'s iſt ja die Brautnacht, ſüßes Liebchen,
„Schlaf ruhig! will ſchon bei dir wachen."

Und als vom Kirchlein wieder tönet
Die Glocke, die den Morgen kündet,
Da kommt ſein treuer Kamerade,
Ihn abzulöſen, doch er findet
An Lieschens Bahr' ihn hingeſunken,
Das Auge ſtarr nach ihr gewendet, —
Die letzte Nacht in dieſem Leben,
Die letzte Wacht hat er vollendet.

Wintertroſt.

O nehmt mich auf, entlaubte Bäume,
Des Blüthenſchmucks, wie ihr, beraubt,
Trag ich zu euch, erſtarrten Räume,
Das müde, ſchwergebeugte Haupt.

Gebrochen liegt der Blume Leben,
Und an den Blättern nagt der Wurm,
Zum Himmel durft' ihr Duft entſchweben,
Eh' ſie gebeugt des Winters Sturm.

Sieh! wie der Gärtner ſorglich breitet
Die Matten auf die Keime hin,
Daß ſie vom Frühlingshauch geleitet
In neuem Schmucke auferblüh'n;

So decket Gott in ſeinem Lieben
Mit treuer Hand jetzt auf mein Kind
Das Leichentuch, daß ich es drüben
Im Blüthenglanze wiederfind'.

Der Dichter und ſein Lied.

Ich kenn' einen Vater, der ſchlummerlos
Des Kindes harret mit Sorgen,
Bis es entnommen dem dunkeln Schoos,
In dem es ruhte geborgen;
Dann aber begrüßt er's mit frohem Blick,
Und weiht ihm ſein Hoffen, ſein Streben;
Es ſtrahlet ſein eigenes Bild ihm zurück
Als Troſt für das einſame Leben. —
Doch Sorge und Angſt auf's Neue beginnt,
Denn in die unſichere Weite

Gegeben hat er sein theures Kind
Der Bosheit zum Spiel und dem Neide,
Und schlummerlos harret er wiederum,
Da bringt eine selige Stunde
Von seinem Ruhme, von seinem Glück
Dem Vater die freudige Kunde:
„Nun hab' ich's erreicht, nun falle o Welt!
„Den Leib mögt zur Ruhe Ihr senken;
„Es lebt ja mein Kind, das liebend erhält
„Mir Namen und Angedenken!“

Der dunkele Schoos ist des Dichters Brust,
Drin ruhet das Kind — der Gedanke,
Der wird zum Liede, und blühet mit Lust
Dem Vater zum ewigen Danke.

„Nil faciendum.“

Ich hatt' einen Lehrer, dem folgte ich oft
Zu diesem und jenem Kranken,
Und hatte bei einem er ausgehofft,
So stund er in tiefen Gedanken,
Und murmelte: »nil faciendum!«

Er war so bieder, so rein wie Gold,
Und wollte ihn Einer berücken
Mit schmeichelndem Wort, mit schnödem Sold,
Dem kehrt' er gelassen den Rücken,
Und lächelte: »nil faciendum!«

Einst ließ er mich rufen zu nächtiger Stund, —
Sein Auge das brechende schaute
Noch einmal nach mir, dem sterbenden Mund
Entschlüpfte mit zitterndem Laute,
Sein letztes Wort: »nil faciendum!«

Kunst und Natur.

Am frühen Morgen führt mich einst
Mein Weg vorüber an der Bühne,
Und wo erst gestern Abend noch
Gehaftet manche trunk'ne Miene,
Da war jetzt Alles still und öd',
Wie eine leergebrannte Stätte,
Ein nacktes todtes Balkenwerk;
Nur dort auf einem alten Bette,
Das von dem Schauspiel liegen blieb,
Ruht eine Katze mit den Jungen,
Die streichelte und leckte sie,
So recht von Mutterlieb durchdrungen. —

Ich schaute nieder in's Parterre,
Wie war's so traurig auch da unten,
Wo der Begeistrung Beifallssturm
Gelärmet noch vor wenig Stunden!
Denn hier an diesem Platze stand
Die fremde Künstlerin, Frau Molke,
Und spielte zu der Menge Lust:
„Marie, die Mutter aus dem Volke."
Und in Gedanken rief ich mir
Ihr Spiel zurück, ihr holdes Wesen;
Auf einmal stürzt des Dieners Frau
Hervor mit einem mächt'gen Besen,
Und wie die Hexe in dem Faust
Verfährt sie mit den armen Thieren,
Die mit Gewinsel und Geschrei
Sich in des Podiums Raum verlieren.

Da ging ich fort, und dachte mir:
Ob's wohl die Menschen glauben wollten,
Daß Mutterlieb an Einem Ort
Gar so verschieden wird vergolten:

Die Eine, die sie nur gespielt,
Belohnen Kränz' und Blumenhügel,
Die Andre, die sie wahr gefühlt,
Das arme Vieh, bekommt die Prügel.

Die Liebe ist ein junger Baum.

Im Lenz, in holden Maientagen,
Da will die Liebe Wurzeln schlagen
Tief in des Herzens kleinem Raum:
„Die Liebe ist ein junger Baum."

Doch zart und schwankend ist sein Leben,
Drum muß man einen Stamm ihm geben,
Daß ihn des Lebens Sturm nicht beugt;
Denn in dem Sturme bricht er leicht.

Es grünen dann die jungen Triebe,
Sie sind der erste Kuß der Liebe;
Ist nur das erste Blättchen wach,
So kommen noch gar viele nach.

Drauf blüht das Bäumchen frisch und heiter,
Und auf die Blüthe folgt — was weiter?
Mehr wage ich zu singen kaum:
„Die Liebe ist ein junger Baum!"

Serbiſche Volkslieder

von

Dr. A. v. Eye.

1.

Mädchen und Reh.

Raſtend ſtand ich an des Waldes Saum,
Sah ins Bächlein, das vorüberfließet,
Sah die Blätter ſchwimmen, Fiſche ſpielen,
Fiſchlein, Blättlein in dem kühlen Bach.
Kam ein Reh aus tiefen Waldesgründen,
Armes Reh, gejagt und ſchwerverwundet,
Aengſtlich trat es zu des Baches Rande,
Durſtig ſchöpft es von dem kühlen Waſſer,
Und die rothen Tröpflein rannen nieder.
„Armes Reh, gejagt und ſchwerverwundet,
„Trittſt ſo ängſtlich zu des Baches Rande,
„Schöpfſt ſo durſtig von dem kühlen Waſſer,
„Stillſt den Durſt mit deinem eignen Blut!
„Komm zu mir! ich will dich bergen, ſchützen;
„Soll kein Jäger ferner mehr dich jagen,
„Soll kein Speer die Hüfte mehr dir ritzen. —
„Und bin ich zu ſchwach, um dich zu ſchützen,
„Einen Bruder hab' ich, hoch und kräftig,
„Der zu Liebe mir dir Schutz gewährt.“ — —
„„Gutes Mädchen,““ alſo weint das Reh drauf;
„„Laß mich fliehen, laß mich weiter fliehen,
„„Denn dein Bruder, hoch und kräftig, iſt es,
„„Der mich jaget, der mich hat verwundet.““ —

2.

Das Geſchenk.

Oeffnet in der ſtillen Früh' das Fenſter
Leiſ' die Jungfrau, Morgenluft zu ſchöpfen,
Sieht gelegt ein feines Blumenſträußchen,
Rothe Roſen, blau Vergißmeinnicht.

Und ſie nimmt das Blumenſträußchen, ſiehet,
Wie ſo fein und zierlich es gebunden,
Wie ſo lieblich an einander ſcheinen
Rothe Roſen, blau Vergißmeinnicht.

„Wüßt' ich, wer in ſtiller Morgenfrühe
„In dem Garten hat gepflückt die Blumen,
„Rothe Roſen, blau Vergißmeinnicht:
„Danken wollt ich ihm von ganzem Herzen!

„Wüßt' ich, wer mit feinem, ſeidnen Bändchen
„Zierlich hat das Sträußchen ſo gebunden,
„Rothe Roſen, blau Vergißmeinnicht:
„Nicht ein Kuß wär' mir als Lohn zu theuer!

„Wüßt' ich, wer mir liebend vor mein Fenſter
„Heimlich hat gelegt das Blumenſträußchen,
„Rothe Roſen, blau Vergißmeinnicht:
„Von dem Finger gäb' ich ihm dieſen Ring!" —

3.

Die Leinwand.

Emſig ſchafft die junge Bleicherin;
Fänget Waſſerperlen aus dem Bach,
Sprengt zur Sonne ſie, und dieſe ſendet
Gluthdurchſtrahlt zur Leinwand ſie zurück. —
Als die Leinwand nun genug beſprengt war,

Setzt die Bleicherin sich auf den Rasen,
Stützt das Haupt und also spricht sie sinnend:
„Leinwand, meine Leinwand, weiß und trefflich,
„Hab in langen Nächten dich gesponnen,
„Habe dich gewebt und zugerichtet,
„Und dich bleichend wach' ich jetzt am Rasen.
„Aber wozu ich dich spann und webte,
„Wozu bleichend ich jetzt bei dir wache —
„Welcher lichte Tag wird einst es künden? —
„Bist bestimmt du, meinen Leib zu zieren,
„Daß du glänzest hell auf Arm und Nacken?
„Werd' ich dich zum Leichentuch zerschneiden,
„Letztes Kleid zu sein der greisen Mutter?
„Werd' ich schmale Windeln aus dir fert'gen
„Für des lieben Kindes zarte Glieder?
„Muß ich dich in kleinre Stücke reißen
„Für die Wunden des geliebten Gatten,
„Wenn er heim vom Türkenkriege kehrt?" —

4.

Der Abschied.

„Auf, mein Thier, nach Sarajewo geht es!
„Säbel wirbelt an der starken Hüfte,
„Lanze zittert in der festen Rechten,
„Junges Weib, zum Abschied reich die Hand!"
„„Soll ich schon die Hand zum Abschied reichen,
„„Die ich kurz erst zum Empfang dir gab?
„„Willst du nicht im weißen Hofe rasten
„„Bei der greisen Mutter, bei dem Kindlein,
„„Willst du harren nicht bei deinem Weibe,
„„Und dein müdes Haupt am späten Abend
„„Ruhend legen in den theuern Arm?""
„Weib, im weißen Hof kann ich nicht rasten!
„Warte du der Mutter, wart' des Kindleins,
„Aber ich muß ziehn zu den Gefährten.

„Wenn im Türkenland die Nacht gekommen,
„Wenn im Kampf die Arbeit ich vollbracht,
„Wenn am Säbel, an der starken Lanze
„Hand und Haupt ermüdet, kehr ich heim dir,
„Lege ruhend mich in deinen Arm.“ —

5.

Vor Belgrad.

O, ihr Belgrads hohe, weiße Mauern,
Könntet viel mir, wenn ich fragen wollte,
Viel erzählen von vergangner Zeit!
Sahet unter euch auf schwarzen Fluthen
Viele Schiffe schon und Nachen fahren,
Auf den Schiffen viele Heldenschaaren,
Ob den Heldenschaaren jähen Tod.
Sahet unter euch auf grünem Rasen
Manchen Serbenspeer am Turban blitzen,
Türkensäbel die Tschelenka ritzen;
Saht auf euren blutbesprengten Wällen
Manchen Jüngling, sterbend fern den Seinen,
Um die Mutter, die Verlobte weinen. — —
O, ihr Belgrads hohe, weiße Mauern,
Könntet ihr auch, wenn ich fragen wollte,
Mir erzählen von zukünft'ger Zeit?
Werden künftig auch zu euren Füßen
Schiffe fahren auf den schwarzen Fluthen,
Heldenschaaren für die Freiheit bluten,
Turban sich um Wolfsfellmütz' erbosen,
Serbenspeer auf Türkensäbel stoßen?
Wird auch mich auf den besprengten Wällen,
Fern den Meinen, Feindes Waffe fällen?
O, ihr Belgrads hohe, weiße Mauern,
Sagt, wenn ihr die Zukunft habt erkannt,
Wie lang wird mein Land in Knechtschaft trauern?
Wann kehrt Freiheit wieder in mein Land? —

Frühlingslieder

von

Fennimore.

1.

O Frühlingslüfte, Paradieses Hauche,
Erbrochen habt ihr endlich das Verließ,
Und heiter blickt uns an aus jedem Strauche
Ein Freudenbild an Düften reich und süß.
O Blüthenbäume, Nachtigallenkosen,
Wie wieget ihr das Herz in Wonne ein!
O süße Kelche kaum erschloßner Rosen,
Der Hoffnung Bild sollt ihr dem Menschen sein.
Erstarken sollt ihr ihn auf seinen Wegen,
Wie euch im Morgenroth der Silberthau.
Blüht ihm im Herzen auf als Frühlingssegen,
In neugeschaffner, reichgeschmückter Au! —

2.

Blüthenschnee deckt nun die Erde
Und die neuergrünte Flur,
Seit das Schöpfungswort: „es werde!"
Wiederhallt in der Natur.
Und des Lebens Quell erschlossen
Hat sich mit erneuter Macht;
Bäume nun und Blüthen sprossen
Reichgeschmückt in Frühlingspracht.
So auch sproßten neue Lieder,
Seit du sprachst ein Schöpfungswort,
Mir im stillen Busen wieder —
Tönen leise, leise fort.

Geheimnisse der Reminiszenz

von

Luise Hoffmann.

Prolog.

Die Träume, die in meines Innern Schacht
Als fahle Schemen sich hinabgesenket,
Sie steigen auf, sie scheinen neuerwacht,
Da ich mit meinem Herzblut sie getränket.
Denn oftmals, wenn in schlaflos öder Nacht
Der Geist des Daseins Räthsel überdenket,
Seh ich sie drohend, bittend mich umschweben
Und flehen: Gib uns Sprache, gib uns Leben!

Natur allein, die Meisterin, schafft kühn
Den besten Ausdruck ihrem innern Drange:
Die Rose darf im Flammenmeere sprüh'n,
Die Nachtigall hinschmelzen im Gesange;
Doch wenn der Mensch der Funken inn'res Glüh'n
Zu fachen sucht mit quälerischem Hange,
Bekämpfen sich in grausigem Gewühle
Die streitenden Gedanken und Gefühle.

Und wagt es gar der nüchterne Verstand
Zu rütteln an des Geisterreiches Pforte,
Den Schleier wegzuzieh'n mit frecher Hand,
Zu leih'n der duft'gen Ahnung Kleid und Worte,
Und wie Kolumbus nach geahntem Land
Zu steuern nach dem langersehnten Horte,
So mags ihn nicht befremden, nicht verdrießen,
Hört er als Träumer sich, als Schwärmer grüßen.

Doch wie im Märchenkleide Wahrheit winkt
Im schönen Fabelbuche grauer Zeiten,
So mag von Schein und Sein, ob mir's gelingt,
Ein Schaumgebild an euch vorübergleiten,
Gleich wie der Iris bunter Gürtel schlingt
Sich über Länder, über Meeresbreiten:
Ein farbig Nichts aus Wolkenduft und Klarheit
Ein Regenbogentraum aus Trug und Wahrheit.

I.

Wogenlieder.

1.

Ich saß an Genuas Gestad; es sang das Meer mir Träume vor;
Der Abend überspann die Welt
Mit dünnem, leichtem Flor.

Die Schiffe tanzten auf der Fluth, es tanzte mit mein Herz dahin;
Schon längst gelebte Zeiten sah
Ich wieder vor mich zieh'n.

Und allgemach die Sonne sank; es pfeift der Wind, der Wellen Chor,
Beglänzt vom letzten Sonnenstrahl,
Sang dieses Lied mir vor:

„„Seit grauen Jahren rauschen wir kühl um der Erde grünes Rund,
Und was dir Erd' und Himmel birgt,
Uns ist es kund.““

„So sprich, woher die Seligkeit, die plötzlich schwellt die Menschenbrust?“
„„Es ist Erinnrung, blitzesschnell,
Erlebter Lust.““

„Und sprich, woher das tiefe Weh, das plötzlich dringt ins Menschenherz?“
„„Erinnerung ist's, die wiederbringt
Uralten Schmerz.““

„Sag an, warum bei ſüßem Sang die Thräne mir ins Auge ſpringt?“
„„Weil ſchon durchlebten Lebenstraum
Er wiederbringt.

Wir waren ſchon ſeit Ewigkeit, und du auch biſt ſo alt wie wir.
Der ganzen Schöpfung Luſt und Leid
Schläft auch in dir.““

2.

Brandendes Meer, hört, was es ſang, was mir erzählten die Wogen:
Puniens Ahn, ſchauckelnden Kahns, über mich kam er gezogen,
Griechiſche Maid, Cyprias Bild, habe ich koſend getragen,
Wogen-umrollt, Brandung-umbrüllt ſang mir Homeros die Sagen.
Göttergebild, Tempel ſo hehr ſtreichelten murmelnde Wellen:
Bröckelnden Bau, ſinkenden Stein ließ ich am Ufer zerſchellen.
Ehernen Geiſt's, ehernen Leib's hat mich der Römer durchzogen,
Würdiger Sproß tapferen Ahns, der an der Wölfin geſogen.
Hannibals Stadt ſank in den Schutt, Hellas hinab zu den Todten,
Siegenden Tritt römiſchem Haupt gaben die mächtigen Gothen.
Reiche erſteh'n, Reiche vergeh'n, Könige ſah ich verbluten,
Purpurne Gluth ſtrömenden Strahls färbte die zürnenden Fluthen.
Und ſie verging, eiſerne Zeit, dämmerte bläſſer und bläſſer:
Flotten, das Kreuz fromm im Panier, furchten mein ſpiegelnd Gewäſſer.
Minne begann zärtlichen Sang, ſtolz iſt der Name erklungen,
Ritterſchaft blank, welche das Schwert Gott und der Dame geſchwungen.
Hitzigen Streit, Kampf um die Welt, ringet der zürnende Kaiſer,
Zuckenden Blitz ſchleudert der Papſt, praſſelnd erlodern die Reiſer:
Königes Zelt, geiſtlichen Bau zünden die züngelnden Flammen,
Alternde Macht, alternde Pracht ſtürzen in Trümmer zuſammen. —
Menſchengeſchlecht, alter Geſell, rühmeſt dich immer des Neuen;
Tauſcheſt das Kleid, tändelndes Kind, willſt dich am Wechſel erfreuen.
Bleibet dein Leib, bleibet dein Geiſt, was er vordem ſchon geweſen:
Rauſcheſt dahin, rauſcheſt zurück, kannſt nicht vom Leben geneſen.

II.

Mein Traumbild.

Es dämmert tief die ahnungsvolle Kunde
In meiner Bruſt von einem frühern Leben.
Ich ſehe mächtig aus des Meeres Grunde
Sich eine Stadt im Mauernkranz erheben;
Die Wogen hör' ich klagend an ſie ſchlagen,
Wenn ſie geflügelt hin zum Ufer ſchweben;
Ich ſehe ihre ſchlanken Thürme ragen,
Die Kirchen mit der Fenſter glüh'nder Pracht,
Die Giebelhäuſer grau gleich düſtern Sagen;
Und wie ein Heimweh iſt's in mir erwacht.
Es ſteht ein altes Haus vor meinen Blicken,
Das ſich verbirgt in enger Gaſſen Nacht.
Hier findet meine Seele mit Entzücken
Den Schauplatz von verſchollner Jugendzeit,
Von ihren kleinen Schmerzen, kleinen Glücken.
Die Pforte winkt, es dehnt die Flur ſich weit,
Das Zimmer lockt, von Abendgold umſponnen.
Doch will ich weiter dringen: mir zum Leid
Iſt alſobald der ſchöne Traum zerronnen.
Und tiefer Schauer rieſelt durch's Gebein;
Wie Schatten ſteigen bei dem Fall der Sonnen,
Dem Wandler, der, vom Schlaf bei Mondenſchein
Erwacht, entſetzt auf ſchmalem Dach ſich findet,
Dem Wandrer gleich, dem auf dem Felsgeſtein
Der jähe Pfad in leere Luft verſchwindet,
So ſtarr ich auf; doch bleibt der heiße Drang,
Der mir die Wahrheit meines Traums verkündet,
Der Reiſetrieb, der mich ſo innig bang
Läßt überall nach jenem Bilde ſuchen,
Das einſt in tiefer Bruſt ein Traum mir ſang
Und lange Jahre unverlöſchlich trugen.

III.

Pythagoras.

Gierig ſaugt die Erde das Naß der Wolken,
Brennend küßt die Sonne den Thau der Fluren,
Himmelab ſtrömt Waſſer und ſteigt zum Himmel
Ewigen Wechſels.

Auch des Menſchen Seele war uranfänglich,
Tauſchte Leib mit Leibe ſchon ſeit Aeonen,
Wie mit neuem altes Gewand man tauſchet,
Wenn es verbraucht iſt.

Ich, genannt Pythagoras jetzt aus Samos,
War der Sohn des Panthoos ſonſt Euphorbos;
Zürnend fällte mich im Gefilde Trojas
Einſt Menelaos.

Dort zu Argos hab' ich in Heres Tempel
Jüngſt den Schild geſehen, den meine Linke
Trug, als ich verwundete einſt Patroklos
Mir zum Verderben.

IV.

Plato.

Merk, o Freund, dir den Spruch, den mancher der Dichter geſungen,
Pindaros ſelbſt und viel göttliche Männer zumal:
Nimmer vergeht, was einmal geweſen; es wandert vom Hades
Wieder zum ſonnigen Land, wen Perſephaſſa gelöst.
Göttliche Schönheit ſchaute die Seel' im Lande der Götter;
Darum ziehet den Geiſt dämmerndes Sehnen zurück.
Viel auch hat ſie der Dinge gewahrt in vorigen Leibern:
Wenn du zu lernen dich dünkſt, weiſt dir Erinnrung die Spur.

V.

Luther und Alexius.

Sie wandelten im Schatten hoher Eichen,
Gewitterschwüle hielt die Welt umfangen;
Doch mächtig stark, wie Donnergrollen, drangen
Alexius Worte durch das tiefe Schweigen:
„Nie will der Seele die Gewißheit weichen,
Die Zauberliedern gleich ihr Träume sangen,
Daß einmal schon des Lebens Tage schlangen
Vor langen Jahren um sie ihren Reigen.
Ich weiß gewiß, ich ward in jenen Tagen
Elias gleich von dieser Welt entrückt,
Zu Gott getragen auf dem Flammenwagen.“ –
Da plötzlich hat ein Strahl die Luft durchzückt:
Alexius sinkt; ihn hat der Blitz erschlagen.
Und Luther blieb von Schwermuth hart gedrückt.

VI.

Lessing.

Ihr zweifelt an der Menschheit ew'gem Fortschritt,
Weil langsam nur am großen Uhrwerk rückt
Sein Zeiger in der Spanne eures Lebens.
O blicket tiefer in das Weltgetriebe
Der Meisterin, der Sparerin Natur,
Die jeden Stoff sich tausendfach verbraucht,
Die auch durch euer Dasein weiter fördert
Das tiefe Streben ihrer Weltvollendung,
Durch euch vermuthlich schon gefördert hat!
Denn warum sollte jeder einzle Mensch
Nur einmal diesen einen Stern bewohnen?
Ist solche Hypothese lächerlich,

Weil ſie die älteſte? Weil der Verſtand
Von der Sophiſterei der Schule noch
Zerſtreut nicht und geſchwächt darauf verfiel?
Warum nicht hätt' ich ſchon einmal gelebt
Und hätte zur Vollkommenheit zu ſteigen
Den ſteilen Pfad nicht einmal ſchon verſucht?
Und warum ſollt' ich nicht ſo oftmals kehren,
Als neue Kenntniß, neue Fertigkeit
Für mich und für die Menſchheit zu erwerben?
Wie? brächt' auf einmal ich ſo viel davon,
Daß es die Müh' der Wiederkehr nicht lohnte?
Dies wahrlich nicht — vielleicht, weil ich vergeſſe,
Daß ich ſchon dageweſen? — Wohl mir deshalb!
Warum die Kette der Erinn'rung ſchleppen,
Die jetziges freies Regen mir erſchwerte?
Und das, was ich auf jetzt vergeſſen muß,
Vergeſſ' ich es denn auch auf immerdar?
Wie, oder weil zu viel der Zeit verloren?
Verloren?! und was hab' ich zu verſäumen?
Iſt denn die ganze Ewigkeit nicht mein?

Schlusstrinlett.

Was bringſt du für Phantaſtereien
Und alte tolle Märchen vor?
So bange ahnend hör' ich ſchreien.
Was bringſt du für Phantaſtereien,
Des müßigen Hirnes Träumereien?
Damit verſchone unſer Ohr!
Was bringſt du für Phantaſtereien
Und alte tolle Märchen vor?

Gedichte

von

Ludwig Palmen.

Zwei blinde Bettlerinnen.

Ich war des Lärms der Straßen herzlich satt
Und floh zu einer Wandrung um die Stadt.

Von ferne nimmt am Thor mein Auge wahr
Ein häßlich Weib mit aufgelöstem Haar.

Von ausgelass'nen Jungen rings verhöhnt
Schilt, flucht die Alte, stampft den Grund und stöhnt.

Ich komme näher; sie vernimmt den Tritt
Und lauschet, plötzlich stille, jedem Schritt.

Nun beugt, nun richtet sie sich rasch empor,
Mit hohler Hand bewaffnet sie das Ohr.

Wie lauert auf den Raub ein wildes Thier,
So auf Tribut der Blinden rohe Gier.

Wer ohne Gabe hier vorüberzieht,
Mag seh'n, wie er der Lästerung entflieht!

Ich schüttle, was ich in der Börse fand
An kleiner Münze, in die welke Hand.

Sie schien erfreut zwar von dem hellen Klang,
Doch mit den Fingerspitzen prüft sie lang.

Dann aus verwildert rauher Stimme scholl
Ein: „Gott vergelt's!" für den erhobnen Zoll.

Unheimlich drang an's Ohr und fast wie Hohn
Die Dankesformel bei dem schnöden Ton. —

Ich wandre weiter; golden strahlt der Tag,
Es blüht und duftet rings der grüne Hag.

Die Lerche steigt im Himmelsblau empor
Und grüßt mit ihrem Lied mein trunk'nes Ohr.

Da wird das Herz mir wieder froh und leicht,
Der Zweck der Frühlingswanderung ist erreicht.

Ich kehre heim; an diesem Thore stand
Ein junges, schönes Weib mit offner Hand.

„Ich habe kleine Münze nicht bei mir,
Doch kehr' ich wieder, geb' ich doppelt dir."

„„Ja, lieber Herr! ich glaube diesem Wort;
Mein Gott und gute Menschen sind mein Hort.""

So herzlich floß der Stimme weicher Klang
Aus diesem Mund wie frommer Lobgesang.

Ich trete näher hin. Wie zart, wie mild
Verklärte Züge trägt der Armuth Bild!

Nun sah' ich's erst, was fast ich mir gedacht:
Dieß Auge schloß für ewig dunkle Nacht.

Da reichet unwillkürlich meine Hand
Ein größ'res Stück, wie sie's nun eben fand.

Und reicher ging ich weg! Mir kam es vor,
Als trügen Engel mich zum sel'gen Chor.

Ein Pfingstmorgen.

Pfingstmorgen ist's; wir steh'n am hohen Wall
Des Frankenbergs und schau'n hinab in's Thal.

Tiefblau des Himmels ausgespanntes Zelt
Umschlingt die wollusttrunk'ne Frühlingswelt.

Wohlthuend warm der Hauch der Morgenluft,
Ihr sanfter Athem süßer Blüthenduft.

Ein leis Geflüster summt durch's Aethermeer,
Der kleinen Frühlingsgäste zahllos Heer.

Das zarte Laub der Birken, angeweht
Vom Kuß der Luft, singt wonnig sein Gebet.

Sonst Alles stille; wie ein holder Traum
Bannt uns die Feier und wir athmen kaum.

Da schallt vom Thal herauf der Glocken Chor
Und bringt mit frommer Mahnung uns an's Ohr.

Des Freundes Auge strahlt; die heil'ge Gluth
Flammt mir entgegen, die in meinem ruht.

Wir sprachen nicht; in wunderbarem Drang
Zieht uns hinab der Glocken sel'ger Klang.

Lieder.

1.

Ich wandle unter Bäumen
Sinnend für mich allein;
Die weißen Blüthen wiegen
Sich still beim Mondenschein.

Mir ist, als ob mich grüßte
So innig und so mild
Verklärter Mutterliebe
Segnendes Engelbild.

Wie will ich jeden Abend,
Bei dir, o Mutter, sein,
Wenn sich die weißen Blüthen
Wiegen im Mondenschein!

2.

In schwarzen Schleier eingehüllt,
Tief trauernd schweigt die Nacht,
Und leuchtet doch der Erde mild
In goldner Sterne Pracht.

So schweigt ein liebendes Gemüth
In seinem tiefen Leid
Und hat ein Lächeln, hat ein Lied
Für Andre noch bereit.

3.

Ich möchte auch dich schmücken,
Mein Herz, mit Liebesklang
Und deine stille Liebe
Kleiden in neuen Sang.

Doch die vor mir liebten und sangen
Haben Alles schon geraubt,
Die Lerche belauscht und die Rose
Geknickt und den Hain entlaubt.

Und nur mein junges Lieben
Blieb heimlich und unentweiht,
Und des Herzens Sehnen und Pochen
Ist sein einzig Feierkleid.

4.

Wieder der Rose Blüthenduft
Athmet des Lenzes würz'ger Hauch,
Und in der Minne süßester Luft
Wiegt sich mein Herz wie ein blühender Rosenstrauch.

Wiederum singt die Nachtigall
Träumerisch tief ihr sanftes Lied:
Träumerisch, mit dem wonnigen Schall
Grüßender Liebe mein Herz in das deine flieht.

5.

Verkannter Liebe Wehen,
Wie brennen sie so heiß!
Der mag es nicht verstehen,
Der nichts von Liebe weiß.
Wann sich ein Herz zu dir gekehrt,
Du aber hast ihm rauh gewehrt:
Verkannter Liebe Wehen,
Wie brennen sie so heiß!

Aus tausend Schwestern wählte
Ich dich in süßem Wahn;
Was Allen ich verhehlte,
Dir hab' ich's kund gethan.
Was eines Dichters Brust bewegt,
Hab' an das Herz ich dir gelegt.
Aus tausend Schwestern wählte
Ich dich in süßem Wahn.

Ich habe stets getragen
Mit treu'ster Liebe dich,
Du mußt es selber sagen,
Wohl als mein zweites Ich.

Nun haſt du dennoch mich verkannt,
Und haſt mich kalt und herb genannt,
Da ich doch ſtets getragen
Mit treuſter Liebe dich.

Ein leichtes Lächeln ſpielte
Verhüllend um den Mund,
Doch, die dein Pfeil erzielte,
Die Stelle ward ſo wund,
Da ich von dir das Wort gehört,
Hat ſich das Herz in mir empört.
Ein leichtes Lächeln ſpielte
Verhüllend um den Mund.

Sängerliebe.

Als du noch mein, wie hat mich oft entzücket
Der Lieblingstraum, zu bilden deinen Geiſt,
Den die Natur ſo reich und hold geſchmücket!

O wenn der Keim ſo ſchöne Frucht verheißt
Und unentfaltet bleibt, wer ahnt der Wehen
Geheimniß, das des Pflegers Bruſt zerreißt?

So muß ich denn, Geliebte, von dir gehen
Mit herbem Leid. Ach! meine junge Saat
Wird nimmer unter fremder Hand erſtehen.

Sei's drum! Ich beuge vor des Himmels Rath
Mein ſchuldlos Haupt; doch muß ich dein gedenken,
Auch ferne dir, mit frommer Liebesthat.

Indeß du's nicht verſchmäheſt, mich zu kränken,
Wird, auch verſtoßen, noch mein treu Gemüth
Den tiefen Drang auf deinen Zauber lenken.

Vielleicht, daß wenn der Minne Leid erblüht,
Mir einst zu schwermuthsvollen Liederweisen,
Dein Mitgefühl im feuchten Auge glüht?

Dann will mein Loos ich doch noch glücklich preisen!

Künstlerminne.

Einst hieß dein holder Mund mich wonnig träumen
Von Liebesglück, und deiner Reize Macht
Gebot dem trunk'nen Blick ein selig Säumen.

Mir war's, als wäre plötzlich aufgewacht
Der Schönheit Urbild, wie's im Busen innen
Mir schlief, in dir zu ungeahnter Pracht.

Ach, all den Zauber sollte ich gewinnen
Durch deine Huld! Preiswürdiges Geschick,
Ein menschgewordnes Ideal zu minnen!

Es ist vorbei — du stießest mich zurück —
Ich will nicht fürder deiner Schuld gedenken,
Und nicht zertrat dein Fuß mein ganzes Glück.

In deine edlen Formen wird sich senken
Mein Genius, mit schöpferischer Kraft
Der Mutter Bild dem jungen Leben schenken.

So will ich stets, bis mich der Tod entrafft,
Verklären hold mit treuem Liebessinne,
Die treulos floh aus meiner Liebe Haft.

Das ist des schnöd verstoßnen Künstlers Minne.

An Lenau.

Dir war's vergönnt vor vielen Erdensöhnen,
Der ernsten, schwermuthsvollen Seele Wehen,
In deren Grund du tiefen Sinns gesehen,
Zu hüllen in das Feierkleid des Schönen.

Wer je mitfühlend deinen weichen Tönen
Gelauscht, der wagt es kaum, im Ernst zu flehen
Daß ihm die Stunden schweren Leids vergehen,
Das mit so hoher Schöne läßt sich krönen.

Als mir dein klagend Lied in's Herz gedrungen,
Entstand mein erstes Lied, und manche Weise
Ist jener ersten zitternd nachgeklungen;

Gestatte denn, verklärter Geist, daß leise
Die Leier, der die Deine hold gesungen
Das Wiegenlied einst, nun den Todten preise!

An Wilhelm von Humboldt.

Von jenen hohen Thaten will ich schweigen,
Die einst dein starker Arm, in schweren Zeiten
Berufen, einen großen Staat zu leiten,
Vollbracht vom Frühroth bis zum Sonnenneigen.

Auch will ich nicht auf jene Kränze zeigen,
Die um des Forschers Stirne stolz sich breiten,
Obwohl es süß, in diesem Schmuck zu schreiten;
Ich singe hier von still'ren Ehrenzweigen.

Des Maßes Keim, den Gnade dir beſchieden,
Hat deines edlen Geiſtes ernſtes Ringen
Zur reifen Frucht entfaltet ſchon hienieden.

In der Idee Geheimniß einzudringen
So tief, ſo ſchön der Seele klaren Frieden
Zu kleiden, durfte Wenigen gelingen.

An Klopſtock.

Den heil'gen Stoff, der ſchon die Bruſt gehoben
Des Jünglings, haſt du treu mit dir getragen,
O frommer Sänger, bis in reifen Tagen
Dir ward vergönnt, der Form ihn zu verloben.

So muß der ächte Genius ſich erproben,
Daß, ob der fremden Reize Wogen ſchlagen
Um's Haupt, er zulenkt weiſe, ſonder Zagen
Dem eignen Ziel. Nicht ſei die Kraft zerſtoben!

Mir träumet ſeit des Dichtergeiſts Beſinnen
Auf ſich und ſeines Schaffens Gegenſtände
Ein heilig Lied verſchämt im Buſen innen:

O daß durch eines Gottes Segenshände,
Wie ich es trug mit aller Gluth der Minnen
Durch jeden Sturm, es bald die Hülle fände!

An Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Mein Blick hing zwar an deinem nie, noch drückte
Die Hand ich dir zum Gruß, und doch versöhnen
Läßt kaum mein Schmerz sich, daß des ewig Schönen
Schöpfer wie Gras die Hand des Todes pflückte.

Wie der Gedanke meinen Geist entzückte,
Mit deinen heilig tiefen Zaubertönen
Das hehre Werk, das ich ersann, zu krönen
— Ein Bund, der einst den Ernst der Dichtung schmückte —! —

Nun aber bist du vor der Zeit geschieden,
Und nicht, die sich um deine Stirne breiten,
Die stolzen Zweige theilt mein Haupt hienieden.

Ach einsam, trauernd muß ich weiter schreiten;
Die Last des halben Werkes stört den Frieden;
Denn so wie du gibt's nirgend einen zweiten.

An Dante.

Du, großer Dante, hast in frühen Jahren,
Daß die Geliebte schied, an die gebunden
Ein Blick für ewig Dich, nach flücht'gen Stunden,
Das schmerzlich neidenswerthe Loos erfahren.

Nun winket unter lichten Engelschaaren
Dir Beatrice zu, der Seele Wunden
Vernarben mild, und, die du tief empfunden,
Die Ewigkeit darfst du uns offenbaren.

Mir lächelt wonnig noch das Glück der Minne,
Und doch zuweilen jaget den verwegnen,
Tollkühnen Wunsch ein Gott mir durch die Sinne:

Daß nach dem ersten, bindenden Begegnen,
Mich ließ die Braut, um, zu der Welt Gewinne,
Mit Himmelsklang die Leier mir zu segnen!

An Platen.

Deinen reinen Formen, o Meister, spenden
Alle Kunstverständigen nun den Beifall;
Ich dagegen schlinge den Kranz um deine
Hohen Gedanken.

Denn dich hat geweiht in der heil'gen Stunde
Deines Werdens segnend der Blick des Gottes,
Dir in tiefem Sinn die erhabne Kraft des
Schaffens verliehen.

Und du hast die Gabe der Gnade sorglich
Ausgebildet; treu mit dem reichen Pfunde
Wuchernd stiegst du kühn auf den höchsten Gipfel
Menschlichen Denkens.

Was Europa dachte vor dir, des Ostens
Heilig Ahnen senktest in deines Geistes
Born du, daß es wahrer entsteige nach dem
Bad der Verklärung.

Lauschend ihren eigenen Tönen, schauend
Ihre Weisen war der verborgne Geist der
Völker dir in Geist und Gemüth gedrungen,
Hold sich erschließend.

Mit dem seltnen Geist, mit der seltnen Bildung
Einte st ächte Mannheit, des Willens Kraft du,
Zartheit der Empfindung, ein mildes Herz und
Edle Gesinnung.

Hohes Selbſtgefühl mit der tiefen Demuth,
Die im eignen Werk eines Gottes Segen
Fromm bewundert, innig vermählet war die
Seele des Schaffens.

Solch ein Mann, erkorſt du der Dichtung Muſe
Dir zur einz'gen Lebensgefährtin: wen noch
Wundert's, daß die Braut du mit ächten Perlen
Schmückteſt zum Feſte?

Edler Geiſt erwählt ſich zur ew'gen Wohnung
Edle Form! Ein Lehrling der Griechen, wurdeſt
Meiſter du jedweder Geſtaltung; nur das
Höchſte genügt dir.

Alſo prägeſt du der erworbnen Weisheit
Reiche, neue, hohe Gedanken ſtreng in
Das erhabne Maß der beſchwingten Ode,
Oder des Hymnus.

Alſo haucheſt du in die weichen Reime
Des Sonetts der heilig bewegten Seele
Lebensathem, zärtlicher Liebesſehnſucht
Schöne Empfindung.

Alſo läßt erblühen des bunten Mährchens
Jugendwelt dein Wink, und im zartſten Dufte
Wiegt ſich Bild an Bild, mit der Engel lichter
Hülle umgeben.

Alſo rollt die Hand des Geweihten auf den
Neid'ſchen Vorhang; über die Bretter ſiehe!
Schreiten der Geſchichte Geſtalten, Bilder
Ew'ger Gedanken.

Alſo meiſtert kühn die geringe Leiſtung
Ungeweihter Griffel des Dichterfürſten
Ueberlegner Witz, in die luſt'gen Spiele
Muſter noch miſchend.

Gedichte

von

J. Priem.

Die Macht des Gewissens.

I. Das Verbrechen.

Er wankte hinaus in die wilde Nacht,
In die finstre, sturmdurchbrauste,
Das letzte Goldstück es war dahin,
Dem blöden Spieler grauste.
Das letzte, das letzte! Ein Bettler nun,
Kein Brod für Weib und Kinder!
Und was beginnen? Was nun thun?
Wer hilft dir, du armer Sünder!

Ein Bettler! Ach, er wollte ja gern
Von Thüre zu Thüre schleichen,
Doch, dem Verbrecher wird kein Mensch
Zur Hülfe die Hände reichen.
Sein letztes Goldstück, es war nicht sein,
Er ließ es mit hundert andern,
Die seiner Ehrlichkeit anvertraut,
In die Hölle des Spieles wandern!

Doch sieh, was schleicht an den Häusern hin?
Der blendende Strahl des Lichtes
Fällt auf die hagere, kleine Gestalt;
Es ist das Antlitz des Wichtes,

Der mir den letzten Heller stahl,
Der mich um die Ehre betrogen
Und meines Daseins stilles Glück
Mit ewiger Nacht umzogen!

Du ewig unerforschte Gewalt,
Die über den Sternen thronet,
Gib, daß in dieser Menschenbrust
Ein Funke des Mitleids wohnet:
O Herr, o Herr, die Hälfte nur
Von dem, was das Glück euch gegeben,
Die Hälfte nur von meinem Gut, —
Ihr rettet mir Ehre und Leben!

Hoho! Du drolliger Gesell,
Scholl's mit heisrem Ton ihm entgegen:
Wer stellt sich mitten in der Nacht
Mir als frecher Bettler entgegen?
— Um's Leben, Herr! Um Weib und Kind! —
Was kümmerts mich, wenn du Leben
Und Weib und Kind mit schnödem Muth
Im Spiel dahin gegeben?

Da sträubt sich das Haar, da schlägt die Angst
In des Flehenden Herz ihre Krallen:
O rettet mir, Herr, die Ehre nur,
Das And're sei euch verfallen! —
Ihr sollt mein Herr und Gebieter sein,
Mein Leben will ich euch weihen,
Wollt ihr von dem, was ich mein genannt,
Nur die Hälfte, die Hälfte mir leihen!

Mach Platz, eh' dich mein Fuß zertritt,
Schwachköpfiger Schuft, zur Seite! —
Da fährt's dem Verzweifelten in die Hand, —
Wie der Tiger auf seine Beute,

So wirft er ſich auf den Spieler hin,
Ein Dolchſtoß wirft ihn auf's Pflaſter,
Und, ausgeſtreut, klingt rings um ihn
Am Boden ein Haufe Piaſter! —

Nicht reizt den Mörder des Goldes Klang
Um das er noch eben gebettelt,
Und das ſein Opfer mit krampfhafter Hand
Im jähen Sturze verzettelt, —
Das Dunkel der Nacht bedeckt die That,
Vor des Mörders Augen iſt's helle:
Ihn peitſcht ein brechendes Augenpaar
Mit Furienmacht von der Stelle! —

Und eh' noch ein Schimmer des Morgens tagt,
Da ſteht er am Meeresſtrande, —
Ein Sprung hinab in das ſalzige Grab
Löst Leben und Schuld und Schande! —
Umſonſt — ein kräftiger Seemannsarm
Entreißt ihn der Waſſerwüſte,
Und als er die Sonne wiederſieht,
Beſtrahlt ſie Britanniens Küſte!

II. Die Sühne.

In Maſſen drängte ſich das Volk zum Saal,
Ein Mörder ſtand vor Londons Tribunal,
Den ſtrengen Spruch der Richter zu erfahren;
Kein Auge nahm des Mitleids Thräne auf:
Gerechtigkeit, ſie habe ihren Lauf,
Des Landes Sicherheit uns zu bewahren!

Da bringt man ihn, — das Antlitz leichenblaß,
Doch frechen Blicks, als gält es einen Spaß
Im Kreis umher auf Volk und Richter ſtarrend.
Auf der Tribune der Geſchwornen Schaar,
Der Themis ſtrenge Prieſter am Altar,
Mit ſichrem Blick heut ihres Opfers harrend.

Doch Jener dort mit blaſſem Angeſicht
Iſt's nicht, als ſäß er ſelber vor Gericht
Statt in dem würd'gen Kreiſe der Geſchwornen?
Wie ſtarrt ſein Auge auf den Mörder hin,
Der mit des grauen Laſters ſtumpfem Sinn
Gleichgiltig ſchon ſich zählt zu den Verlor'nen!

Doch wendet hämiſch er den frechen Blick
Der Jury zu: Ich weiche dem Geſchick!
So ruft er, und die Strafe wird mich finden.
Wer aber bürgt für euch, ihr ſtrengen Herrn,
Daß nicht das Glück, es heuchelt ja ſo gern,
Den Tugendmantel warf um eure Schultern?

— — Des Mörders Schuld liegt ſonnenklar am Tag,
Wie man auch drehen ſie und wenden mag,
Wer kann ein Wort der Milde für ihn finden?!
— — Und als ſich aus dem Saale das Gericht
Zurückgezogen und gar lange nicht
Dem Volke will den Todesſpruch verkünden —

Da läuft ein Murmeln durch den weiten Saal,
Die Menge ſtößt und drängt ſich zum Portal,
Ein wogend Meer mit unheilſchwangerm Brauſen —
Und aus der Jury Zimmer, mit der Wuth
Des Wahnſinns ſtürzt, im Auge Todesgluth,
Der bleiche Mann, ſein Anblick wecket Grauſen!

Könnt ihr ihn richten? Ich vermag es nicht!
Schleppt ſelber mich vor euer Blutgericht —
So ruft er — werft den Stab mir vor die Füße!

Das Glück hat mein Gewissen eingelullt,
Daß es mich freisprach von der Todesschuld;
Nun nehmt mich hin, daß ich sie ehrlich büße!

Was er verschuldet, hab' auch ich gethan,
Und meine Sühne war ein leerer Wahn
Für Jahre mir die Sinne zu bethören.
Das Glück, das mir im fremden Land gelacht —
Was ist es gegen des Gewissens Macht —?
Nicht Gold, noch Zeit vermag sie zu zerstören!

Da trat ein Bettler aus des Volkes Schaar,
Gebückten Haupts, mit grauem Lockenhaar,
Das offne Wamms zeigt die vernarbte Wunde. -
— Sieh mir ins Aug'! Du trafst nicht tief genug,
Du hast gesühnt wie ich, — des Schicksals Fluch
Nimmt von uns Beiden diese bange Stunde!

Zu spät — denn als die Todtenglocke klang
Verkündend jenes Mörders letzter Gang,
An dem der Henker rasch sein Amt verrichtet
— Klang auch von Bedlams Haus ein Glöckcher her —
Und einem armen Irren galt es, der
Statt And'rer Schuld zu richten, sich gerichtet!

Der erste Gang zur Stadt.

Ein Mädchen an der Mutter Hand
Hüpft fröhlich in die Stadt hinein,
Es jubelt auf in Kindeslust
Ob dieser Häuser langen Reih'n.

Ob dieser Kirchen hoher Pracht
Und dieser Thürme stolzer Höh', —
Es zieht die Mutter drängend fort:
„O liebe Mutter, geh doch! Geh!

„Sieh' nur die Menſchen alle hier,
Dieß Rennen und dieß Treiben ſieh'
So etwas gibt's in unſerm Dorf
Ja ſelber an der Kirmeß nie!"

Die Mutter aber ſenkt den Kopf
Und hält die Schürze vor's Geſicht:
Sie fühlt, daß aus den Augen ihr
Ein Strom von bittren Thränen bricht.

Was kümmert ſie die Herrlichkeit,
Was kümmert ſie des Lebens Pracht,
Was kümmert ſie die fremde Luſt?
In ihrem Innern iſt es Nacht!

Der Mangel drückte ſie ſo ſchwer
In dieſer Zeit der bittern Noth,
Vergebens flehte oft das Kind
Mit Thränen um ein Stückchen Brod.

Um dieſer Thränen willen ging
Sie bittend nun von Haus zu Haus,
Und bot, obgleich ihr's nicht erlaubt,
Um wenig Kreuzer Waaren aus.

Ertappt darüber wird ſie nun
Vom Amtsfrohn in die Stadt geführt,
Um dort nach des Geſetzes Laut
Zu büßen, wie es ſich gebührt.

Das Kind, das von der Mutter Schmerz
Kein Wiſſen und kein Ahnen hat,
Springt luſtig fort an ihrer Hand
Auf ſeinem erſten Gang zur Stadt!

Verbesserung.

„Unsre Wiesen grünen wieder",
So beginnt ein altes Lied,
Und an seinen Melodieen
Sang sich manche Kehle müd.

Aus dem Text des Frühlingsliedchens
Liegt die Stelle mir im Sinn:
„Kühner wird jetzt jeder Schäfer
Sanfter jede Schäferin." —

Einmal ward's in einer Schule
Auch gar fleißig exercirt,
Und die Jugend schrie gewaltig,
Und der Lehrer war gerührt.

Desto weniger der Pfarrer,
Als er in die Schule trat:
„Herr Magister, Herr Magister,
Das ist keine gute Saat!

„Solche Lieder sind der Jugend
Nur zu oft ein süßes Gift,
Wenn Ihr Lieder singen wollet,
Singt sie aus der heil'gen Schrift!"

„„Doch die Melodie, Herr Pfarrer,
Ach sie ist ja gar zu schön!"" —
„In den Tönen steckt der Teufel,
Die mit solchem Texte geh'n!

„Fühlt ihr in des Liedes Worten
Nicht den schlau versteckten Sinn:
Kühner wird jetzt jeder Schäfer,
Sanfter jede Schäferin?" —

„„Ach des süßen Frühlings Ahnen
Ist ja nur damit gemeint;
Fühlen Sie nicht selbst Herr Pfarrer,
Daß die Sonne wärmer scheint?

„„Daß der Lüfte sanftes Wehen
Jede Brust mit Wonne füllt,
Und der Lerche lauter Jubel
Manches Weh im Herzen stillt?““

Und der Pfarrer zieht die Dose,
Voll mit Spaniol gefüllt:
„Ei gewiß, mein Herr Magister,
Doch es bleibt ein kühnes Bild.

„Und man weckt in jungen Herzen
Nur zu leicht der Welten Lust,
Und ein einzig Wörtchen zündet
Oft die Flamme in der Brust.

„Nun, ich will's so streng nicht nehmen,
Singt in Gottes Namen fort,
Aber ändert in dem Liede
Nur ein einzig kleines Wort;

„Laßt die Kinder künftig singen —
Unverändert bleibt der Sinn —:
Kühner wird jetzt jeder Käfer,
Sanfter jede Käferin!“

Gedichte

von

Karl Rögner.

Mit Blumen.

Der Frühling iſt gekommen in die Lande
Mit heitrer Stirn und ſeine Blumen blüh'n,
Die Zeugen, daß die Mutter, unſre Erde,
In ihrem Buſen jene Kräfte hegt,
Die auf am Licht zu Sinnigſchönem keimen,
Dran ein Gemüth entzückt ſich freuen mag.
Der Frühling iſt gekommen in das Herz,
Ins Herz, das auch an jene Blumen glaubt,
Die in des Buſens Wunderland erblühen,
Ins Herz, das will ein ſolcher Boden ſein,
Dem unverwelklich, neu und immer ſchöner
Entſprießen ſollen dieſe Lebensblüthen. —
Die Blumen blüh'n! ſie blühen auch für Dich,
Durch Dich — ich ſag's — Du milde Gärtnerin.
O nimm ſie hin als leiſe redend Wort:
Daß da ein Himmel iſt, wo ſie gedeihen
Und eine Mutter, die ſie liebend nährt.
Sie flüſtern leiſe, leiſe; neig' Dein Ohr,
Und wenn Du fandſt, was ihre Sprache will,
So iſt die Antwort lieblich ſchon geworden,
Die ſich nicht rufend an die Ohren drängt,
O nein! die erſt im Herzen bang verſchloſſen,
Zuletzt erwacht zu ſanftem, ſüßem Laut.

Warum?

Warum ſchau ich ſo gerne
Dir in das Angeſicht,
Noch lieber als die Sterne
Dein ſanftes Augenlicht?

Warum muß ich Dich faſſen
Wohl um den minn'gen Leib,
Vom Küſſen nimmer laſſen,
Dem ſüßen Leidvertreib?

Warum bin ich, der Frohe,
Bei Dir ganz glücklich erſt,
Wenn Du der Liebe hohe
Weisheit dem Schüler lehrſt? —

Es liebt der Baum zu blühen,
Wenn ihn der Frühling mahnt;
Es liebt das Herz zu glühen,
Wenn einen Lenz es ahnt.

Bächlein behaglich rauſchet
Erſt recht auf blum'ger Spur;
Kindlein am liebſten lauſchet
Den Sängern auf der Flur.

Warum all dieſe Triebe
Und all der Sonnenſchein?
Warum, warum die Liebe? ...
Es muß ja Frühling ſein! —

Das Grundgeſetz es iſt die ewge Liebe.

So mannigfaltig ſich Natur geſtaltet
In Schöpfungsfrieden oder wildem Toben —
Ihr Werk, am Ende iſt es doch zu loben,
Denn Ein Geſetz iſt's, was darinnen waltet.

Sieh dieſe Pflanze, anſpruchlos entfaltet,
Ihr Weſen ſtill empor zur Blum' gehoben:
Mit tauſend Fäden iſt ihr eingewoben
Das Allgeſetz, das hier ſo ſchön geſchaltet.

Und auch der Menſch, dir muß er ſich ergeben,
Natur, o Mutter! deine ewgen Triebe,
Sie dürfen ihn nur leiten durch das Leben.

Und wir, wie auch der Lebenspfad uns übe,
Durch allen Drang ſei uns das Wort gegeben:
Das Grundgeſetz, es iſt die ewge Liebe! —

Die Weltalter.

Maskenspiel

von

Luise Hoffmann.

(Aufgeführt im literarischen Vereine den 15. Februar 1854)

Wagner.

(im Schlafrock, sitzt hinter einem Tisch und corrigirt. Zu beiden Seiten Schriften. Vor ihm einige große alte Bücher.)

Elender Lebenslauf ohn' alle Freud' und Ruh!
Stets corrigiren nur, corrigiren immer zu,
Ob Phöbus fröhlich lacht, ob Luna schmachtend weinet,
Ich und der Schriftenpack sind jederzeit geeinet.
Da thürmt ein Pelion von Heften sich empor,
Und unter meiner Hand steigt Ossa hier hervor,

(Knaben bringen neue Schriften.)

Und dorten, wehe mir! zu neuer Quälerei
Schleppt mir ein Schülertroß den Kaukasus herbei,
Den Kaukasus, an dem ich, ein Prometheus, sitze
Und unter Fiebergluth und Frostesschauern schwitze.
Die Fehler krallen sich wie Geierklauen ein —
Das heißt ein Leben, das — da soll ich glücklich sein! —
Wo bleibt doch Cäsperlein, mein Diener, mein Getreuer?
Er macht mir den Kaffee, bringt Pfeife mir und Feuer.
Brauch' weder Magd noch Weib; mich soll'n geputzte Docken,
Neumodisch anspruchsvoll, zur Heirath nicht verlocken.

Faust (tritt auf).

Ei Herr Doctor, immer fleißig mitten drin im Carneval?
Geben doch die Literaten heute einen Maskenball.
Auch die Freude will ihr Anrecht; Freude herrschet im Verein.
Sind wir dort nicht aufgenommen, treten wir als Fremde ein.

Wagner.

Was Ball und was Verein! mich ekelt an das Leben.
O könnte mich Magie der Gegenwart entheben!
Der Vorzeit leb' ich nur, der schönen Griechenwelt,
Wie sonderlich Homer sie rührend vorgestellt.

Faust.

Topp, es sei! ich will sie rufen aus Elysiums grünen Au'n,
Daß Ihr mit des Leibes Augen sollt die hohen Menschen schau'n.
Doch Ihr grübeliger Maulwurf, der in Manuscripten gräbt,
Werdet nicht den Geist erfassen, der in jenen lebt und webt.
(beschwörend)
Die ihr gekämpft, die ihr geliebt einstens in schöneren Tagen,
Tapfer und kühn, menschlich und wahr, höheren Adel getragen,
Schattengeschlecht, Danaervolk, irrende Stygische Geister,
Kommet herauf, kommet herauf! Faustus beschwört euch, der Meister.

(Die homerisch-griechischen Helden treten auf mit den Frauen, in der Mitte Nausikaa mit ihren Jungfrauen, letztere tanzen den

Reigentanz. Hierauf)

Wagner.

O große Herrlichkeit! Da stehen sie die Lieben,
Die Helden und die Frau'n, die der Poet beschrieben;
Der jungen Mägdigen schönlockig holde Schaaren,
Sie hüpften ganz getreu, wie vor dreitausend Jahren.
Ich hab' den Locum einst umständlich explicirt,
Wie sich bei Tanz und Spiel der Griechen Volk gerirt.
Sie trafen es auf's Haar; das Herz lacht mir vor Freude.
Ach stäke ich nur nicht in dem verwünschten Kleide! —
Herunter, alter Freund! nicht länger halt' ich still:
Ich hole Frack und Hut, wie es der Anstand will.
(ab, und im Fracke zurückkehrend)
Odysseus, sei gegrüßt, erfindungsreicher du!
Kamst nach vier Lustren erst zur langersehnten Ruh.

Odyſſeus.

Manche der Städte zwar hab' ich geſehen und Sitten der Menſchen;
Nie ſo erbärmlichen Wicht, ſeitdem ich Therſites geprügelt.

Wagner.

O wenn ich bitten darf, ſo ſpricht man nicht von mir;
Ich bin ein Mann von Amt und wohlgeboren hier.

Odyſſeus.

Seltſamer Fremdling, gehörſt du vielleicht zum Geſchlechte der Vögel?
Trägſt von der Schwalbe den Schwanz, von der Eule die gläſernen Augen.

Wagner.

Die Brille heißt man dieß; — ich brauch's zum Corrigiren —
Und dieſes iſt mein Frack, mir meinen Leib zu zieren.

Odyſſeus.

Aber was hält dir die Hand für ein ſchwarzes, rußiges Melkfaß?
Juſt ſo waren die Eimer, woraus Polyphemos getrunken.

Wagner.

Verzeihung! 's iſt mein Hut; ich trag' ihn ſchon ſeit Jahren,
Am liebſten chapeau bas; denn ich muß ſparen, ſparen.

Odyſſeus.

Blöken dir auf der Weide denn nicht breitſtirnige Rinder?

Wagner.

Ich bitte, mehr Reſpect! Der Bauer hält die Rinder;
Ein Mann von meinem Stand, der unterweiſt die Kinder.

Odyſſeus.

Ziehen dir nicht die Schafe herein ins weite Gehöfte?

Wagner.

Ich leſe und ſtudir' mich Tag und Nacht nicht ſatt
Und weiß kaum, wie ein Schaf Geſtalt und Anſehn hat.

Agamemnon.

Spare die Mühe, o Freund, mit dem albernen Mann zu verkehren!
Nimmer begreift dich der Thor, dem Zeus die Beſinnung genommen.

Wagner.

Der rauhe Kriegsmann weiß nichts vom Humanioren;
So hält den Weiſen er noch gar für einen Thoren.
Ich wende mich an euch, ihr häuslich ſtillen Frau'n:
Gebenedeiet ſei die Stunde euch zu ſchau'n!
Penelope getreu, betrogſt ſo manches Jahr

Mit zarter Weberei der Freier freche Schaar,
Indeß dein Ehgespons war zwanzig Jahr auf Reisen.
Im Himmel dünkt' ich mich, dürft' ich Gemahl dich heißen.

Penelope.

Memmen waren die Freier, ein Mann der kluge Odysseus;
Darum bewahrte die Treue dem Mann die verständige Gattin.
Doch mit dem letzten der fürstlichen Jünglinge mied' ich die Heimath,
Wolltest Gatte mir sein du hergelaufener Bettler.

Wagner.

's war eine Königin! daß ich doch nicht bedacht,
Wie viel zu jeder Zeit der Stand hat ausgemacht! —
Hochwohlgeborne Frau und königliche Hoheit,
Andromache, fürwahr ich acht' es nicht für Roheit,
Wie manch Gelehrter thut, hab' immer Sie geschätzt,
Daß Sie selbst Hektors Gaul das Futter vorgesetzt.
Solch Ehweib würde mir nicht aus der Küche kommen,
Das niedern Stallknechtamts sogar sich angenommen.

Andromache.

Hektors Rossen wohl hab' ich den nährenden Weizen geschüttet;
Denn sie führten den Mann, der der Stadt der Troer ein Schirm war.
Kämst du mir Fremdling ins stattliche Haus, nicht würd' ich sie schelten,
Würfe dem Darbenden eine der Mägde zur Schwelle den Brocken.

Wagner.

Sehr hochgetragen traun ist dieser Frauen Sinn.
Da steht Nausikaa, die holde Wäscherin,
Die schon von früh an ward zur Arbeit auferzogen.
Wie bin ich diesem Kind doch innerlich gewogen!
Prinzessin, könnt' ich Euch fortan die Meine heißen,
Ich wollte mein Geschick vor allen Männern preisen.
Bin just kein Freund von Staat, doch lieb' ich reine Wäsche.
Gefälbelt das Chemisette, gestärket die Pikesche,
Den Kragen straff und steif, wie's meiner Würde ziemt:
Ihr seid von Alters her als Wäscherin berühmt —

Nausikaa (zu Penelope und Andromache fliehend).

Rede stand ich Odysseus, ich bin kein schüchternes Mädchen,
Doch von dem albernen Gaste bedrängt mich die plötzliche Werbung.

Penelope.

Ihr Schwestern wohlan, helft rächen den Schimpf, wenn mein spaßiges Plänchen euch ansteht!

(flüstert Andromache und Nausikaa etwas zu, beide ab.)

Hör', Fremdling, ich weiß dir die passende Frau von bekanntem und classischem Rufe;
Sie wäscht dir und kocht und flicket und näht, ist häuslich und rasch aufs Gesinde,
An Jahren gesetzt, nicht flatterhaft mehr, eines Weisen wie du
Solide und ehrsame Wittib.

Wagner.

Wo ist das Götterbild? o lass' sie mich erschauen,
Des Herzens höchsten Wunsch, die Krone aller Frauen!

(Penelope und Nausikaa zurück mit einer Verschleierten.)

Lüfte den Schleier mir, öffne die Rosenlippe!
Willst du Gemahl mir sein, wie schreibst du dich?

Xanthippe (den Schleier wegziehend).

Xanthippe.

Wagner.

O bei Medusens Haupt, bei Phorkys Zähneblecken,
Fort Scheusal, fort von mir! O könnt' ich mich verstecken!

(Er verbirgt sich hinter Faust. Xanthippe zieht ihn hervor.)

Xanthippe.

Komm hervor, du feiger Alter, ärmlicher Sophisten Spott!
Wähnest im Gelehrtendünkel dich zu sein ein Erdengott?
Meinst, des weisesten Hellenen Wittwe nähme dich zum Mann?
Eine solche Vogelscheuche sieht sie mit Verachtung an.

(Wagner durch den Saal stürzend, Xanthippe ihm nacheilend.)

Faust.

Es ist genug, es ist zu viel!
Trete zurück, finke hinab,
Göttliche Schaar! nimmer verträgt
Heutigen Tags
Kleinlich verkümmert Geschlecht dich.

(Die Griechenwelt ab.)

Cäsperle (mit Kaffee und Pfeife.)

Nein, aber mit meim Herrn — (betroffen, wie er die Leute sieht). Wo sind denn die Leut' herkommen? Gehorsamer Diener! Wollten wohl auch die Zauberei sehen, die meim Herrn den Kopf ver-

dreht hat? — 's ist nicht mehr auszuhalten! Jetzt muß ich all seine Homer zur Heinzin fahren und dafür beim Stein die grimmige Grammatik holen. Die will er auswendig lernen und ich soll'n verhören. Hu, wie wird er da erst grimmig und grämig werden! Will nur erst sein Kaffee herstellen. — Früh Kaffee, Nachmittag Kaffee, Abends Kaffee! Und ich muß mir den Satz aufbrühen, weil meine Lebensgeister, sagt mein Herr, schon zu aufgeregt sind. Ich stehl' ihm aber d' Hälfte', daß ihm die Aufregung nichts schadet. — Da kommt er. Er wird's doch nicht g'hört haben?

Wagner (mit Faust auftretend.)

Uns ist in alten Mären Wunders viel geseit
Von Helden lobebären, von großer Kuonheit,
Von Freuden-Hochgezîten, von hoher Wissenschaft,
Von reinen zarten Wiben, von starker Minne Kraft.

Faust.

Was suchest in Vergangenheit,
Was frisch die Gegenwart dir beut?

Wagner.

O Fauste, rufe wieder die goldne Zeit herbei,
Daß ich noch einmal glücklich auf dieser Erden sei!

Faust.

Vergangenes und Künftiges erfleht
Nur wer die eigne Zeit nicht recht verstéht.
Doch will ich nochmals dir das Sehnen stillen. —
(beschwörend)
Ihr Recken und ihr Frau'n wohlauf,
Steiget auf, steiget auf
Nach Fausti mächt'gem Willen!

(Die Helden und Frauen des Mittelalters treten ein und gruppiren sich um den Landgrafen von Thüringen, der mit seiner Gemahlin Platz nimmt.)

Sänger (singt.)

Sängers erster Gruß sich neige
Zu der hohen Fraue hin!
In der süßen Minne Reiche
Herrschet sie als Königin.

Landgraf Hermann hat entboten
Uns zu edlem Liederstreit,
Und den Rosenkranz, den rothen,
Uns die Hand der Fürstin weiht.

Sterne reihen sich an Sterne,
Ritter sich zu Ritterschaar.
Was getrennet weite Ferne
Stellet sich geeinet dar.

Landgraf.

Herr Marschal, laßt des Kampfes Spruch ertönen!
Die Fürstin selber wird den Sieger krönen.

Marschal.

Was ist röther noch als Rosen,
Süßer als der Biene Saft,
Schärfer noch als Windes Tosen,
Stärker als des Riesen Kraft?

Erster Sänger.

Rosen roth an Zweigen blühen,
Roth am Baum die Kirschen glühen,
Morgenroth und Purpurs Pracht,
Röther noch ein Mündlein lacht.
Mich betrüge nicht der Schein,
Nein, o nein,
Frauenmund wird röther sein.
Ja fürwahr, ich mach' es kund:
Rötheftes ist Frauenmund.

Zweiter Sänger.

Beim Pokale fröhlich singen,
Kampfesspiel, im Reigen springen
Sind mir süß wie Honig fein,
Süßer noch ein Mündelein.
Mich betrüge nicht der Schein,
Nein, o nein,
Frauenmund wird süßer sein.
Ja ich sing' von Herzensgrund:
Süßestes ist Frauenmund.

Dritter Sänger.

Schlangenzung' iſt ſcharf und ſpitzig,
Ritterſchwert iſt ſcharf und hitzig,
Scharf der Sturmwind, ſcharf das Gift,
Schärfer Frauenrüge trifft.
Mich betrüge nicht der Schein,
Nein, o nein,
Frauenmund wird ſchärfer ſein.
Ja auf dieſem Erdenrund
Schärfſtes iſt der Frauen Mund.

Vierter Sänger.

Stark iſt Rieſenkraft zu preiſen,
Stark der Harniſch wohl von Eiſen,
Burgen ſtark und ſtark der Tod,
Stärker noch ein Mündlein roth.
Mich betrüge nicht der Schein,
Nein, o nein,
Frauenmund wird ſtärker ſein.
Machte mich zu Tode wund
Stärkſter Kämpe Frauenmund.

Alle vier Sänger.

Frauenmund lehrt Tod verachten,
Ueberröthet Roſenprachten,
Süßen Honig überſüßt;
Scharfen Mund ein Kuß verſchließt.
Uns betrüget nicht der Schein:
Ganz allein
Sänger ſich der Minne weih'n.
Darum gern zu aller Stund
Küſſen wir der Frauen Mund.

(Ein Page überreicht auf einem Kiſſen der Landgräfin den Kranz.)

Landgräfin.

Mit hellem Schall iſt euer Lied erklungen;
Habt alle fein der Frauen Art beſungen,
Den Räthſelſpruch gelöſet ſondergleichen:
Das volle Kränzlein will ich keinem reichen.
Daß keiner ſtolz ſich höh'rer Gunſt berühme,
So theil' ich unter alle das Geblüme.

(Zum dritten Sänger gewendet.)

Ihr habt allein nicht Weibes Preis gemehret,
Mit scharfem Sange unser Lob verkehret.
Drum, edler Ritter, habt es nicht für Zorn!
Euch reiche ich die Rose mit dem Dorn.

(**Fackeltanz** der Ritter und Damen. Hierauf)

Käsperle.

Meiner Seel, des woar ober schö! Meine Herren, lassens mi auch mitthu'; bin auch a Sänger.

Seneschal.

Fort, tölpischer Bauer, aus der Herren Kreise!
Zerstörest uns das Fest mit plumper Weise!

Landgraf.

Komm her, Gesell! bin aufgelegt zu Scherz;
Sing uns dein Liedlein, fasse dir ein Herz!

Käsperle (singt).

Der liebste Buhlen, den ich han,
Der liegt beim Wirth im Keller.
Er hat ein hölzin Röcklein an
Und heißet Muskateller, ja teller.

Wagner (auf ihn zustürzend).

Um Gotteswillen, Caspar, du drängst dich da vor,
Blamirst deinen Herrn, du dörperlicher Thor!
Weist nicht Bescheid zu sagen, wie man da hat gesprochen.
Traun, das wird an deinem Leib hart und bitter gerochen.

Erster Ritter.

Was will das grimmige Gezwerg?

Zweiter Ritter.

Geh, packe dich in deinen Berg!

Dritter Ritter.

Nein, bleibe hier, erlabe dich!

(hält ihm einen riesigen Becher vor den Mund.)

Wagner.

Ich bin ja kein Saufbold, ich trinke nur Kaffee.

Vierter Ritter.

Da, meine Hand, dich schütze ich.

(Drückt ihm die Hand.)

Wagner.

Ach Gott, wie thut die Hand mir von Eurem Druck so weh!

Erster Ritter.

Wer bist Du denn, du schwacher Wicht?

Wagner.

Ich lese nur und schreibe; drum sind mir die Glieder ...

Zweiter Ritter.

Fort mit dem alten Mönchsgesicht!

Wagner.

Wohl minder stark wie eure, ihr Nibelungen stolz und bieder.

Seneschal.

Geh', singe deine hora
Und predige und ora!
Wir brauchen kein Latein.
Bei uns soll Kurzweil sein.

Landgraf (zu Käsperle.)

Du junger Schalk kannst fürbaß bleiben,
Als Narre uns die Zeit vertreiben.

Käsperle (singt.)

Der neue Herre mir gefällt;
Ich halte 's Glück beim Flügel.
Er gibt mir für die Narrheit Geld,
Der alte gab mir Prügel, ja Prügel.

Wagner (auf seinen Sessel sinkend.)

Wagner, Wagner! deine Welten sind zerschlagen. Den Weisen verstoßen sie und behalten den Thoren. Wehe, wehe! sie haben sich selbst gerichtet.

Faust.

Schwinde, Gebilde, magischer Schein!
Schweige, entweiche! laß ihn allein!
(Die Ritter und Frauen ab.)

Wagner.

Alles öde, ganz öde! Ich habe meine Lebenstage vergeudet; denn ich habe gespielt um taube Nüsse. — Fort mit dir, du alter Plunder (die Bücher wegwerfend)! Ich will meinen Anker werfen, daß ich nicht strande, in die Tiefen der Zukunft. Fauste, ich beschwöre dich, halte mir vor den Spiegel der kommenden Geschlechter!

Faust.

Wer aus der Vorwelt nur hat Gift gesogen,
Schaut nach der Zukunft buntem Regenbogen,
Der leider, wenn er mitten inne steht,
Mit seinem Farbenglanz in Nichts zergeht.
Doch er will es ja haben;
So mag er sich laben!
(beschwörend)
Ihr die Meinen,
Die Kleinen,
Die Auserkornen
Noch Ungebornen,
Tretet hervor, hervor!

Faust öffnet das Thor.

Ein Knabe (tritt auf.)

Ach wenn doch der heutige Abend überstanden wäre! Das ist nun diesen Winter mein fünfzigster Ball. Das Leben ist doch gar so ennuyant. Wenn mir nicht die höhere Analysis einige Zerstreuung gäbe, würde ich mich todtschießen. Aber wo doch meine Olga Feodorowna bleibt, mit der ich mich zum ersten Tanz associirt habe.

Wagner.

Geh nach Hause, lieber Kleiner; deine Mutter wird dich schmerzlich suchen in der finstern Nacht. Und eine Cigarre in deinem Alter!

Knabe.

Der fade Mensch fatiguirt mich. Gibt man doch meinem Schwesterlein in der Wiege die Cigarre zum Einschläfern.

Wagner.

Hast du denn deine lateinischen Vocabeln schon gelernt, daß du da herumflankirst?

Knabe.

Lateinische Vocabeln? Ach ja, mein Großvater sagte mir davon. Solche Lumperei treibt Niemand mehr. Von Sprachen lernen wir Russisch, und damit basta!

Wagner.

Gott! welche Pädagogik! Wie wird's aber da mit euren Progressen auf Universitäten aussehen, da doch alle höheren Disciplinen in den literis humanioribus ihr fundamentum haben?

Knabe.

Universitäten? Dergleichen haben wir hinter uns. Wenn wir erwachsen sind, mit 12 Jahren, schickt man uns ein Jahr nach Californien. Da sammeln wir Gold, weiter brauchts nichts. Die Arbeiten thun die Maschinen.

Wagner.

Aber wo bekommt der Staat seine Beamte her?

Knabe.

Zu dem Actengeschmier haben wir schreibende Tische.

Wagner.

Und die Gelehrten, die Schriftsteller?

Knabe.

Solch unnützes Zeug besitzen wir noch mehr als genug von unsern Vätern her, deren hinterlassene Schriften uns auf mehr als 100 Jahre hinaus Brennmaterial liefern, bis es wieder Wälder gibt. Damals hatte man einen Verdienstorden für solche, die nie eine Zeile geschrieben. Aber nur Einem in Deutschland wurde dieß Glück zu Theil, und das war ein Mann, ohne Finger geboren.

Wagner.

Und die Mädigen? lernen die auch Russisch? Werden die auch nach Californien geschickt?

Knabe.

Die Fräulein lernen gar nichts. Früher wurden sie alle Schriftstellerinnen. Jetzt leben sie so zu, bis sie sich mit Herren associiren.

Ein Mädchen (tritt auf.)

Da bin ich endlich, lieber Nicolaiowitsch! — Ei der Alte! Leibhaftig der Eisele aus Großvaters Bilderbuch. Ich wundere mich, daß man den hiergelassen, da man sonst alle Greise vom dreißigsten Jahre an nach Neuseeland mit dem unterseeischen Telegraphen transportirt.

(Beide ab, sich im Arm führend.)

Wagner.

Was ich da höre, macht mich zu Stein.

(Ein Mann und eine Frau treten auf).

Frau.

Wie groß ist doch die Sympathie unserer Seelen, lieber Alexandrowitsch! Morgen feiern wir unsere goldene Hochzeit.

Mann.

Die goldene Hochzeit, und haben uns nicht einmal gezankt.

Frau.

Zankt man ſich im Zeitalter der Vernunft? Daß dich noch immer geſpenſtig die Erinnerungen der eigenen Jugend verfolgen, wo die Schwäche der Leidenſchaft Ehen und heimiſche Kriege ſtiftete. Und doch übermannt mich ſelbſt am heutigen Tag eine Art Schwäche.

Mann.

Es iſt die Schwäche der Rührung.

Frau.

Weißt du noch, wie ich mit meinen Geſpielinnen daſtand, jede neben ſich ihren Geldſack? Die Säcke der Andern waren größer; ſie hatten ſie zur Hälfte mit Baumwolle ausgeſtopft. Dein Kennerauge wählte den meinigen, welcher klein, aber ſolid war.

Mann.

Wie ſollte ich den großen Moment vergeſſen, als ich den ſchweren Sack im rechten Arm, dich am linken, ins neue Haus zog?

Frau.

Ins neue, wohlgebaute Haus, das ſogar noch immer zuſammenhält am Tage der goldenen Hochzeit!

Wagner

Um Vergebung, Sie beide die goldene Hochzeit?

Mann.

Nun ja, unverſchämter Alter, was haſt du dagegen?

Wagner.

Ganz und gar nichts, aber Sie ſind noch ſo jung.

Mann.

Biſt du einer der Siebenſchläfer, daß du nicht kennſt die Sitte des Landes? Wenn ein Herr und eine Dame ein halbes Jahr aſſociirt ſind, feiern ſie die ſilberne und nach einem Jahre die goldene Hochzeit.

Wagner.

Was bleibt denn aber für die folgenden Jahre?

Mann.

Spaßhafter Alter! Die Langeweile, die Penſion vom Staate nebſt freier Reiſegelegenheit auf der electromagnetiſchen Telegraphenbahn, daß ſie ſich auswärts ennuyiren, wenn ſie den Spleen haben ihre alte Aſſociation noch länger aufrecht zu erhalten. Aber wir beide lieben uns viel zu ſehr, um dieſe Thorheit zu begehen. Haben wir

die Penſion, ſo aſſociiren wir uns anderweitig. Nicht wahr, ſüße Kathinka?

Frau.

Ach ja, guter Alexandrowitſch. Gib mir einen feurigen Kuß!
(Ihre Cigarre anzündend an ſeiner. Beide ſich im Arm führend ab.)

Wagner (an ſeinen Tiſch ſpringend.)

Ich ertrage das Leben nicht mehr. Mein letztes Ideal ſo jämmerlich, ach ſo jämmerlich zu Scherben gegangen. Komm her, du altes Federmeſſer, daß ich mir die Adern öffne, wie Seneca. Fauſte, eine Badewanne!

Ein Genius (tritt auf.)

Halt ein, du Armer, wolle dich ermannen!
Verlöſche nicht mit frevler Hand das Licht!
O könnt' ich deine trüben Nebel bannen,
Daß aus den Wolken dir die Sonne bricht!
Der Menſchheit Jugendträume längſt zerrannen,
Und was die Zukunft bringt, das weißt du nicht.
Wer eine ſchöne Welt will auferbauen,
Darf nicht zurück und darf nicht vorwärts ſchauen.

Ein Acker liegt die eigne Zeit dir offen;
Iſt er kein Eden, iſt's doch Gottes Land.
Dann magſt allein du reiche Ernte hoffen,
Wenn du den Pflug geführt mit feſter Hand.
Und hat die Saat ein Hagelſchlag getroffen,
So ſtreue neuen Saamen unverwandt.
Denn ſoll das Weltgetriebe tüchtig gehen,
Mußt kräftiglich du mit am Rade drehen.

Doch daß das ſchwere Tagewerk ſich lohne,
Geſelle du zur Arbeit den Genuß,
Sonſt wird die Mühe dir zur dumpfen Frohne,
Das ſtrenge Pflichtgebot ein ſclaviſch Muß.
Es blüht ein Frühling jedem Erdenſohne,
Es ſchäumt des Bechers ſüßer Ueberfluß.
Auf, nütze, weil es vor dir liegt, das Heute!
Des Lebens Blume iſt die reine Freude.

(ab.)

Wagner (auffahrend.)
Ist's wahr, ist's Traum?
Noch fass' ich's kaum. —
Die Lichtgestalt,
Des Worts Gewalt
Hielt mich zurück; —
Das war mein Glück. —
Mir ist so leicht zu Muth!
Bin aller Welt so gut!
So fröhlich!
So selig! —
Mir zappelt's überall!
Ach Docterchen, ach Docterchen,
Geh'n wir zum Ball!

(Mit Faust ab.)

Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1856.

Nürnberg,
Verlag von Bauer & Raspe.
1856.

Wagner (auffahrend.)
Ist's wahr, ist's Traum?
Noch fass' ich's kaum. —
Die Lichtgestalt,
Des Worts Gewalt
Hielt mich zurück; —
Das war mein Glück. —
Mir ist so leicht zu Muth!
Bin aller Welt so gut!
So fröhlich!
So selig! —
Mir zappelt's überall!
Ach Docterchen, ach Docterchen,
Geh'n wir zum Ball!

(Mit Faust ab.)

Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1856.

Nürnberg,
Verlag von Bauer & Raspe.
1856.

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Inhaltsverzeichniß.

Prosaische Aufsätze.

Seite

1. Ludwig Tieck. Eine literarhistorische Skizze von J. L. Hoffmann 1
2. Classisches Alterthum und christliche Zeit. Von Dr. A. von Eye 181
3. Ueber den magyarischen Dichter Franz Kölcsey. Von Dr. Alexander Flegler 249
4. Drei Rosen. Poetische Erzählung von Julius Merz . 284

Gedichte.

1. Von Dr. Ebersberger:
   1. Ein Vergißmeinnicht 289
   2. Die Fichte in der Heimath 290

   Arabesken.
   1. Des Menschen Hand 291
   2. Zwei Schwestern 291
   3. Wunder 292
   4. Die Kindercomödien 293
   5. Rache 292
2. Von Dr. A. v. Eye.
   1. Die Reise
      Ruf zur Fahrt 293
      Die Abfahrt 293
      Die Ueberfahrt 294
      Die Ankunft 294
3. Von Luise Hoffmann:
   1. Der Abt und der Mönch 295
   2. Twardowsky 297
   3. Das Burgfräulein von Lauffen 299
4. Von Knapp:
   1. Westindisches Traumbild 303

Seite

5. Von Carl Lorsch:
   1. Aus dem Leben 306
6. Von Julius Metz:
   1. Halt an dem Lied 306
   2. Lieb und Lied 307
   3. Warum 307
   4. Nachtgedanke 308
   5. Nippsachen 308
7. Von A. Muralt:
   1. Dämmerung 310
   2. Genua 312
8. Von Ludwig Palmen:
   1. Lilli 313
9. Von J. Priem:
   1. Alma und Beresina 316
   2. Die Erfindung 318
   3. Die Jubelfeier 321
   4. Die Feinde 324
10. Von Fr. Quaglio:
   1. Sonnette 329
11. Von Carl Rögner:
   1. Palme und Tanne 330
   2. Das Himmelsbrieflein 331
   3. Myrthe und Blumen 333
   4. Das stumme Lied 334
12. Von Sigmund Soldan:
   1. Heil in der Natur 335
   2. Die Blumen 335
13. Drei alt-englische Balladen. Von H. Wölffel:
   1. König Lear und seine Töchter 337
   2. Der Mönch 342
   3. Der Jude von Venedig 346
14. Der Elfen Lohn und Rache. Maskenspiel (aufgeführt im literarischen Vereine den 14. Februar 1855) von Luise Hoffmann 352

Ludwig Tieck.

Eine literarhistorische Skizze

von **J. L. Hoffmann.**

1.

Vorbemerkungen. Jugendeindrücke.

„Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung," sagt Göthe im Jahre 1824 zu Eckermann, „und es kann seine außerordentlichen Verdienste Niemand besser erkennen, als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erhebt und mir gleichstellen will, so ist man im Irrthum. Ich kann dieses gerade heraus sagen; denn was geht es mich an? ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben so, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe." Ein bedeutendes Wort, welches eben so sehr Zeugniß gibt von der richtigen Selbstschätzung unsres Altmeisters, als Anlaß zur Verwunderung über den wechselnden Zeitgeschmack. Denn gegenwärtig brauchte gewiß kein Göthe mehr sich gegenüber dem nun gleichfalls von uns geschiedenen Nebenbuhler durch eine feste Erklärung sein Vorrecht zu sichern; gegenwärtig, nachdem auch der liebenswürdige Tieck (am 28. April 1853) als achtzigjähriger Greis aus unserer Mitte gegangen, tritt uns eher die Pflicht der Dankbarkeit nahe, auch ihn, den schöpferischen Dichter, den großen Gelehrten, den feinen Denker, den witzigen Kopf mit dem tiefen, zarten Gemüthe in seiner vielumfassenden Gesammtwirksamkeit uns vor Augen zu rücken, als die Mahnung der Gerechtigkeit, beschränkend und mäßigend vor Ueberhebung zu warnen. Er selbst hat sich niemals jenem höhern Genius

gleich, geschweige denn vorangestellt; aber seine unmittelbaren Freunde und Verehrer, die Schlegel zumal, denen Göthes ruhige Sicherheit unbequem war, hofften ihrerseits größer zu werden, wenn sie einen Genossen auf seine Kosten vergötterten. Die neue geräuschvolle Partei bedurfte eines Hauptes und machte Tieck ohne seinen Dank dazu, weil keiner von ihnen in gleichem Grade productiv und talentvoll war. Die Gegner der Romantik pflegten ihn nachher mit den Uebrigen zu lästern, wie es im Parteieifer zu geschehen pflegt. Die Kämpfe über Werth oder Unwerth dieser Schule haben mit dem Absterben derselben einer leidenschaftslosern Anschauung Raum gegeben, und ich hoffe der Gefahr entronnen zu sein, selbst für einen gefährlichen Romantiker zu gelten, wenn ich neben den Schattenseiten dieser Geistes- und Gemüthsrichtung in seinem Werthe gelten lasse, was sie uns Gutes gebracht hat. Mir wenigstens drängt es sich als eine heilige Verpflichtung auf, in diesem Kreise nicht zu verstummen über einen Mann, der seit Göthes Heimgang trotz alledem und alledem die wichtigste dichterische Persönlichkeit war aus einer Zeit, die in hoher Kunstbegeisterung immerhin Bedeutendes geschaffen, unsern ästhetischen Blick unendlich erweitert, unser Urtheil in Sachen der Literatur ganz wesentlich geläutert, unser Wissen über fremde Culturzustände durch Uebersetzungen von klassischem Werthe bereichert, neue Studien und Wissenschaften angebahnt und bei mancherlei Irrthümern jedenfalls in ihren strebsamsten Geistern mit Anstrengung das Beste gewollt hat.

Wir Franken, wir Nürnberger zumal sind dem edlen Tieck vor allen andern Deutschen verschuldet, der bei jedem Anlaß mit rührender Gemüthlichkeit den Ruhm unsres Landes und unsrer Stadt verkündete, für die der Jüngling mit seinem Freunde Wackenroder in liebenswürdigem Enthusiasmus

schwärmte, und in deren Mitte der Mann und der Greis noch mit Vorliebe den Schauplatz seiner Geschichten verlegte, wenn ihm über Betrachtung von Kunst und Leben unserer Vorfahren das Herz aufging. Wie er den Sternbald dichtet, wie er den Phantasus redigirt, wie er den Tischlermeister vollendet, in den verschiedensten Perioden seines Lebens kommt er immer aufs neue zurück auf das „altbürgerliche, germanische, kunstvolle Nürnberg"; neben welchem ihm „das Nordamerika von Fürth" nicht gefallen konnte; und nicht allzugewagt erscheint die Behauptung, daß der gute Klang, in welchem unsre Stadt allenthalben in Norddeutschland auch bei denen steht, die fürs Mittelalter weder Sinn noch Verständniß haben, in seinen ersten Veranlassungen auf den melodischen Tönen beruht, in welchen der süßredende Mund dieses Heroldes altfränkischer Herrlichkeit zuerst seine Lobsprüche vernehmen ließ.

Es war an sich eine betrübende Erfahrung für einen so productiven Schriftsteller, nachdem er getragen von den schmeichelnden Wogen der Gunst und mehr bewundert worden, als er selbst in bescheidenem Sinne für billig achtete, nun in den Jahren, in welchen ihn zunehmende Gebrechlichkeit immer ernster an das Ziel menschlicher Laufbahn erinnerte, sich von der abfprechenden Jugend überholt, verkannt, geschmäht oder gar vergessen zu sehen. Doch konnte er glücklicherweise an den reichen Schätzen eines tief und allseitig gebildeten Geistes zehren und im Umgang mit den großen Genien der Vergangenheit über die Ungunst des Augenblicks sich getrösten. Sicher auf den Schwerpunkt seiner Ueberzeugungen gestützt, mag es dem körperlich hinfälligen aber geistig frischen Greise, der bis an sein Ende sich an den besten Werken der alten und neuen Zeit des In- und Auslandes erquickte, wenn er von Gicht zusammengekrümmt in seinem Lehnstuhle saß und mit der Beweglichkeit des Jünglings

dachte und phantasirte, ein Leichtes gewesen sein, sich über die unbilligen Urtheile der neuen Stimmführer hinwegzusetzen, die, so sehr sie sich spreizten, doch weder an Wissen noch Einsicht, noch selbst an reinem Streben und unermüdlicher Arbeitsamkeit zu seiner Höhe hinanreichten.

War ihm ja doch schon in frühen Jahren das Loos geworden, mit Kampf und Streit allein sich Gehör zu verschaffen, und von den erlesenen Wenigen gewürdigt zu werden; war ers ja doch von Biesters, Engels und Nicolais Tagen her gewohnt, daß man die Poesie zur Magd erniedrigen und der Seele ureigenster Schöpferkraft Aufgaben stellen wollte, die außerhalb ihrer Sphäre lagen. Damals hatte der Jüngling mit seinen gleichgesinnten, hochgestimmten Freunden in Witz und Laune die geschmacklose Philisterei der Alten bekriegt; jetzt wiederfuhr es wie zur Vergeltung dem Greise, von einer thatendurstigen Jugend verhöhnt zu werden, die aber freilich mehr hochmüthig und wortreich, als gelehrt und gediegen war. „Was jetzt am seltensten gefunden wird," klagt er im Jahre 1838 in der Vorrede zu seinen gesammelten Novellen, „ist das, worauf ein Autor am liebsten rechnen möchte: Unbefangenheit des Urtheils, Behaglichkeit im Genuß der Poesie und Laune. Die meisten Leser erwarten Bestätigung dieses und jenes Vorurtheils, welches sie gerade beherrscht, sei es politische oder religiöse Leidenschaft, eine philosophische oder medicinische Mode, und der harmlose Scherz, ruhige Darstellung, irgend ein Wort im Munde einer sprechenden Person wird dem verletzbar Aufgeregten zur Ausforderung, selbst zur persönlichen Beleidigung . . . . . Der Poet, der sich dermalen in der freien grünen Landschaft ergeht, soll eingefangen werden, und auch in der Meinungsfabrik als haspelnder, zwirnender, rühriger und stets thätiger Knecht zum Besten des allgemeinen Wohles angestellt werden." Jene Ge-

terien junger Leute, die bei schwacher Productionskraft und starker Einbildung ihrem Unbehagen an der Unzulänglichkeit eigener Gaben in heftiger Polemik gegen Andere Luft machten, und unter der Aegide einer dünkelhaften Philosophie alles das, was ihnen unbequem war, als überwundenen Standpunkt verachteten, wer kennt sie nicht, jene theoretischen Weisheitsmänner, welche keck und vorlaut Jahrzehente lang bald als junges Deutschland, bald als Hegelianer, alte oder junge, unsre Literatur mit einem Despotismus beherrschten, der vor lauter kritischer Strenge ein poetisches Talent kaum mehr aufkommen ließ! Seit der Julirevolution sollte die alte Art zu dichten nachgerade abgethan sein, und die Anmuthung, daß die Poeten, nachdem sie Blumen und Wald, Herzen und Liebe genugsam besungen, nunmehr eingreifen müßten ins Staatsleben, brachte mit einer Unzahl nüchterner Versuche der Art uns endlich dahin, daß wir zur Zeit fast aller Poesie baar und ledig sind.

Die Phrase beherrscht die Welt. War es vielleicht eine Art Nemesis, welche das Wort romantisch für langjährigen Mißbrauch von Seiten seiner Freunde zum Gegenstande des Spottes und des bittersten Hasses machte: dieses Schlagwort romantisch jedenfalls reichte hin, um den unglücklichen Träger desselben für einen bedauerlichen Menschen, für eine Art Siebenschläfer zu erklären, der das Herannahen der neuen Zeit überhört habe, und als ein Subject, mit dem einmal keine Verständigung möglich sei, aus der modernen Gesellschaft zu verbannen. Ein Romantiker, hieß es, ein Dunkelmann, ein halber Jesuit, ein Fürstenknecht, ein Märchennarr und Fabelhans hat kein Recht mitzusprechen, wenn wir über des Vaterlands künftige Größe Berathung pflegen. Diese Rückschrittsmänner und Freunde der mondscheinseligen Dämmernacht haben uns unsere Dichtkunst verdorben, haben nach dem Zeitalter der Auf-

Lähmung durch unverständige Schwärmerei für veraltete oder nie gewesene Zustände den Fortschritt der Geschichte gehemmt, haben geträumt statt zu handeln und sind bis auf diese Stunde in ihren jämmerlichen Ueberresten nach die ärgsten Hemmschuhe aller gedeihlichen Entwicklung in Sachen der Religion wie des Staates. Tieck vollends, der Tonangeber, der Hauptdichter und Erzvater der Schule, wie sollte er nicht mittragen, was seine Nachbeter und Nachtreter verbrochen haben?

Ich will es gar nicht in Abrede stellen, daß jene Theorien über Kunst, Glauben und Leben, die man mit dem Gesammtnamen der romantischen zu bezeichnen pflegt, den Geist unsres Jahrhunderts vielfach verweichlicht, verdorben und verfälscht, daß sie durch Uebertragung poetischen Scheines auf die Wirklichkeit viel Unnatur in die bürgerliche Gesellschaft gebracht, daß sie bei Großen namentlich als Deckmantel ihrer souveränen Herrschergelüste gedient und nach langer forcirter Geistesschwelgerei und Tändelei mit dem Heiligen und Profanen endlich einen widerlichen Zustand von frivoler Blasirtheit herbeigeführt haben, wie er bei ihrem letzten Vertreter Heine am schreiendsten zu Tage tritt. Aber Tieck ist nicht die Romantik. Hat er doch selber oftmals warnend seine Stimme erhoben, wenn Andere die Träume poetischer Anschauung ins Dasein einführen, mittelalterliche Zustände in die Neuzeit zurückführen, Proselyten für den Katholicismus werben wollten. Hat er doch in späteren Jahren durch seine Novellenpoesie Beispiele in Fülle gegeben, in denen die moderne Gesellschaft ein poetischer Hauch durchdringt.

Die oftgerügten Verirrungen der Romantik fallen keinem Einzelnen zur Last; sie sind ein Product des Bodens, der Zeit und Verhältnisse. Was nur jugendlich regsam und bildungsfähig war, hing auch ohne äußere Verbindung Gleichgesinnter

mit wenigen Ausnahmen dieser Richtung an. Wie in manchen Gegenden und bei gewisser Witterung die Schmetterlinge besonders gedeihen, so flatterte es von dem Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Julirevolution über allen Matten bei uns von solchen buntschimmernden Faltern der Dichtkunst. Selbst der klare Göthe, ja der strengphilosophische Schiller konnte sich der Strömung des Zeitgeistes nicht ganz entziehen; die katholisirende Richtung klingt in Maria Stuart nach und die märchenfreundliche in der Jungfrau von Orleans, die sogar das Prädicat einer romantischen Tragödie als Ueberschrift trägt; der quietistische Sinn spricht sich im westöstlichen Divan aus; Allegorie und Symbolik durchzieht die Wanderjahre, den zweiten Theil des Faust und so manche kleinere Schöpfungen der Göthischen Muse, und das Verlangen in den Kunstgenüssen aller Völker zu schwelgen, findet in seiner Forderung einer Weltliteratur seinen Ausdruck. Diese Neugestaltung oder Entartung unserer Dichtkunst wurzelte unmittelbar im Gegensatz zur bisher herrschenden Verstandesmäßigkeit, und so wenig Lessing für Nicolai, so wenig darf Tieck einstehen für Zacharias Werner.

Es ist ein grosser, obgleich noch heute weitverbreiteter Irrthum, wenn man Göthe und Schiller in der Art an die Spitze ihres Zeitalters stellt, als hätte während der Jahre ihres Freundschaftsbundes Deutschland wie jetzt in Bewunderung glücklich zu ihren Füßen gelegen. Mitten heraus aus dem Getümmel des literarischen Marktes, von verhältnißmäßig Wenigen beachtet, mußten sie ihre Stimme erheben. Es sind die Xenien Zeuge, mit welcher Armseligkeit der Begriffe sie sich herumzuschlagen hatten, und die häufige Verstimmung, die sich in ihrem Briefwechsel ausspricht, bekundet nicht minder zur Genüge, wie sie alle Ursache hatten auf ihre Zeitgenossen zu grollen. Götz

und Werther hatten zuerst in entgegengesetzter Weise aufgeregt, die Räuber als ein zweiter Ausbruch gährender Jugendkraft mit ihrem Tumulte die Welt erfüllt; seitdem war von beiden Dichtern nichts mehr erschienen, was solchen Werken an Stärke der Empfindung gleichzukommen schien, und für ihr höheres Streben nach idealer Bildung und für ihr gemeinsames Ringen um den Lorbeerkranz maßvoller Schönheit fehlte den Lesern der Mehrzahl nach Sinn und Empfänglichkeit. Vollends so lange jeder der beiden Heroen noch allein stand. Der aufgegangene Same jener drei Werke entartete auf dem wenig bearbeiteten Boden und wucherte weit umher als üppig emporgeschossenes Unkraut. Ritterstücke und Ritterromane, untermischt mit Gespenstergeschichten, je gräßlicher desto besser, edle Räuber, darunter die angelernte Empfindsamkeit, deutsche grobe Biedermänner, bürgerlich nüchterne Prosa, hohe Verbrecher und Schurken; Iffland, Kotzebue; Lafontaine; Cramer, Spieß die Helden des Tages; wie sollte die fremdartige Iphigenie, der thatenlose Tasso, ja selbst der viel zu vornehme Egmont die Aufmerksamkeit reizen zwischen Humpenklang und Schwertergeklirr, oder zwischen der lieben verständigen Natürlichkeit, die so ganz dem Spießbürger aus der Seele sprach? höchstens daß Luise Millerin (1784), eine Seitenverwandte Werthers, aus schönen Augen manche Thräne lockte. Und unter ihren Vasallen saß auf kritischem Throne die plauderhafte Nüchternheit, den markloſen Rohrstengel als Scepter schwingend, in Gestalt eines alten Mannes, der um die allgemeine Bibliothek eine zahlreiche Anhängerschaft versammelt hatte und mit Lessings großem Namen den Unglauben an seine eigene Untrüglichkeit beschwor.

Es war ein wohlmeinender Mann, der schreibluſtige Nicolai, aber ohne Aufschwung des Geistes und allem abhold,

was auf dem Gebiete des Denkens und Empfindens höhern Flug oder intensivere Kraft verrieth. Hatte doch auch seine Armee mancherlei Feldgeschrei, das stark und lockend zugleich ertönte und die Unparteiischen auf ihre Seite zog. Von jenen Tagen her, als Rousseau der modernen Bildung den Krieg erklärte, von den Zeiten der allgemeinen Menschenliebe und Theorie der Glückseligkeit her gewann der Gedanke immer weitere Ausbreitung, wie sehr wir eigentlich verdorben und verwahrlost seien. Nun sprang man im Rettungseifer mit Philanthropinen der Jugend bei, und stellte auch an die Kunst zuvörderst das Verlangen, daß sie bessere. Das Theater sollte die Kirche unterstützen zum Preise der Tugend und in rührenden Beispielen die höhere Gerechtigkeit verherrlichen, die die schrecklichen Bösewichter mit Strafen heimsucht und der verkannten Unschuld zu ihrer Glorie hilft. Weltbürgerthum vertrat die Stelle der Vaterlandsliebe selbst bei den Denkern — denn man hatte kein Vaterland; Moral die Stelle des Glaubens — denn man hatte seit der französischen Philosophie kein Christenthum mehr. Daß man alles für die Menschheit thun und diese zur Humanität heranbilden, daß man vor allen Dingen das Nützliche befördern müsse um der allgemeinen Glückseligkeit willen, war die Forderung, welche sich gebieterisch im Munde jener Leute vernehmen ließ, die im Besitze der gepriesenen Aufklärung die ganze Welt hätten weiß anstreichen mögen, damit nur nirgends eine Spur von Dunkelheit übrig bliebe. Das phantasielose, geradlinige Berlin, militärisch geschult und klar bis zur Langweile durch den überwiegenden Einfluß modern französischer Bildung, anspruchsvoll durch den Geist seiner Bevölkerung, ohne ein Gegengewicht tieferer Wissenschaft, das erst seit dem Jahre 1810 die neue Universität an die redefertige Stadt hing, stand an der Spitze aller flachen Bestrebun-

gen eines Rationalismus; der fern von gründlicher Forschung auf den Anschauungen des gesunden Menschenverstandes und der bequemen Wahl des Eklekticismus ruhte. Man ahnte kaum die Schwierigkeiten des Denkens; ja man begrüßte theils mit kühler Befangenheit theils mit entschiedenem Widerwillen Kants „Kritik der reinen Vernunft“ (1781), das scharf einschneidende philosophische Werk, das der freien Wissenschaft Bahn brach, aber alle „Philosophen für die Welt“ über den Haufen warf. Kleine Geister, unfähig den Strom der Literatur zu leiten oder einzudämmen, schrieen über Unglück und Zerstörung, als sich seine schwellende Fluth befruchtend über die Felder ergoß, und blickten wehmuthsvoll zurück auf die Tage der Gellert und Rabener, als auf ein goldenes Zeitalter, das nun ach schon weit, weit hinter der Gegenwart liege. In einer Beziehung freilich hatten die Biester und Nicolai und alle Anhänger der Aufklärung bald nach des großen Friedrichs Tode zu ihren Klagen volle Berechtigung. Seitdem das Wöllnerische Religionsedict (1788) der bisherigen Duldung und Religionsfreiheit mit brutaler Faust den Todesstreich versetzte, mußte es dem Unbefangensten in bedauerlicher Weise klar werden, wie der Geist der Staatsweisheit schwinde, durch welchen Preußen machtgebietend und groß geworden. Nicht also freilich der phantasiereichen Jugend, die dem praktischen Leben noch abhold, zu jenen Vertretern einer absterbenden Literaturepoche im geraden Gegensatz herangewachsen war.

Ludwig Tieck hatte in demselben Jahr, als Götz von Berlichingen erschien (1773), ein Jahr vor der Herausgabe des Werther in jener Metropole der Aufklärung das Licht der Welt erblickt. Als der Knabe acht Jahre zählte, erfüllten die Gemüther mit ihren Schrecknissen die Räuber. Die Jugendwerke Göthes waren die erste Nahrung seines Geistes. Im Berlichingen hatte

er „gewissermaßen das Lesen gelernt.“ Die markige Kraft einer Mitterwelt, die sich im Wunde ihres Scheidens noch einmal in recht entschiedenen Persönlichkeiten zusammengefaßt hatte, erregte die Seele des Jünglings mit ihrem vollen Hauche und lenkte gerade deßhalb seinen Blick mit Vorliebe nach jenen längst entschwundenen Zuständen hin, weil sie vom Vorurtheile gelästert wurden. Es lag etwas so Tüchtiges in den alten Menschen des Reformationszeitalters, die so kräftig und gediegen, so fromm und einfach an Charakter und christlichem Adel gar leicht den Sieg davontragen über die platte und selbstsüchtig kleinliche Welt der Modernen. Aber ach die naive Sicherheit, die auf gutem Naturgrunde ruhende Festigkeit jener Alten ist für immer dahin; wer kann sie halten oder zurückrufen, seitdem den gewaltsam aufgerüttelten Geistern die Fragen sich aufgedrängt, welche das sonst unbefangene Herz zerreißen, weil es vergebens nach einer genügenden Antwort späht? Grübelnd versenkte sich Werther in die Zweifel über Natur- und Menschenbestimmung, und Franz Moor zernichtete frevelnd die heiligen Bande, die nach der Stimme der Natur und Ueberlieferung der Sitte die Familienglieder an einander knüpfen.

Es wohnt in den Erstlingsarbeiten unserer beiden größten Dichter eine dämonische Gewalt, die zumal auf die Jugend einen unwiderstehlichen Einfluß behauptet, weil gerade die Zweifel, die das Gemüth jedes denkenden Jünglings bewegen, hier mit genialem Ungestüm auftreten, welches damals gleich nach dem Erscheinen jener Werke doppelt wirksam war, weil noch Niemand diese sittlich revolutionären Gedanken mit solchem dichterischen Feuer in die Welt geworfen, und die Populärphilosophie nur schwache Bollwerke hatte, um die Macht ihres Angriffs zu brechen. Einen Charakter wie Tieck vollends mußten sie auf einige Zeit wenigstens geradezu bewältigen. In poeti-

schem Sinnen und Brüten weit mehr geschaffen als zu systematisch fortschreitendem Speculiren, unfreiwillig festgehalten in einer kurzen Gedankenreihe, die sich rückwärts staute, weil sie nicht vorwärts konnte, und sein zartes Gemüth in ihre unheimliche Tiefe zog, kam der melancholische Jüngling in Gefahr unter die Wogen der Welträthsel zu versinken, über welche leichtlebende Menschenkinder munter dahinschwimmen. Heben sich überhaupt auch die heitersten Gestalten unsres Dichters selbst in spätern Jahren von einem dunklen Hintergrund ab, so ist die düstere Grundstimmung seines Wesens um so sichtbarer in seiner gährenden Jugend. Immer freilich blieb er eine jener doppelgestaltigen Naturen, die zwei Gesichter zeigen, Demokrit und Heraklit in einer Person. Der liebenswürdige, gesprächige, geistreiche, witzige Gesellschafter war die Maske, hinter welcher der hypochondre, muthlose, mystischer Betrachtung der göttlichen und menschlichen Dinge zugeneigte Grübler sein rechtes Angesicht barg, weil er zu gutmüthig war mit seiner wahren Stimmung den Andern die Luft zu verderben, und zu menschenfreundlich, um nicht in jenen die glückliche Heiterkeit auch dann zu wecken, wenn sie ihm selbst abging. Es war ihm sogar lieb, von oberflächlichen Freunden in seinem innersten Wesen verkannt zu werden, und nur die vertrautesten, wie einen Sylger, ließ er in sein wahres Selbst einzelne Blicke werfen. Eine so in sich zurückgezogene, in ihren eigenen Tiefen wühlende Seele, bei der noch obendrein jeder Gedanke zum Bild sich rundete oder verzerrte und die webende Phantasie ruhelos ihre Schifflein hinüber und herüber schoß, wurde erklärlicher Weise bei ihren ersten dichterischen Versuchen von jenen mächtigen Werken völlig in Bann genommen, vom Werther und den den Räubern mehr als vom Götz, weil quälende Bedenken über die Ursachen und Zwecke der Welt in der nervös aufge-

regten modernen Zeit stärker sind als der Drang zur Geschichte. „Schon früh, in jener Zeit, wenn die meisten Menschen fast unbewußt ihre Jugend fröhlich genießen", erzählt er selbst, „führte mich mein Gemüth zu den ernstesten und finsterſten Betrachtungen. Unbefriedigt von dem Unterrichte, den ich von Lehrern und Büchern erhielt, versenkte sich mein Geist in Abgründe, die zu durchirren und kennen zu lernen wohl nicht die Aufgabe unseres Lebens ist. . . Ein vorwitziger kecker Zweifel, ein unermüdliches finsteres Grübeln hatte für mich den Baum des Lebens entblättert, und Studium, Arbeit, ein Talent, das sich meldete und zur Entwicklung strebte, konnten nur allgemach den verlorenen Frühling wieder erneuen, und dieselbe Energie und Leidenschaft, die sich dem Dunkel zugewendet hatte, für die Regionen des Lichts und der Heiterkeit in Thätigkeit setzen."

2.

Erstlingswerke.

Aus solcher Grundanlage seines Innern, aus solchen Anstößen von Außen erklären sich die Erstlingswerke unsres Dichters, welcher frühzeitig wie wenige von einem mächtigen Produktionstrieb ergriffen wurde. Es findet sich in der Sammlung seiner Werke eine kleine Erzählung Almansur, ein Spiegelbild seiner damaligen grausen Empfindungen, voll überschwänglicher Gefühle und unnatürlichen Lebensüberdrusses, im sentimentalen Tone des Werther. „Warum leb' ich in der menschlichen Gesellschaft?" fragt ein unglücklicher Jüngling den einsiedlerischen Greis. Ich bin mir selbst und Andern verhaßt. Zu welchem Endzweck schuf der Schöpfer die Menschheit? . . Sollen

wie hier leben ohne glücklich zu sein, und dann wie der Baum verwelken: wozu dann dieß qualvolle Leben? Oder harrt schönerer Sonnenschein unser nach dem Todesschlaf: wozu diese Pilgerfahrt durch Dornen, über Felsen?" Vergebens verweist ihn der Alte zurück in die Welt; denn Genuß ohne Grübelei sei Aufgabe der Menschenkinder; weilt er doch selbst, am Leben gescheitert, in der Einsamkeit; er nimmt den Schiffbrüchigen, dem der Freund gestorben und die Geliebte untreu geworden, zu seinem Sohne an, und beide wollen beruhigt in der Stille der Einsamkeit ihre vorigen Leiden zu vergessen suchen. Schon in dieser Jugendarbeit Tiecks gewahren wir also jenen Zug eines einsiedlerischen Gemüthes, dem das Leben zur Plage ist, einen Zug, der oft genug in seinen weitern Schriften mit mancherlei Veränderungen wiederkehrt. All das Sehnen nach dem grünen Laubdach der Waldeinsamkeit, all das Schmachten nach dem Nachtigallenschlag, all das Verlangen nach den heimlichen Schlüften der Berge fließt aus krankhafter Verstimmung; die Natur wird zum Spitale für Waldbrüder. Es fragt sich, ob diese tiefe Herzensstimme, eine laute Zeugin lyrischer Begabung, sich in so rührenden Klagen hätte vernehmen lassen, wenn er die erste Jugend nicht in der trostlosen Berliner Sandsteppe zugebracht hätte. Man sehnt sich nur nach dem, was man nicht hat, und dem kräftigen Jägersmann wird es nie in den Sinn kommen sich mit weichmüthiger Stimmung der Waldluft hinzugeben. Ihm folgte dann in gleicher Manier die Schaar der übrigen Romantiker, welche über dem Preise von Baum und Strauch beinahe die Menschheit vergaßen. Die Menschheit ist ihnen die Mutter ihrer eigenen Qual, wenigstens die civilisirte, aus der Einfalt der glücklichen und sittlich edlen Naturkinder herausgetretene. Dort allein, etwa bei den harmlosen Bewohnern einer fernen Insel Sulu ist große Besinnung in al-

ter Ursprünglichkeit zurückgeblieben, wie uns Tieck um dieselbe Zeit (1790 u. 1791) in Rousseaus Geschmack so einen Häuptling Alla Moddin und die Seinigen im Gegensatze zu den verdorbenen Spaniern in einem dreiaktigen Schauspiele mehr empfindsam als wahr geschildert hat.

Ich will absichtlich unsres Dichters frühe Jugendversuche stärker betonen als billig wäre, wenn der Kunstwerth allein meine Darstellung bedingte. Bei einer Natur wie die Tieckische, die hartnäckig die einmal betretenen Bahnen festhielt, ist es doppelt interessant, die Fäden möglichst weit zurückzuverfolgen, aus denen er die bunten, oft wunderlichen Bilder seiner Typische gewoben hat.

Der nächste Arbeit des nunmehr Neunzehnjährigen, die sich in seinen Schriften findet, ist neben einer grausen Rittergeschichte eine zweiaktige Tragödie: der Abschied. Zwei Liebende, die — ein Anklang an Cabale und Liebe — Ferdinand und Luise heißen, sind durch falsche Nachrichten für immer getrennt worden; Luise hat geheirathet, und der frühere Geliebte macht eine Reise zu der vermeintlich Ungetreuen, nur um Abschied zu nehmen oder eigentlich sie durch seinen Abschied recht gründlich zu quälen. Der Mann schöpft Verdacht, und nachdem er beide Liebende bei ihrer Vertraulichkeit belauscht, ersticht er den Liebhaber im Schlafe, und dann gereizt durch die Vorwürfe der Gattin auch diese. Für solche Unthaten aber macht er schließlich das Schicksal verantwortlich. „Wann wäre Unglück ein Traum?“ ruft er aus. „O alle meine Freuden sind nur ein Traum gewesen; erst seit heute bin ich erwacht. Ha, mit zum Trotz, mich zu zermalmen, wollte das Schicksal vielleicht alle Qualen auf einmal auf mich herabgießen.“ Und nun sitzt er verzweifelt neben ihrem Leichnam „wie der Sieger auf dem Schlachtfeld.“ Der Begriff eines feindseligen Schicksals, das

gespenstisch und ohne ihr Zuthun einzelne Menschen zum Unglück bestimmt; die Vorstellung, daß selbst Verbrechen nur Ausflüsse solchen Verhängnisses sind, dem der Uebelthäter willenlos verfallen sei, ist wohl nirgends stärker ausgesprochen als in diesem seltsam schauerlichen Drama, in welchem auch die übrigen Zugaben des Schicksalssyntes, zumal die bangen Ahnungen, eine Lieblingswendung unsres Dichters, überreich eingestreut sind. Drei Jahre später zwar hat er selbst in einer ziemlich leichtfertigen Erzählung das Schicksal persiflirt, auch nachmals, als die Müllner, Houwald und Grillparzer herrschten, sich vielfach gegen solche Verirrungen erklärt und in einer höchst ergötzlichen Novelle das Fatum rationalistisch behandelt; aber die Werke, welche seiner trüben Jugendgesinnung entflossen sind, kranken sämmtlich an ähnlichen dämonischen Phantasmagorieen, und völlig ist er die fatalistische Ansicht niemals los geworden. Der Glaube an ein willkührlich mit den Sterblichen schaltendes Fatum stammt aus einem Mißverstande der griechischen Tragödie, fand aber reiche Nahrung im Gespensterglauben unsres Volkes. Die Geister, theils schuldbeladene ehemalige Menschen, theils Angehörige der Hölle, greifen störend, quälend, verführend, oder von eigener Qual Erlösung suchend aus ihrem dunklen Bereiche herüber in die Tageswelt und ziehen jeden, der nicht mit festem Glauben gewaffnet ihnen entgegentritt, hinab zur Theilnahme an ihrem unseligen Zustand. Der Gespensterglaube, noch heute nicht ausgerottet, nährte im vorigen Jahrhunderte die Phantasie der Kinder und gab bei der Unsicherheit jener dämonischen Gestalten einem dichterisch aufgeregten Jüngling Anlaß genug zu wildphantastischen Schöpfungen.

Recht wunderlich wirken Schicksal und Geisterwelt zusammen in einem Gespensterroman Abdallah, den Tieck 1792—93, also im zwanzigsten Lebensjahre, schrieb, und in dem wir

zum erstenmal volle Veranlassung haben seine eben so reiche, als düstere Einbildungskraft zu bewundern. „Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen und allem Wunderlichen", schreibt er später im Jahre 1813 an Solger, „habe ich mich zurückgehalten von allen Fieberkrankheiten, so daß ich weder an Revolution, Philanthropie, Pestalozzi, Kantianismus, Fichtianismus noch Naturphilosophie als letztes einziges Wahrheitssystem gläubig habe in diesen Formen untergehen können." Aber sein Abdallah ist selbst, wenn irgend etwas, eine Fieberkrankheit in ihrem ärgsten Paroxismus. Begonnen in den Zeiten unseligster Melancholie und später, als die Nebel sich durch Reisen, wiederkehrende Gesundheit und Heiterkeit großentheils verzogen hatten, mit großer Anstrengung in Erinnerung früherer Zeit ausgearbeitet, versetzt dieser halb philosophische, halb phantastische Roman den Leser in eine Aufregung des Schreckens, bei welcher die Abspannung nicht ausbleiben kann, weil ein Uebermaß von Grausen in die Länge unerträglich ist. Er wurde wenig beachtet, versichert uns Tieck, weil der Verfasser noch nicht gelernt hatte, wie man Lichter und Schatten ausspart. Wohl würde die Dichtung sich etwas behaglicher genießen lassen, wenn sie nicht von Anfang bis zu Ende wie ein banger Angstschrei die Ohren betäubte; aber nicht der formale Fehler ewig gleicher Exaltation ist es allein, was uns zurückstößt; es ist der Gegenstand selbst, der so völlig außerhalb der Sphäre der Menschheit liegt und nichts als Traumgesichte eines Kranken vorführt in gaukelnden Gestalten eines Schattenspiels. Schon die Aufgabe des Romans: einen edlen Jüngling durch Sophismen und sinnliche Lockungen dahin zu bringen, daß er, ohne wahnsinnig zu sein, den eignen geliebten Vater dem Tode übergibt, ist so raffinirt teuflisch, daß sie einem bösen Geiste, ihrem Urheber, Ehre macht. Daß aber der, dem sie gegeben ist, sie

als Preis zu lösen hat, um sich von ewigen Qualen zu befreien, und zwar von Qualen dafür, daß ihn, den leibeigenen Diener eines Teufels, in einer unbewachten Stunde die Schwäche überkam, einen edlen Mann, dem er ins Unglück gebracht, mit indischen Gütern zu segnen, steigert das Entsetzen; daß vollends dieses geistesartige Wesen sich in Gestalt eines liebenden Lehrers der Weisheit ins Herz eines edlen Jünglings schleicht, um diesen methodisch zu verderben, liefert den Leser auf die Marterbank. „Damals interessirten Gespenstergeschichten, gräßliche Leidenschaften u. s. w., sagt Tieck, das lesende Publicum"; diese jedenfalls als Nachwirkung der Räuber, jene aber, wenn ich nicht irre, neben dem Einflusse des alten Volksglaubens zum guten Theil noch in Folge von Klopstocks Messias, der unsren Dichter, trotz all seiner Abneigung von diesem Epos, gleichwohl bei Zeichnung abenteuerlich höllischer Gestalten in Abhängigkeit hielt. Jener graufe Memnal, der auf dem Atlas seit Jahrtausenden in der schaurigen Einöde eines Bergkessels haust, ein böser Geist, der sich einst vom Ewigen losgeschworen und in die leere Wüste der Strafe der Allmacht entronnen war, er selber seine Verdammniß; der im Gefühle seiner Unseligkeit ausruft: „O wenn Vernichtung möglich wäre, dann wäre noch Glück in seiner Schöpfung!" und nun zur Entschädigung für die Bürde der Unsterblichkeit an Zerstörung seine Freude hat — ist er nicht ein genaues Konterfei der Ungeheuer Abramelech, Magog, Belifel, mit denen des Messiassängers wilde Phantasie eine Welt von Ungeheuern zum Schrecknis der Gläubigen aufthürmte? Festgehalten am Gängelbande des alten Theologie, dem die zunehmende Kraft schon entwachsen war, strebte der jugendliche Geist des deutschen Volkes nach seiner Befreiung; lange schon rangen die metaphysischen Zweifel in der Seele der Jugend, mit welchen der Lehrer Omar seinen Zögling Abdal-

lah d. h. den jungen Dichter selbst aus glücklicher Unbefangenheit heraus dem Unglück weiht. Aber die Zweifel vermochten die Fesseln noch nicht gänzlich zu sprengen, und als Gespenster spukten in schwarzen Nachtgemälden, was vorher kräftige Teufel waren. Auch von dieser Seite her ist Kants Verdienst nicht genugsam zu preisen, der mit einemmale uns weckte von dem Alpdrücken theologischer Truggestalten, und daneben Göthes reinmenschliche Dichtung, die selbst dem Teufel, wo er ihn nach der Ueberlieferung zeichnete, nichts sentimental Erhabenes, bloß die alte Abgeschmacktheit beigab. Aber vom Jugend an hatte Tieck, bis er mit Solgern in nähere Bekanntschaft trat, eine Furcht vor systematischer Philosophie, und scheuchte die tiefsten Fragen, statt sie in wissenschaftlicher Weise zu lösen, in den eigenen Busen zurück, wo sie dann ruhelos als Poltergeister ihr Wesen trieben. Er hatte die Alten studirt, und mind ihre Klarheit; von Göthe aber, dem Abgott seiner Jugend, dem Genius seiner spätern ästhetischen Ueberzeugungen, dem vielbewunderten und gepriesenen Meister, dem er begeisterter Herold war, von Göthe eignete er sich nichts an, als allmählich die süße Melodie der Sprache. Aus dem dunklen Schachte der eigenen Seele stiegen noch lange und immer wieder die alten Kobolde auf, als jenen mit Schiller längst auf reinen Höhen erquickende Lebensluft athmete.

Derselbe finstere Ton wie im Abdallah herrscht in dem fünfaktigen Trauerspiel Karl von Berneck, das er nach einer 1792 gemachten fränkischen Reise im Jahre darauf begonnen und 1795 vollendet hat. So sehr diese Reise seinen Gesichtskreis erweiterte und namentlich der Genuß der heitern Bamberger Gegend sein Herz freundlich und fröhlich stimmte, so sehr dann unser Nürnberg in seiner damals noch alterthümlichern Gestalt seinen Sinn für altdeutsche Art und Kunst zu

jener Begeisterung aufschloß, die ihm und seinen nachherigen Freunden durchs ganze Leben als Mitgabe geblieben ist, so war doch jene Dichtung noch unter den Einflüssen seiner vorigen melancholischen Gemüthsrichtung entstanden und in eben dem Geiste ausgeführt. Birneck mit seiner düstern Lage hatte einen sonderbaren, finstern Eindruck auf ihn gemacht, und so entwarf er aus dieser Stimmung heraus sein Trauerspiel, das er selbst einen Pendant zum Abdallah nennt. Hier wie dort ein gespenstiges Schicksal, ja das Gräßliche desselben noch dadurch gesteigert, daß es unvermeidlich fortwirkt von Geschlecht zu Geschlechtern, bis sein Fluch durch eine nicht minder grause That gelöst wird. In jeder Johannisnacht geht ein eisgrauses Gespenst durchs Schloß; es ist der Geist des ersten Besitzers, der seinen Bruder umgebracht. Wen der Geist grüßt, der muß in dem Jahre sterben, bis einmal von zwei Brüdern einer den andern ermordet, ohne daß sie Feinde sind. Der alte Walther, der Burgherr, kehrt nach sechzehnjähriger Abwesenheit vom Kreuzzug heim. Es ist ein trauriger, finsterer Mann ohne sein Verschulden. Jedem vom unserem Stamme, sagt er, ist ein alter unversöhnlicher Fluch mitgegeben, der magnetisch nicht von uns läßt, und so geht ihm die Trübseligkeit nach wie sein Schatten. Des Vaters Gemüthszustand wiederholt sich in dem jüngern seiner Söhne. Es gibt Menschen, klagt Karl, die dazu auserlesen sind, um die schwarzen Tage, die das Schicksal in die Welt fallen läßt, zu erleben, und ich bin gewiß einer von diesen. Zurückgesetzt ob seiner lästigen Schwermuth, trauert er einsam um des Hauses Ehre, während die Mutter mit dem wilden Liebeswerber fröhliche Feste feiert, und der ältere Sohn den lustigen Rittersmann sich zum Muster nimmt. Der Alte fällt im Zweikampf durch den Liebhaber seiner Gattin; aber, ein zweiter Orest, tödtet Karl Buhlen und Mutter

mit dem alten fluchbeladenen Ahnenschwert, und mit eigenen Händen sammelt das Gespenst die Stücke der zerbrochenen Waffe. Die feindlichen Brüder lieben beide ein Mädchen, von Orla die sanfte Adelheid. Eifersüchtig bei der Entdeckung, daß sie den Verworfenen begünstigt, schreitet Reinhard zum Morde des unseligen Karl. Aber sein grimmer Haß wandelt sich, wie er ihn schlafend findet, in weichmüthige Liebe, also daß er ihm selbst das Mädchen freiwillig abtritt. Doch umsonst fleht Karl, der wie von Geistern verfolgt seit dem Muttermorde dem Wahnsinn nahe umhergeirrt, um Verzeihung seiner That; umsonst schimmert ihm aus Adelheids Augen eine Morgenröthe möglichen Glücks entgegen. Als zur Verlobung beide die Hände ineinander legen, tritt zwischen sie der Mutter Geist. Aufs neue von allen Schrecknissen erfaßt, beschwört er den Bruder ihn zu tödten und läßt nicht ab, bis ihm der Liebende den Dolch in die Brust stößt. Und nun muß endlich das Haus beruhigt sein; denn auch der andere, für den das Leben keinen Reiz mehr hat, geht in ein Kloster.

Dieses dramatische Ungeheuer ist bei all seinen Ahnungen und Geisterschauern ein regelmäßiges Bühnenstück, noch frei von jenen Extravaganzen, die sie Tieck späterhin aus Verachtung unserer Schaubühne in übergenialischer Verspottung aller Gesetze, ja aller Möglichkeit erlaubt hat. Damals hing er noch voll Entzücken an den großen Bühnenkünstlern, die seine Vaterstadt in den neunziger Jahren sah, und von denen er besonders Schröder und Fleck später nach eingetretenem Verfall unserer Schaubühne vielfach in Kritiken als unerreichte Muster hinzustellen niemals ermüdete. Beispielshalber hebe ich nur den im Jahre 1831 als Einleitung zu Schröders dramatischen Werken von Bülow geschriebenen Aufsatz hervor: Die geschichtliche Entwicklung der neuern Bühne vor Friedrich Ludwig Schröder.

In diesem übrigens vortrefflichen Aufsatze legt er, wie auch sonst öfters in seinen feinen Kritiken, das Hauptgewicht bei Aufsuchung der Gründe jenes Verfalls auf die Iffland-Kotzebuische Schule, sodann auf das Ueberhandnehmen des lyrischen Elements in der Tragödie und die Unnatur des Schicksalsbegriffes, ohne zu bedenken, wie viel er selbst durch Dichten unaufführbarer Stücke und durch sein absichtliches Zurücktreten von der Bühne derselben geschadet hat. Für den Schicksalsspuk macht er häufig die Braut von Messina verantwortlich, und hatte doch, wie wir eben gesehen, lange vorher im Karl von Berneck ein weit schlimmeres Beispiel gegeben. So sehr war sogar dem Dichter, der sich im Ganzen nur wenig änderte, in späteren Jahren die eigene Jugendrichtung aus dem Gedächtniß entfallen. Tadelt er ja sogar an der Jungfrau von Orleans das Mirakelhafte und sonst an Schiller das ungebührlich Lyrische, und hatte Beidem weit mehr als jener Vorschub geleistet. Wäre er doch wenigstens auf dem Wege der Regel, den er nur noch einmal im Blaubart ging, ruhig fortgeschritten; wie viel würde der gründliche Kenner des gesammten Bühnenwesens für die dramatische Kunst geleistet haben! So danken ihm nur die Gelehrten seine geistvollen Erörterungen; aber das deutsche Volk hat seinen gestiefelten Kater, seinen Zerbino, seine verkehrte Welt, ja Genoveva, Octavian und Fortunat vergessen, weil sie mit ihrem forcirtem Witze, mit ihrer Vermengung aller poetischen Formen, mit ihrer jedes Maß verlachenden Unregelmäßigkeit über die Fassungskraft selbst geduldiger Leser hinausgehen.

Es ist erstaunlich, welch umfassende Studien der dramatischen Kunst Tieck bereits im angehenden Jünglingsalter gemacht haben muß. Seit Lessings Wirken, seit Wielands und Eschenburgs Uebersetzung, seit Schröders Bearbeitung

und Aufführung Shakspearischer Stücke war jedes frische Auge in Deutschland auf den größten Genius der modernen Dichtkunst gerichtet, der lange in ungebührlicher Verachtung gelegen hatte und den neuen Glanz seines Ruhmes selbst unter seinen Stammgenossen den Bemühungen deutscher Dichter und Forscher dankt. Unter ihnen aber steht bekanntlich unser Tieck mit an der Spitze als der ersten einer, welche eine gründliche Auffassung des großen Briten vermittelten. Seine mancherlei hieher gehörigen Leistungen fallen in spätere Perioden seines Lebens, und ich werde weiter unten darauf zurückkommen; aber schon hier muß ich darauf aufmerksam machen, wie bereits der neunzehnjährige Jüngling um Shakspeares willen, als er in Göttingen studirte, sich mit dessen Vorgängern und Zeitgenossen beschäftigte, so daß in einem Lebensalter, in welchem die Wenigsten selbst die Namen jener Dichter gehört haben, ein Reichthum literarhistorischen Details in seinem Geiste aufgespeichert lag, der ihn zu einem eindringenden Urtheile über die Leistungen des Gefeierten befähigte. Namentlich war es Ben. Jonson, der zwar steife, doch witzige Lustspieldichter, Shakspeares Zeitgenosse, welcher in dem Gedichte seine Theilnahme anregte, daß er schon 1793 eines seiner Stücke Herr von Fuchs mit einiger Umänderung ins Deutsche übertrug, und diesem nachher 1800 ein zweites, Epicöne, folgen ließ, in der Absicht, den Freunden Shakspeares diesen Gegensatz der dramatischen Poesie nahe zu bringen und dadurch ein helleres Licht auf Shakspeare selbst zu werfen. Aus demselben Jahre 1793 ist sein Aufsatz: Shakspeares Behandlung des Wunderbaren, der nebst eingehender Kenntniß des Dichters bereits eine Reife und Feinheit des Urtheils verräth, die weit über diese Jugendjahre hinaus liegt. So begleiteten die anstrengendsten Studien den schaffenden Dichter, der sich nachher im Alter beim Rückblick auf

solch rüstige Thätigkeit selbst verwundert, wie viel man in jungen Tagen auf einmal bewältigen kann.

3.

William Lovell.

Denn in eben dem Jahre, wo er Jonsons Volpone bearbeitete, legte er auch Hand an einen weitläuftigen psychologischen Roman, William Lovell, den er indeß erst drei Jahre später beendigte. Es ist das Denkmal, das Mausoleum vieler gehegten und gelösten Leiden und Irrthümer, schreibt nachher über dieses Werk der Verfasser seinem Solger; aber als es gebaut ward, war der Zeichner und Arbeiter schon von diesen Leiden frei; ich war fast immer sehr heiter, als ich dieß Buch schrieb, nur gefiel ich mir noch in der Verwirrung. Ueber dessen Entstehung aber läßt er sich in der Vorrede zur zweiten Ausgabe 1813 so vernehmen, als habe er, der im Kampf gegen die herrschenden Ansichten schon früh einen Ruheplatz zu gewinnen suchte, wo Natur, Kunst und Glaube wieder einheimisch sein möchten, in diesem Kriege mit sich selbst und andern der Gegenpartei ein Gemälde ihrer eigenen Verwirrung und ihres Seelenübermuthes hinstellen wollen, der seine Abweichung von ihr gleichsam rechtfertigen sollte. Als die Gegenpartei schildert er unmittelbar vorher die obenbezeichneten Aufklärer. Ungeachtet dieser Versicherung des Dichters bezweifle ich gleichwohl, daß ihm bei Abfassung des Werkes diese Absicht klar vor der Seele schwebte; wenigstens wäre sie ihm ziemlich schlecht gelungen, da die liberale Verstandespartei jener Tage sich unmöglich in dem schwachköpfigen, liederlichen, ja selbst der gemeinsten Verbrechen fähigen Helden wiederfinden konnte. Lovell

ist seinem Charakter nach des Abdallah Zöglingsbruder, ein Werther in sittlicher Verderbniß, sentimental, zweifelsüchtig, bei jugendlicher Selbstüberschätzung aufgeregt; in ihm ist keine Ader jenes spießbürgerlichen Philisterthums; vielmehr ein guter Theil der Eigenschaften, welche bei einzelnen Anhängern, ja Stimmführern der Romantik selbst nachher ans Tageslicht traten. Lovell hätte sicherlich geschwelgt in der Lectüre Lucindens; spielt er doch mit Rosalinen eine Rolle, die es jener zuvorthut; und die Grundsatzlosigkeit im Leben und Wandel, durch welche so manche reichbegabte Geister der eigenen Partei sich compromittirten, harmonirt, die Sentimentalität abgerechnet, gar wohl mit der seinigen. Mir scheint vielmehr in der Person des verächtlichen Helden lediglich die Person des Dichters zu stecken, der sich, aus seinen Zweifeln erwacht, eine moralische Strafpredigt hält, und wie denn Sittenprediger zu übertreiben pflegen, an einem recht augenfälligen Beispiele zeigen will, zu welcher Zerrüttung die anspruchsvolle Genialität führen kann, wenn sie sich mit sittlicher Leichtfertigkeit paart. Beide Merkmale aber passen auf einzelne Abertins der neuen Schule vortrefflich. Unsern Dichter bewahrte seine gute Natur vor Frivolität des Charakters und sein rettender Geist überwand allmählich die Nebelregion der Zweifel. William Lovell steht als Markstein hingesetzt für Tiecks alte und spätere Denkart; indem er jene auf den Pranger der Ehrlosigkeit verwies und schließlich unumwunden sein Verdammungsurtheil im Testamente Andreas aussprach, wollte er sich selbst den Rückfall in die alten Irrthümer unmöglich machen.

So unerquicklich das ziemlich breit geschriebene Buch für den heutigen Leser ist, der als Göthes Schüler sich dem Leben und der Welt mit gesunderem Sinne zuwendet und weder einseitige Empfindsamkeit noch Grübelei mehr vertragen kann, vor

allem aber die Schlechtigkeit haßt; wenn sie sich den Mantel philosophischer Tiefe umhängt: so lehrreich bleibt es als Denkmal jener gährenden Zeiten, wo das Werthenthum mit allen seinen Auswüchsen in die Wirklichkeit eingetreten war. Nur dadurch, daß der Hauptheld sammt den meisten seiner Freunde Engländer ist, mag das Werk wenigstens im Punkte der Blasirtheit sogar jetzt noch Ansprüche auf Wahrheit haben. Die Richardsonischen Romane dienten zum Muster; daher die Briefform, die ja auch im Werther vorgeherrscht hatte und bei aller Langweiligkeit doch für die beliebten psychologischen Entwicklungen und Herzensergüsse am bequemsten Raum bot. Wie genau Tieck den Ton jener Romane zu treffen wußte, geht schon aus der Thatsache hervor, daß einer seiner Recensenten ihm nachzuweisen suchte, daß das Buch aus dem Englischen übersetzt sei, und obschon er das Original nicht zu nennen wußte, ihm doch Uebersetzungsfehler bezeichnete, indem er hergebrachte englische Redensarten nicht verstanden habe. Die Oekonomie des Ganzen ist die nämliche, wie im Abdallah: auch hier wird ein junger Mensch von einem Alten, den er wie ein Wesen höherer Art verehrt, methodisch verdorben und mit Hohnlachen in den Abgrund der Verworfenheit geschleudert. Auch hier ist der Jüngling schwach an Geist, aber voll überschwänglicher Gefühle, und die Verführungsgewalt der Liebe ist die Hauptursache seines Strauchelns. Empfindsam und jedem Eindrucke Preis gegeben, melancholisch und über die Alltäglichkeit der Welt hinaufgeschraubt, ohne Schärfe des Denkens und jedem Sophisma verfallen, das ihm mit imponirendem Anspruch entgegentritt, wird der in Hochgefühlen schwelgende Novell erst der Kokette, dann dem raffinirten Wüstling zur Beute. Charaktere wie du, schreibt ihm sein Vater, sind Maschinen in der Hand eines jeden Menschenkenners, ein Präsidirt, mit welchem er nach der Sprachweise seiner

Zeit diejenigen bezeichnet, die durch widrige Erfahrungen und Täuschungen genöthigt zu der desperaten Einsicht gekommen sind, daß Selbstsucht die Triebfeder aller Handlungen und Tugend ein bloßer Name sei. Die Erbärmlichkeit als die Quintessenz unsres Seelenlebens aufzuspüren, galt damals für Weisheit eines Weltmannes, und die Wissenschaft dieses Spionirsystems wurde Psychologie genannt. Mit großer Kunst entwickelt der Dichter den ziemlich raschen Abfall Lovells von seiner frühern Sittlichkeit. Die Babilerin in Paris, die sich für ihn in diese Rolle geworfen, hält er für ein Ideal Richardsons, für ein himmlisches und überirdisches Geschöpf. Er wird seinem Mädchen in der Heimath untreu, indem er sich vorspiegelt, er brauche ja nicht unempfindlich für andere Schönheit zu sein. Dazwischen kommt ihm der Gedanke an seine Nichtswürdigkeit. Er verläßt die französische Hauptstadt und eilt, in die Mitte gestellt zwischen einem düstern Schwärmer, der nachher in Wahnsinn endet, und einem frivolen Verstandesmenschen, der ihn mühelos von seinen Trugschlüssen abhängig macht, nach Italien. Auf die Möglichkeit höherer Wahrheit verzichtend, überkäubt er des Gewissens Stimme im Genuß und setzt die Lebensaufgabe in Stillung der Sinnenlust. Ich befriedige mich, schreibt er an Rosa, den Abgesandten seines hinter einem Nimbus von Gehheit lauernden Hauptverführers, mit der Empfindung ein Mensch zu sein; rasch entflieht das Leben; wehe dem, der vom irdischen Schlafe erwacht, ohne angenehm geträumt zu haben; denn, wüste und dunkel ist die Zukunft. Ich höre auf nach Weisheit zu ringen, der sich kein Sterblicher nähern kann. Als ob es dem verworrenen Träumen bisher schon ernstlich um Weisheit zu thun gewesen wäre. Aber solche schauspielerische Verzweiflung war Mode des Zeitalters, das ein prinzipienloses Hin- und Hertasten für Philosophie nahm; es ist die Verfahrenheit des Jahrhunderts

der Sophisten, dem gerade noch zur rechten Stunde sein Sokrates Kant erschien. — Sinnlichkeit ist unserem Helden nur das erste bewegende Rad in unserer Maschine, Poesie, Kunst und selbst die Andacht nur verkleidete Wollust; gut, warum sollte er nicht an dieser nächsten Quelle trinken? Von einer leichtfertigen Schönen zur andern taumelnd, und zwischen dem Liebesgenuß die unheimliche Stimme der Reue mit Wein betäubend, bleibt er bei aller Liederlichkeit der alte widerlich empfindsame Schwärmer. Er gesellt sich vertraulich zu einem armen unschuldigen Mädchen, seine Verhältnisse verbergend unter der Maske eines dürftigen Standesgenossen; er verführt sie mitten in ihrem Schmerz, nachdem er ihren Bräutigam im Streite getödtet, und verläßt dann die Unglückliche, die sich rath- und trostlos in die Wellen der Tiber stürzt. Nichts empört das sittliche Gefühl tiefer als diese Scenen; wir möchten den Nichtswürdigen ihr nachstürzen; aber der Dichter foltert uns mit der weitern Darstellung seines erbärmlichen Sündenlebens noch einen ganzen vollen Band hindurch. Lovell kehrt heim nach England. Sein Vater ist todt; sein Besitz ist durch einen ungerechten Prozeß dessen unredlichem Gegner angefallen. Auch dieser ist hingeschieden, und der Sohn, Lovells ehemaliger Freund, den dieser durch seine Sittenlosigkeit von sich gestoßen, Eigenthümer der Güter. Lovell macht einen Vergiftungsversuch am Freunde, er verführt seine sentimentale Schwester, der er sich in der Rolle eines Unglücklichen interessant gemacht. Er verläßt auch sie, und die Arme stirbt vor Gram. Er wird unglücklicher und dann falscher Spieler; er geräth unter die Räuber, die dem albernen Winsel nicht einmal zu ihrem Gewerbe verwenden können. Im Zustande der Verarmung kommt er abermals nach Rom, Hülfe zu suchen bei seinen vermeintlichen Freunden. Ich möchte laut schreien und klagen, ruft er aus,

als er von seinem bisherigen Abgott verlacht wird, ich möchte es in die ganze weite Welt hinein heulen, wie elend ich bin. Dieser hinterläßt ihm nach seinem Tod in der Form eines Testamentes seine eigene Lebensgeschichte, aus welcher hervorgeht, daß er selbst es war, der sich, um Rache an Lovells Vater zu nehmen, die Aufgabe gesetzt, jenen elend zu machen, was dem durchtriebenen Alten nicht schwer fiel, da ihm des Jünglings verworrene, abenteuerliche und sinnliche Natur entgegenkam. Du hättest ein recht ordentlicher gewöhnlicher einfältiger Mensch werden können; aber nun hast du alles daran gewandt, um ein unzusammenhängender philosophischer Narr zu werden, heißt es in diesem Testamente. Des Alten Helfershelfer bietet ihm an auf einem Gut in Tivoli Wohnung und Unterhalt mit ihm zu theilen; er will in reuevoller Erinnerung büßen, was er an Lieb und Freundschaft gesündigt hat; glücklicher Weise trifft den weichmüthigen Schurken Lovell noch eher die rächende Kugel durchs Herz, bevor der Leser die widerwärtige Erfahrung macht, daß ein in Verbrechen vergeudetes Leben mit einer Idylle endige.

Ich kenne keine peinigendere Geschichte als diesen William Lovell, vor allem deßhalb, weil der Held ohne sittliche, ja ohne Willenskraft ist. Hier handelt es sich um keinen Kampf mit dem Schicksal, um kein Ringen nach irgend einem Zweck; ein anfangs mittelmäßiger, dann gemeiner Mensch versinkt in alle Laster, reift zu allen Unthaten, und leidet dabei fortwährend an der Einbildung eines Unglücks, das ihm die Gesellschaft gebracht habe. Allerdings fehlt es dem Roman auch nicht an tüchtigen, wackern Menschen; da aber diese zumeist von dem elenden Wichte straflos gefährdet werden, so mangelt das sittliche Gegengewicht. Tieck selber gibt es in spätern Jahren zu, daß er jene Gegend, die der Verwirrung, dem Geistessturm,

dem Zweifel, der philosophirenden Sinnlichkeit und Leidenschaft als ein helles Elysium gegenüberliegen sollte, nur als dunkle Schattenmasse hingestellt habe. Und so wollen wir denn mit dem Jüngling nicht rechten, daß ihm die Zeichnung einer edlen, gebildeten, charaktervollen Gesellschaft minder gelungen als die Schilderung der Grundsätze, in denen er eben noch vor Kurzem selbst theoretisch befangen war; wollen vielmehr die feine Beobachtungsgabe anerkennen, die ihm einen ungemeinen Reichthum an Gedanken und psychologischen Bemerkungen an die Hand gab, von denen das in seiner Grundlage durch und durch verfehlte, aber immerhin dichterisch bedeutende Werk durchwoben ist. Als er den Lovell schrieb, hätte man an dem Dichter verzagen mögen; nachdem er sich aber zu seiner späterhin so lieblichen Klarheit durchgearbeitet hatte, konnte er wohl selbst, wie ein Reisender auf überstandene Gefahren, nicht ohne Behagen auf Jugendverirrungen zurückblicken, denen das Genie am meisten ausgesetzt ist.

4.

Erzählungen.

Noch ehe er den Lovell abgeschlossen hatte, im Jahre 1795 wurde er auf fremde Veranlassung von einer Seite, von welcher man es kaum hätte erwarten sollen, aus seiner bisherigen schriftstellerischen Richtung gelockt, die gerade, weil sie mit seiner Neigung zusammenstimmte, als falsche Manier Dauer zu gewinnen drohte. Nicolai forderte den talentvollen Jüngling auf, Erzählungen gefälliger Art nach französischen Büchern für eine Sammlung zu schreiben, die von Musäus begonnen, von

Müller in Apotheke fortgesetzt war und den seltsamen Titel Straußfedern trug. An dieser wohlfeilen Waare fand er um so weniger Behagen, weil er mehr vom englischen als französischen Schriftstellern gefesselt wurde, und in seinem überschwänglichen Lovell begriffen für ein plattes Publicum zu schreiben unter seiner Würde hielt. Gleichwohl ließ er sich bestimmen auf den Antrag einzugehen, und so schwer es ihm bei seiner Abneigung anfangs ankam, die leichte Darstellung, den harmlosen Witz und die mäßige Satire seiner Vorgänger nachzubilden, so bequem bewegte er sich bald in dem fremden Kleide, also daß er nach den drei ersten Versuchen die französischen Bücher ganz wegwarf, um sich fortan in freier Erfindung lustig zu ergehen. Diese Erzählungen, welche theils in den Straußfedern, theils in andern Zeitschriften oder wie Peter Lebrecht auch selbständig erschienen, sind die ersten Anfänge seiner bisherigen Novellenpoesie.

Ich kenne gar wohl den von Tieck aufgestellten Unterschied zwischen Erzählung und Novelle; ich weiß es, daß er für letztere Gattung einen Knoten der Verwicklung fordert, um dessen Schürzung und Lösung sich die gesammte Darstellung zu bewegen hat; aber das Künstlerische nimmt eben immer seinen Ursprung aus dem Einfachen, die Novelle aus der Erzählung, und wenigstens eine seiner besten Novellen, der Tischlermeister, die er ausdrücklich als seine früheste bezeichnet, wurde, obwohl erst 1836 vollendet, doch bereits in eben dem Jahre 1795 entworfen, in welchem er für die Straußfedern seine ersten Versuche machte.

Daß die übernommene Verpflichtung leicht hingeworfene, mitunter lascive Erzählungen im Geschmack des Musäus zu schreiben unsern Dichter von seiner bisher gewohnten Maleves grauser Nachtstücke entfernte und auch seine Sprache aus ihrer

Ueberschwänglichkeit auf den Boden des Gewöhnlichen, ja Trivialen herniederzog, war ein großer Gewinn für ihn. Aber auch seine Lebensanschauung mußte er, einmal im Kreise wirklicher Menschen angekommen, bedeutend modificiren. Das Schicksal, die Hauptgottheit seiner früheren Phantasien, wird gleich in der ersten Erzählung verspottet, in welcher ein philosophischer junger Liebhaber allerlei Collisionen, in die ihn seine Liederlichkeit bringt, aufs Schicksal schiebt. So tief, heißt es zum Schluß, liegen manche Schwachheiten im Menschen. Das Schicksal hat es nie der Mühe werth gefunden sich mit ihm zu entzweien. Die Empfindsamkeit, sagt er in den Rechtsgelehrten, ist auch etwas so verächtliches geworden, daß es selbst die Schüler nicht mehr der Mühe werth finden sich mit ihr einzulassen. Peter Lebrecht lacht schon in der Vorrede über Spießens Schauderromane sammt dem Gewimmer der Siegwartianer.

Peter Lebrecht hat unter allen damaligen Erzählungen dem Dichter die meisten Gönner erworben, so sehr, daß er nach dem Wunsche des Verlegers nachher auch auf dem Titel der Volksmärchen jenen Namen beibehielt. Waren doch manche seiner Freunde sogar der Meinung, diese Art und Weise sei sein Beruf, und andere Aufgaben, die er sich gesetzt, wären zu weit vom Wahren und Natürlichen entfernt. Das Buch besteht aus zwei Theilen von nur losem Zusammenhang, da die Geschichte eigentlich mit dem ersten bereits zu Ende und der zweite nur durch die äußerst günstige Aufnahme des ersten hervorgerufen ist. Man erholte sich wohl von den kindischen Schrecknissen und Gefühlsmartern der Moderomane einmal zur Abwechselung an einer Erzählung, deren Verfasser geflissentlich darauf ausging, so prosaisch und uninteressant als möglich zu sein und durch sein ganzes Büchlein sowohl als durch Anspie-

lungen in Menge gegen allerlei Thorheiten der Zeit anzukämpfen. Es gefiel jenes geflissentliche Scherzen mit dem Stoffe, das man an Sterne lieb gewonnen und das auch bereits Jean Paul in die deutsche Litteratur eingeführt hatte; es gefiel hier um so mehr, weil der Autor im Gegensatz zu der sonst beliebten Breite in wahrhaft gezwungener Weise sich bestrebte fragmentarisch zu sein. In dieser an sich nichtigen Geschichte ist die Ironie, die Selbstverspottung, ganz an ihrem Platze, die bald nachher von Tieck übertrieben und als Kunstregel unter den Romantikern aufgestellt unsrer Poesie so verderblich ward. Die Ironie sollte, wie er es selbst einmal ausdrückt, die letzte Vollendung eines Kunstwerks, der Aethergeist sein, der befriedigt und unbefangen über dem Ganzen schwebt; das Ich des Dichters sollte nicht in seinen Gegenstand sich versenken, sondern über demselben sein unabhängiges Leben führen. Ein Uebelwollender würde diesem Verlangen die Deutung geben, als solle ein feinerer Beurtheiler es der Dichtung gleich anmerken, daß sie ein Product der Willkühr, daß sie eigentlich ein Spaß sei, den der Dichter mit dem Publikum treibt. Seinem Hauptinhalte nach ist Lebrecht eine Art Persiflage des Siegwart. Der Held der Erzählung ist der Sohn eines Mönchs und einer Nonne, die nach rechtmäßiger Trauung das Klostergelübde abgelegt, dann aber durch den Zufall wieder zusammengeführt trotz ihrem heiligen Stande sich vergessen haben. Die Zwillingskinder wurden in Unkenntniß ihres Ursprungs abgesondert erzogen, und der junge Mann hätte seine eigene Schwester geheirathet, wäre ihm nicht glücklicherweise am Hochzeitabende die Braut von seinem Nebenbuhler gestohlen worden. Herr seiner väterlichen Güter geworden, heirathet er eine hübsche Pachterstochter; denn die Liebe ist ein Frühling, der uns in jedem Jahre vom neuem entzückt; und nachdem er dann den Irrweg

seiner vorigen Verbindung in Erfahrung gebracht, schärft der Autobiograph als moralische Tendenz die Lehre ein, daß sich ja Niemand solle trauen lassen, ohne vorher den Taufschein seiner Frau zu sehen. Die Glanzpartie der Erzählung ist der Bericht über seinen Hofmeisterstand im Hause des Präsidenten, wo der Dichter zum erstenmal gegen die von ihm häufig genug verlachten methodischen Erziehungstheorien dem Humor freien Lauf läßt. Der angehende Hofmeister nahm sich vor, ein völliges System zu erbauen, nach welchem er seine Zöglinge zu edlen, großen und verständigen Menschen bilden wollte, ohne freilich damals noch zu wissen, daß es in jeder Familie wenigstens ein Genie gibt.

Im zweiten Theil ist die Geschichte noch weit mehr Nebensache als im ersten. Als glücklicher Ehemann gibt er sich den Anschein, bloß seine interessanten Familienbegebenheiten berichten zu wollen; aber es kommt nichts Merkwürdiges vor als der Besuch eines Windbeutels von Vetter und eines wunderlichen Amtmanns. Ein dritter Theil, den er am Schlusse verheißt, ist nicht mehr erschienen. Seinem Schwiegervater Martin, einem zweiten Onkel Toby, sowie dem Amtmann Sintmal, legt er allerlei treffende Urtheile in den Mund, die diese Männer von gesundem Mutterwitz über die verschiedensten Erscheinungen in Literatur und Leben fällen, und indem er daran wieder seine eigenen Betrachtungen knüpft, weiß er wohl jeden Leser zu unterhalten, nicht bloß den geneigten, welchen er als einen breitschulterigen Heros beschreibt, der Vieles dulden und ertragen kann. Die abgerissenen Bemerkungen enthalten viel Treffendes und Beherzigungswerthes. Unsere Schriftsteller, sagt Lebrecht, suchen immer das sogenannte Poetische abzusondern und zu einem für sich bestehenden Stoff zu machen; sie trennen dadurch die Einheit und können uns nur einen einseitigen Genuß

verschaffen; denn wem ist es unter den Deutschen gegeben, so wie Göthe zu schreiben? In dieser Stelle, der ersten, in welcher er den Namen unsres Großmeisters erwähnt, der vom Jahre 1792 an unter dem Widerspruche sämmtlicher Alten, nach langer Vergessenheit der ersten stürmischen Bewunderung seiner Erstlingswerke, von der poetisch gestimmten Jugend wieder gefeiert wurde, in dieser Stelle, sage ich, setzt er mit schlichten Worten den Hauptwerth Göthischer Dichtung ganz richtig in die vollkommene Durchdringung von Ideal und Wirklichkeit und tadelt, wie wir sehen, die einseitige Absonderung einer poetischen Welt, worin er sich doch vielfach selbst, seines eigenen Grundsatzes uneingedenk, nebst der ganzen Schaar seiner Mitstrebenden und Nachtreter so wohl gefiel. — Ein andermal tadelt er den falschen Geschmack an modernen Ritterromanen; die gewöhnlichen Leser sollten doch ja nicht über jene Volksromane spotten, die von alten Weibern auf der Straße für einen oder zwei Groschen verkauft werden; denn der gehörnte Siegfried, die Heymonskinder — ein Volksbuch, für das er bereits im Karl von Berneck geschwärmt —, Herzog Ernst und die Genovepa hätten mehr wahre Erfindung und seien ungleich reiner und besser geschrieben als jene beliebten Modebücher. Zugleich empfiehlt er sich als demnächstigen Herausgeber von Volksmärchen.

Unter den übrigen auf Nicolais Veranlassung hin entstandenen Erzählungen will ich nur zwei hervorheben, weil sie ganz treffliche Carricaturen damaliger Zustände sind; Ulrich der Empfindsame und Fermer der Genialé. Ulrich, der einzige Sohn eines alten, reichen Kaufmanns, der nur seinem Geschäfte lebt, wächst heran unter der Obhut der Mutter. Er lernte in Campes Kinderbibliothek lesen; auch wurden ihm oft gute und erbauliche Kupferstiche vorgehalten; man stellte ihm

die großen Muster einiger Kinder als Gretchen, Minchen oder Wilhelmchen beständig vor Augen; auch wurde ihm die Moral und Religion in nuce beigebracht, und so gedieh der Knabe zur allgemeinen Freude. Da kam ein junger Mann ins Städtchen Namens Seidemann. Er hatte unlängst die Universität verlassen und einen Dornenstock, abgeschnittene Haare, viel Weltkenntniß und wenig Hefte mitgebracht; er hatte das weltberühmte Philanthropin in Dessau besucht, und sein Herz schlug so gewaltig, als er die Meritentafeln mit goldenen Punkten, die Ordensbänder und das Privattheater, die Uniform und das Voltigirpferd sah, daß er das Gelübde that, wenigstens im Kleinen eben so viel zu wirken, wenn es ihm etwa nicht gelingen sollte, ins Große zu gehen. Die Damen wurden besonders durch sein abgeschnittenes Haar entzückt, und die unter Kopfschütteln der Großväter ihm anvertraute liebe Jugend wuchs mit Springen und Laufen auf, und ward groß und rüstig, philosophisch und lustig. Die Hauptstütze seines Erziehungsplanes war die Errichtung eines Privattheaters, in welchem man sich gegenseitig übte in der Kunst gerührt zu werden, und der Lehrer sammt seinem Lieblingsschüler Ulrich einen Liebesroman spielte, der sich komisch genug verwickelte.

Da es mir nicht um die drollige Geschichte, sondern lediglich um die Tieckische Polemik zu thun ist, so hebe ich nur noch den einen Punkt hervor, wie der zu seines Vaters Geschäft untaugliche Ulrich auf seiner Flucht mit einem Schriftsteller zusammentrifft, der über alle Fächer der Pädagogik reiflich nachgedacht hat, und ihn nun bestimmt gleichfalls zur Feder zu greifen, um mit ihm vereint die Fackel der Aufklärung anzuzünden. Aus einem Bündel weist er ihm Manuscripte vor. Es waren Lieder für Kinder, von der Wiege bis zum männlichen Alter; dann eine Anleitung, wie man auch ohne Kirche gottes-

fürchtig sein könne; ein bündiger Beweis, daß die natürliche Religion die allein seligmachende sei; verschiedene kleine Abhandlungen über den Nutzen des Stelzengehens. Ulrich selbst aber verfaßte eine empfindsame Reisebeschreibung.

Ergötzlicher noch ist der genialе Fermer. Man muß diese Dinge lesen; sie sind wichtig für jeden, dem es darum zu thun ist einen Begriff zu erhalten von der seltsamen Verschrobenheit der damaligen Jugend, die sich an den tumultuarischen Kraftwerken unsrer Genies vollgesogen hatte und nun wie berauscht durchs Leben taumelte. Fermer war von der Universität zurückgekommen. Er hatte einen großen Hut, klirrende Sporen, die er immer trug, obgleich er nie ritt, und einen Knotenstock, wie es einem Biedermann ziemt. Deutsche Biedermänner waren Mode; auf der Bühne wie im Leben nahmen sie sich das Vorrecht der Grobheit. Als ein rechtes Urbild derselben hat Tieck in einer Novelle den Romanschreiber Cramer gezeichnet. Nach den Freiheitskriegen blühte das Geschlecht von neuem auf; jetzt ist es ziemlich ausgestorben, und wenn sich hie und da noch ein verkrüppeltes Exemplar davon zeigt, wird es angestaunt wie ein Thier aus der Urwelt. Dieser Biedermann nun hat zwei Geliebte zugleich, eine in der Universitätsstadt, die Tochter eines Handwerkers, die aber immer große Gesinnungen äußerte, und eine in der Heimath, die sich aber inzwischen mit einem soliden Bräutigam verlobt hat. Fermer spielt lauter Rollen; bald findet er im Clavigo, bald in der Stella seine Lage geschildert; dabei sucht er mit einer dritten Dame, seinem vis à vis, zu kokettiren. Als er von Luisens Verlobung hört, wirft er sich in die Rolle Karl Moors: Menschen, Menschen! Heuchlerische, giftige Krokodillenbrut! declamirt er auf der Straße, und stürzt wie wahnsinnig ins Zimmer der Untreuen, die er eben beim Pudern trifft. Das ist Weibertreue,

ruft er aus; ha Schlangenfalschheit! Du bist mir fremd, Luise. Er nimmt die Pudetschachtel, bricht sie in Stücke und wirft sie zum Fenster hinaus. Wie Sie auch sind! sagte das Mädchen, indem sie aufstand; womit soll ich mich denn nun fristen? Und als er weiter tobt, fährt sie sanftmüthig fort: Es mußte ja doch einmal anders werden; man kann ja doch nicht ewig schwärmen; man muß doch auch auf eine Versorgung denken. Sie glaubte, er habe sie längst vergessen und seine Briefe nur geschrieben, um sich im Stile zu üben. Späterhin zieht er aufs Land, sich als unbekannter Menschenhasser unter den Bauern herumzutreiben, und heirathet schließlich nicht seine Nannette in der Universitätsstadt, sondern des Küsters Tochter.

Solche geistreiche Charakterskizzen beweisen uns, wie Tieck schon frühzeitig auf dem rechten Wege war, auf den er erst nach langen Irrpfaden durch allerlei Nebelgegenden der Romantik, wenn auch gereifter und mit Erfahrung bereichert, zurückkehrte.

5.

Volksmärchen. Sternbald.

Der erste dieser Seitenwege war sein Bemühen um Wiederbelebung der alten Volksmärchen; nicht als ob ich in der Weise seines gelehrten Zeitgenossen die gemüthlichen Geschichten unterschätze, die durch ihren langen Bestand schon einen tiefpoetischen Werth bekunden. Aber eine parteilose Kritik muß deßhalb die früher gehörigen Arbeiten Tiecks zum großen Theile verwerfen, weil er, vermuthlich um sie dem damals geschmacklosen Publicum annehmbar zu machen, sie häufig in einen unangemessenen Blätterstaub kleidete. Die Form der

schlichtesten Erzählung ist für jene einfach herzlichen Stoffe allein die richtige; ja seitdem uns die naive Darstellung so schwer fällt, möchte ich sogar den leichten Schmuck des Reims und Verses verbitten, der nur allzuleicht zu modernem Redeprunk verleitet; am allerwenigsten aber paßt eine selbstbewußte Geistreichigkeit, die es unter der Hand zu verstehen gibt, daß Autor und Leser über ihrem Gegenstande stehen und sich nur des ungewohnten Spaßes wegen zu demselben herablassen. In den Heymonskindern (1796), dem ersten neuen Versuch in Deutschland die gute alte Geschichte in treuherziger Prosa zu erzählen, hat Tieck den rechten Ton meisterlich getroffen, ebenso in der schönen Magelone (1796), nicht minder nachher (1800) in der Melusina, nur daß man aus diesen beiden die vielen modernen Verse herauswünschen möchte; dagegen ist der dramatisirte Blaubart (1796), den Solger nebst dem Kater seltsamerweise für eine unserer besten Tragödien zu einer Zeit erklärte, wo längst Schillers Meisterwerke vorhanden waren, wegen der Menge überflüssiger Personen, wegen der in der Manier des Götz abgerissenen Behandlung, wegen der vielen frostigen Witze als eine verfehlte Nachahmung Shakspeares wenig genießbar, diejenigen Scenen ausgenommen, in denen die stufenweise steigende Angst der Agnes geschildert wird, seitdem sie die Blutkammer gesehen, seitdem der Blutfleck nicht mehr vom goldenen Schlüssel will, bis sie endlich ihrem finstern, barbarischen Manne, vor dessen Ankunft sie bebte, gegenübersteht. In den sieben Weibern des Blaubart vollends hat ihn die Laune des Uebermuths, welcher er im gestiefelten Kater mit gutem Erfolge freien Lauf gelassen, zu einer unglücklichen Parodie verleitet, die bei einer an sich rohen und widerlichen Geschichte weder ergötzlich noch poetisch ist. Wenn er in der Einleitung zu dieser Erzählung in Bezug auf das damals

gewöhnliche Begehren von Moral in der Dichtung die scherzhafte Allegorie voranschickt, wie man die gewandte Tänzerin Poesie eingefangen und in ihren Blumenkorb alles eingepackt, was in der Gesellschaft unnütz von Moralität herumlag, so daß sie jetzt in der Ferne nicht von den alten Semmelweibern zu unterscheiden sei, die mit ihrem Korbe von einem zum andern Dorfe wandern, so wissen wir doch wahrlich nicht, was jene Landstreicherin bei ihm nun an Grazie gewonnen, nachdem er sie zwar ihrer Bürde entladen hat, aber in willkührlichen Springen ohne Takt und Schick vor uns herumtummelt. Warum, geliebter Leser, fragt er im Verlauf seines witzelnden Berichtes, soll es nicht einmal ein Buch ohne allen Zusammenhang geben dürfen, da wir so viele mit trefflichem dauerndem Zusammenhange besitzen? Tieck selbst würde, wenn wir ihn ernstlich so gefragt hätten, entgegnet haben, daß eben ein Buch ohne Zusammenhang ein Produkt des Wahnsinns oder der Geschmacklosigkeit sei, aber bei alledem an der Behauptung festhalten, daß es Lust, Scherz, Witz geben müsse, die nur um ihrer selbst willen da seien. Es liegt bei diesem Grundsatze für einen Schriftsteller die Gefahr sehr nahe zum Phantasten oder Hanswurst zu werden. Scherze um ihrer selbst willen gemacht werden leicht gezwungene Scherze, wie deren leider sowohl er als Andere, namentlich Jean Paul, der Anhänger derselben Theorie, in reicher Menge zu Tage gefördert haben. Es thut uns weh, wenn der enthusiastische Götheverehrer in der nemlichen Schrift, in der er erklärte: „So oft ich die Menschen über Göthe urtheilen höre, wird es mir deutlich, wie sehr schlecht sie damit zufrieden sind, daß er durchgängig gut ist", mit vollen Segeln von Göthes Denk- und Schreibart sich entfernen kann. Damals war eben Tieck wie die meisten andern jungen Leute aus Abneigung vor der Alltäg-

lichkeit im besten Zuge der Romantik in die Arme zu eilen. Das Wort romantisch kommt meines Wissens hier in seinen Schriften zum erstenmal vor: ein romantischer Lebenslauf, der reich sei an interessanten Situationen, Verwicklungen und Empfindungen, wird dem gewöhnlichen entgegengesetzt. Und in diesem Sinne ist der vielgebrauchte Ausdruck thatsächlich in die Mode gekommen. Das Ungewöhnliche, Seltsame, der gemeinen Wirklichkeit Widersprechende und eben darum Interessante war das Romantische, und während Göthe und Schiller ihre volle Kraft einsetzten der Wirklichkeit das Prädicat der gemeinen mittelst der Kunst zu entziehen, stellten nun die Uebrigen, Tieck den Reigen führend, ihre unwahren, zum Theil unmöglichen, aber eben darum zur Zeit ihrer Neuheit reizenden Traumgestalten dem gewöhnlichen Leben ironisch entgegen. Die Volksbücher aber, ein an sich romantischer Stoff, verlieren ihren Werth, wenn sie mit subjectiver Ironie behandelt werden, weil die unpassende romantische Form die Romantik des Inhaltes wieder aufhebt. Am ersten paßt eine parodische Behandlung noch für die Schildbürger, weil diese Dichtung die Unsterblichkeit ihres Inhaltes in den ewig wechselnden Situationen hat, in welche die Staaten verfallen, wenn die Borniertheit an der Spitze steht. Vom achten Kapitel bis zum Schluß wird hier Tieck durch und durch modern und schiebt an die Stelle der alten Kindereien satirische Bemerkungen über Recensenten, Theaterwesen, über Pädagogik und revolutionäre Staatsweisheit ein. Die Schaubühne, heißt es u. a., machten die Schildbürger zu einem Anhange des Lazareths, um sich darin zu bessern. Der hauptsächlichste ihrer Dichter aber hieß Augustus — natürlich Kotzebue. Ihm hatten die Schildbürger die schöne Erfindung zu danken, daß gegen Ende der Stücke ein edler Mann auftrat, der Schulden bezahlte. Er soll auch

die Präsidenten und vornehmen Bösewichter erfunden haben, an denen der Tugend zum Besten Exempel statuirt wurden, so daß die Biederkeit mit Recht den Sieg davon trug. Dieser große Mann schrieb sehr viel und erschöpfte sich doch nie; denn er wußte einen einzigen trivialen Satz geschickter als der beste Musicus zu variiren. Die Polemik Tiecks und seiner Anhänger gegen den anmaßlichen Kotzebue und das ihm ergebene bei allem moralischen Anstrich dennoch lüsterne Philisterthum ist eben so häufig, als in ihren Behauptungen wohlbegründet; indeß fragt es sich bei alledem, wer dem deutschen Theater mehr geschadet hat, die bühnengerechten, wenn auch seichten Stücke Kotzebues, welche jedenfalls den Schauspielern Gelegenheit gaben, ihr Talent zu entwickeln, oder Tiecks eigene Formlosigkeiten und dramatisirten Märchen, bei denen der Verfasser selbst aus einseitiger Verachtung von Publikum und Bühne gleich von vorne herein von der Möglichkeit der Aufführung abgesehen hatte. Kotzebue, der sich seines immerhin bedeutenden Talentes überhoben, ist seit einem halben Jahrhunderte dergestalt verlästert worden, daß es endlich Noth thut, auf seine großen Verdienste hinzuweisen und hervorzuheben, wie seine Stücke, wenn auch hinter denen Schröders zurückstehend, doch im Ganzen spannend angelegt, gut dialogisirt und insbesondere die Lustspiele reich an Witz und Ueberraschung waren, und wie ihre große Anzahl dem Theaterpublikum Hausmannskost die Fülle bot, sicherlich eben so nahrhaft als die Gerichte der jetzigen Berliner Köchin.

Nicht alle hier angeführten Bearbeitungen Tiecks erschienen in der Sammlung der Volksmärchen, dagegen außer ihnen ein Naturmärchen eigener Erfindung von lieblichstem Zauber, das er nachher in den Phantasus aufnahm, ich meine den blonden Eckbert (1796). Dieß ist das einzige wirkliche Märchen, die übrigen fallen ins Gebiet der Sage oder auch der

einfachen poetischen Erzählung; denn die Gebiete dieser Gattungen hatte man damals noch nicht gehörig abgegrenzt. Als Märchenerzähler ist Tieck geradezu neben Göthe zu setzen. Das eben angeführte ist von einem so süßen Dufte der Kindlichkeit umweht, daß ich es unter seine besten Dichtungen rechne. Besonders klingt der Vers, den der Wundervogel in verschiedenen der jedesmaligen Lage angepaßten Variationen singt, durch die Erzählung gleich einer Aeolsharfe in gar sehnsuchtsvollen, klagenden Accorden.

Waldeinsamkeit, singt der zauberische Vogel,
Die mich erfreut
So morgen wie heut
In ewiger Zeit.
O wie mich freut
Waldeinsamkeit.

Waldeinsamkeit,
Wie liegst so weit!
O dich gereut
Einst mit der Zeit
Ach einzige Freud
Waldeinsamkeit.

Waldeinsamkeit
Mich wieder freut.
Mir geschieht kein Leid;
Hier wohnt kein Neid;
Von neuem mich freut
Waldeinsamkeit.

Das Wort Waldeinsamkeit, von Tieck erfunden und hier zum erstenmal angewendet, hat sich von da an den Gemüthern so tief eingegraben, daß es seitdem bis zum Uebermaß wiederholt wurde; wie die Waldhornklänge aus Sternbald und die „Mondbeglänzte Zaubernacht" aus Octavianus.

Es zeugt von dem Gemüthsreichthum unsres Dichters, daß unmittelbar neben satirischem Muthwillen die Wunderblumen der Empfindung in farbenreichstem Schmucke groß und prächtig emporwuchsen. Das Jahr 1797 brachte den Gestiefelten Kater, den Prinzen Zerbino, aber gerade vor diesen Sternbalds Wanderungen, einen Roman voll schwelgerischen Kunstgefühls und liebender Versenkung in die schönen Träume über Deutschlands und Italiens ehemaliges Kunstleben. Die Doppelnatur Tiecks, von der ich oben gesprochen habe, äußert sich nicht allein in jenem eigenthümlichen Nebeneinander ausgelassenen Scherzes und innerer Melancholie, sondern eben so sehr in der gleichzeitigen Neigung zu beißender Satire und glühender Schwärmerei für alles das, was ihm als das Göttliche erscheint. Diese tiefinnige Begeisterung bildet eigentlich die Grundlage seines Wesens, jener spottreiche Humor dagegen, vor dem sich ferner Stehende fürchteten, war nur eine äußere Waffe gleich dem Stachel der Biene, die gelegentlich zwar ihre Feinde verwundet, aber als Lebensberuf aus Blumen den süßen Honig sammelt. Noch in spätern Jahren beklagt er die Erfahrung, daß auch die Menschen, die man am liebsten zu seinen Freunden rechnen möchte, sich aus seinen Schriften ein unrichtiges Bild von ihm entworfen. Er habe die Heuchelei unserer Zeit, die grobe Anmaßung der Unwissenheit oder die Verspottung des Gemüths und der Kindlichkeit und des Heiligen immer von Herzen gehaßt, die besonders in seiner frühern Jugend so sehr auf seiner Heimath lastete, aber eben so die sogenannten Satiriker, die die Geisel schwängen, Thorheit und Laster durch Lachen und Schelten bessern zu wollen.

Es war ein Jüngling von feinem Geiste und edlem Liebesdrange, Heinrich Wackenroder, sanft und still, erglühend für die Schönheit der Kunst, für die Heiligkeit der Religion,

für alles Große und Hohe der christlichen Vergangenheit. Ein einziges Jahr im Lebensalter unserem Tieck voraus, hatte er mit ihm die Schule und die Universität Halle besucht, und die warme Jugendfreundschaft loderte zwischen beiden mit der nur diesen glücklichen Jahren eigenen Feuerflamme. Wackenroder, ein reines, frommes Gemüth, von kindlicher Religiosität geläutert, von gleichen Erinnerungen an unsre alte Kunststadt emporgehoben, schwärmte mit Tieck für die nemlichen Ansichten, am schönsten ein Jahr bevor die Auszehrung den liebenswürdigen, vielversprechenden 25jährigen jungen Mann auf ewig von seiner Seite nahm (1798). In jenem Jahre legte dieser seine Empfindungen über Kunst und Religion, die er anfangs nur den vertrautesten Freunden mittheilte, auf deren Antrieb dem Publikum vor unter dem Titel: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Eine Sammlung von Aufsätzen ähnlichen Inhalts zumeist über Malerei und Meister aus der Periode der auflebenden religiösen Kunst, theils von Wackenroder, theils von Tieck herrührend, und in demselben Tone sehnsüchtiger sentimentaler Wehmuth geschrieben, gab Tieck ein Jahr nach des Verstorbenen Tode unter dem Titel Phantasien über die Kunst heraus. Des Freundes Herzensergießungen gaben Tieck den Anlaß zu Sternbalds Wanderungen, die nach seiner eigenen Versicherung von ihm selbst herrühren, nicht, wie man häufig behauptet hat, von ihm und dem Freunde gemeinsam. Im Frühlinge 1797 wurde der Plan entworfen, der des Gleichgesinnten enthusiastischen Antheil erregte; in diesem und dem folgenden Jahre wurde das Werk im wesentlichen so weit gefördert, als es uns vorliegt; später fügte er einige Scenen bei; von Reisen, Krankheit und andern Arbeiten, wie er sagt, abgehalten, hat er es nie zu Ende führen können, hauptsächlich aber, wie mir scheint, deßhalb, weil er

nachher klarer und ruhiger geworden, und so oft er auch die Feder ansetzte, niemals jene schwärmerische Jugendstimmung wieder finden konnte, in welcher er es begonnen hatte. Diese Schriften nebst Hardenbergs Heinrich von Ofterdingen, einer Dichtung, die der Anregung durch den Sternbald ihre Entstehung verdankte, bilden den Hauptstamm all der seligen Kunst-, Religions- und Naturbegeisterung, welche nun im ersten Jahrzehend unsers Jahrhunderts überall lustig emporschoß und neben vielerlei Verirrungen doch der Werthschätzung und dem Studium altdeutscher Maler- und Baukunst und eben damit der gegenwärtigen Kunstepoche zuerst ihre Bahn brach.

Vom Sternbald an begann Tieck eigentlich erst berühmt zu werden; denn dieses Buch verkündete den neuen Glauben, der in tausend jungen Herzen schlummerte, in der schwärmerischen Weise, von der die volle Brust ungestüm überquoll. Im Jahre 1799, als er seinen Freund A. W. Schlegel zu besuchen nach Jena gereist war, und in jener idyllischen Natur mit seinem neugewonnenen Hardenberg göttliche Weihestunden genoß, wurden durch den innigen Verkehr so bedeutender hochgestimmter Menschen die überschwänglichen Gedanken in Liebe gehegt und gepflegt, von denen die jungen Enthusiasten damals für Poesie, Kunst und Leben eine neue Aera hofften. Hardenberg (Novalis), mit welchem die Bekanntschaft sogleich zur vertrautesten Freundschaft sich steigerte, kam häufig von Weißenfels herüber; und ganze Nächte schwanden ihnen dahin im traulichen Austausch ihrer Seelenbedürfnisse. So wie mit Novalis konnte er mit Niemand sprechen, weder vorher noch nachher — denn sie waren ganz einig. Um diese Zeit entstanden in Hardenberg die ersten Gedanken zu seinem Ofterdingen. Tieck nahm nun seinen Aufenthalt in Jena, und diese Stadt wurde der erste Herd der neuen Doctrinen. Denn auch die Schlegel

gehörten dem Bunde an, und August Wilhelm hatte zuerst ein aufmerksames Auge auf Tiecks wenig beachtete Dichtungen gerichtet, noch ehe er persönlich mit ihm bekannt war. Noch in der Widmung des fünften Bandes seiner Schriften an A. W. Schlegel wendet Tieck in freudiger Erinnerung seine Blicke rückwärts auf jene goldnen Tage, als bereits 29 Jahre dazwischen lagen und er diesen Freund seit 26 Jahren nicht wieder gesehen. „Jene schöne Zeit in Jena," läßt er sich vernehmen, „ist, obgleich mich bald die Gicht zum erstenmal dort schmerzhaft heimsuchte, eine der glänzendsten und heitersten Perioden meines Lebens. Du und dein Bruder Friedrich, Schelling mit uns, wir alle jung und aufstrebend, Novalis-Hardenberg, der oft zu uns herüberkam, diese Geister und ihre vielfältigen Pläne, unsere Aussichten in das Leben, Poesie und Philosophie bildeten gleichsam ununterbrochen ein Fest von Witz, Laune und Philosophie .... so viel Scherz, Kritik, Gelehrsamkeit und Poesie ward ausgesprochen und bestritten, daß kein geistreiches Buch dergleichen wiedergeben oder ersetzen kann." August Wilhelm war der älteste in diesem Freundeskreise, sechs Jahre älter als Tieck, reich an ausgebreiteter Gelehrsamkeit und vom feinsten kritischen Geiste, schon damals mit seiner classisch gewordenen Uebersetzung Shakspeares beschäftigt, der ihr gemeinsamer Abgott war; Friedrich, ein Jahr wie Novalis unsrem Dichter voraus, keck und excentrisch im Leben und Dichten, schleuderte in eben dem Jahre seine Lucinde in die Welt, die bald als Muster frecher Frivolität verabscheut, bald von geistreichen Anhängern der neuen Schule als eine Manifestation genial poetischer Weltanschauung selbst durch Theologenfeder erklärt und entschuldigt ward. Der sanfte, schwärmerische Hardenberg aber strahlte unter ihnen in lichtem Heiligenschein, und als die ununterbrochene innere Aufregung die zarten Saiten seines Körpers

zerrissen hatte, noch bevor er sein 29tes Jahr vollendet, da spricht Tieck, der Herausgeber seines Nachlasses, in warmer Anhänglichkeit die Ueberzeugung aus, es würden viele seiner großen Gedanken noch in Zukunft begeistern und edle Gemüther und tiefe Denker von den Funken seines Geistes erleuchtet und entzündet werden; ja er achtet es für die Kunst selbst als einen unersetzlichen Verlust, daß der Ofterdingen nicht vollendet sei. Denn Novalis habe das eigentliche Wesen der Poesie aussprechen und ihre innerste Absicht erklären wollen. Darum habe sich hier Natur, Historie, der Krieg und das bürgerliche Leben mit seinen gewöhnlichen Vorfällen in Poesie verwandelt, weil diese der Geist sei, der alle Dinge belebe.

Novalis war ein frommes Gemüth, wie Wackenroder, und ein großes lyrisches Talent; das sehen wir aus seinen tiefempfundenen wunderbar melodischen geistlichen Liedern; in diesem Tone hatte seit Paul Gerhard Niemand und hat auch seitdem kein zweiter die Poesie des Glaubens gesungen. Wenn aber die liebevollen Freunde seine Kunstorakel verehrten, so hat die ruhiger reflectirende Nachwelt über all diesen unklaren Schwulst gerechterweise den Stab gebrochen. So sehr er auch die Poesie nicht als bloßen Genuß, sondern als strenge Kunst getrieben wissen will, so entbehrte sie doch bei ihm gerade am meisten der Regel und des scharfen Blickes, den uns zuerst Lessing anwenden lehrte, und Göthe als Mitgabe glücklicher Natur, Schiller als Errungenschaft unermüdeten Studiums in so hohem Grade gehabt hat. Darum schaute man von Weimar keineswegs mit zufriedenem Auge herüber auf das ungestüme Treiben der jungen Männer in Jena; denn unsre kunstgeübten Meister hatten die sichere Ahnung, daß von hier aus dem Grundstück, das man eben erst als Neubruch mit vieler Anstrengung bearbeitet hatte, noch größere Gefahr der Zerstörung drohe, als von den frühern

correcten Verstandesmenschen, weil Schwärmerei mit Geist gepaart in ihren Wirkungen unwiderstehlich ist. Wagte doch Novalis von seinem sublimen Standpunkte aus sogar den Wilhelm Meister undichterisch zu schelten, weil nur die Darstellung uns anziehe, in dem ganzen Buche aber, das allein von gewöhnlichen menschlichen Dingen handle, die Natur und der Mysticismus vergessen sei. Ein sonderbares Geschlecht um diese phantastischen Kunstjünger; Ahnungen, Stimmungen, Gefühlsschwelgerei vertreten die Stelle reiner Einsicht, ein Spiel mit Bildern die Stelle der Gedanken, schwankende Allegorie die Stelle poetischer Plastik, und das alles verbunden mit der glückseligen Einbildung, als sei man wirklich größer denn die Andern, weil man auf neuerfundenen Flugmaschinen über deren Häuptern schwebte.

Ich bin mit diesen Betrachtungen der geschichtlichen Darstellung von Tiecks Entwicklungsgange etwas vorangeschritten, weil Sternbald zu all den gemeinsamen Verirrungen den mächtigsten Anstoß gab. Nicht als wäre ohne ihn unterblieben, was damals, wie sich bald aus der Masse Gleichgesinnter zeigte, in der Luft lag; aber wenn wir eben die Perspective dieser ganzen Kunstrichtung rückwärts verfolgen, so gewahren wir zuletzt im Hintergrunde den Sternbald und den Klosterbruder. Trotz all dem Nachtheil indeß, welchen jene Extravaganzen der strengen Kunst gebracht, müssen wir uns bei Beurtheilung der nun einmal geschichtlich vorhandenen Thatsachen hüten vor Unbilligkeit, in welche manche treffliche Historiker parteiisch aus Abneigung verfallen sind. Wie Tiecks Anschauung sich in reifern Jahren geklärt hat, so würden die beiden andern leider allzufrüh gestorbenen Dichter, wäre ihnen die Erfahrung eines längern Lebens geworden, auch viel von ihrer jugendlichen Einseitigkeit und nebelhaften Schwärmerei verloren

haben. Man nehme diese Schriften als das, was sie waren, als frischen brausenden Most. Eine begeisterungstrunkene Jugend bleibt immer liebenswürdig. Was ist denn aus unserm jungen Deutschland so Großes hervorgegangen, das mit Lästerung der Romantik seine ersten Sporen verdiente und sich weit anmaßlicher geberdete als jene Jünglinge an der Grenzscheide des Jahrhunderts, die zwar an Kunstreife hinter Göthe und Schiller zurück sind, aber an poetischer Begabung, an Reichthum der Gedanken, an Tiefe der Auffassung, an Ernst des Willens, an Fleiß und Gelehrsamkeit dem kleinen Geschlechte vorausschreiten, das ihnen scheltend nachhinkt?

Der Sternbald ist ein Künstlerroman, hervorgerufen durch Wilhelm Meister. Wie hier das Schauspielwesen, so nimmt dort die Malerkunst das Hauptinteresse in Anspruch. Kunstromane lagen im Geschmacke der Zeit, wie ja auch die Arbeiten Heinses beweisen; und bei allem Widerstreben gegen Tendenzen haben doch die meisten poetischen Schöpfungen aus der ersten Periode Tiecks einen tendenziösen Charakter. Nicht die Kunst zu lehren, nicht Regeln über Malerei mitzutheilen, nicht Kunstschulen zu sondern, von denen er selbst trotz der Beschäftigung mit den Lebensbeschreibungen alter Künstler nur erst ein ungenügendes Verständniß hatte, lag in der Absicht des jungen Dichters, desto mehr aber seine Verehrung, seine Anbetung der Kunst selbst aus dem Drange des vollen Herzens auszusprechen, nicht aber der Kunst im Allgemeinen, sondern der Kunst, wie sie noch fromm war, wie christliche Meister aus dem Schatz ihres tiefen Gemüthes seelenvolle Werke schufen, aus denen heraus die Weihe eines gatterfüllten Glaubens wieder unmittelbar den Glauben weckt. Voll Hingabe an die Zeiten eines Albrecht Dürer und Lucas von Leyden, eines Rafael und Michael Angelo, und angeregt durch die

glückliche Erinnerung an den Eindruck, welchen der Hort der deutschen Städte, unser Nürnberg, auf ihn gemacht hatte, schreibt er von jenen Menschen und Jahren im trunkenen Stil eines Entzückten und trägt dabei die eigene Sentimentalität über auf die alten derben und tüchtigen Vorfahren. Da ist alles so abendgolden, so naturselig, so blümleinschmachtend, so weich und wonnig, wie eben das ganze junge Dichtergeschlecht, das sich gleichsam verpflichtet hielt alle den Naturdienst nachzuholen, den man seit dem Absterben des Minnegesanges versäumt hatte. Was tönen da für Lieder zum Waldespreis, was klingen da für sehnsuchterweckende Waldhornklänge! Was ist aber auch für ein Anbeten der göttlichen Kunst und für ein gerührtes Herüber- und Hinüberreden zwischen den Künstlern! Und bei all den Entzückungen bleibt die Erzählung selbst, die eigentliche Geschichte, dürftig und armselig. Sternbald, ein talentvoller Schüler Albrecht Dürers, begibt sich auf eine Kunstreise. Er geht nach Flandern zu Lucas von Leyden und von da nach Antwerpen, dann den Rhein herauf nach Italien, über Florenz nach Rom; dort trifft er am Ende das Mädchen wieder, die schöne Unbekannte, der er einst als Knabe einen Blumenstrauß geschenkt und der er von jener Zeit an als seinem Ideale nachgehangen; wäre der Roman fertig geworden, so hätten sie vermuthlich sich am Ende geheirathet. — Ich will zur nähern Beleuchtung des längst verschollenen, damals aber so einflußreichen Romans etliche Einzelnheiten daraus hervorheben. In Nürnberg läßt Sternbald bei seiner Abreise einen männlich festern Freund Sebastian zurück, gleichfalls einen Schüler Dürers, an den er überschwängliche Briefe schreibt. Ein Kaufmann will ihn zum Rechnungsführer seiner Fabrik, seine vermeintliche Mutter in ihrem Wittwenstande ihn zum Oekonomen machen; er aber bleibt der Kunst getreu, obschon er sie in der Welt allge-

mein verachtet ſteht. Er malt für ſein Dorf eine Verkündigung Mariä und hat eine flüchtige Begegnung mit einem vorüberreiſenden Mädchen, in dem er nachträglich ſeine angebetete Geliebte erkennt. Denn in der Brieftaſche, die ſie verloren, findet ſich nichts Bemerkenswerthes als ein vertrocknetes Bouquet und die wenigen Zeilen: Dieſe Blümchen erhielt ich von dem ſchönſten und freundlichſten Knaben, als ich ſechs Jahre alt meine erſte Reiſe über Mergentheim machte. In Leyden trifft er bei Lucas, dem fröhlichen, fleißigen, redſeligen Männlein, wieder mit ſeinem Lehrer zuſammen. Neue Rührung Sternbalds und viele Kunſtgeſpräche der beiden Meiſter. Auf der Fahrt nach Rotterdam macht er die Bekanntſchaft eines Dichters Floreſtan, der mit ihm die Reiſe nach Italien antritt, ein fröhliches, leichtes Blut. Im Elſaß gerathen ſie auf das Schloß einer reizenden, etwas koketten Gräfin, die er malen muß. Da hallt es von Waldhörnern und Liedern; denn auch Sternbald iſt zum Sänger geworden und ein Dichter gehört noch zum Hofhalte der Gräfin. Ich will die unintereſſante Geſchichte nicht weiter verfolgen, die nur durch die Innigkeit und Wärme des Vortrags eine literarhiſtoriſche Bedeutung erhält, und lediglich noch auf ihren Schluß aufmerkſam machen, ſo weit ſie nemlich fortgeführt iſt. Die Gräfin hatte ihm einen Brief nach Rom mitgegeben; die Empfängerin war zufällig ſeine langgeſuchte Geliebte. Er nahm die theure Brieftaſche, er reichte ſie ihr hin, und indem hörte man durch den Garten ein Waldhorn ſpielen. Nun konnte ſich Franz nicht länger aufrecht halten; er ſank vor der ſchönen bewegten Geſtalt in die Kniee, weinend küßte er ihre Hände ... Er ſank mit dem Kopf in ihren Schoß, ihr holdes Geſicht war auf ihn herabgebeugt, das Waldhorn phantaſirte mit herzdurchdringenden Tönen, er drückte ſie an ſich und küßte ſie, ſie ſchloß ſich feſter an ihn, beide verloren ſich in

staunendem Entzücken. — Wir lächeln wohl über derartige Darstellungen; aber vergessen wir nur nicht: der Dichter stand erst in seinem fünfundzwanzigsten Jahre.

6.

Der gestiefelte Kater. Zerbino.

Neben dem Ernste der Romantik steht nachbarlich der Scherz, und beide verbinden sich im Humor zu schöpferischem Bunde. Humoristisch, witzig, geistreich war das Prädicat, das sich die Freunde um die Wette zuerkannten, und worin sie es selbst mit den Höchsten aufnehmen zu können hofften. Den Ehrenpreis des Humors unter sich ertheilten sie aber unbestritten ihrem Tieck, dem Göthe, wie sie glaubten, des jungen Geschlechtes. Die Schlegel hatten diejenigen Dichtungen am ersten hervorgehoben, in denen sich sein Witz aufs tollste geberdete. Seinen gestiefelten Kater, seinen Zerbino als Ganzes zu verachten, hätte in der Dogmatik der Romantiker für unverbesserliche Ketzerei gegolten. Uns muthen diese Erfindungen der ausschweifendsten Phantasie, die aller realen Möglichkeit spotten, noch weit weniger an, als Sternbalds sentimentale Gefühlsergüsse. Vor allem beim erstmaligen Lesen wird sich niemand darin zurechtfinden, wird niemand begreifen, woher denn eigentlich der gestiefelte Kater zu seiner Bedeutung kam. Der witzige Einfall vom Grafen Carabas, der nirgend existirt und dem doch all die Ländereien umher nach der eingelernten Aussage der Bauern gehören, verdient eine Anwendung auf die tollen Bewunderer dieses dramatisirten Kindermärchens. Man mußte glauben, verehren, anstaunen, weil jedermann sagte, es sei so ganz vortrefflich, sei die köstlichste Schöpfung der Neuzeit;

keiner durfte widersprechen ohne in den Verruf der Geistlosigkeit zu gerathen. Tieck selbst scheint wenigstens in seinem Alter, als man in Berlin den Scherz (1844) auf Befehl des Königs ohne sonderliche Wirkung zur Aufführung brachte, den geringsten Werth auf seine harmlose comische Posse gelegt zu haben, welche als das erste Beispiel dieser Art so viel Aufsehen erregt hatte, daß sie sechs Auflagen erlebte. Bei alledem will ich nicht läugnen, daß hier viel schlagender Witz im Einzelnen zu finden ist, und daß auch die barocksten Stellen zu ihrer Zeit ein Lebensbild gaben. Aber nichts veraltet so schnell als derjenige Witz, der sich an vorübergehende Culturzustände anrankt, mit deren Verschwinden er selber seinen Stützpunkt verliert. Am schnellsten hinwiederum verpuffen unter allen solchen Feuerwerken die literarischen, weil der Gegenstand des Spottes zu geringfügig, zu wenig eingreifend in die allgemeinen Interessen des Lebens ist. Wer belacht noch weiter im Kater die Aeußerungen des mitspielenden Publikums, das unzufrieden mit dem gegebenen Stück seinen eigenen Geschmack durchsetzen will? Höchstens der specielle Liebhaber der Literatur- und Theatergeschichte. Und kaum dieser ohne Einschränkung. Denn wenn nun ein wirkliches Publikum über derartige Kindereien, wie sie hier vor dem fingirten erscheinen, ungehalten würde, wer möchte über dessen Aerger billigerweise unzufrieden sein? Tieck betont es hier und bei andern Gelegenheiten häufig genug als eine betrübende Erfahrung, daß man in Deutschland allen Spaß verbannt habe. Wir haben bezahlt, läßt er einen der pochenden Zuschauer gleich im Prologe sagen, wir machen das Publikum aus, und darum wollen wir auch unsern eigenen guten Geschmack haben und keine Possen. Sie wollen Familiengeschichten, Lebensrettungen, Sittlichkeit und deutsche Gesinnung, religiös erhebende geheime Gesellschaften, Hussiten und

Kinder, natürlich eine Anspielung auf Kotzebues bekanntes Rührstück: die Hussiten vor Naumburg. Zugegeben, daß diese auch von Göthe und Schiller verworfenen Stoffe aus dem bürgerlichen Leben der Würde der dramatischen Kunst unangemessen sind, was bietet uns denn Tieck besseres, wenn er naive Volksmärchen aus ihrem natürlichen Boden reißt und parodirend auf die Bretter bringt? Aber diese dialogisirten Scherze sind ja gar nicht für die Bühne, würde er antworten; sie wollen als harmlose Lectüre genossen sein. Dann war er aber nimmermehr berechtigt mittendarin scharfe Hiebe gegen den Ungeschmack der Zuschauer zu führen. Im wunderlieblichen Rothkäppchen allein hat er den kindlichen Sinn des Märchens wahrhaft bezaubernd wiedergegeben. Hier läßt er uns ungestört zum Genusse kommen, weil er sich aller ungehörigen Seitensprünge enthalten hat. Aber das beständige Abspringen vom Thema, die Gespräche, Zänkereien und Raufereien des Publikums, welche neben dem dramatischen Scherze einhergehen und durch Beifall oder Mißfallen jeden Augenblick die Handlung unterbrechen, das Ungehörige, Tumultuarische, das dem Leser den Kopf verwirrt, war es gerade, was als genial, weil aller Regel spottend, von den Freunden am meisten gepriesen wurde. Die Hauptperson des Katers selbst hat der Dichter vortrefflich gehalten. Von Aristophanes an, der in den Vögeln, Wespen, Fröschen bereits allerlei Gethier dem menschlichen Charakter angenähert, ohne dessen thierische Natur zu vernichten, ja von der äsopischen Fabel und den mancherlei symbolischen Dichtungen des Orients an geht seit alter Zeit durch die Poesieen aller Völker die Neigung, die Verwandtschaft zwischen Mensch und Thier zu burlesken Situationen zu benützen und im Thierreich eine Nachahmung menschlicher Verhältnisse darzustellen. So konnte, besonders seitdem Göthe den Reineke Fuchs

(1793) erneuert hatte, das Ineinanderspielen der menschlichen und Thiernatur im Kater um so weniger auffallen und Tieck die Möglichkeit desselben unbefangen voraussetzen. Es ist eben nichts besonderes, daß Hinze mit Stiefeln, Tasche und Stock versehen als Jäger auszieht, da das Jagen zu des Katers Charakter gehört. Er will seinem armen Herrn beweisen, daß ihm bei der Gutstheilung nicht der schlechteste Theil zugefallen; er will den guten Gottlieb aus treuer Anhänglichkeit begleiten, ja ihm sogar den Thron verschaffen. Dazu ist vor allem nothwendig, ihn bei Hof in Gunst zu bringen. Der König, ein herzensguter Mann, der sich bei Tafel mit seinem Hofgelehrten über das Unendlichgroße des Himmelsraumes wie über das Mikroscopischkleine in staunender Bewunderung unterhält, kennt doch am Ende keinen höhern Genuß als den seiner Lieblingsspeisen. Der Koch soll ihm Kaninchen zubereiten — da werde er sanft werden — nicht immer Spanferkel; Hinze, der Jäger, bringt ihm ein Kaninchen, dann ein paar Rebhühner, alles, was er erjagt, im Namen des Grafen von Carabas. Gottlieb, der vorgebliche Graf, kommt so zu hohen Gnaden, erhält die Hand der Prinzessin und wird des alten Königs natürlicher Nachfolger. — Dieses unbedeutende Märchen wächst nun aber durch die fortdauernden Zwischengespräche und Kritiken der Zuhörerschaft anspruchsvoll zu drei Acten an. Am ergötzlichsten ist dabei die Person des Böttcher, der nicht eher aufhört den Charakter und das klassische Spiel Hinzes redselig und unter beständiger Citation der Alten zu bewundern, bis ihm andere Zuschauer einen Knebel in den Mund stecken. Ja auch da noch müht er sich aus Leibeskräften zu loben, so daß ihm der Knebel endlich aus dem Munde und dem gepriesenen Kater ins Angesicht springt. Böttiger war bei allem Werthe seiner Gelehrsamkeit ein aufdringlicher und geschwätziger Mann, der

sich mit seiner auf die Alten gegründeten Kunstkritik überall breit machte und auch Göthe und Schiller vielfach belästigte; er verdiente die Rüge; dagegen thut es wehe, einzelne beliebte und mit Recht berühmte Stücke aus Mozartischen Opern, die der Besänftiger, bald den König, bald das Publikum zu beruhigen, spielen läßt, parodirend entweiht zu sehen.

Ernsthaft ist es gemeint, wenn nach Beginn des dritten Actes der Dichter zum Publikum sagt: „Ich wollte Sie durch gegenwärtiges Stück nur vorerst zu noch ausschweifendern Geburten der Phantasie vorbereiten. Denn stufenweise nur kann die Ausbildung geschehen, die den Geist des Phantastischen und Humoristischen lieben lehrt." Er hat Recht und hielt Wort; denn die Liebe zur Romantik will gelernt sein, wie Stockfischessen, und die nachfolgenden humoristischen Dramen übertreffen wo möglich den gestiefelten Kater an allerlei Seltsamkeiten. Im Zerbino reden nicht bloß Thiere, sondern Blumen, Büsche und Bäume, Tische, Stühle, Schüsseln und Instrumente; in der verkehrten Welt spricht die Symphonie im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen und auch in den Zwischenacten redet das Orchester, nun als Adagio in As moll, nun als Allegro, als Rondo, als Menuetto con Variazioni, und das Ineinanderspielen von Schauspielern, Maschinisten, Lampenputzern und Zuschauern treibt abermals in etwas veränderter Weise seine tolle Wirthschaft. Am wichtigsten unter allen diesen zügellosen Productionen für die Stellung des Dichters zur Literatur und theilweise auch seines tiefern poetischen Inhalts wegen ist Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack, eine dramatische Dichtung, welche auf dem Titel gewissermassen eine Fortsetzung des gestiefelten Katers und ein deutsches Lustspiel genannt wird, Ersteres weil die nunmehr an Jahren vorgerückten Personen des Katers an der Handlung be-

theiligt sind, letzteres weil deutsche Zustände, vorzüglich wieder des Geschmacks, aber auch des Hoflebens, der Regierungskunst u. s. w. in lustiger Weise besprochen werden. Von dem Ursprung dieser Dichtung berichtet uns Tieck selbst in dem wichtigen Briefwechsel mit Solger, auf den ich immer wieder zurückkommen muß: „Der Zerbino entstand aus wahrer Begeisterung der Jugend; ich sah und hörte damals nirgend meinen Widerwillen gegen die Albernheiten der Welt, so wie meine Freude an dem, was ich für das Beste hielt; doch konnte ich es auch nicht in Worten sagen, und fing darum an zu dichten, mehr aus der Ahndung, mehr um selbst das Geahndete zu erobern durch diese Arbeit, als in sie ein angefülltes überströmendes Herz niederzulegen. Nach dem Prologe von 1796 verfloß fast ein Jahr, nach dem zweiten Acte wieder mehr als ein Jahr, das Uebrige ist schnell fertig gemacht.“ Schon die Ueberschrift, noch mehr aber die eben angeführte Aeußerung läßt uns schließen, daß der Dichter den guten Geschmack sucht. Der geisteskranke Prinz wird darnach auf Reisen geschickt; der Zauberer Polycomicus verheißt seine Genesung, wenn er den guten Geschmack gefunden haben würde. Sein Nestor, der ihn auf der Entdeckungsreise begleitet, gelangt durch Zufall mitten in den wunderbaren Garten der Poesie, aber am Nützlichen hängend, weiß er mit Tischen und Speisen sich eher zu vertragen, als die redende große Natur und die Worte der großen Dichter zu fassen. All diese Zauberstimmen klingen ihm wie Unsinn; der Prinz fühlt sich in der Nähe des Gartens ergriffen, aber den Weg hinein kann er nicht finden; vom Berge herab sieht er den mächtigen Shakspeare schreiten und tauscht mit ihm einige Worte, ohne ihn in seiner vollen Hoheit zu fassen. In der Nähe Berlins angekommen, findet sich Nestor (Nicolai) ganz behaglich bei den vergnüglichen Reden eines Poeten (Schmidt von Werneu-

chen), der ihnen die Schönheiten der dortigen Natur schildert; der Prinz aber wird völlig toll, weil ihre Reise vergeblich gewesen, und versucht in ausbrechender Wuth das ganze Stück zurückzuschrauben. Verfasser, Setzer, Leser, Kritiker widersetzen sich dem unerhörten Beginnen; gebunden wird Zerbino fortgeführt und zu Hause angekommen ins Gefängniß geworfen und nicht eher freigegeben, als bis er vor der Examinationscommission erklärt hat, daß die Poesie eine Narrheit ist. Der gute Geschmack, ist also der allgemeine Sinn dieser Allegorie, wird nirgends gefunden, weil die Suchenden weder die Sprache der Natur noch der wahren Dichter verstehen; die mittelmäßigen, seichten Köpfe freuen sich der Mittelmäßigkeit, die Strebenden aber entsagen lieber verzweifelnd und von jenen tyrannisirt der gesammten Kunst, da ihnen nun doch in deren innerstes Heiligthum einzudringen nicht vergönnt ist. Aber wie denn eben der phantastische Muthwille unsres Dichters nirgends einen bestimmten Gedanken auf geradem Wege verfolgen mag, wie er vielmehr jede gebahnte Straße schon für eine Versündigung am poetischen Humor betrachtet, so hat er sich auch hier mit allerlei buntem Wirrwarr umgeben, durch welchen der Leser sich mühselig seine Bahn suchen muß. Die Einzelnheiten in diesen manchfach verschränkten Zwischenscenen sind mitunter ganz ergötzlich, die meisten der satirischen Beziehungen treffend, aber nicht geeignet, uns zu einem ruhigen Kunstgenuß, ja nur zu einer planmäßigen Uebersicht gelangen zu lassen. Um aber doch einigen Begriff von der seltsamen Comödie zu geben, die ich von allen Jugendarbeiten Tiecks für die bedeutendste achte, und auf einige große dichterische Schönheiten darin aufmerksam zu machen, will ich noch ein paar Augenblicke bei ihrer Betrachtung verweilen.

Gottlieb, der Katers einstiger Besitzer, ist König, der Kater als Herr von Hinzenfeld, jetzt ein bejahrter, kluger

und feiner, aber wohlwollender Staatsmann, Minister, der ehemalige Hanswurst Hofrath. Lieben Sie die Aufklärung? fragt diesen der Hofbeamte Curio.

Hofr. O mit Passion.

Curio. Mögen Sie auch wohl das Glück der Menschheit leiden?

Hofr. Ach lieber Freund, da fassen Sie mich bei meiner schwachen Seite. Herzlich gern mag ich all das Zeug durcheinander leiden.

Also eine menschenfreundliche Regierung, die die Schlagwörter des letzten Drittels des vorigen Jahrhunderts zur Devise führt. Aber Serbino, der Prinz, ist krank an überreizten Nerven. Umsonst hat der Hofgelehrte Leander eigens für ihn ein Buch geschrieben, seine Phantasie etwas herabzustimmen, den Verstand aufzuklären und ihn unvermerkt in der Poesie zum Klassischen zu führen. König Gottlieb hat zur Noth seines Hauses auch noch seine Regierungssorgen: er hat der Garde neue Patrontaschen angeschafft und in verwichener Nacht nachgesonnen, ob man nicht an ihrer Mütze noch einen Büschel befestigen solle. Doch auch der alte König ist noch am Leben; geistesschwach spielt er jetzt mit bleiernen Soldaten, und die Hofleute müssen ihm bei seinem Zeitvertreibe behülflich sein. Oft liegt ein tiefer Ernst im kind'schen Spiel. Er läßt seine Truppen avanciren und macht an ihnen ein Schicksal, indem er immer den fünfzehnten Mann tödten läßt; dann beklagt er ihren Untergang in tragischen Versen. Neben dem Hofe stehen als Gegensätze hier die Idylle eines Landmanns und seines guten naiven Mädchens, das um den abwesenden Geliebten klagt, dort die Sentimentalität des Waldbruders und des Helicanus, der sich diesem aus Menschenhaß zugesellt, weil seine Geliebte ihn verlassen hat. Aber der eingebildete Menschenhaß

ist nicht nachhaltig; bald fühlt Heliseanus sich von der unschuldigen schönen Landbewohnerin gefesselt, und da die liebliche Sängerin auch seine Schmerzen nicht hören will, neuen Liebesqualen zum Raube. Dieses Verschlingen unzusammenhängender Geschichten hat der Dichter Shakspearen nachgemacht, ohne freilich die echte poetische Kraft anzuwenden, damit das Nebeneinanderlaufende sich auch geistig durchdringe.

Inzwischen wird dem König Gottlieb angerathen, Hülfe für seinen Sohn bei einem wilden Zauberer Polycomicus zu suchen; der wohnt in abgelegener Wildniß und ist kennbar an langen Eselsohren. Eigentlich hatte dieser von Satan seine Macht — denn das verneinende Prinzip ist in der Komik am wirksamsten —; jetzt hat er sich freilich auf Moral applicirt, und meint seinen alten Helfer entbehren zu können. Bei Hof erschienen, erklärt er die Krankheit als eine Wirkung des Satans, verwandelt den Prinzen in einen hoffnungsvollen jungen Menschen und legt ihm, damit die Kur gründlich werde, die Verpflichtung auf, so lange zu reisen, bis er den guten Geschmack antreffe. Da werde er lange reisen müssen, seufzt der Prinz! ja wäre ihm ein solches Schicksal doch vor 40 oder 50 Jahren beschieden gewesen! Zerbino reist ab in Gesellschaft des Nestor, seines alten Bedienten, und des Stallmeister, der eigentlich ein Hund ist. Der Hund läuft im Walde davon, Nestor geht, ihn zu suchen; so wandeln die drei Reisenden verschiedene Wege. Mit Uebergehung der allegorischen Mühle, welche Tieck später selbst als verfehlt bezeichnet hat, mit Uebergehung des Marionettentheaters, wobei sich die schon beliebten Ausfälle auf das Publicum wiederholen, wende ich mich sogleich zum fünften und wichtigsten Acte. Nestorn wird es seltsam zu Muthe; die Luft kommt ihm so verändert, so unheimlich vor. Ein Schäfer erzählt ihm auf die Frage nach der Gegend, daß

hier ganz in der Nähe der Garten sei, den die Göttin Poesie bewohne; er könne ihn besuchen. Sich vor dem Taumel zu wahren, von dem er sich höchst unangenehm ergriffen fühlt, liest er in dem Nothanker und wird dadurch frei von dem neumodischen Schwindel. Der Schäfer aber beschreibt den Garten in allbekannten und mit Recht berühmten Octaven.

Jener prächtigen Beschreibung gemäß verhält sich nun alles, was er im Garten zu sehen bekommt. Nestor aber betrachtet denselben als eine Wildniß; die Blumen sind ihm zu viel, zu groß Das Reden des Waldes, der Rosen, Lilien, Tulpen, Gebüsche, ja des Vogelgesanges und Himmelblaus ist ihm zu abgeschmackt, die Göttin Poesie, die sich zu einem Gespräche mit ihm herabläßt, zu kolossal; er hat die Empfindung, als wäre er in einem Narrenhaus; alles, was er sieht und hört, spottet des Maßes und der Regel. Nun kommen der Reihe nach die Dichter heran, die er in Philisterart kritisirt und anredet: Dante, Ariost, Gozzi, Petrarca, Tasso, Cervantes. Vergebens sucht er unter diesen Blumen und altfränkischen Dichtern einen Hagedorn, Gellert, Gesner, Kleist und Bodmer — er sieht überhaupt keinen einzigen Deutschen, und für Hans Sachs, den ihm die Göttin zeigt, hat er kein Wort der Begrüßung, worauf die Göttin mit den schönen Worten fortfährt:

Ein blumenvoller Hain ist zubereitet
Für jenen Künstler, den die Nachwelt ehrt,
Mit dessen Namen Deutschlands Kunst erwacht,
Der euch noch viele edle Lieder singt,
Um euch ins Herz den Glanz der Poesie
Zu strahlen, daß ihr künftig sie versteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes sehnt sich nach ihm Tag und Nacht,
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß;

Dann wandeln dieſe heil'gen vier, die Meiſter
Der neuen Kunſt, vereint durch dieß Gefilde.
Neſtor: Wer in aller Welt könnte denn das ſein?
Bürger (ihm leiſe ins Ohr): Göthe.

Von dieſem vollends will Neſtor gar nichts wiſſen; denn er hat erſt neulich ſeinen Hermann und Dorothea ſo recenſirt, daß man ja blind ſein müßte, wenn man den Verfaſſer noch länger für einen Dichter halten wollte. Den Sophocles endlich bewillkommt er mit großer Unterwürfigkeit; dieſer aber mag mit dem Barbaren nichts zu thun haben.

Und kein Wort der Anerkennung für Schiller's höre ich fragen. Tieck gehört nicht zu jenen Romantikern, die Schillern abgeneigt waren; es kommen mehrere Stellen in ſeinen ſpätern Dichtungen vor, in welchen er auf den zweiten Heros der deutſchen Poeſie, der ſchon damals mit dem erſten im innigſten Bunde war, gebührend Bezug nimmt; aber freilich auch da nicht ohne eine gewiſſe Kühle. In ſeinen Kritiſchen Schriften finden ſich eine Menge zum Theil tief eingehende Urtheile über Schilleriſche Dramen, aus denen erſichtlich iſt, wie ſehr er unſern größten dramatiſchen Dichter zu würdigen wußte. Beſonders blieben ihm Wallenſtein und Maria Stuart bevorzugte Lieblingsdichtungen. Seine Kritik des Wallenſtein gehört zu dem Beſten, was über dieſe mächtige Dichtung geſagt worden iſt, gegen die Braut von Meſſina behielt er eine bis zur Unbilligkeit vorſchreitende Abneigung, ingleichen gegen die Jungfrau von Orleans; ſonderbar, da doch beide Stücke von Schillers Poeſieen Tiecks Richtung am verwandteſten waren. Inzwiſchen fallen Tiecks Beurtheilungen Schilleriſcher Stücke erſt in die zwanziger Jahre unſres Jahrhunderts, wo er als Dramaturg in Dresden die hohe Bedeutung derſelben für unſer Theater erprobte und die Nation ihren Schiller bereits zum Liebling

erkoren hatte. Als er den Zerbino schrieb, war Schillers philosophische Richtung noch allzuwenig in Tiecks Geschmack. Göthe that doch auch manchmal einen Ritt ins alte romantische Land; er verrieth eine gewisse Freude am Geheimnißvollen, Gespenstigen, Dämonischen; Schiller aber war durch und durch klar, vorschreitend, kantisch-modern, selbstbewußt und auf ein sicheres Ziel bedacht. Er versenkte sich nicht in jene unsichern Gemüthstiefen, die der Schwärmerei willkommen, für Kunst und Wissenschaft nur geringe Ausbeute geben. Schiller und sein Freund Wilhelm Humbold und was sich an Kant anlehnt, steht zu diesen neuen Richtungen einer enthusiastischen Jugend in schwacher Beziehung. Zudem muß ich zu Tiecks weiterer Entschuldigung die Bemerkung anreihen, daß von Schillers großen dramatischen Werken sein erstes, der Wallenstein, erst ein Jahr nach dem Zerbino (1799) erschien, daß aber seit Don Carlos, dem letzten seiner Jugendwerke, bereits 12 Jahre dazwischen liegen. Unter den Jugendwerken hatten aber die Räuber allein wahrhaft gezündet, das Uebrige schien keineswegs zu berechtigen, dem Lebenden wie dem Verfasser von Wilhelm Meister und Hermann und Dorothea einen besondern Platz im poetischen Dichtergarten aufzusparen. Daß er Bürgern, den Todten, nicht vergessen, den beliebten unglücklichen Volkssänger, macht des jungen Tieck ästhetischem Gefühle doppelt Ehre. Auch Boccaz und Ben. Jonson sammt Jacob Böhme erhalten schließlich noch im Dichtergarten einen Aufenthalt, in einem Athem genannt, so wenig sich der lustige Novellist mit dem etwas steifen Lustspieldichter oder gar dem mystischen Theosophen vertragen mag. Sämmtliche hier gefeierte Namen bezeichnen ungefähr den Kreis der Schriftsteller, die sich Tieck bis dahin und auch im spätern Verlauf seines Lebens zum Genuß ausgewählt, bei weitem aber den kleinsten Theil

Theil derer, mit denen er sich eindringend beschäftigt hat. Seine Kenntniß der alten Dichter wie der modernen Literatur war gründlich und allseitig.

Doch vergessen wir nicht über dieser Abschweifung unsern guten Nestor. Zwei Genien führen ihn in ein Gemach, damit er gespeist und getränkt werde. Da reden ihm Tisch und Stuhl, Braten, Schüsseln und Flaschen zu, daß er sich ihrer bediene, und behaglich tafelnd freut er sich an der zweckmäßigen Einrichtung der herrlichen Welt. Nun beginnen aber die verschiedenen musikalischen Instrumente zu sprechen; er läßt sichs gefallen, bis unter diesen zuletzt das Waldhorn anhebt:

Hörst, wie spricht der Wald dir zu,
Baumgesang —

Jetzt wird ihm seine Lage unerträglich. Um Gotteswillen, ruft er, schweige doch nur; denn du bist mir das fatalste von allen diesen Instrumenten. Da ist ein Buch kürzlich herausgekommen, mich dünkt, Sternbalds Wanderungen; da ist ums dritte Wort vom Waldhorn die Rede, und immer wieder Waldhorn. Seitdem bin ich deiner gänzlich satt.

Was ist aber inzwischen aus unserm Prinzen geworden? Er hat sich verirrt im Gebirge. Da reden die Quellen, der Bergstrom, der Sturm, die Berggeister. Zerbino wird ergriffen und erschüttert von solcher Naturpoesie. Endlich bewegt sich eine göttliche Gestalt vom Gipfel herunter. Wie ruhig ist sein Gang, ruft Zerbino aus, wie göttlich und wie menschlich sein Ansehn u. s. w. Es ist die Riesengestalt Shakspeares, die auf ihn zuschreitet, der Dichter, welchen Tieck als das Centrum seiner Liebe und Erkenntniß bezeichnet, auf den er alles unwillkührlich, und oft ohne daß er es wisse, beziehe. Aus der Unterredung aber, die er den großen Genius mit seinem Zerbino führen läßt, geht aufs bestimmteste hervor, daß Tieck bereits in

seinen Jugendjahren das künstlerisch bewußte Schaffen Shakspeares anerkannte, das vor ihm Göthe allein im Meister am Hamlet nachgewiesen, und erst die Forschungen neuester Zeit, besonders seit Gervinus frischen Anstoß gegeben, an dessen einzelnen Stücken aufs sorgfältigste fortfahren zu entwickeln.

An Gottliebs Hofe findet unterdessen der Hund-Stallmeister eine Anstellung als Verbreiter der Aufklärung. Er will zu diesem Zwecke ein Journal gründen und eine Schule errichten, in der die gegenwärtige Generation zu ganz unbegreiflich großen Menschen sich ausbilden soll. Zerbino trifft mit Nestor in einer Theegesellschaft zusammen. Sie haben beide den guten Geschmack nicht gefunden; denn auch Shakspeare, meint jener, den er von Angesicht gesehen, passe nicht mehr recht für unsere Zeiten. — Auf den letzten Act brauche ich nicht näher einzugehen; die verlorenen Liebespaare treffen glücklich zusammen; mögen sie für sich der Liebe Seligkeit genießen; mit dem Stücke selbst hatten sie nur wenig zu schaffen. Polycomicus aber versöhnt sich mit Satan: der zahmgewordene Witz muß wieder seine diabolische Natur erhalten; Zerbino besteigt, nachdem er die Dichtkunst abgeschworen, den Thron seines Vaters; die Poetischen aber wollen in Berliner Weise dem allgemeinen Besten nützlich sein; da wird alles mit Maß getrieben, wie der Poet der Sandsteppe rühmt: Philosophen für die Welt, Aufklärung, Gesangbücher, Predigten, Romane, alles, alles athmet den schönen Sinn der Humanität und Toleranz.

Ein Jäger, der den Prolog gesprochen und als Chorus durch die ganze Komödie gewandelt war, spricht als Epilog in schönen Versen die Ueberzeugung aus, wie die himmlische Poesie die Heiterkeit in die trüben Herzen bringe und wie die dichterische Stimmung allein durch die Harmonie des Menschen mit der ewig schönen Natur sich erfrischen werde. Die tiefe Sehn-

sucht unsres Dichters nach dem grünen Feld und des Waldes frischem Laubdach, nach Vogelsang und den blühenden Blumen, die in seinen verschiedensten Schöpfungen mit immer neuem Wechsel wiederkehrt, ist eines der Hauptkennzeichen der romantischen Poesie geworden, weil in dem stillen Walten der Natur das Geheimniß des Weltgeistes dem menschlichen Gefühle am räthselhaftesten entgegentritt. Uns sind diese duftigen Lieder durch ihre Ueberfülle und ihren Mangel an lichten Gedanken trivial geworden. Wenn wir aber bedenken, daß damals die einseitigen Speculationen des stolzen Menschengeistes die Existenz der hehren Allmutter zu verneinen, und sie, in der wir leben, weben und sind, zu einem bloßen Ausfluß unseres Denkens herabzuwürdigen wagten, so müssen wir es jenen Poeten und ihrem gleichgesinnten dichterischen Philosophen danken, daß sie stark genug waren, der unmittelbaren Anschauung zu trauen, und gefühlvoll genug, um bei der nahrungspendenden Erde vor allem Nahrung des Herzens zu suchen.

Ich will mich nicht aufhalten bei den übrigen Producten grotesker Komik, die dieser Lebensperiode des Dichters angehören. Sie bieten dem Inhalte nach nichts wesentlich neues und lehnen sich auch in der Form an früheres an. Dieselben Scherze zwischen Dichter, Schauspielern und Publikum wie im Kater, wie im Zerbino, so in der verkehrten Welt, einem Stück, das er in wenig Tagen niederschrieb. Da spielt der Skaramuz den Apollo; er läßt mit dem Pegasus und allem übrigen Vieh, das ihm gehört, die Stallfütterung einführen, aus dem castalischen Brunnen einen Gesundbrunnen machen, die Musen auf seinem Parnaß unter vierteljähriger Aufkündigung zur Miethe wohnen; ein Bäcker und ein Brauer etabliren am Fuße des Parnaß ihr Gewerbe; da meint denn dieser Pseudapoll, von ihm rühre die Blüthe der Wissenschaften her; denn er sei der

erſte, der den Parnaß urbar gemacht. In dem Kriege, der ſich zwiſchen dem wahren Muſengott und ihm um den Beſitz des Dichterbergs erhebt, wird er zwar beſiegt, aber von den Zuſchauern, die auf die Bühne klettern, in Schutz genommen. — Das Leben des berühmten Kaiſers Abraham Tonelli aber iſt im Geſchmack des Peter Lebrecht, eine phantaſtiſche Geſpenſter- und Zaubergeſchichte, im Tone bornirter Einfalt mit viel behaglichem Humor ergötzlich geſchildert. — Schließlich nur noch einige Worte über einen witzigen Aufſatz, das jüngſte Gericht, in der Form einer Viſion geſchrieben. Es träumt dem Dichter, wie nach den mancherlei Anzeichen, die den letzten Dingen vorhergehen, die Seelen vor den Richterſtuhl geführt werden. Nicolai war trotz ſeiner Bildung verurtheilt, von den Teufeln immer Spaß anzuhören, ohne ein Wort mitreden zu dürfen. Dieſe aber können es nicht mit ihm aushalten, weil er nicht ſchweigen kann, und nun darf er dieſe Strafe zu ſeinem Vergnügen mit der andern vertauſchen, daß er die folgende Zeit in der Nichtigkeit zubringe, einem Thale, das weder Himmel noch Hölle iſt, ſeinem eigentlichen Vaterland. Eben dahin kommen eine Menge aufgeklärter Theologen, Sammler für Armenanſtalten, Väter und Mütter mit Kinderbüchern, ſammt der allgemeinen Literaturzeitung. Viele Weiber waren aufgeſtanden, und die prüden wollten durchaus unſchuldig ſein, indem ſie nichts unſchuldig fanden. Dieſe wurden alle verdammt, und klagten nur darüber, daß die Teufel genau genommen Männer wären, und was man alſo im Himmel Arges von ihnen denken könne. Als ſie mit vieler Decenz fortgegangen waren, wird eine derſelben von Jean Paul erhaſcht. Edle, reine Seele, rief er aus, lieſeſt du noch ſo fleißig die Rolle der Klotilde? Sie verneigte ſich und trat anſtändig zurück, entſchuldigte ſich, daß ſie für dießmal verdammt wäre,

aber vielleicht in Zukunft wieder die Ehre haben würde. Zuletzt, ohne daß er sichs versah, schleppte ihn, den Träumenden, ein Teufel selbst vor den Richter, der ihn ernsthaft zur Rede setzte wegen seines Zerbino, in welchem er viele angesehene Männer heruntergesetzt und verachtet habe. Es war so böse nicht gemeint, fiel er zitternd ein; ich habe gedacht, du hieltest vom Spaße was. Das ist deine ewige Ausrede, war die Antwort; und wenn ich dir auch alles verzeihen wollte, kannst du es entschuldigen, daß du schon gegenwärtiges jüngstes Gericht im voraus geschildert und lächerlich gemacht hast? In der Angst über diese verfängliche Frage erwacht er.

7.

Genoveva.

Der Aethergeist der Ironie, welcher nach Tiecks und seiner Schule erstem Glaubensartikel befriedigt und unbefangen über den Kunstwerken schweben soll, gewann inzwischen auf das Schaffen des jungen Dichters nicht den überwiegenden Einfluß, daß nicht in einzelnen und zwar hervorragenden Werken der heilige Ernst auch ohne alle Beimischung von Spaß begeisterungsvoll ans Licht getreten wäre. Wie der Sternbald mit dem Kater, so fiel mit Zerbino und den andern eben angedeuteten Erzeugnissen der tollsten Laune jene Dramatisirung eines Volksbuchs nahezu zusammen, die er als seine natürliche Herzensergießung bezeichnet, und die ihn gerade durch die unmittelbare Wirkung unwillkühriger Schöpfungen in den weitesten Kreisen berühmt machte, ich meine die Genoveva. Von dieser Dichtung sagt er, sie habe sich selbst geschrieben, und rechnet von ihr an eine Epoche seines Lebens. Aus ihr, die

mit der Romantik der Form nicht das Geringste gemein hat, spricht die Romantik des Inhalts ebendeshalb recht aus ihrem Mittelpunkte heraus mit einer Wärme und Innigkeit, mit einer Weichheit und Zartheit, die die Freunde hinriß und selbst ferne Stehende oder Abgeneigte mehr als gewöhnlich fesselte. Friedrich Schlegeln war und blieb dieses Werk unter Tiecks Schriften das liebste, und Kotzebue fragte beim Verfasser an, ob er es nicht für die Bühne zurechtelegen dürfe, indeß Göthe sichs von diesem selbst mit Wohlgefallen vorlesen ließ. Welche Kontraste der Lebensansichten, und doch auf alle ihre Vertreter eine bedeutende Wirkung! Den Katholischgesinnten behagte die Tendenz, den Rührungslustigen der Inhalt, den Kunstsinnigen die Form, welche beides umkleidete. Tiecks Genoveva ist die erste Dichtung der Neuzeit, die der alten christlichen Kirche, in welcher die Welt am Wunder hing und der phantasiereiche Glaube Himmel und Erde durch das Verdienst der Heiligen vermählte, entschieden das Wort redete. War es Ueberzeugung, war es Herzensbedürfniß, was ihn zum Bannerträger der Ascetik und zum Schildknappen jener schwarzen Schaaren machte, die im Laufe unsres Jahrhunderts im Dienste der Hierarchie das Licht der Vernunft zu verlöschen kamen, welches die Freidenker und Philosophen des vorigen angezündet hatten? Kaum glaublich. Denn wie sollte ein Schriftsteller im Ernste für die alten Dogmen kämpfen, der zu der nemlichen Zeit, wie wir eben sahen, mit dem Weltgerichte seinen Spaß trieb? Es ist in den Phantasien über die Kunst, die er kurz vorher mit Wackenroder zusammen schrieb, eine Stelle, die auf den Gemüthsantheil der Freunde am Katholicismus ein auffallendes Streiflicht wirft. Ein junger deutscher Maler in Rom schreibt hier an seinen Freund in Nürnberg, daß er überwältigt von der Herrlichkeit des katholischen Gottesdienstes zu jenem Glauben hinübergetre-

ten sei und sein Herz froh und leicht fühle. „Die Kunst", fährt er fort, „hat mich allmählich hinübergezogen, und ich darf wohl sagen, daß ich nun erst die Kunst recht verstehe und innerlich fasse. Ach glaubte ich nicht schon ehemals die heiligen Geschichten und die Wunderwerke, die uns unbegreiflich schienen? Kannst du ein hohes Bild recht verstehen und mit heiliger Andacht es betrachten, ohne in diesem Momente die Darstellung zu glauben? Und was ist es denn nun mehr, wenn diese Poesie der göttlichen Kunst bei mir länger wirkt?" Die künstlerische Wahrheit, die mit der Schönheit zusammenfällt, war es, welche die jungen Männer in unklarer Begeisterung mit der historischen verwechselten, und das trunkene Gefühl, das sich der Natur, der Kunst oder irgend einer Idee in die Arme warf, pflegten sie Religion zu nennen. Der außerordentlich dehnbare Begriff, den Schleiermacher in demselben Jahre mit Tiecks Genoveva seinen berühmten Reden über Religion (1799) zu Grunde legte, mußte diese freilich den Gebildeten auch unter ihren Verächtern einschmeichelnd machen. Schwärmen, selbst ohne klar gedachtes Object, war religiöse Aufgabe der Genialen, und wie mit Verachtung der Kritik die neue Philosophie ihre Berechtigung von einer intellectuellen Anschauung ableitete, so versetzte sich mit gleich kühnem Sprunge das Gefühl in Begeisterung für das Allgemeine und nannte diesen Enthusiasmus Religion, die nun auch wieder mit Poesie und Philosophie identisch sein sollte. Am meisten sündigte mit solcher Begriffsverwirrung Novalis, den deshalb die Andern ob seiner Tiefe bewunderten. Denn Tiefe hieß man die Fähigkeit die verschiedenartigsten Begriffe mittelst geschickter Combination, oft mit einem Aufwand poetischer Bilder, zu einem Urbrei zusammenzurühren, und wäh-

rend man sich am liebsten an ähnlichen Schriften aus der Vorzeit, wie an dem vielgepriesenen Jacob Böhme, auferbaute, und die Bezeichnung „mystisch" ein Ehrentitel, kein Tadel war, verschmähte man geflissentlich die Klarheit, die ein Kennzeichen des abgelaufenen Jahrhunderts war. Der Protestantismus, ganz wesentlich auf die subtilen Unterscheidungslehren gegründet und die Schriftforschung dem Einzelnen anheimgebend, hatte seit seinem Bestehen die Verstandesentwicklung und mithin die nüchtern kalte Anschauung der Dinge weit mehr gefördert, als den jungen Enthusiasten lieb war; so schien er denn die Religion selbst zu beeinträchtigen; und da er überdieß bei seiner abstrakten Innerlichkeit die Kunst, das eigentliche Objekt ihres Cultus, mehr gefährdet als gehoben hatte, so drängte die fromm gestimmte Jugend mächtig zurück nach dem heiligen Dämmerscheine der katholischen Kirche, gleich als wenn die Form ersetzte, was der Geist verworfen hatte. Hätte man die jungen Romantiker gefragt, ob sie die Beschlüsse der Tridentiner Kirchenversammlung unterschrieben, sie würden gelächelt haben; aber das Bedürfniß nach höherem Aufschwung des Gefühls, die ästhetische Freude am altdeutschen Tempelbau, an der geistlichen italienischen Musik, an den seelenvollen Heiligenbildern, an den kindlich frommen Legenden und sinnigen Marienliedern, das historische Wohlgefallen an Sitte und Tugend der mittelalterlichen noch ungetheilten Christenheit, von dichterischem Sinne bei mangelhafter Forschung noch erhöht und verklärt, weckte und steigerte die Sehnsucht nach Zuständen, die nun einmal nach dem unerbittlich strengen Laufe der Weltgeschichte längst und für immer vorüber waren. So blieb denn der moderne Katholicismus der Romantik ein rein poetisches Anempfinden; aber die kluge Hierarchie hätschelte den Bundesgenossen von zweifel-

haftem Werthe, deſſen Schwächen ſie wohl durchſchaute, weil ihr nach altem Grundſatz jedes Mittel willkommen war, das ihrem wankenden Anſehen eine Stütze bot.

Dieſer rein poetiſche Katholicismus findet nun an Tiecks Genoveva zum erſtenmal in einem größern Dichterwerke ſeinen künſtleriſchen Ausdruck, und darum iſt ſie auch noch abgeſehen von ihrem ſonſtigen Werthe als das erſte Manifeſt der Schule von großem hiſtoriſchen Intereſſe. Der feine Solger hat Recht, wenn er die in ihr herrſchende religiöſe Sinnesart nicht als wirklichen Gemüthszuſtand des Dichters gelten läßt, ſondern als bloße Sehnſucht nach einer ſolchen Sinnesart, und Tieck ſelbſt legt über dieſe ſeine Geiſtesrichtung, in welche er nach melancholiſchem Fatalismus ſo überraſchend gerathen war, in ſpätern Tagen, als er ſeine vorigen Beſtrebungen klar überſchaute, das Bekenntniß ab, er ſei aus Liebe zur Poeſie, zum Sonderbaren und Alten faſt mit frevlem Leichtſinn zur Myſtik, beſonders zu Jacob Böhme geführt worden, der ſich binnen kurzem aller ſeiner Lebenskräfte bemächtigte. So habe es nun viele Stunden gegeben, wo er ſich in die Abgeſchiedenheit eines Kloſters wünſchte, um ganz ſeinem Böhme und Tauler und den Wundern des Gemüths leben zu können. Dieß habe ſich ſchon im Zerbino leicht poetiſch, in der Genoveva dunkler und im Octavian verwirrter geregt. So ſeien einige Jahre geſchwunden, als ſein alter Homer und die Nibelungen und Sophocles, ſein theurer Shakſpeare, eine Krankheit, Italien, eine Ueberſättigung gleichſam an den Myſtikern (während der Krankheit habe er faſt nur dieſe, von allen Nationen, in allen Sprachen geleſen), vorzüglich wohl ſein ſich regendes Talent ihm neuen Leichtſinn gegeben, ſo daß er ſich durch einen einzigen Act der Willkühr wieder auf das Gebiet der Poeſie und Heiterkeit verſetzte und fortfuhr, wo

er früher aufgehört habe. Kann es etwas Schlagenderes geben als diese Erklärung, um das Seelenleben unsers Dichters zu bezeichnen und alle die des Irrthums zu überführen, die sein historisches und poetisches Interesse an der katholischen Vorzeit mit einem Glaubensbekenntnisse verwechselten und ihn zeitlebens für einen Kryptokatholiken nahmen, trotz seiner öftern Warnung, daß man diese süße Poesie des stillen Gemüths nicht in der Wirklichkeit solle suchen oder erschaffen wollen?

Ohne Frage hatte die spanische Literatur, mit welcher er sich schon in seinen Studentenjahren und nun als Uebersetzer des Don Quixote wieder ausschließlicher beschäftigte, die Vorliebe für die alte christliche Kirche in ihm mächtig angeregt. Don Quixote selbst freilich hätte sie eher ersticken sollen, und es bleibt immer bezeichnend für die Elasticität des Tieckischen Geistes, wie die Bearbeitung eines Romans, der mehr als irgend ein Buch den Geschmack an den alten Weltzuständen zu untergraben geeignet ist, neben Genoveva herging, welche dieselben verherrlichte. Aber zu gleicher Zeit studirte er die andern spanischen Dichter und Calderon ward einer seiner bevorzugten Lieblinge. Der Zufall führte ihm die kleine Volksschrift über Genoveva in die Hand, und da er schon seit Jahren die verachteten Büchlein seinen verwöhnten Zeitgenossen wieder mundgerecht zu machen bestrebt war, so entschloß er sich die fromme rührende Erzählung in einer Tragödie darzustellen. Aber nicht für die Bühne; wir kennen schon genugsam die Eigenheit unsres Dichters, der das moderne Theaterwesen von Grund aus verachtet; sondern in gewohnter Art, mit Ueberspringung strenger Kunstform in der Anlage, und dagegen bei der Ausführung im Einzelnen sich weit schwerere Fesseln schmiedend. „Es gehört zu meinen Eigenheiten", schreibt er an Solger, „daß ich lange Jahre den Pericles von Shak-

ſpeare übertrieben verehrt habe. Ohne dieſen wäre Zerbino nicht, noch weniger Genoveva und Octavian entſtanden. Ich hatte mich in dieſe Form wie vergafft, die ſo wunderbar Epik und Dramatik verſchmelzt. Es ſchien mir möglich, ſelbſt Lyrik hineinzuwerfen, und ich denke mit wahrem Entzücken an jene Stunden zurück, in denen Genoveva und ſpäter Octavian in meinem Gemüthe aufgingen; dieß Entzücken wollte ich wohl zu körperlich buchſtäblich hineinbringen, und ſo entſtand das Manierirte." Pericles nemlich, eine Jugendarbeit Shakſpeares von reichen Schönheiten, war nach der Dichtung Gowers, eines Zeitgenoſſen des Chaucer, gearbeitet; und Gower erſcheint nun in Shakſpeares Stück als Vorredner und als Chorus. Nach ſolchem Vorgange mußte denn der Jäger mit ſeinem Waldhorn als Prolog, Chorus oder Epilog durch die ſechs Acte des Zerbino wandeln, in der Genoveva aber der heilige Bonifazius als Vorredner ſeine Strafpredigt an die glaubensloſen Zeitgenoſſen halten, dann in der Mitte die Schickſale der frommen Dulderin bis zum Ende der ſieben Prüfungsjahre weiter führen und zum Schluß mit ſeinem Ora pro nobis Sancta Genoveva über die heilige Dichtung den Segen ſprechen.

Die lange Erzählung des Bonifazius, welche die Handlung von dem Punkte aufnimmt, wo ſie in bleibenden Zuſtand übergeht, und bis dahin bringt, wo ſie durch Eingreifen neuer Begebenheiten zu ihrem Umſchwung gelangt, iſt völlig an ihrem Platze. Denn wie wollte man die ſiebenjährigen Leiden von Mutter und Kind, die nur durch Jahreszeit und Witterung gemindert oder geſteigert wurden, dramatiſch vorführen? Die Erzählung berichtet die Zwiſchenereigniſſe, bis der Dichter wieder in den Stand kommt, wirkliche Handlung darzuſtellen, in bequemerer Weiſe, als wenn andere Bearbeiter ſchlechter dramatiſcher Stoffe ſich genöthigt ſehen auf dem Theaterzettel an-

zugeben, daß dieser oder jener Act so und so viel Jahre nach den vorigen spiele. Ist einmal die Einheit der Handlung, das erste dramatische Erforderniß, preisgegeben, so kommt es nicht darauf an, durch welcherlei Flickwerk man die auseinanderfallenden Stücke zusammenfügt. Daß aber Tieck in solcher Unform einen Vorzug findet, erklärt sich nur wieder aus der sämmtliche Gebiete von Kunst und Wissenschaft überwuchernden Neigung der Romantiker, alles, was die sondernden Köpfe der frühern Zeit auseinandergehalten, in ein wunderliches Chaos zu verschmelzen. Was soll es ferner heißen, daß das Ganze durch Prolog und Epilog in einem poetischen Rahmen traumähnlich festgehalten und auch wieder verflüchtigt werden sollte, um auf keine andere Wahrheit als die poetische, durch die Phantasie gerechtfertigte, Anspruch zu machen? Ging er nicht mit dieser Absicht gerade darauf aus die Illusion der dramatischen Poesie zu zerstören, welche die Vergangenheit zur wirklichen Gegenwart heraufzurücken berufen ist? Oder spielte die Ironie den Streich, andeuten zu wollen, das Drama sei eigentlich kein Drama? Oder ist die Erklärung aus spätern Jahren nur ein Nothbehelf, dem Publikum abermals zu versichern, daß seine Verherrlichung des Katholicismus damals nur ein poetischer Traum gewesen?

Mißlicher noch als mit der Verbindung von Drama und Epos steht es mit dem Eingreifen der Lyrik. Eine natürliche Verwebung lyrischer Elemente in die epische Poesie war im Singspiel gegeben. Tieck aber ging nicht allein darauf aus, manche schöne Lieder einzuschalten, sondern er brachte die südlichen Formen der lyrischen Poesie, Octave, Terzine, Sonett, dann allerlei freie Rhythmen massenhaft im Dialoge an und suchte durch Häufung des Reims die Reden vor allen Dingen melodisch zu machen. So schwächte er die Kraft und Würde der Rede und verweichlichte sie zu einem süßtönenden Klang-

klang. Sieht man freilich ab von der Forderung des Drama, gibt man ihm die Berechtigung zu, eine traumähnliche Dichtung zu schaffen und diese für ein Trauerspiel auszugeben, so muß man zugestehen, daß die zarten, weichen Reime diese Absicht wesentlich gefördert haben, wie denn die unendlich süßen Weisen von Sonett und Octave einem Mohntranke ähnlich in Schlaf lullen. Aber der Fortbildung unserer Poesie im Ganzen hat sein verlockendes Beispiel mehr geschadet als genützt. Wenige Jahre, und auf unsrem ganzen Parnaß klingelte es gar lieblich von harmonisch gestimmten Glöcklein; man lauschte in Waldesgrün hingestreckt dem freundlichen Zusammenklingen, und vergaß in momentanem Genügen, daß die friedlich grasende Herde noch lange kein Orchester sei. Damals als Tieck die Genoveva schrieb, war unsere Poesie noch keineswegs von den Pflanzen des Südens überwuchert; man freute sich an den schossenden Ranken einer üppigen Vegetation, und dachte nicht daran, daß diese saftigen Stengel und großen Blüthen keine Nahrung geben und unkrautartig in kurzem die bescheidenern, aber mehlreichen Saaten des heimischen Bodens verdrängen würden.

So überraschend indeß der Eindruck dieser lieblichtönenden Formen sein mochte, zumal sie der weihrauchduftigen katholischen Märe natürlich und ungezwungen sich anschmiegten, so lag doch weder in der scheinbaren Tendenz noch in der Sprache den Werkes allein, noch in der Vereinigung beider Elemente dessen höchst bedeutende Wirkung. Es ist die Composition selbst, welche neben ihrer undramatischen Breite gleichwohl einige wesentliche und augenfällige Vorzüge hat. Im Ganzen schloß sich der Dichter genau an das Volksbuch an und ließ nicht leicht einen der dort gegebenen Züge unbenützt; aber indem er die Figuren des Gemäldes vervielfachte und an die Stelle rohen Entwurfs der Charaktere freie Ausführung und psychologische

Malerei treten ließ, indem er der stillen Dulderin das Getöse kriegerischer Schaaren, der tragischen Leidenschaft die beschränkte Genügsamkeit, der frommen Ergebung den kalten Fatalismus gegenüberstellte, schuf er eine Menge von Situationen, die schon durch ihren Gegensatz interessant waren. Hier im Kriegsgetümmel die schwärmerische Zulma, ein Heldenmädchen im Ritterharnisch; die Sorge um den Geliebten hat sie heimlich in die Schlacht getrieben; der Dolchstoß, den sie nach des Angebeteten Tod in die eigene Brust führt, kann den Christen beweisen, daß des Weibes Treue auch unter Mahomeds Schaaren wohnt; dort zu Hause der alte Wolf, Golos Pflegevater, vergebens bemüht, den strauchelnden Liebling seines Herzens vom Abgrunde zurückzuhalten, neben Gertrud, der Mutter und Kupplerin, einer zweiten Martha Schwedtlein; der fromme Diener Wendelin, und Grimoald der biedere Köhler neben dem habgierigen rohen Benno, dem tückischen Ausführer von Golos Planen; das einfache Familienglück der Schäfersleute neben Golos stürmischer Liebesmuth, besonders aber die meisterhafte Entwicklung dieser Leidenschaft selber verleihen dem bunten Gemälde vielfache Reize, die der schlichten Erzählung des Volksbuchs abgehen müssen, während diese freilich in ihrer Prunklosigkeit die sichere Anwartschaft auf ewige Dauer hat. Die Volkserzählung kennt in Golo nur den einfachen Bösewicht; Genovevas Leiden, Ergebung und Rettung sammt der Bestrafung des Gottlosen darzustellen, ist ihr genügend; Tieck aber weiß uns in tragische Mitleidenschaft für den Versucher zu ziehen, und die feine Zeichnung von Golos Charakter ist eine Hauptstärke seiner Tragödie. Da ist Golo ein schöner edler Herr; stolz sitzt er auf dem Rosse; die Jugend und Freude sehen ihm aus dem Auge; man muß ihm gut werden, wenn er einen nur ansieht; er scheint das Zutrauen Siegfrieds zu verdienen. Reiner Gemüthsantheil am

Schmerze der Gebieterin über die Trennung vom Gemahl führt ihn anfangs zu Genoveva, und wandelt sich, wie gar häufig aus Tröstern Liebhaber werden, gegen seinen Willen in feurige Liebe um. Das leichte Leben nimmt von ihm Abschied; das Spiel der Poesie und des Gesanges, die Freude an Roß und Waffenwerk, an Wein und Gesellschaft ist dahin. Er zürnt sich selbst ob der unseligen Verwandlung. Dann tritt die Eifersucht hinzu auf den Kapellan und Drago, den Hausmeister, mit denen die hohe Frau sich gern in heiligen Betrachtungen ergeht; warum sind diese die Bevorzugten? warum kann sie nicht zuweilen auch seiner gedenken? Und auch Genoveva war ihm seit der ersten Begegnung, wie sie der ältere Gemahl ins Schloß führte, im Stillen gewogen; doch nur die träumerische Frühlingsnacht lockt Getruden gegenüber die scheue Andeutung von ihren Lippen, worauf sie bei anbrechendem Tageslicht sich selbst ob ihrer Sünde straft. Vergebens macht anfangs die geschäftige Alte, für ihre geheime Liebesfrucht hohe Dinge hoffend, zwischen beiden die schlaue Vermittlerin. Wie eine Heilige steht die Gräfin vor ihm da, deren Gewand zu berühren er nicht wagen darf; sie ist die Lieblichste auf Erden, die allein um ihre Schönheit nichts weiß; so berauscht er sich an ihrem Anblick, und fühlt dann wieder die rothe Scham im Gesichte, daß er für sie zu schwärmen wagte. Dürfte er ein einzigesmal an ihren Lippen hangen, um sich zu überzeugen, daß sie sein armes Herz nicht ganz verschmäht, um diesen Preis wollte er allem weitern Erdenglück entsagen. Aufs neue zur Kühnheit ermuntert steigert sich sein Liebesverlangen bis zum rasenden Versuch die Widerstrebende in die Arme zu schließen. Dann wechselt Todessehnsucht mit neuer Hoffnung, von der Kupplerin angefacht. Nicht mag er gewinn das Edelste besitzen; eher scheint ihn das

traurige Lied zur ewigen Ruhe zu laden, das er, seit es der Schäfer gesungen, nicht wieder vergessen kann:

Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunklen Weiden sprossen,
Wünsch' ich einst mein Grab zu sehn.
Dort im kühlen abgeleg'nen Thal
Such' ich Ruh für meines Herzens Qual.

Hat sie dich ja doch verstoßen,
Und sie war so süß, so schön!
Tausend Thränen sind geflossen,
Und sie durfte dich verschmähn —
Suche Ruh für deines Herzens Qual,
Hier ein Grab im einsam grünen Thal!

Hoffend und ich ward verstoßen,
Bitten zeugten nur Verschmähn —
Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Hier im stillen einsam grünen Thal
Such' zum Troste dir ein Grab zumal!

Dieses schwermüthige Lied, vom Schäfer Heinrich arglos mitgetheilt, machte auf den damals noch lebensfrohen Golo einen erschütternden Eindruck, und indem er es dann immer mit seiner eigenen Person in Beziehung bringt, bildet es in der That ein Vorspiel zu seinem Verhängniß. Der trübselige Wunsch des Liedes erfüllt sich an dem Opfer eigener Leidenschaft. Ein guter, glücklicher Mensch hält fest an Willensfreiheit und Selbstbestimmung; der sittlich Gefallene und in seiner Verdüsterung Unselige sucht im Glauben an ein unentrinnbares Schicksal den letzten leidigen Trost, um das Bewußtsein zu übertäuben, daß Schuld sein Unglück gebracht. Golo neigt sich zum Fatalismus anfangs aus Mangel an moralischer Festigkeit, dann aus

Nothwehr gegen die Anklage des Gewissens. Doch das alles nur Schritt für Schritt; lange kämpft er gegen die Gemeinheit und hofft dabei, Siegfrieds etwaiger Tod in der Schlacht werde ihm die Leiter zu seinem Glücke bringen; dann wagt er im Garten neue Werbung; wiederum zurückgestoßen und von Liebesgluth entbrannt, unternimmt er endlich die Verhaftung, nicht um die Angebetete zu verderben, sondern um sie von dem frömmelnden Günstling zu trennen. Dann bereut er wieder vor ihren Augen im Kerker, daß er sich vom Satan zum bösen Werke verführen ließ; nur ein freundlich Wort, ein vertraulicher Blick, ein einziger Kuß, und sie wäre frei; die starre Tugend, die dem Halbreuigen keinen erträglichen Rückzug gestattet, treibt ihn zu bübisch feigem Verbrechen und jagt den Unseligen, der dem schwarzen Schicksal verfallen sich längst nach dem Grabe sehnt, seinem Untergang entgegen.

So spielen denn in unserer Tragödie zwei Hebel in einander, das christliche Gottvertrauen der verläumdeten, bedrängten, in die äußerste Noth gestürzten Unschuld, und der Fatalismus des vorher edlen, aber durch das Uebermaß der Leidenschaft tief gesunkenen Sünders. Man könnte sich versucht fühlen in dem endlichen Eintritt dessen, was das Lied prophezeit, eine Art wirklichen Verhängnisses zu sehen und somit die Genoveva als eine Nachfolgerin des Karl von Berneck und als eine Vorläuferin der fremden Schicksalstragödien zu betrachten, wenn nicht der wunderbar scheinende Hergang bei näherer Anschau ganz sachgemäß wäre. Natürlich ist der Eindruck des sinnigen trüben Liedes auf ein poetisches Gemüth, natürlich die Anwendung, die der Leidenschaftliche davon auf den eigenen Zustand macht; daß die Hinrichtung der Gräfin in einem abgelegenen Thale erfolgen soll und der Urheber des Mordes endlich an demselben Orte verbluten muß, wo sein Schlachtopfer

gefallen, finde ich nicht minder dem gewöhnlichen Gange der Begebenheiten entsprechend; so daß also der Dichter seine frühere Vorliebe für gespenstigen Spuk bedeutend geklärt und das blinde Geschick rein menschlichen Bedingungen untergeordnet hat, ohne den Schicksalsglauben da zu zerstören, wo er am Platze ist. Und so ist denn die Wiederkehr des Liedes, dessen Trauertöne in den verschiedenen Stadien der Tragödie aus Golos düsterem Gemüthe wiederklingen, bis sie gegen den Schluß dessen stammelndes Gebet unterbrechen, eine der schönsten und wirksamsten Zierden seiner Dichtung. Der Fatalismus in unserer Tragödie würde nur dann Tadel verdienen, wenn er die Handlung unter eine unmotivirte Naturgewalt beugte und zum willenlosen Puppenspiel erniedrigte. Aber Golos Aeußerung gegen den Pilgrim:

Die Sterne sinds, die unser Schicksal machen
Und unsre Tugend, unsre Laster; drum
Ist Sorge, Gram und Reue Thorheit nur,

ist nach des Dichters Absicht nichts weiter als eine schwache Ausflucht, mit der seine gefolterte Seele dem Pilgrim gegenüber nach Fassung ringt; man müßte denn — was natürlich unmöglich ist — das unmittelbar vorhergehende Wort:

Ich bin zufrieden, mehr braucht nicht der Mensch,

ebenfalls als Darlegung seiner gegenwärtigen Stimmung nehmen. Fassen wir den heidnischen Fatalismus unter den Gesichtspunkt des Christenthums, unter welchen ihn der ganzen Absicht nach unsre Tragödie gestellt wissen will, so ist er ein eitles Tröstungsmittel der Hölle, welchem der Gläubige fromme Ergebung in Gottes Führungen eben so siegreich gegenüberstellt, wie er vorher ihren Verführungskünsten an der Hand des göttlichen Wortes und durch Betrachtung des Lebens der Heiligen ohne schweren Kampf entronnen ist.

Auch Genoveven war ihr Schicksal auf Erden in einem prophetischen Traume vorher erschienen. Als sie, eine elternlose Waise, in der Klosterzelle bang überlegte, ob sie den stillen Frieden verlassen und der Werbung des unbekannten Siegfried folgen solle, da sah sie ein herrliches Gesicht: von lieben Kindern ist der Raum erfüllt; ihre Stimmen tönen himmlischen Gesang, und im höchsten Glanze gewahrt sie den Gottessohn; der steigt zu ihr nieder, und die Kraft der Religion strömt ihr ins Herz, wie sie noch nie empfunden.

Da streckte Christus aus die weiße Rechte
Und sprach: ich habe dich zur Braut erkoren,
Daß du die mein', der dein' ich werden möchte.
Doch bist du meiner Liebe jetzt verloren.
Dich zwingen bald die kalten ird'schen Mächte,
Du bist für Gram und Leiden nur geboren.
Doch wirst du mir in jedem Kampf vertrauen,
So werden wir dereinst uns wieder schauen.

Auch in dieser Vorausbestimmung ist ein Schicksal, aber nur als Prüfung, als Durchgangspunkt, als Läuterung zu reiner Frömmigkeit, und zu höherer Seligkeit als Bedingung. In solcher Ueberzeugung gewinnt das schwache Weib eine Stärke der Tugend und über alle sinnliche Anfechtung und irdische Noth eine Erhebung, die es in den Stand setzt das Unglaubliche ohne Murren zu tragen. Und zu der Macht der Religion gesellt sich von Seiten der Natur die nicht minder gewaltige der Mutterliebe.

Schlafe, mein Kind,
(spricht die gebeugte Wöchnerin im Gefängniß)
Draußen geht der Wind,
Die dicken Mauern Beschützer sind.
Dein Jammergeschrei
Bricht mein Herz entzwei.

Dein lichter Blick
Iſt all mein Glück.
Wenn ich dich tränke,
In deinem Aug' mich verſenke,
So verſiechen,
Verfliegen
Die Bilder der Leiden
Und weichen den Freuden;
Doch wenn ich gedenke,
Daß meine Luſt
An Mutterbruſt
Verſchmachten mußt,
Dann möcht' ich die Seele dein
In Küſſen dir entziehn,
Mit dir entfliehn,
Vor Gottesthron zu ſein.
Schlafe, ſchlafe, mein Kind!
Bös die Menſchen ſind.
Laß uns ſterben, o Gott, gelind!

Der Aufſchrei der Natur, die den Tod des Kindes nicht mit anſehen kann, iſt es, der ſie zwingt, ſich bittend an die Mörder zu wenden und dadurch ihr eigenes Leben ſammt dem des Säuglings rettet; die Geſellſchaft des Knaben in der Einſamkeit iſt ihr Labſal, wenn auch zugleich ihr Schmerz ob ſeiner Verlaſſenheit und Hülfsbedürftigkeit; Gottesfurcht ohne Menſchenhaß in ſeine zarte Seele zu pflanzen ihre ſüße Pflicht und ihr unabläßiges Bemühen. Die Einſiedlerin würde bei aller Heiligkeit weder das poetiſche noch das menſchliche Intereſſe in dem Grade wecken, wie die Mutter mit ihren kleinen Freuden und bangen Bekümmerniſſen, und das Wunder mit der Hirſchkuh und mit den Thieren des Waldes, das ſich am Kind erfüllt, dringt tiefer zum Herzen, als die Gabe des redenden Crucifixes aus Engelhand. Der ſympathetiſche Zug der Thierwelt zum hilfloſen Knaben, wenn auch poetiſch erweitert, beruht auf Naturwahrheit

und bildet einen der rührendsten Züge der Sage; das himmlische Christusbild aus Elfenbein mit seinem Stimmlein bleibt bei aller Inbrunst der Beterin ein katholisches Mirakel, mit welchem sich nur der Legendengläubige wahrhaft befreunden kann. Die Leiden von Mutter und Kind in der Einsamkeit des wilden Waldes und die, wenn auch unwahrscheinlichen, doch nicht unmöglichen Erhaltungsmittel sind der eigentliche Kern, welcher der Genovevensage, gerade wie dem Robinson, ihre Unvergänglichkeit sichert; was sich dagegen namentlich am Schluß von Kasteiung daran gehängt, bleibt billig der Möncherei überlassen. Daß Siegfried, der an Genovevens Unglück wenigstens die Schuld der Uebereilung getragen, sich als Büßer zurückzieht, mögen wir verzeihlich finden; daß aber der junge Knabe seinem Vater in die Einöde folgt, um ebenfalls die kranke Seele zu heilen und den Himmel zum Eigenthum zu gewinnen, widerspricht dergestalt den Ansichten der Neuzeit, daß schon dieser Ausgang das Gedicht in Mißcredit zu setzen im Stande ist. Uebrigens wundert mich gar sehr, warum sich die Frommen unserer Tage nicht lieber an Tiecks Genoveva auferbauen, als an der Redwitzischen Amaranth; aber den Frommen gefällt wohl mehr die klatschhafte Polemik, die sich in Haß und Verleumdung gegen philosophische Doctrinen ergeht, als die einfache Darlegung gläubigen Wandels, die von Spaltungen innerhalb der Christenheit gar keine Notiz nimmt. Gerade um des sichern Glaubens willen aber ist Genoveva ein ächt katholisches Buch und sollte bei dieser Partei in Ehren stehen; für uns, denen es bloß um ihren ästhetischen Werth zu thun ist, bleibt sie, wenn auch keine werthvolle Tragödie, doch eine lyrisch dramatische Dichtung, der an Wohllaut und Lieblichkeit, an melodischer Sprache und einschmeichelndem Tone nur weniges gleich steht. Bei aller Verschiedenheit der sonstigen Denkart erkläre ich sie mit Friedrich Schlegel für das

beſte Erzeugniß, welches unſrem Dichter in poetiſcher Rede gelungen iſt, und wahrſcheinlich deshalb ſo gut gelungen iſt, weil es mitten aus ſeiner damaligen Stimmung heraus ohne Künſtelei wie Göthes Werther ſich ſelbſt ſchrieb. Aber man muß ſich, um zum wirklichen Genuß zu kommen, in den katholiſirenden Geiſt und in die weichen, ich möchte ſagen ſchwelgeriſchen Weiſen der Darſtellung erſt hineinfinden; man muß die Geſetze des Ariſtoteles über dramatiſche Einheit vergeſſen und keine Anforderung mitbringen, als die man zu machen berechtigt iſt an ein dramatiſirtes Volksbuch; unter dieſen Einſchränkungen wird man ſich für ſeine beſcheidenen Anſprüche durch eine überraſchende Fülle dichteriſcher Schönheiten entſchädigt finden.

Damals freilich in des Dichters blühender Jugend, als er mit den neuen geiſtreichen Freunden in Jena ſocratiſche Götternächte feierte, dachte man von dem Werthe dieſer Dichtung überſchwänglicher; da man glaubte die Religion retten zu müſſen, brachte man vor allem den geiſtlichen Gehalt der Genoveva in Anſchlag. Sprach doch aus ihr dieſelbe ſchwelgende Himmelsſehnſucht, die des Novalis weibliches Gemüth zu ſeinen fromm katholiſchen Liedern ſtimmte. Man hoffte an der Scheide zweier Jahrhunderte auf eine neue Zeit und verſprach ſich goldene Gaben von dem Wunderkinde, das der unbändige Enthuſiasmus in gewaltſamer Umarmung der alten ins Leben rief, wie Tieck in einem allegoriſchen Gedichte ausgeführt hat. Mitleidig ſtehen die Kinder der alten Zeit, die ſie ſo liebreich auferzogen, Kultur, Aufklärung und Humanität, um die Klagende, die des nahen Mutterglückes nicht froh werden will. Aber die ganze Natur erlacht über des neuen Kindes Daſein, und die Mutter ſelbſt ſtaunt ob ſeines rieſigen Wachsthums. „Die ganze Welt, ruft ſie aus, fürcht' ich, iſt ſchon aus den Axen gehoben!“ Und warum? „Ramler vergißt man und verehrt Hans Sachſen!“

Die Welt des jungen Tieck und seiner Freunde war eben zunächst die Literatur, und eine Geschmacksrevolution sollte den Segen über das neue Jahrhundert bringen. Aber nicht die Literatur allein. Denn also fährt die alte Zeit fort in ihrer Klage:

Was unten war, kommt plötzlich wieder oben,
Sie schaffen Götter an und Aberglauben,
Das Universum schwärmt und ist verschroben!

Sie wollen mir mein Kind, die Bildung, rauben,
Die ich so schön gespeist und auferzogen,
Die sänftlich war gleich Lämmern und gleich Tauben.

Unbekümmert um die Lieblingsneigungen der Beschränktheit rühren sich die neuen Geister, die Helden der Zukunft, der deutsche Stolz erhebt sich, eingedenk der großen Vorzeit, Poeten greifen in die Leiern, der Glaube erwacht aufs neue in den Herzen der Menschen, die Blume der Kunst bricht aus der geheimnißreichen Knospe, Erkenntniß quillt aus tausend Bächen, Mensch und Gott sind neu vereinigt, um sich nie wieder zu trennen, und der Regenbogen des Friedens spannt sich um die verjüngte Erde. Liebliche Hoffnungen, einer edlen Jugend werth, die so reich an Geist war als an Gemüth und besten Absichten! Aber der klare Schiller, der bereits auf der Höhe des Lebens stand, zog ein ganz anderes Facit beim Rechnungsabschluß des Jahrhunderts:

Ach umsonst auf allen Länderkarten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Wer hatte Recht, die stürmischen Schwärmer, die die Kultur, Aufklärung und Humanität des 18. Jahrhunderts, die Frucht mühsam bedächtigen Strebens, achselzuckend bei Seite warfen und vom Enthusiasmus ein neues herrliches Weltalter erwarteten, oder der resignirte Denker, der auf ein goldnes Weltalter verzichtend zur stillen Einkehr in den eigenen Busen mahnte? Mehr als ein halbes Säculum ist seitdem abgelaufen; die Geschichte ist Richterin gewesen.

Von Anerkennung der Genoveva gehoben, von junger Seelenfreundschaft zu seinem Novalis erwärmt, von der Beistimmung vieler Gleichgestimmter bestärkt, von Liebe zur Poesie erfüllt, von vielseitigem Studium fremder Literaturen mit Kenntniß und Ideen befruchtet, von des Vaterlands einstiger Größe durchdrungen, von Hoffnung auf eine neue bessere Zeit des Lebens und Dichtens ermuthigt, schritt Tieck an Entwürfen reich und fröhlich gestimmt über die Schwelle des Jahrhunderts. Er arbeitete fort an seinem Don Quixote, er übertrug Ben. Jonsons Epicöne, er begann ein poetisches Journal herauszugeben, er trug sich mit dem Plane, wie Shakspeare die englische Geschichte, so den dreißigjährigen Krieg in Schauspielen zu bearbeiten, und die alte Liebe zu den Volksbüchern brachte neben dem Plan zum Fortunat die gut und treu im alten Ton erzählte Melusina, die er nach einer schmerzlichen und langwierigen Krankheit, wie er selbst berichtet, bei schönem Wetter in einer anmuthigen Gartenwohnung schrieb. Man merkt an ihrer sonnig heitern Färbung die heitere Umgebung ihres Ursprungs, und möchte sie, daß sie ein rechtes Volksbuch wäre, nur von den eingestreuten Versen befreit wissen. Wie trefflich er damals Sagen und Märchen auch im dramatischen Kleide darzustellen verstand, beweist sein herziges Rothkäppchen, eine kleine Dichtung, so lieb, so kindlich, so unschuldig und naiv,

daß ich diesem anspruchlosen Werkchen nichts ähnliches an die Seite zu setzen wüßte. Die Stellung des Dichters zur Gegenwart aber charakterisirt aus jener Zeit am besten ein Fastnachtsspiel: der Autor, in einigen heitern Tagen ausgeführt und eben darum von der Ursprünglichkeit und Frische rasch hingeworfener genialer Skizzen. Die Haltung des Schwanks ist in der Weise des Altmeisters dieser Gattung Hans Sachs, der, seit Göthe durch Wort und Beispiel vorangegangen, namentlich bei der poetischen Jugend in Ehren war. Da sitzt der Autor wie Faust in seiner Stube und wurmt über die Leiden eines Schriftstellers, der es Niemandem zu Danke macht. Ein Besuch kommt über den andern, die Vertreter der verschiedenen Geschmacksrichtungen, und Witz mit Ernst vermischt bezeichnet in Wechselreden des Autors und seiner Besuche des Dichters eigene Denkart. Ein Fremder gibt ihm Rathschläge über die Einrichtung seines poetischen Journals; es ist ein friedlicher Mann, der sich auch bemüht der Wahrheit Licht zu verbreiten, aber sacht zu Werke geht und Lieb' und Eintracht zu befördern sucht; denn man müsse nicht auf die Gegner gehen, als ob man ein Schwein schlachtete; ein Schauspieler verlangt kräftige Heldenrollen, daß sich das Spielen verlohne; ein Recensent wirft dem Autor das Excentrische und Unverständliche seiner Schriften vor; ein alter Mann räth ihm mehr Bedächtigkeit an, den Plan mit Ueberlegung zu machen und das Feuer der schrecklichen Phantasie zu zähmen; die Kunst sei keinen Schuß Pulver mehr werth; ja wenn Lessing wiederkehren könnte, der den Leuten zeigte, wie dumm sie wären, und wie sie ihn, den mißachteten Nicolai, ehren müßten. Da erscheint der Geist des frevelhaft citirten Todten. Schont doch meinen guten Namen! ruft er aus.

> Wodurch verdiente denn mein großer Sinn,
> Daß ich der Dummheit Heil'ger bin?

War dieß von meinem ganzen Leben,
Von meinem kühnen mißverstandnen Streben,
Von meinem hohen Eifer der Beschluß,
Daß ich euch Corporalen zum Profose dienen muß?...
Ich war eines Predigers Stimm' in der Wüst',
Doch kehrte sich keiner an mein Ermahnen,
Ging jeder fort auf seinen Bahnen.
Ich wollte, wie Vieles, die Poesie verkünden,
Ich wußte, sie mußte sich bald entzünden,
Drum tauft' ich mit Wasser und mit Verstand
Einige Wesen, Schauspiele genannt.
Nach mir ist ein anderer, größrer erschienen,
Bestimmt als Priester den Musen zu dienen.
Der hat getauft mit Feuer und Geist,
Wie all sein Wirken und Dichten beweist;
Er wandelt unter euch in Göttlichkeit,
Doch wer erkennt sein strahlend Ehrenkleid?
Verstockten Herzens bleibt ihr stets in blöden Sinnen,
Könnt weder Heil noch Trost, Verstand noch Vernunft gewinnen.
So bleibt denn dumm, fahrt fort in eurem Zeitvertreibe,
Doch bleibt honetten Leuten, absonderlich aber mir vom Leibe!

Nicolai erholt sich aus der Verblüffung mit dem Gedanken, was sein Freund da gesagt, sei nicht sein Ernst gewesen; er habe schon im Leben manches Uebertriebene gehabt, und oft habe ihn die Grobheit angewandelt. Aber mehr noch als wohlmeinende Rathgeber schaffen dem Autor Verlegenheit und Mismuth blinde Nachahmer, in deren Reden und Liedern ihm die eigene Theorie und Praxis karrikirt entgegentritt. Aus der Figur des Bewunderers blickt des Dichters Verstimmung darüber, daß den Stiftern die eigene Schule bereits über den Kopf wächst. Der Bewunderer möchte auch gar zu gern einen Sternbald und freie gereimte Lieder dichten. Ihn entzückt die edle Lucinde, er verachtet die Sittlichkeit; er macht sich alles zur Religion und sitzt

darin wie auf einem gepolsterten Thron; fehlen ihm manchmal die Gedanken, so sucht er die Sprache bei der Wurzel zu kriegen, aus dem Innersten heraus zu schreiben, es mag brechen oder biegen, und so hat er denn an die 130 Lieder mitgebracht, in deren einigen Proben Tieck, man muß gestehen, den zarten Klingklang eigener Lyrik köstlich persiflirt hat. Als dem Autor vom Anhören des süßen Unsinns der Kopf ganz dumm wird, meint jener, er treibe wohl sein Zuhören bis zur Religion; dem Autor fangen seine Lieder in solchem Konterfei an zum Ekel zu werden. Hat diese geckenhafte Erscheinung den Dichter durch das Bewußtsein, daß er mit all seinem Bemühen um Belebung der erstorbenen Welt nur Worte, gut genug zum nachherigen Misbrauch, in den Wind gestreut, so kann der Rath des Weltmanns, der ihn an Beobachtung und Vielseitigkeit weist, dem Poeten ebensowenig helfen, dessen Natur, wie er selbst meint, sich zu einem einseitigen altfränkischen Wesen neigt. Da kommt mit schwerem Tritte heraufgeschollert zu seiner Herzensstärkung der Altfrank, der unerkannte Gönner zum alten Liebling. Denn der tüchtige Grobian war ihm seit lange gewogen, weil er in ihm die Freude am alten deutschen Leben, die Liebe fürs Weite und Freie in der Natur, fürs Volle und Tüchtige in der Poesie, fürs Wilde und Flüchtige im Scherze mit Vergnügen wahrgenommen. Der derbe seltsame Gast richtet den Mißlaunigen auf mit kräftiger Zusprache. Wer heißt dich verstimmt sein? herrscht er ihm zu;

Ziehn dir die Leut' ein schiefes Maul,
So sei zum Fratzenziehn auch nicht faul;
Will hündisch Volk dich wild anschrein,
So denk: da schlag' das Donnerwetter drein!

Schau dreist hinein in die freie Luft; und bist du allzusehr verdrossen, so steck' die Nase in ein gutes Buch, daß du wieder

klug wirst. Da schau einmal wieder das Gedicht unsers deutschen Mannes vom Faust an, oder lies die Morgenröthe des Propheten, den sie schelten, des großen Jacob Böhme. Klagst du über Mangel an Weltinteresse und an Allseitigkeit, so bedenke, es will sich nicht für uns schicken, das Universum in den Kopf zu kriegen. Wie Baum und Blume, so hat auch jeder Mensch seine eigene Signatur. Geh des eigenen Weges und laß dich Lob oder Tadel nicht anfechten. Erwärme dein Herz in alter Liebe, und gefällt dir die neue Zeit nicht, so gedenke der braven alten Welt; geh mit Andacht zu den alten Ruinen, die dir von Thaten und Rittern erzählen; besuche die Waldkapellen, wo sich heilige Geschichten dir darstellen, als noch die alte katholische Religion schöner die Welt durchströmte und deutsche Freiheit prangte; das alles magst du in vollen Weisen verkündigen. Froh in die Natur zu schauen und dem eigenen Selbst getreu aus dem Herzen heraus weiter zu schaffen, unbeirrt von der schallenden Stimme der Kritiker, denen die Liebe zum Mittelalter eitel Thorheit war, ist der feste Entschluß des Dichters. Er strebt nicht nach Erfüllung dessen, was der falsche Ruhm ihm verheißt, daß er wandle auf dieser Erden als der berühmte große Hans Dampf, sondern nach dem Segen des innern Glücks, wenn das Feuer der Kunst ihm immerdar im Herzen glüht.

8.

Octavian.

So geht Tieck weiter des eigenen Wegs und arbeitet zwischen mancherlei wissenschaftlichen Studien an seiner zweiten großen dramatischen Dichtung Octavian, die er später in der

Gesammtausgabe seiner Werke wohl als sein wichtigstes Werk an die Spitze gestellt hat. Bei der Ungleichheit seiner Stimmung, von der ein Dichter mehr noch als ein Gelehrter abhängig ist, gestaltete sich Octavian viel langsamer als Genoveva; es kostete eine wahre Anstrengung, wie er selbst versichert; vom Frühling 1801 bis zum Herbst 1802 beschäftigte ihn diese Dichtung; denn nur allmählich rückte das Werk von der Stelle. In jenen Jahren wohnte er in Dresden, jung und gesund, aber in eine Melancholie und einen Lebensüberdruß versunken, die er späterhin seiner Einbildungskraft kaum vergegenwärtigen kann. Der Tod des Busenfreundes Novalis, der ihm am 25. März 1801 entrissen wurde, die Trennung von den vielen Gesinnungsgenossen in Jena, die Abspannung nach der dortigen übergroßen Erregtheit und dem unermüdeten Studieren und Schaffen von Jugend auf, nährte den natürlichen Hang zur Schwermuth; der Melancholische aber vermag nur langsam zu produciren. Oder war es vielleicht mehr noch der spröde Stoff, der ihm die Arbeit mühselig machte, weil er sich noch viel weniger als das Volksbuch Genoveva in ein Drama fügt? Denn erstlich liegt bei Octavian zwischen Anfang und Ende der Geschichte eine Zeit von zwanzig Jahren, die den Dichter gleich von vorneherein nöthigte den Inhalt in zwei abgesonderte Theile zu zerlegen; zweitens fehlt hier eine Hauptperson sowohl als eine Haupthandlung, um welche sich das Uebrige bequem gruppiren könnte. In der Genoveva bildete die fromme Frau und was da Böses zu ihrer Präfung und Gutes zu ihrer endlichen Rechtfertigung vorfiel, den Mittelpunkt; eine einzige That mit deren theils natürlichen, theils wunderbaren Folgen rundete das Stück zu einer wenigstens erträglichen Einheit ab; dagegen in der Märe vom Octavian und seinen zwei Söhnen, die als Säuglinge mit der unschuldigen Mutter verstoßen, von der Pflegerin getrennt

und doch wunderbar erhalten werden; von denen der eine wie Parzival die angeborene Natur auch unter ungünstigen Verhältnissen entwickelt, der andere mit seinem Gefährten, dem Löwen, unter den Augen der Mutter große Thaten verrichtet, bis sich schließlich alles wieder mit dem reuevollen Vater zusammenfindet —, in dieser weitschichtigen Märe ist so mancherlei getheiltes Interesse, daß man wie durch ein vielverschlungenes Labyrinth hinirrt. Freilich besteht das Labyrinth nicht aus einsam düstern Irrgängen; da und dort thun sich wie in Zaubersagen hellerleuchtete Säle auf und ein buntes Leben wogt heiter hin und her im magischen Lichterglanz. Erst die Gefahr der tugendsamen Kaiserin, nun die Trostlosigkeit der kinderberaubten Mutter, dann der Sieg ihres frommen Muthes, selbst über die wilde Löwin, die ihr und dem Kinde fortan als zahmes Hündlein folgt und den erwachsenen Heldenjüngling nachher als furchtbare Streiterin in manchen Strauß begleitet; dazwischen die gemüthlichen Scenen behaglicher Beschränktheit im Hause des bürgerlichen wohlhabenden Pflegevaters Clemens, der den zweiten Sohn, den mit sichtlicher Vorliebe begünstigten Florens, zum Fleischer oder Wechsler erziehen möchte. Das Pflegekind ist ihm aufgeschossen zu körperlicher Schönheit und Kraft weit über des Bürgerstandes Art hinaus, dabei ungeschickt zu Handthierungen des Gelderwerbs und in täppischem Zugreifen nach Sperber und Roß die adelige Natur verrathend. Den Sperber kauft er um zwei Rinder, für den mächtigen Rappen zahlt er aus dem Geldsack, den er zur Wechselbank tragen soll, in seiner Herzensfreude hundert Pfund mehr, als der Verkäufer begehrt hat, und tummelt das Thier beim Nachhausereiten wie der gewandteste Ritter.

Auf einmal erweitert sich der Gesichtskreis. Der Sultan von Babylon mit unzähligen Schaaren bekriegt die Christenheit,

will deren Hort, den frommen König Dagobert, der dem heiligen Dionysius eben ein schönes Münster gebaut, sammt dem Christenglauben von der Erde vertilgen. In Gesellschaft sanfter Frauen, ein holder Stern des Orients, erscheint des wilden Sultans süße Tochter Marcebilla, die nur dem Tapfersten als Braut zu folgen bereit ist. Der ungeheure Riese Golimbra wirbt um ihre Gunst und verspricht ihr das Haupt Dagoberts. Aber der Ritter von der rostigen Rüstung überwindet den Starken; die Zierde der Heidenschaft fühlt sich bezwungen von Liebe zum Christen und der tapfere Sieger zur Jungfrau. Sein tollkühner Versuch die Prinzessin zu rauben hat sie ihm unter feurigen Küssen zu eigen gemacht, und die erst widerstrebte, fährt mit ihm heimlich die Seine hinab nach Paris und wird Christin. Machtlos ist des Sultans Grimm, zumal seit ihm der pfiffige alte Clemens sein Wunderroß Pontifer entführt hat. Doch schleppt er auf der Flucht Florens dahin sammt dem Kaiser Octavian, der nebst andern Königen und Herren dem König Dagobert ein treuer Bundesgenosse gewesen. Eben ist er daran, aus Rachgier beiden Gefangenen das Haupt zu spalten, als Leo, der mit seinen Schaaren über See gekommen, und der nachsetzende Dagobert noch im rechten Momente dem Todesstreich Einhalt thun, worauf dann die ganze Geschichte mit Wiedererkennungen, Vermählungen, Bekehrungen einen allerseits befriedigenden Ausgang nimmt.

Trägt die Genoveva durchweg den Charakter einfacher Legenden, so haben wir dagegen im Octavian eine jener weitläufigen Rittergeschichten, welche während des Mittelalters als höfische Dichtungen im epischen Gewande gerne gelesen wurden, weil sie das Seltsame und Wunderbare, das Fromme und Christliche, das Abenteuerliche und ritterlich Große zum buntfarbigen, gestaltenreichen Gemälde vereinigen. Orient und Occident, Chri-

stenthum und Heidenthum (was mit der Lehre Muhameds immer als gleichbedeutend genommen wird) spielen in einander ihr romantisches Wechselspiel; Gefahren und Rettungen, je unwahrscheinlicher, desto anziehender; erfolgreiche Kriege kleinerer Christenschaaren gegen frevles Toben der Heidenschaft; glückliche Kämpfe der Ritter gegen ungeschlachte Riesen; auffallendes Eingreifen der Thierwelt als willenloser Vollstreckerin göttlicher Fügung, oder fabelhafter Thiere im Dienste der Hölle; dann aber vor allen Dingen feurige Liebe des Helden zur Dame seines Herzens, die durch Beharrlichkeit und Verwegenheit zum glücklichen Ziele kommt, — bildet den Inhalt aller jener Dichtungen, die man mit Fug und Recht romantische nennt, weil sie als Gewächse romanischen Bodens mit ihrer üppigen Blüthenfülle emporwuchsen. Diese Mären romanischer Abkunft hatten für die Phantasie des Deutschen, die in der nächsten Umgebung nur schlichte Einfachheit gewahrte, den Zauber des durch Seltsamkeit Bezaubernden, und so ging das Wort romantisch, welches ursprünglich alles das bezeichnet, was den Charakter des Romanischen trägt, in die zweite Bedeutung über, durch die es sich dem Alltäglichen als das Ungewöhnliche, Verwunderswürdige entgegenstellt. Solche phantastischen Stoffe widerstreben durch den lockern mehr zufälligen als innern Zusammenhang ihrer Theile eben so wie durch ihre Unwahrscheinlichkeit der Natur der dramatischen Gattung; man läßt sich wohl Sagen und Märchen gerne erzählen, aber man mistraut ungläubig, als einem Blendwerk, dem Zauberspiel, wenn es vor unsern Augen sich entfaltet, auch abgesehen davon, daß der Ueberfluß an Begebenheiten sich der Einheit des Drama entzieht. Und so ist denn Tiecks Octavian auch kein Drama geworden, am allerwenigsten was die Aufschrift besagt, ein Lustspiel. Vermuthlich bestimmte den Dichter zu diesem Titel der allerdings

komische Gegensatz des Bürgersmannes Clemens zu Ritterschaft und Königen und zum Pflegesohn Florens, der seiner Abkunft gemäß der höhern Bestimmung unter seinen Händen entgegenwächst, indeß der gutmüthige Alte in diesem Gliederbau und dieser Unempfänglichkeit für die feinern Künste des Gelderwerbs nur die Anlage zum Fleischer ahndet. Die Naivität des Verhältnisses zwischen dem scheinbar täppischen Kaisersohn und seinen guten bürgerlichen Pflegeältern so wie zu deren schwächlichem rechtem Sohn Claudius, der klug und anstellig von Jugend auf und für den höher Begabten erachtet, ein braver Wechsler wird, ist schon vom alten Erfinder dieser Märe mit so liebenswürdigem Humor erfaßt, daß sich allerdings ein lustiges Zusammenwirken ergibt, so oft diese Kontraste auf einander wirken. Nun glaubte aber Tieck durch Einweben selbsterfundener komischer Personen das Ganze noch scherzhafter zu machen: Sein Shakspeare mag ihn verleitet haben, bei welchem so häufig Scherz und Ernst sich in köstlichem Wechsel mischen. Aber da ihm weder des Britten Weltkenntniß noch dessen göttliche Laune zu Gebote stand, so sind die komischen Scenen mehr störend als erheiternd geworden. Am Narren Pasquin mochte er selbst bald die Freude verlieren; so ließ er ihn im zweiten Theil fallen, der im ersten doch nur frostigen Witz zu Markte gebracht, und vereinigte seine Komik auf seinen Liebling, eine Art Therstites, den misgestalten Freigeist Hornvilla, der bucklig, schielend und hinkend, neugierig, pfiffig und grob, erst als christlicher immer trunkener Bauernwirth im Orient, dann als Renegat und schmählicher Abgesandter des Sultans, zuletzt, da ihm alle Religionen von jeher nur Narrenspossen sind, wieder als Christ und Hofnarr König Dagoberts ein wunderlich wechselreiches Leben führt. Da hat er denn auch seine Gattin Alivus als Mar-

ketenderin gefunden, die vielgeprügelte, die ihn bei alledem zum Hahnrei gemacht.

Lassen wir diese Scenen niedriger Komik, die nicht sowohl spaßhaft als widerlich sind, geben wir überhaupt die ganze Dichtung als Lustspiel, ja als Drama Preis, so bleibt uns gleichwohl in derselben noch eine reiche Fülle des wahrhaft Poetischen, um dessentwillen wir sie lieb gewinnen und in einzelnen Stücken dem Besten an die Seite setzen, was neben Göthe und Schiller die Neuzeit geschaffen hat. Es sind die herrlich ausgeführten Stellen theils erzählender theils lyrischer Art, die dem Dichter wunderbar gelungen sind, weil sie der Kunst dankbaren Spielraum ließen, es sind auch einzelne dramatische Momente trefflicher Erfindung, die ihm die Sage zu willkührlicher Behandlung frei ließ. Wenn er in der Schwiegermutter jene unnatürliche Bosheit gegen die unbefangen heitere Schwiegertochter theils aus Eifersucht entstehen läßt, weil sie der Herrschsüchtigen des Sohnes Herz und Seele entwendet, theils aus Rachsucht, weil sie ihr das eigene lockere Jugendleben vorgerückt; wenn er den leichtfertigen Viren durch den eitlen Wahn zu seinem Bubenstück an der jungen Kaiserin verleiten läßt, als werde er insgeheim von der hohen Frau geliebt, so sind das echt dramatische Motive. Die Scenen, in welchen Felicitas den Unmuth des Gatten zu verscheuchen bemüht ist, die Gespräche der bösen Mutter mit dem Kaiser und mit dem Günstling, das Gericht über die Schuldlose, die ergreifende Rede der Verurtheilten an den Gatten im Angesichte des flammenden Scheiterhaufens sind von tiefer poetischer Kraft. Meisterhaft ist die Erzählung der Romanze, wie Felicitas das Kind von der Löwin gewonnen. Aber den Glanzpunkt der ganzen Dichtung bilden jene Scenen, in welchen Marcebilla mit ihren Frauen

und ihre erſt keimende, dann blühende Liebe zu Florens mit allem Aufwand ſüdlicher Farbenpracht, mit allem ſüßen Dufte orientaliſcher Lyrik geſchildert wird. In dieſen ſinnberauſchenden Schilderungen zeigte der Dichter, daß er nicht umſonſt bei den Spaniern in die Schule gegangen, und daß der volle Ueberfluß zarter, ſchmeichleriſcher Diction ihm zu Gebote ſtand.

Wie die Schatten gehn und kommen
Und die Sonne wechſelnd blicket,
Iſt die trunkne Flur entzücket,
Doch von Schatten überſchwommen
Iſt der Glanz hinwegenommen
Und es bleibt ein ernſtes Grün:
Alſo auch mein Herz und Sinn.
Freude bald und ſtille Schmerzen
Wechſeln im verborgnen Herzen,
Wandeln her und wandeln hin.
Iſt es Trauer? iſt es Freude?
Nein es iſt ein ſüß Ermatten
Wie das Kühl im Waldesſchatten,
Wie die Blumen auf der Heide,
Wenn ſie mit beglänztem Kleide
Ungewiß im Strome ſpiegeln,
Wie von waldumwachſnen Hügeln
Heimlich eine Quelle ſpringt,
Ungeſehn durch Büſche dringt
Mit kriſtallnen weichen Flügeln.

So klagt die ſtrahlende Tochter des Sultans, die ſich ſelbſt verloren und den alten Muth nicht zu finden weiß, ihre unbeſtimmte Liebesſehnſucht den trauten Geſpielinnen. Und Roxane und Lealia erzählen der Schwermüthigen, die Roſe und Lilie zugleich iſt, zur Erheiterung in ſchönen Parabeln von der Schöpfung der beiden Blumen, der liebſten Mädchenblume, der Liebesblume, der ſüßen Roſe, und der holdſeligen, ſanften, ſilberweißen Lilie.

Ja es gibt ein schönes Sehnen,
Das wie aus der tiefsten Nacht
In dem Herzen aufgewacht,
Greift nach Waffen findet Thränen.

antwortet die blühende Fürstin, und schon naht der verwegene Mädchenräuber, der ihr Sehnen zu heller Flamme anfachen und endlich stillen soll, der Tapferste, der, noch nicht Ritter, ihren Bewerber, den Riesen, erschlagen. Und auch der Jüngling brennt in Liebesfeuer, seit er ihren Mund an dem seinigen gefühlt und den starken Arm um den schönen Leib geschlungen. Wie ruft sie dann in herrlichen Octaven den Schlaf herbei zur Linderung ihrer Liebesnoth, und verschmäht ihn doch wieder, da die Träume jenen, der fortan ihres Lebens Inhalt ist, nur aus der Seele drängen könnten! wie erzählt sie den Freundinnen von dem wundersüßen Weh, das ihr das Abenteuer mit dem rostigen Ritter gemacht, wie sie erst erschrak und rief und weinte und dann ermuthigt von seinen holden Mienen und seinen Küssen ihn zärtlich umfing!

Nun weiß ich (fährt sie fort), warum purpurroth entzündet
Der Morgen kommt, der Abend niederziehet,
Was uns die Rosenblume süß verkündet,
Welch Feuer in Rubinensteinen glühet,
Warum die Lippe schwellend sich gerundet,
Warum ein Blitz spielend im Auge blühet,
Warum Gestirne unsre Welt betrachten,
Wie aller Frühling ist ein Liebesschmachten.

Und Lealia, der einst des Lebens Mai ebenfalls plötzlich gekommen war, antwortet als theilnehmende Freundin:

Die Liebe, die nicht Wunder ist, ist keine;
Wie aus der heitern Luft ein Blitz herfliget,
Wie in der Nacht plötzlich mit klarem Scheine
Ein Glanz sich um die Bäum' und Berge schmieget,

Wie heut der Frühling, wenn er kommt, so kleine,
Morgen schon Wald sich grün zusammenfüget,
So plötzlich, süß erschreckend, wonnetrunken
Ist auch das Herz im Liebesmeer versunken.

In solch lieblichen Weisen wiederhallt die ganze weitere Dichtung von den schmachtend weichen Accorden der Liebe; ich möchte die süßtändelnde Behandlung mit Gottfrieds von Straßburg melodischen Tönen zusammenstellen. Marcebillens Gefühle finden nicht allein, wie natürlich, bei Florens, sie finden auch bei den beiden Gespielinnen Erwiederung, weil diese gleichfalls liebende Mädchen sind, wie sie denn schließlich, die eine in Leo, die andere in einem vom Riesen gefangenen Ritter Bertrand, ihre Gatten finden. Zwischen das zarte Liebeleben hinein aber fällt des Krieges rauher Ernst und das Waffengetümmel der Christen- und Saracenenschaaren, des stolzen Sultans eitles Drohen, des frommen Königs unverzagtes Hoffen, der himmlischen Streiter unerwartete Hülfe, des verloren geglaubten Leo rettende Ankunft, ein buntes Leben, reich an Angst und Verwirrung, bis sich alles Getrennte endlich zusammenfindet. Die Könige und Fürsten mit ihrem Glanze, das Ritterthum und Heidenthum mit seiner Tapferkeit, der Christenglaube mit seiner schützenden Gewalt, die Liebe mit ihrem bestrickenden Zauber, und was noch alles für Kräfte wirksam sind die Empfindung anzuregen, alles vereinigt sich, um den berühmt gewordenen Spruch zu bestätigen, welcher der ganzen Dichtung zum Motto dient:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

Denn allerdings führen diese Gestalten kein lichtes Tagesleben;

derſelbe Grundſatz die Dichtung in einem traumartigen Märchendämmer zu halten, der in der Genoveva durchgeführt iſt, beherrſcht auch den Octavianus. Daher die Einführung des Schlafs und der Romanze als Perſonen, daher im erſten Theile die Erzählung zwiſchen der Handlung, daher das Ueberwiegen lyriſcher Weiſen, daher das Verzichten auf jeden dramatiſchen Grundplan.

Dem ganzen Werke iſt ein allegoriſches Vorſpiel vorangeſchickt: Der Aufzug der Romanze, das wohlgruppirt in ſeinen Theilen und künſtleriſch abgerundet des Dichters Anſicht über die romantiſche Poeſie darſtellt. Auf weißem königlichem Zelter reitet die Romanze einher, eine blendend ſchöne Jungfrau, im Munde Lächeln, in den Augen Ernſt, eine wunderherrliche Geſtalt in fremder Tracht. Sie durchzieht die Welt mit Freuden, und wo ſie wandelt, ſtreut ſie Luſt aus. Glaube heißt ihr edler Vater und die Mutter iſt die Liebe, die jenen zum Gatten nahm, nicht jene heidniſche Venus, ſondern die dem Himmel zugewandte Liebe, die Tochter der in ein Pilgermädchen verkleideten Heiden-Göttin und eines Eremiten. Seit ſich Glaube der Liebe vermählte, fühlten ſich die härteſten Herzen bezwungen, daß ſie hin zum Kreuze kamen, und die frommen Menſchen wünſchten beiden ewige Dauer. Des Glaubens ſtarke Dienerin iſt die Tapferkeit, der Liebe getreuer Knecht der Scherz, und die Romanze, die ſich zuletzt der Dichter zur Geliebten erkieſt, vereinigt in ſich die Eigenſchaften der Aeltern und ihres ergebenen Gefolges: Glaube und Liebe, Scherz und Tapferkeit. Dieſen vier Eigenſchaften in wundervoller Märchenwelt einen prächtigen Ausdruck zu geben, war die Aufgabe der Dichtung, welcher der Prolog vorangeht, aber am beſten gelang ihr die Liebe; die Tapferkeit erſcheint in den ſüdlich weichen Versmaßen zu unkräftig, der Scherz zu gemacht und

frostig, der Glaube mehr poetisch als wahr und aus dem innersten Herzen quellend; die Liebesblume dagegen ist unter des Dichters Pflege groß und duftig aufgeblüht und hat gewiß dem Octavian die meisten Freunde gewonnen.

9.

Minnelieder, Lyrik. Italien, Ziebingen.

Aber mit diesem Prachtstück mittelalterlicher Romantik hatte sich Tieck geradezu erschöpft; niemals hat sie ihn weiter zu einem größern Werke begeistert; das Märchen vom Fortunat, welches er seit 1800 im Kopfe trug, aber erst 1816 im Ganzen gerade so niederschrieb, wie er es damals innerlich ausgearbeitet, gehört zwar der Form oder Unform nach derselben dramatischen Gattung an, nicht aber nach seinem Inhalt dem christlich romantischen Geiste. Kein Wunder. Denn bei aller sinnlichen Fülle und gemüthlichen Tiefe gebrach es dem Mittelalter doch an geistigem Gehalte. So ließ sich für jene Glaubens- und Lebensanschauung wohl schwärmen, aber nicht die Mannigfaltigkeit von Ideen daraus entnehmen, die ein gedankenreicheres Zeitalter allein befriedigen kann. Aber auch sonst schien an unserem noch nicht dreißigjährigen Dichter der früher so stürmische Drang zu eigener Produktion bereits abzunehmen. Mancherlei wurde begonnen, wenig Belangreiches vollendet. Fortunat ist die einzige größere Dichtung Tiecks, die zwischen Jugend und höheres Mannesalter hineinfällt. Erst in der Periode reifer Erfahrung wurde er wieder schöpferisch wie wenige, und mit einem Erfolg, über den die Mitwelt nahezu seine frühern Leistungen vergessen hat. Das große Publikum kennt Tieck nur als Novellendichter; dieß war aber erst der

an Jahren Vorgerückte, bereits Alternde, dem gleich Neſtor die Erzählung ſüß wie Honig von den Lippen floß. Was hemmte inzwiſchen den Mann in ſeinen dreißiger und vierziger Lebensjahren, die gemeinhin dem Poeten die glücklichſten ſind, indem ſich die Flamme der Phantaſie vom Rauche der Unklarheit gereinigt hat und Urtheilsreife und Weltkenntniß frei vom Ungeſtüm der Jugend mit Beharrlichkeit und Kraft zum ſichern Ziele ſteuert? Man könnte Kränklichkeit anführen, da ihm ſchon 1804 in München die Gicht den Gebrauch der Hand verwehrte; aber dieſes alte Uebel nahm ja immer mehr überhand mit den Jahren, und doch lachen uns gerade ſeine ſpätern Werke zum Theil ſo geſund, ſo jugendlich friſch entgegen. Man könnte ſein ausgebreitetes Literaturſtudium als weiteres Hinderniß geltend machen, und nicht ganz mit Unrecht; denn überreicher Genuß des Fremden lähmt den Trieb zu eigener Thätigkeit. Mehr noch als beides aber ſtand ihm wohl die romantiſche Theorie von Vermiſchung der Kunſtformen ſammt der einſeitigen Bevorzugung des Mittelalters im Wege, womit ſich ſchlechthin nicht weiter kommen ließ. Weder Bühnenverachtung noch Abneigung vor der dramatiſchen Regel konnte ihm förderlich ſein weitere Dramen zu dichten, und die Armſeligkeit kindlich naiver Sagen, an welchen nun einmal ſeine Seele hing, hatte des Neuen ſo wenig, was für einen produktiven Kopf auch wirklich anregend war. Es blieb bei ihm ſein Leben lang Ueberzeugung, daß die Blüthe unſrer Schauſpielkunſt zwiſchen 1770—90 hineinfällt. Ganz abgeſehen von der Frage, ob vielleicht ſein Schwärmen für die Schauſpieler aus ſeiner Jugendzeit nicht zum Theil wenigſtens auf ſubjektiver Täuſchung beruhte, war jedenfalls ſeine Geringſchätzung gegen die Mimen der Gegenwart nicht geeignet ihn zu bühnengerechten dramatiſchen Dichtungen anzuſpornen. Aber auch die Stoffe, denen

er sich einmal ergeben, widerstrebten der Möglichkeit angemessener dramatischer Behandlung. Als er gegen Freund Solger auf seinen Fortunat zu sprechen kam, machte er die Bemerkung, es könne ihn oft ängstigen, daß seine alten und ältesten Plane im Fortgange seines Lebens so wenige Revolutionen erlitten, wie er bei allen Dichtern sähe. Dieß sei seine Individualität, die ihn nur scheinbar in gewissen Jahren auf kurze Zeit verlassen. Diese unerquickliche Gleichförmigkeit aber beruhte vielmehr auf übertriebener Pietät gegen die alten Volksbücher und alten Zeiten, als auf Mangel an Elasticität des Denkens; denn als er sich nachher aufs Gebiet der Novelle warf, entlockte sein beweglicher Geist dem Leben und der Geschichte einen so bunten Blumenflor, daß schwerlich ein zweiter Dichter, selbst Göthe nicht ausgenommen, in höhern Jahren an Schöpferkraft ihm gleichkam.

So wenig nun für die eigene Fortbildung, so wenig für Kunst und Wissenschaft die zwischen dem Romantiker und lieblichen Novellendichter mitten inne liegenden Jahrzehnde verloren waren, so haben wir doch Ursache im Interesse der Dichtkunst zu beklagen, daß ein so bedeutendes Talent des unermüdlichen Mannes für die Welt durch falsche Richtung auf lange hin verloren war. Einem Reichen gleich, der behaglich seinen Besitz genießt, ohne weiter das Gewonnene zu mehren, rühmt er in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Minneliedern aus dem schwäbischen Zeitalter, die er im Jahre 1803 erscheinen ließ, die ästhetische Bildung der Gegenwart. Es sei wohl noch kein Zeitalter gewesen, welches so viel Anlage gezeigt hätte, alle Gattungen der Poesie zu lieben und zu erkennen. So wie jetzt seien die Alten noch nie gelesen und übersetzt worden, die verstehenden Bewunderer des Shakspeare seien nicht mehr selten, die italienischen und spanischen Poeten

würden studiert, die Lieder der Provenzalen, die Romanzen des Nordens und die Blüthen der indischen Imagination würden uns nicht lange mehr fremd bleiben; nur mit der ältern deutschen Zeit sei das Publikum noch unbekannt. Diesem nun auch dahin einen Weg zu weisen überträgt er jene 220 Lieder. Er rühmt an seiner Zeit das Bemühen jeden Geist auf seine ihm eigene Art zu verstehen und zu fassen und alle Werke der verschiedensten Künstler als Theile Einer Poesie, Einer Kunst anzuschauen und auf diesem Wege ein heiliges unbekanntes Land zu ahnden und endlich zu entdecken, von dem alle gerührten und begeisterten Gemüther geweissagt hätten, und dem alle Gedichte als Bürger und Einwohner zugehörten, das Land der Poesie selbst, das unbekannte Wesen des menschlichen Gemüthes. Und wer wollte jenen feinen und empfänglichen Geistern nicht mit Freuden das Verdienst zugestehen die besten Dichtungen aller Zeiten und Völker unter uns eingebürgert zu haben? Wer wollte Tieck seine Herzensfreude verargen, daß die köstlichsten Schätze immer mehr Gemeingut wurden? Aber gerade dadurch, daß man sich gewöhnte, das Fremdeste als Eigenthum zu betrachten, ging über Bewunderung, Genuß und Nachempfinden die Selbständigkeit im Schaffen verloren; weil man ja so viel hatte, setzte man sich zum Producieren keine größere Aufgabe mehr. Die Zusammenstellung eines Musenalmanachs voll weicher Lyrik, gemeinsam mit A. W. Schlegel, die Herausgabe von Novalis Schriften, die sinnige Erzählung der Runenberg, der zweite Theil des Octavian, war noch eine reiche Beschäftigung für das Jahr 1802, das folgende aber lieferte neben einem kleinen Prolog zur Magelone nichts als die Nachdichtung der Minnelieder, und das Studium der Mystiker, des Homer und Sophokles, besonders aber der Nibelungen verschlang in den kommenden bis auf wenige

lyrische Versuche alle Kraft des Dichters. Tieck war der ersten einer, welche zur Wiederaufnahme der deutschen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts den Anstoß gaben. Jacob Grimm gestand ihm selbst, daß seine Uebertragungen aus den Minnesängern ihn zuerst auf diese Welt von Dichtung aufmerksam gemacht und ihn ermuntert hätten diesem Gebiete seinen Fleiß zu widmen. Seitdem die strenge Wissenschaft sich jener Studien bemächtigt hat, haben sich freilich Tiecks metrische Ansichten über unsre alte Sprache längst als falsch erwiesen, und deren angebliche Freiheiten, von denen er beim Uebersetzen, ja sogar beim eigenen Dichten Gebrauch machte, haben als unorganisch nur Schaden gestiftet. „Manche Worte, sagt er, wechseln im Mittelalter fast durch alle Vocale, und a, e und o sind fast immer gleichgültig; angehängte Buchstaben und Sylben, so wie unterdrückte sind gleich sehr erlaubt, um den Vers härter oder wohlklingender, weicher und schmachtender zu machen.“ Ferner: „Dem reimenden Dichter verschwindet das Maß der Längen und Kürzen gänzlich . . . er vermischt Längen und Kürzen um so lieber willkührlich, damit er sich um so mehr dem Ideale einer rein musikalischen Zusammensetzung annähere.“ Aus beiden Irrthümern entspringt seine Willkühr im Anhängen von Buchstaben und in der Betonung kurzer Sylben; und wenn er endlich die Bemerkung macht, daß man in der Poesie des Mittelalters die Seele des Gedichts, die in dem lieblichen labyrinthischen Wesen von Fragen und Antworten, von Symmetrie, freundlichem Wiederhall und einem zarten Schwung und Tanz manchfacher Laute schwebe, beinahe über der Schönheit des Körpers vergesse, so wird man unwillkührlich an den häufigen Klingklang seiner eigenen Lyrik und der seiner Nachahmer erinnert, bei welchen die süße Liebe in Tönen denkt, weil Gedanken zu fern stehen. Zwischen der Lyrik der Minnelieder und

der seinigen ist freilich auch eine überraschende innere Verwandtschaft. Die Form hat den Inhalt verschlungen, über Reim und Bild vergißt man den Gedanken und wird eingelullt in ein angenehmes Träumen. Selbst die Spielereien mit Binnenreimen, mit Echos, mit Wiederholung des Endreims hat er ihnen nachgemacht; dazu kommt dann noch die Vorliebe für Octaven, Sonette, Terzinen, der südlichen Poesie entnommen, wobei die strenge Herrschaft gebundener Form die Freiheit des Denkens beeinträchtigt; ferner die immer neue Wiederholung desselben Thema von Wald, Flur, Nachtigall, Rose und Liebe. Kein Wunder, daß es uns, seitdem wir solche doch im Ganzen arme Poesie im Uebermaße genossen, dabei nicht mehr wohl wird. In der ganzen Sammlung von Tiecks Gedichten finden wir nur wenige, die uns anmuthen, kaum ein paar die uns ergreifen, kein einziges, das wirklich populär geworden. Die schönsten bleiben immer solche, die er aus seinen größern Dichtungen abgedruckt, weil ihn dort die bestimmte Situation nöthigte aus den allgemeinen Naturſympathien herauszugehen; die Mehrzahl kränkelt an Dürftigkeit des Inhaltes oder irgend einer der Formspielereien, die ihm der luxuriösen Neigung seiner Zeit gemäß zur Manier geworden, und fast allesammt sind sie überzart, minnesängerisch, blüthenduftig, mehr weiblich als mannhaft, überströmend von Wehmuth, Sehnsucht und Liebesschmerzen.

Wenn in Schmerzen Herzen sich verzehren
Und im Sehnen Thränen uns verklären,
Lacht und wacht um mich des Frühlings Pracht;

und doch lacht der Dichter nicht selbst mit dem Frühling; er kann sich in die heitere Stimmung nicht hineinfinden, selbst nicht, wo er den Frohsinn zu besingen sich anschickt. Sein Herz fühlt sich sehnsuchtsvoll dem frischen grünen Walde zuge-

lenket, sein Mund preist den beglückten Jägersmann, seine Phantasie schwärmt von Rosen und Mädchenmund; aber bei alledem ist er nicht im Stande die frische Empfindung durch die Kunst der Darstellung zu wecken, die das einfachste Volkslied erregt. Der Dichter bleibt außerhalb seines Gegenstandes und bringt es nicht über das wehmüthig weiche Verlangen nach den Dingen, die ihm so reizend scheinen.

Aus dieser Gedichtsammlung, welche Tiecks Lyrik vom Jahre 1793 an in Liedern, Sonetten, Romanzen, reimlosen Ergüssen empfindsam, reflectirend und scherzhaft durch alle Epochen seines Lebens bis herab zu den Gelegenheitsgedichten des späten Alters enthält, interessirt uns hier zunächst das vierte Buch mit der Aufschrift Reise-Gedichte, nicht um seines ästhetischen Werthes willen, sondern wegen des persönlichen Antheils, den wir am Dichter nehmen. Seit dem Jahre 1801 hatte er sich in die Literatur des deutschen Mittelalters vertieft; von den Volksbüchern war er aufwärts gestiegen zum Epos von den Nibelungen, welches ungeachtet der längst erschienenen Müller'schen Ausgabe noch ein verborgener, in seinem Werthe mehr geahnter, von wenigen Eingeweihten gepriesener Schatz war. Die deutsche Philologie, heutzutage ein blühender Garten, war damals ein Neubruch; das große Gelehrtenpublikum, geschweige das der Dilettanten, kümmerte sich kaum um die unscheinbare Pflanzung, die von wenigen Vaterländischgesinnten mit hingebender Ausdauer angelegt und gepflegt ward. Tieck, von Jugend auf den alten Sagen und Geschichten unserer Vorzeit anhänglich, und der erste, der zwischen ihr und der kosmopolitischen Gegenwart eine Brücke schlug, machte Jahre lang Vorstudien zur Bearbeitung jenes großen Heldengedichts. Er suchte die Lücken nach verwandten nordischen Büchern zu ergänzen, er verglich in München genau eine dort befindliche

Handschrift und dictirte dem neuen Freund Rumohr seine Arbeit, wenn die Gicht ihm den Gebrauch der Hand versagte. Italien, wohin ihm der gelehrte Kunstkenner als treuer Gefährte folgte, sollte dem gelähmten Körper zur Kraft verhelfen. Aber auch in Rom lockte den kaum Genesenden die Freude an den alten Schriften auf den Vatican, zu vergleichen und abzuschreiben, was sie „vom Dietrich von Bern und Tristan, Titurell und Malagys, vom König Rother und den Heymonskindern berichten", und mit Rührung gedenkt er beim Abschied auch „des heimlichen Stübchens oben, wo in der stillen Einsamkeit er die Pergamente las." Auf der Rückreise weilt er wiederum seiner Nibelungen wegen in St. Gallen, und setzt dann daheim die liebgewordene Beschäftigung fort, bis ihm 1807 Hagens Umarbeitung daran die Freude nahm, weil nun Jedermann seine Zusätze ihm hätte nachweisen können. Nun will er eine gründlichere Nachricht von den deutschen Handschriften des Vatican herausgeben; aber der einfache Plan erweitert sich zu dem Riesenentwurf, zugleich eine Geschichte der alten deutschen Poesie damit zu verbinden. Er besucht Bibliotheken, schreibt Manuscripte ab, und über dem maßlosen Unternehmen unterbleibt das Ausführbare. Gehörte doch ein Menschenalter dazu, die Vorarbeiten zu liefern, bis eine Geschichte unsrer alten Dichtkunst möglich war. Aber eben deshalb muß man diese Bestrebungen Tiecks hervorheben, weil er unter den ersten war, welche mit liebendem Eifer diesen vaterländischen Studien ihre Bahn wiesen, die gegenwärtig ein Stolz des deutschen Namens sind.

Es ist natürlich, daß bei solch entschiedener Geistesrichtung Italien auf unsern Dichter nicht jenen umgestaltenden Einfluß übte, den es auf Göthe gehabt hat. Göthen bezauberte die Klarheit und Größe des klassischen Alterthums und die heitere

Schönheit der neuern Baukunst, und nebenbei erfreute ihn das muntere Volksleben, das er als harmloser Beobachter auf sich wirken ließ; in der Malerei der herrlichen italienischen Künstler sah er immer wieder das Menschliche; gesunden Auges erbaute er sich an der schönen Natur und an den grandiosen Ueberresten der alten Zeit, ein ächter griechischer Heide, ein begeisterter Jünger der Schönheit. Tieck dagegen brachte ins klassische Land die Vorliebe fürs heimische Mittelalter, für wunderbare Sagen und Märchen mit. In Verona sieht er die Spuren Dietrichs von Bern und die hohe Pracht der Nibelungen steigt verklärt aus den Wolken herab; bei der Einfahrt durchs Pappelthor in Rom erhellt ihm unerfreulich ein nüchternes Licht Tempel und Palast; in die Villa Borgheſe senden neidische Götter den Kranken, Verstörten, dem der Sinn mangelt sein Glück zu genießen; und da ihn körperliche Hinfälligkeit hindert, sich frei und froh der Welt hinzugeben, so sind es vor allem die Bücher, die ihn erquicken, neben den altdeutschen Handschriften seine alten Freunde, die italienischen Dichter.

Schon der frühe Morgen (sagt er)
Findet mich bei Dantes Reimen
Und Arioſtos Zauberſpielen.
Jetzt verſteh ich dich, Petrarca,
Und die zartgeflochtne Rede
Des kühnen Boccaccio,
Taſſo, Taſſoni,
Bojardo und Lorenz der Mediceer,
Lasca und alle die frohen Genoſſen
Warten ſchon auf meine Muße.

Wohl begleitet ihn auch die Erinnerung an den „edelsten Genius, unſres Vaterlands Zier und Luſt", durch die Hallen und Gärten der Schönheit:

Du mir von Kindheit befreundet,
Vorbild und Muſter, o Göthe,

In dessen Lied mir der trunknen
Begeistrung Quelle rauscht,
Du, der den Muth der Brust mir weckst,
Und, Unerreichbarer, im Kampf der Liebe
Das frohe Gefühl mir wieder
In Beschämung wandelst,

und abermals auf der Rückreise entzückt ihn dessen Name, auf dem Straßburger Münster in Stein gehauen,

Und seine frische Jugendzeit stand flammend
Vor meiner Erinnerung, und wie ich schon als Knabe
Ihn, meinen lieben und großen Meister, verehrt
Und früher als Andre ihn im Bewundern verstanden;

aber recht entschieden äußert sich gerade auf dieser Reise der Unterschied seiner von der Göthischen Denkweise. Als Göthe seine italienische Reise veröffentlicht, betrachtet Tieck dessen Begeisterung für das Alterthum als aus Verstimmung hervorgegangen. „Ich hatte auch, fährt er fort, die Antike gesehen und S. Peter, und konnte das Straßburger Münster nur um so mehr bewundern; nach dem auswendig gelernten Raphael verstand ich erst die Lieblichkeit und Würde altdeutscher Kunst.“ Die weitere Entwicklung unsres Kunstbewußtseins zeigte, wie sehr er gegenüber von Göthes damaliger Einseitigkeit mit seinem Gefühl im Rechte war; ja die nachmalige Rückkehr des greisen Altmeisters zur einstigen Verehrung altdeutscher Baukunst gab ihm die Genugthuung dessen, der nie des richtigen Wegs verfehlt hatte; aber hier kam es mir nur darauf an hinzudeuten, wie auf eine so scharf ausgeprägte Individualität der Aufenthalt in Italien nur in so fern wirken konnte, als er ihn in seinen alten Studien und Lieblingsneigungen förderte. Bei aller Kenntniß des Alterthums kann die antike Welt als Bildungsschule des Poeten bei Tieck nirgends in Betracht kommen, weder Homer und Sophokles, noch Laokoon und Apoll von

Belvedere. Ohne Vaterland, betont er, kein Dichter; sich von diesem losreißen wollen heißt die Musen verleugnen. Und sein Vaterland hinwiederum ist nicht das moderne, zerrissene, schwache, humanisirte, sondern das alte christliche Land voll kräftiger sinniger Menschen, ein Land poetischer Träume, nach dem seine Sehnsucht hängt.

Seit der Rückkehr aus Italien verfließen ihm viele Jahre in ländlicher Abgeschiedenheit unterbrochen durch einzelne längere oder kürzere Reisen und Ausflüge, wie er denn z. B. den größten Theil des Sommers 1808 in Wien zubrachte. Sein eigentlicher Wohnort war Ziebingen bei Frankfurt a/O. Dort lebte er wenig berührt von der Gesellschaft in der Zurückgezogenheit seinen Studien, nicht selten unter Verstimmungen des Körpers und des Geistes, wie sie bei einsamen Gelehrten häufig sind. Erst im Herbste 1819 vertauscht er diesen Aufenthalt wieder mit Dresden, und gewährt von da an der gebildeten und feinen Welt den Genuß seines eminenten geselligen Talentes und seines geistreichen Umgangs, bis ihn Preußens König in seine Nähe rief. Während er in Ziebingen vergraben in seine Papiere lebte, hatte ihm das Glück einen seltenen Freund geschenkt. Der edle Solger, ein Gelehrter von feinem Geiste, ein Aesthetiker heimisch im Griechenthum und doch auch der Neuzeit nicht abhold, hingebend und mittheilsam, eben so reich an Gemüth als scharf und bestimmt im Denken, schloß mit Tieck einen Herzenbund, der in gegenseitiger Hochschätzung und Aehnlichkeit der Grundanschauungen ein sicheres Fundament hatte und nur durch den Tod des einen im Jahre 1819 gelöst wurde. An diesem Freunde hatte Tieck einen wahren Schatz gefunden. War er früher gegen alle Philosophen von Profession mistrauisch gewesen, weil der Liebhaber des Individuellen sich von dem Schulmäßigen unangenehm berührt fühlte, und der Dichter

die Heiligkeit des Gemüthslebens durch systematisches Ideenspiel entweiht sah, so begegnete er hier einem originellen Denker, der keiner Schule angehörte und bei gleichem Schönheitsgefühl seine eigenen Gedanken nur in bestimmterer Fassung ihm wiederspiegelte. „Vor Ihrer Bekanntschaft", schreibt Tieck dem Freunde, „konnte ich mit Niemand eigentlich sprechen als mit Hardenberg. Das fühle ich, Sie und er hätten sich ganz verstanden"; und immer erkennt er mit Rührung an, wie Vieles und Wichtiges er dem Freunde zu danken habe, dessen Einsicht er immer weit über die seinige setzte. Ihm klagt er seine körperlichen Schmerzen wie seine geistige Muthlosigkeit und Abspannung, ja seinen Lebensüberdruß, an den die Meisten nicht glauben wollten, weil er sich zusammennehmen und heiter scheinen könne; von ihm empfängt er Anerkennung und Aufmunterung, die hypochondern Naturen am meisten nöthig ist. „Sie haben noch eine Menge Aufgaben vor sich", schreibt Solger im Jahre 1816, „und müssen noch eben so viel schreiben, als wir schon von Ihnen haben. Wenn ich so an . . . denke, wie sie vor der Zeit gealtert haben, so ist es mir ein unbeschreiblich erheiterndes und tröstendes Gefühl, Sie mit Ihrem reinen und unverfälschten Wirken immerfort im Steigen zu erblicken. Denn das ist hiervon meine innigste Ueberzeugung: auf Ihnen beruht das Heil der deutschen Kunst; Sie sind der Einzige, der mitten in dem gefälschten Zeitalter in reiner poetischer Klarheit dasteht."

10.

Phantasus. Shakspeare. Verschiedene literarische Unternehmungen.

Doch wir sind in Betrachtung von Tiecks literarischer Thätigkeit erst bei dem Anfang dieses Seelenbundes angekommen, welcher zufällig mit einem größern Unternehmen des Dichters zusammentrifft. Es war im Jahre 1810 und 1811, als er sich mit dem Plane beschäftigte seine zerstreuten Schriften zu sammeln und in der Weise vieler Novellisten die Sammlung durch redende Personen zu beleben. Diese Personen sollten selbst wieder einen kleinen Roman spielen; sieben poetische Vorleser sollten siebenmal ein Drama oder eine Geschichte vortragen und mit dem einleitenden Gedichte die Zahl fünfzig geschlossen sein. Zwischen den größern Darstellungen sollte das Gespräch mancherlei kürzere Erzählungen und Reflexionen über Kunst und Leben einstreuen und in aller Zwanglosigkeit manchfache zeitgemäße Gedanken entwickeln. Die sieben Vorleser sollten verschiedene Stimmungen des Autors selbst vorstellen, im Scherz und Ernst, im Schwärmerischen und Humoristischen bis hinab zum Pedantischen. Aber wie denn gar häufig weit ausschauende Entwürfe während der Ausführung stocken, so erging es auch hier: aus den fünfzig Stücken sind elf geworden oder mit dem Einleitungsgedicht zwölf, in drei Theile vertheilt, welche in der Gesammtausgabe in zwei zusammengezogen sind, sieben Erzählungen und vier Dramen. Unter den Erzählungen des Phantasus — denn mit diesem Titel bezeichnete er das neue Sammelwerk — sind drei neue vom Jahre 1811: Liebeszauber, die Elfen, der Pocal, unter den Dramen aus demselben Jahre: Leben und

Thaten des kleinen Thomas, genannt Däumchen, ein Märchen in drei Acten. Die übrigen Stücke waren alt und sind, so weit sie von Bedeutung, bereits an gehöriger Stelle von mir besprochen worden.

Vortrefflich ist die Einleitung, etwa im Tone der alten griechischen Gastmahle. Sie führt die nachmaligen Vorleser zusammen und bringt sie mit freundlichen Damen in Verbindung; anmuthige Geselligkeit spinnt ihre Rosenfäden herüber und hinüber, und anziehende Unterhaltung, wie sie wohl der Dichter an der eigenen Tafel zu führen pflegte, verbindet die Genossen; frei ergeht sich die Rede bald über dieses bald über jenes Thema des Tags und läuft, ohne pedantisch das eine zu erschöpfen, in natürlicher Ideenverbindung weiter zu einem neuen, bis sich am Ende die männlichen Theilnehmer der Gesellschaft zu jenem Cyclus von Vorlesungen vereinigen, zwischen welchen immer wieder ästhetische oder sociale Gespräche mitten inne liegen. So wenig sich im Leben die geistvollste Conversation methodisch verfolgen läßt, eben so wenig würde ich es unsrem Dichter zu Danke machen, wenn ich seinem Gedankengang bei diesen Gesprächen nachspüren wollte. Aber so mannigfach ist die Unterhaltung, daß jeder für sich auswählen kann, was ihm, wie man zu sagen pflegt, aus der Seele gesprochen ist, und so gefällt mir ausnehmend das Kapitel über die moderne Kindererziehung, jene allerliebste Confusion, wo die Kinderstube allenthalben, im Gesellschaftszimmer, im Garten und in jedem Winkel des Hauses ist und kein Gespräch und keine Ruhe zuläßt, bis die Rede sich zum Rührenden erhebt über die hohen idealischen Tugenden der Kleinen und ihre unverkennbare Liebe zu den Eltern und dieser zu jenen. Nicht minder treffend ist das Thema von der edlen Geselligkeit, die bei den modischen großen Gesellschaften ganz abhanden gekommen sei, jenen Mahl-

zeiten, für welche die Wirthin schon seit acht Tagen sorgt und läuft und von ihnen träumt, um nur endlich der Feste los zu werden, die man schon längst von ihr erwartet, weil sie wohl zwölf und mehrere ähnliche Gastmahle überstanden hat. Charakteristisch sind die Trinksprüche, mit welchen die Freunde die Tafel aufheben. Voran kommt Göthe; daran reiht sich, wenn auch etwas kühl, zum erstenmal in Tiecks Schriften eine Anerkennung Schillers, „dessen ernster, groß strebender Sinn wohl noch länger unter uns hätte verweilen sollen"; auf ihn folgt der liebenswürdige Greis, der Weise, der nie Sectirer war, der kindliche Jacobi; drauf der phantasievolle, witzige, ja wahrhaft begeisterte Jean Paul, den die deutsche Jugend nicht vergessen solle; sodann das brüderliche Gestirn deutscher Männer Friedrich und Wilhelm Schlegel, die so viel Schönes befördert und geweckt haben; zum Schluß endlich ein Genius, der schon lange von uns geschieden ist, der aber uns wohl umschweben mag, wenn alle Herzen mit innerlichster Sehnsucht und Verehrung ihn zu sich rufen: der große Britte, der ächte Mensch, der Erhabene, der immer Kind blieb, der einzige Shakspeare. Eine ziemlich bunte Zusammenstellung, die aber bei alledem Tiecks Standpunkte gemäß ist, wenn man etwa das Compliment gegen Schiller ausnimmt, womit er damals noch erst — denn später dachte er bei all seinen Ausstellungen größer von ihm — eine Concession an die öffentliche Meinung machte.

Auf die Einleitung folgt ein allegorisches Gedicht Phantasus, in Hans Sachsens Weise angelegt zur Umschreibung des Gebietes, auf dem sich die poetischen Mittheilungen bewegen sollen. Den ernst gewordenen und nachdenklichen Dichter entführt Phantasus, ein holder Knabe, und zeigt ihm zwei Gruppen, den Schreck und die Albernheit, den Scherz und die

Liebe. Die Phantasmagorie menschlicher Gestalten ist in einem andern Gedichte: die Phantasie in wunderliche Spielzeuge verwandelt, die Phantasus, ein launiger Alter, aus den Falten seines weiten Mantels schüttelt. Sämmtliche Stücke aber, die der Dichter hier aufnahm, gehören in die Reihe der Sagen und Märchen; schlichte gemeine Erzählung sollte später folgen; aber seine Abneigung vor dem Gewöhnlichen mag ihm neben andern unbekannten Ursachen die Fortsetzung verleidet haben. Das Schauerliche, Bizarre, Dämmerige, Geheimnißvolle, Geisterhafte, der regellose Flug der Phantasie, worin des Märchens Lust und Leben liegt, bilden die Hauptelemente der Tieckischen Poesie, und da er ein Meister im Erzählen ist, so sind ihm manche seiner Märchen wunderbar gelungen. Von den Erzählungen des Phantasus gebührt meinem Gefühle nach der Ehrenpreis den Elfen, einer so zarten, sinnigen, lieblichen Dichtung, daß ich sie unbedingt dem Besten beizähle, was die Poesie auf diesem Gebiete geschaffen hat.. Der Kontrast des anscheinend traurigen Tannengrundes mit seiner verborgenen Herrlichkeit, der menschlichen Beschränktheit mit der Macht wohlthätiger Geister, die Spiele der Elfenkinder mit den Kräften der Pflanzenwelt, die Segnungen der sanften Gottheiten an ihre Lieblinge unter den Sterblichen, und bei aller glückspendenden Kraftfülle wieder ihre Gebundenheit an ein Schicksal, daß sie wegziehen müssen, wenn ihr geheimes Walten verrathen ist, und nun die ganze Ergiebigkeit und Schönheit der Gegend in Oede dahin sinkt, — doch wie will ich mich unterfangen die Lieblichkeit eines holdseligen Märchens vorzuzeigen, indem ich ihm den Schmetterlingsstaub von den Flügeln streife! — Nicht minder gelungen in seiner Art ist das dramatisirte Märchen vom kleinen Thomas, genannt Däumchen, der humoristischen Gattung angehörig, welche Tieck seit länger als einem

Jahrzehend aufgegeben hatte. Schade, daß sich die kecken Scherze mit dem sentimentalen Hofrath Semmelziege und seiner zarten und doch so praktischen Gemahlin Ida nicht gut mittheilen lassen. Tieck selber machte sich nachher über seine aristophanische Laune Gewissensbisse, indem er sich im Jahre 1814 gegen Solger also vernehmen läßt: Oft kömmt es mir vor, ich werde alt und sollte auch als Autor gesetzter werden.

Daß die Jahre der Freiheitskriege nicht spurlos an dem patriotischen Schriftsteller vorübergegangen, würden wir selbst ohne seine Versicherung annehmen. Aber die tumultuarische Gegenwart vermochte ihm eben so wenig als dem vaterländischen Göthe Stoff zum Dichten zu geben; der neue Aufschwung des deutschen Volks mahnte ihn zunächst an dessen große Vergangenheit. Es seien, schreibt er bereits am 1. Febr. 1813 Plane zu vielen Schauspielen aus der deutschen Geschichte in seiner Seele, und er werde diese mit besonderer Liebe ausarbeiten, um seinen Landsleuten zu zeigen, daß er sich wohl zu ihnen rechne. Habe er doch zuerst mit Liebe von der deutschen Zeit gesprochen, als die meisten noch nicht an ihr Vaterland gedacht, oder es geschalten hätten. Shakspeares historische Schauspiele hatten ihm offenbar den Vorsatz an die Hand gegeben, aber wie bei manchen andern seiner Absichten kam es auch hier nicht zur Ausführung. Wie der brausende Strom der deutschen Begeisterung sich alsbald im Sande verlief, so erging es auch mit Tiecks Tragödien. Ich schreibe sie wohl einmal, wenn ich nicht bald sterbe, sagt er 1815; aber es ist mir sehr gleichgültig, ob unser undeutsches Theater sie spielt, gegen das ich seit meinem dreiundzwanzigsten Jahre nach einer Periode von übertriebener Anbetung vielleicht eine eben so übertriebene Verachtung gefühlt habe. Die Bewunderung der großen Mimen des vorigen Jahrhunderts sammt der Vorliebe für

die Shakspearische Bühneneinrichtung verleitete ihm bis zur fixen Idee das moderne Theater, und der Mangel an Begabung zum dramatischen Dichter versteckte sich hinter äußere Ausflüchte. Ich zweifle sehr, ob die deutschen Tragödien Tiecks besser gerathen wären, als die gleichen Versuche Raupachs. Der gründlichste Kenner der dramatischen Dichtkunst ist vielleicht eben deshalb, weil ihm die großen Muster im Wege sind, um so weniger ein origineller Schöpfer. Um so dankbarer müssen wir ihm dagegen sein für die großen Leistungen, durch die er uns das Verständniß anderer, und namentlich des Vaters der neuen Dichtkunst aufgeschlossen hat. Unser modernes Drama hat seine rühmliche Laufbahn an der Hand Shakspeares begonnen und zurückgelegt. Von Wielands Uebersetzung, von Schröders Bemühungen an rastete nimmer das Bestreben den lange verkannten Genius der Britten in Deutschland einzubürgern. Von den Tagen an, als Götz von Berlichingen, ein kühnes Abbild Shakspearischer Poesie, Tieck seiner Richtung nachgezogen, ließ dieser nicht ab, durch ernstes Studium sich in das Verständniß jenes dämonischen Geistes zu vertiefen, der uns in Zukunft noch zu werden verspricht, was Homer den Griechen gewesen; um des Meisters willen studiert er dessen Zeitgenossen und Vorgänger; um den vollendeten zu begreifen, spürt er dem werdenden nach, und fördert mit Uebersetzungen, Erläuterungen und Novellen die Bekanntschaft mit ihm und seinem aufstrebenden Jahrhundert. „Shakspeare und seine bessern Zeitgenossen", schreibt er in der Vorrede zum deutschen Theater, „sind auch deutsch, aber weder damals noch je waren die Deutschen italienisch, französisch und spanisch, und darum sollen wir die Spanier so wenig wie die Franzosen und Griechen auf unserm Theater nachahmen. Die alte Poesie ist auf ihrem Wege im Sophokles erfüllt, im Calderon noch mehr beschlossen; die Franzosen bilden

eine Schule ihrer Zeit; aber Shakspeare kann niemals beendigt werden; alles schreibt gleichsam an ihm fort, was im Sinne der wahren großen Welt geschieht; diese Form ist keine geschlossene, kein Werk in ihr ist das höchste, einzige oder endende zu nennen, sondern wie die jetzige und künftige Zeit mit ihren besten Bestrebungen schon im Shakspeare liegt, so sollen wir uns eben darum von hier aus entwickeln und Natur, Wahrheit und Kunst finden".

Hat Tieck nicht in diesen wenigen Worten die Neuen an die rechte Quelle ihrer Poesie gewiesen? Zu keiner Zeit blühte dieses Studium fröhlicher als gerade in der unsrigen, und Tieck vor Allen gebührt das Verdienst, es zuerst mit Nachdruck und seltener Ausdauer gefördert zu haben. Bereits in den Jahren 1814—16 gab er sein: Altenglisches Theater oder Supplemente zum Shakspeare heraus. Es enthält in zwei Bänden sechs Jugendarbeiten des brittischen Dichters übersetzt und mit kritischen Nachweisen versehen. 1817 reiste er der alten englischen Schauspiele wegen nach London und ließ die wichtigsten Manuscripte der Art im dortigen Museum copiren. Längst war er mit einem Buch über Shakspeare und seine Gedichte beschäftigt. Als er 1823 den ersten Theil von Shakspeares Vorschule erscheinen ließ, welcher Uebersetzungen von Green, Feversham, Heywood und einem unbekannten Autor enthält, die er „mit Bedacht durchgesehen und verbessert hat", verweist er abermals auf das längst versprochene Werk, das er nur nicht übereilen wolle, mit dem er aber in einem Jahre endlich fertig zu sein hoffe, nachdem die Arbeit daran ihn eine große Zeit seines Lebens hindurch begleitet habe. Im zweiten Theil 1829, in welchem sich Stücke von Massinger, Shakspeare und Rowley finden, wird jenes verheißenen Werkes nicht weiter gedacht. In der Abhandlung über Göthe und seine

Zeit jedoch vom Jahre 1828 sagt er, daß er seit vielen Jahren an einem Werke über den großen englischen Dichter arbeite, dessen Herausgabe nur noch durch Zufälle, Reisen, Krankheiten und andere Arbeiten sei verzögert worden. Tieck ist uns dasselbe schuldig geblieben, und es wird ein Verdienst um das Publikum wie um den Todten sein, wenn Köpke wenigstens die vorhandenen Bruchstücke davon veröffentlicht. Auf die trefflichen Novellen, deren Stoff aus Shakspeares Leben genommen ist, komme ich später zu reden. Seine nützlichste und einflußreichste Arbeit auf diesem Gebiete aber bleibt immer die Fortsetzung und Vollendung der Uebersetzung von Shakspeares Dramen selbst, die man gewöhnlich die Schlegel'sche nennt, weil Wilhelm Schlegels Name auf dem Titelblatte voransteht. Nur der Dramencyclus aus der englischen Geschichte mit Ausnahme Heinrichs VIII., dann ferner Romeo und Julie und der Sommernachtstraum sind von Schlegel übertragen. Alle übrigen Stücke verdanken wir Tieck in Verbindung mit zwei andern Kennern des brittischen Dichters. Man möchte die Sorgfalt, mit der sie hiebei zu Werke gingen, mit der Gewissenhaftigkeit Luthers bei seiner Bibelübersetzung zusammenstellen. Erst ging Tieck mit seinen Genossen genau das Original durch; dann lieferte einer derselben, bei den meisten Stücken Graf Wolf von Baudissin, einen Entwurf der Uebersetzung. Nun kamen sie wieder mit ihm in bestimmten Stunden zusammen und unterzogen Satz für Satz die Arbeit ihrer gemeinsamen Berathung. Tieck selbst versichert uns, sie hätten oft eine Stunde damit zugebracht, drei bis vier Verse einer schwierigen oder dunkeln Stelle in Ordnung zu richten; sehr oft hätten sie sich alle drei vereinigt, um gemeinsam zu verbessern und den Ausdruck zu treffen; und da sie nun immer, wenn ein Schauspiel übertragen war, zusammen gearbeitet, so könne weder er noch einer seiner

Freunde herausfinden, wie viel einem jeden zugehöre. Durch diesen gründlichen Fleiß kam die berühmte Uebersetzung zu Stande, die alle frühern verdrängt und gewiß auf lange alle spätern unnütz gemacht hat, ein ächtes Nationalwerk, das uns den schwierigsten ausländischen Dichter, fast als wäre er der unsern einer, zu eigen gegeben. Denn hier verband sich Kenntniß und Verehrung des Dichters mit dem feinen Sinn für die Sprache und jener genialen Freiheit der Behandlung, die nicht sklavisch am Buchstaben klebt und namentlich in Witz und Wortspiel an die Stelle des Schwerverständlichen, Fremdartigen das Klarere, Volksthümliche zu setzen keinen Anstand nimmt. „Es kann nur Sache des feinsten Taktes und des gebildeten Geschmacks sein, was der echte Uebersetzer mit Bewußtsein aufgibt, um das, was er als das Wahrste, Nothwendigste anerkennt, zu retten. Ein solcher Uebersetzer wird Künstler und selbstschaffender Autor." In Uebertragung der Alten, der Spanier und Italiener waren Andere mit dem Fleiße der Selbstverleugnung vorangegangen und hatten die Gefügigkeit und Leichtigkeit, die namentlich Herder, Schiller und Göthe unsrer Sprache errungen, bis zu dem Grade ausgebildet, daß selbst den Sylbentanz eines Hariri nachzutanzen nicht mehr zu schwierig war. Schlegels Verdienste um die Uebersetzungskunst können nicht hoch genug angeschlagen werden. Der Meister hatte an Shakspeare mit elf Stücken ein Beispiel gegeben. Was Wunder, wenn nun Tieck, der nicht minder ein Beherrscher der Sprache war und an Vertrautheit mit Shakspeare jenem nicht nachstand, so genau die Spuren seines Freundes und Vorgängers verfolgte, daß Schlegel selbst, hätte er seine Arbeit fortgeführt, schwerlich besser würde geschrieben haben. Es ist ein Werk aus einem Guss, würdig des großen Dichters, ein klassisches Werk, das denselben erst unter uns populär gemacht; es ist die Krone unsrer Ueber-

ſetzungskunſt, die wir den Romantikern verdanken; es iſt das Fundament, auf welchem neben Göthes und Schillers Originaldichtungen unſre Poeſie der Zukunft ruht.

Mit ſeinem Vorſatze Dramen aus der deutſchen Geſchichte zu ſchreiben war es wohl Tieck nie rechter Ernſt geweſen; der Gedanke war ihm gekommen, als ihn wie Alle die vaterländiſche Begeiſterung ergriff, und hatte in ruhigerer Zeit wieder ſeinen vorigen Beſtrebungen Platz gemacht. Neben Shakſpeare und ſeinem Jahrhundert feſſelt ihn allerdings von jeher das deutſche Mittelalter, aber mehr als die Thaten der Geſchichte die Lyrik des Gemüthslebens. Wie früher eine Auswahl aus den Gedichten der Minneſänger, ſo bearbeitet er im Jahre 1815 den Frauendienſt Ulrichs von Lichtenſtein, jene naive Selbſtbiographie eines berühmten Ritters und Sängers, welche reich mit ſchönen Liedern durchwoben, ein unſchätzbares Denkmal für die Kulturgeſchichte des dreizehnten Jahrhunderts iſt. Ohne eigene Zuthat, ohne moderne Ausſchmückung ſchließt ſich der Bearbeiter ſeinem Originale an und liefert dadurch einen werthvollen Beitrag, um das Publikum aufzuklären über jene phantaſtiſche Zeit, die noch immer nur erſt den wenigen Eingeweihten erſchloſſen war. Geräuſchlos, unbeachtet und ganz allmählich ſchritten die Forſchungen vorwärts, die uns das vergeſſene Mittelalter nahe brachten, und Tieck blieb auf lange mit ſeinen wenigen Proben der einzige Vermittler zwiſchen der geringen Zahl der Gelehrten und der unermeßlichen Menge des Laienſtandes.

Hätte er dieſen Bemühungen nur beharrlicher ſeine Zeit gewidmet, hätte er lieber den Fortunat ungeſchrieben gelaſſen, in welchem er in eben jenen Tagen das harmloſe Märchen mit aller Breite dramatiſirt hat! Wir kennen bereits aus Genovefa und Octavian die Manier, die er an die alten Volksbücher

anzulegen liebte. Den Plan zum Fortunat hatte er zugleich mit Octavian im Jahre 1800 entworfen. Nun erſt 1815 und 1816 folgte mit geringen Abänderungen die Ausführung. Das alte Märchen, eine an ſich reizende Dichtung, weil ſie die Erfüllung von Wünſchen und Träumen vergegenwärtigt, die in uns allen ſchlummern, war ſchon im ſechzehnten Jahrhundert in England geſpielt worden. Um das Jahr 1600 hatte daſſelbe ein gewiſſer Decker dort aufs neue in ein Drama gebracht, ſchmucklos, kurz und einfach die Geſchichte von Vater und Söhnen in den Raum einer Tragödie zuſammenziehend. Tieck zerlegte es wieder in die zwei Theile des Volksbuchs, und indem er deſſen Perſonen nicht nur ſämmtlich beibehält, ſondern noch mit neuen vermehrt, gibt er der Darſtellung einen Umfang, welcher die Bedeutung des Stoffs weit überſchreitet, und verdirbt durch die Gegenwart der Handlung, was als anſpruchloſe Erzählung ganz artig läßt. Schon an ſich fehlt dieſer Fabel jeder bedeutende Hintergrund. In der Genoveva gab die Religion, im Octavian das Ritterthum und die Liebe Anlaß zu höherem poetiſchen Aufſchwung. Aber wie konnten die gutmüthigen und ſonſt gehaltloſen Abenteurer, die puren Günſtlinge Fortunas, Stoff zu dramatiſcher Behandlung bieten? Es iſt ein ungeheurer Irrthum des Dichters, wenn er meint, mit Abkürzungen würden dieſe beiden Schauſpiele auf unſerer Bühne ihre Wirkungen nicht verfehlen, wenn die Bühne nur freier wäre. Sie ſchienen ihm ſelbſt bald darauf das Gewagteſte, was er bisher gemacht; ſie ſind nicht bloß dieß, ſie ſind das Verfehlteſte und Bedeutungsloſeſte. Der glückliche Einfall, die franzöſiſche Mode der hohen Haartouren mit den Hörnern der Prinzeſſin zu verbinden und die witzige Durchführung dieſes Gedankens iſt ſo ziemlich die einzige Oaſe in der dürren Sandwüſte ſeiner Dichtung.

Fortunat war der letzte völlig mißlungene Verſuch, den

Tieck auf dem alten Wege gemacht hat. Die poetiſche Ader ſchien es, ſei dem Gelehrten ins Stocken gerathen. Literariſche Beſtrebungen nehmen fortan ausſchließlich den Platz der Dichtkunſt ein. Er begibt ſich nach London und von da nach Paris, in den Bibliotheken zu ſtudieren; er veröffentlicht alte deutſche Schauſpiele unter dem Titel: altdeutſches Theater, leider nur zwei Bände ſtatt der verſprochenen ſechs. Als wir ihn das Jahr darauf wieder in ſeinem Ziebingen finden (1818), erneuert er immer wieder die alte Klage über ſeine Unfähigkeit zum Arbeiten, die ihn ſeit vielen Jahren niederdrücke, über die Gicht, die ihn unmäßig quäle und am Schreiben hindere, und wenn er aus ſeiner engen Welt hinausſchaut auf das Treiben der Andern, beſchwert er ſich über die Anarchie und Verwilderung der Geiſter, über die geiſtige Unwiſſenheit, die ſich noch nie ſo ausgeſprochen habe, als in dieſen Tagen. Er ärgert ſich über die wiſſenſchaftlichen Auswüchſe der Romantik, über Görres Art im Lohengrin altes und neues Teſtament, Mittelalter und Indien, Mythologie und Platonismus zu verknüpfen und miteinander abzuſchlachten; er legt am Schluß des Jahres 1818 das Bekenntniß ab, er ſei im Zirkel wieder herumgekommen, wo er 1798 geweſen, nur hoffentlich mit etwas mehr Gewinn. Der Vater der Romantik hat im ſechsundvierzigſten Lebensjahre aufgehört die Grundſätze der Schule anzuerkennen, die er ſelbſt geſtiftet, aber in ihren tollen Folgerungen nie gebilligt hatte.

11.

Dresden. Dramaturgische Blätter. Novelle.

Dieser Wendepunkt in Tiecks Geistesrichtung fällt nahezu zusammen mit dem Entschluß die ländliche Zurückgezogenheit mit dem Aufenthalt in Dresden zu vertauschen, wohin er 1819 übersiedelte und wo er als Mitglied der Schauspieldirektion seine Literatur- und Bühnenkenntniß, als Vorleser sein bekanntes Virtuosenthum, als Gesellschafter seine Bildung und seinen Humor persönlich in weiten Kreisen zur Geltung brachte. Tiecks Haus wird in der feinen Königsstadt der vielbesuchte Mittelpunkt guten Geschmacks und schönen geistigen Lebens. Wer je das Glück gehabt in diese Zirkel zu kommen, und ihrer sind viele im ganzen deutschen Lande, dem sind die Abende unvergeßlich, in welchen der Gefeierte mit klangreichem Organ und mit dem sichersten Wechsel der Stimme Shakspearische und andre Stücke las und die Eigenthümlichkeit eines jeden Charakters bis in dessen feinste Linien wiedergab. Kein zweiter von allen, die ihm nachahmten, kam im entferntesten dem Meister nahe, ja die größten Schauspieler staunten an ihm die Wirkung ihrer eigenen Kunst an. Und wenn er sich dann im Gespräche über die Dichter aller Zeiten oder über die neuen Erscheinungen der Literatur verbreitete und unmerklich belehrte, ohne die Rede an sich zu reißen, wenn er mit edler Bonhommie jedem das Wort gönnte, und in gutmüthiger Freundlichkeit die Funken seines Geistes sprühen ließ, so machte er den überwältigenden Eindruck eines Mannes, der durch Allseitigkeit und scharf ausgeprägte Persönlichkeit fast einzig war. Tiecks Erscheinung im gereiften Mannesalter, die sich mit ihrem herzgewinnenden Zauber umso

fangen der Welt hingab, ist der höchste Ausdruck unsrer ästhetischen Bildung.

Besonders einflußreich waren seine Bemühungen um die Bühne, nicht nur durch seinen unmittelbaren Rath, sondern namentlich auch durch eine Reihe von Kritiken und Bemerkungen über ältere und neuere Stücke und deren Aufführung, zerstreute Aufsätze, die er zwischen 1821—1824 in der Dresdener Abendzeitung erscheinen ließ, und vermehrt und bereichert mit den Beobachtungen, die er 1825 als Dramaturg des Hoftheaters auf einer Rundreise durch Deutschland über verschiedene Hauptbühnen machte, unter dem Titel dramaturgische Blätter 1826 gesammelt herausgab. Die dramaturgischen Blätter bilden bis auf 1851 fortgesetzt — denn noch in den spätesten Lebensjahren erregten namentlich die Versuche, die man auf der Berliner Hofbühne mit altklassischen Stücken unternahm, seine regste Theilnahme — den dritten und vierten Band seiner kritischen Schriften (Bd. 1 und 2, 1848. Bd. 3 u. 4, 1852). Tiecks dramaturgische Blätter bieten eine ungesuchte Vergleichung mit Lessings Hamburger Dramaturgie. Dieselbe Gelehrsamkeit, dieselbe Bühnenkenntniß, dieselbe Feinheit der Beobachtung, dieselbe Schärfe des Urtheils. Für Schauspieler, Bühnendichter, Aesthetiker sind sie in gleichem Grade bildend und lehrreich, für den Freund der deutschen Dicht- und Schauspielkunst allerdings eine Quelle der traurigen Ueberzeugung, daß beide Künste bei uns in ein Siechthum gerathen sind, aus dem sie sich schwer wieder erholen werden. Von besonderer Wichtigkeit erscheinen darunter seine Urtheile über Stücke Göthes, Schillers und Shakspeares und unter letztern wieder die Notizen aus dem Jahre 1817, wo er in London den berühmten Kemble in seinen Hauptrollen zum letztenmale auftreten sah. — Von den beiden ersten Bänden der kritischen Schriften enthält

der erste bereits früher Gedrucktes und Bekanntes, größtentheils Vorreden zu verschiedenen literarischen Unternehmungen, der zweite aber eine Reihe schätzbarer Einleitungen zu fremden Werken, die er zwischen 1826 und 1843 theils als Herausgeber oder Uebersetzer (Leben und Begebenheiten des Marcos Obregon 1827), theils auf Ansuchen von Buchhändlern oder minder bekannten Schriftstellern geschrieben hatte. Unter diesen Aufsätzen sind als bedeutend hervorzuheben: Heinrich von Kleist, ein Vorwort zur Sammlung seiner Schriften, welche Tieck 1826 herausgab; die geschichtliche Entwicklung der neuern Bühne und Friedrich Ludwig Schröder (1831), Einleitung zu Schröders dramatischen Werken von Bülow; vor allem aber die eben so geistreich als künstlerisch schön geschriebene Einleitung zu Lengens gesammelten Schriften: Göthe und seine Zeit (1828), die uns als schwacher Ersatz dienen kann für das größere Werk über Göthe, an welchem er, wie er in eben dieser Einleitung versicherte, schon damals seit mehr als 20 Jahren arbeitete, und dasür nach Herausgabe des Werks über Shakspeare noch zu vollenden hoffte. So wachsen der Gelehrten Pläne mit ihrem Fleiße, aber das längste Menschenleben ist zu kurz zur Ausführung ihrer Entwürfe. Bei Tieck besonders ist es eine melancholische Wahrnehmung, daß gerade die beiden Hauptwerke über die zwei Schriftsteller, „welche Gegenstände seiner Liebe und Betrachtung waren, seit er zur Erkenntniß seiner selbst gekommen", nicht fertig geworden sind.

Mitten in die Strömungen des geselligen und künstlerischen Lebens hineingezogen, und als Bewohner einer Stadt, die seit lange der Wohnsitz eleganter Bildung war, von Natur, Kunst und Menschen meist aufs freundlichste angeregt, hatte sich Tieck nach langer Verstimmung zur Ruhe und Klarheit hindurchgebildet, und die Saiten seines zarten Gemüths begannen fortan in

harmonischem Wohllaut zu tönen. Wie ein stiller See den blauen Himmel und unter ihm das leichte zerstreute Gewölk und an seinen Ufern Städte und Berge wiederspiegelt, so spiegelte nun seine Poesie die Welt in einem heitern Abbild. Die alte Schroffheit der Polemik, die krankhafte Flucht aus dem Wirklichen, das unbefriedigte Verlangen nach der Vergangenheit machte Platz einer ruhigen Betrachtung der Umgebung wie der Geschichte, und der Wahn, daß die Poesie als ein Jenseitiges der Prosa des verkommenen Lebens widerstreite, hatte sich aufgelöst. Seine alte Weltanschauung, welche bei der Vielseitigkeit von Bestrebungen und Unzufriedenheit mit den Erscheinungen des sozialen, religiösen und politischen Lebens nie recht zu Worte gekommen war, die Ueberzeugung nemlich, daß das Individuelle das Wahre sei, fand in dem zu innerem Frieden kommenden Dichter immer entschiedenern Ausdruck, und die poetische Darstellung des Konkreten und Einzelnen gewann den Sieg über die Neigung zum Phantastischen und Barocken, welches jederzeit im Verdruß an dem Bestehenden ihre Wurzeln hat. Ich habe schon an dem Jünglingsschriftsteller die Bemerkung hervorgehoben, wie ihm jene einfachen Darstellungen am meisten zum Danke gelungen seien, welche in leichter Manier Momente individuellen Lebens erzählen. Der gereifte Geist kehrte mit freier Neigung zu einer Kunstform zurück, in die er sich einst auf fremden Anlaß geworfen und aus der ihn sein inneres Mißbehagen damals nur allzuschnell wieder herausgetrieben hatte.

Die Novelle, welche er seit dem Jahre 1823 bis 1840 ausschließlich kultivirte, ist eine Wiederaufnahme der alten Erzählung, aber in geläuterter, abgerundeter, von künstlerischem Bewußtsein durchdrungener und durchgeistigter Form. Nachdem der Sturm der Romantik vorübergebraust war und vielen Schaden angerichtet, aber auch einzelne Gebiete der Kunst und Wis-

senschaft befruchtet hatte, begann zwischen den schwarzen Gewitterwolken hindurch wiederum die Sonne reinerer Kunst zu scheinen; eine Lerche erhob sich und sang ihre einfachen Weisen, und die Gewässer fingen an sich von ihrer Beklemmung zu erholen. Tieck war der erste poetische Sangvogel einer neuen Zeit, wie er der Sturmvogel der vorigen gewesen. Heutzutage ist das Gewitter vergessen; die Weltansicht der Gegenwart ist aufs gründlichste unterschieden von den Anschauungen, die vor vierzig, fünfzig Jahren die ganze aufstrebende Jugend theilte. Mit dieser Veränderung sind auch alle Jugenddichtungen Tiecks veraltet und trotz einzelner Schönheiten nur dem sorgfältigen Betrachter der modernen Geistesentwicklung von Wichtigkeit; aber die Tieckischen Novellen stehen noch in Achtung beim lesenden Publikum und werden nur vom alles überflutenden Strome der Tagesliteratur zu Grunde gedrückt, über dem ja selbst Göthe und Schiller sich kaum mühsam emporhalten. Dem gegenwärtigen Geschlecht ist Tieck lediglich bekannt als Novellendichter, und allein als solcher gewann er auch Bedeutung für die Zukunft. Hat er gleich die Novelle nicht geschaffen — denn die Freude am Erzählen ist wohl so alt wie die Menschheit, und nach dem Vorgange der Italiener und Spanier hat unter den Modernen Göthe zuerst die Muster aufgestellt — so ist doch er es gewesen, der aufs beharrlichste diese Kunstform zur Geltung gebracht und ihre Herrschaft durchgesetzt hat.

Allerdings haftet auch an diesen Dichtungen vielfach ein Anstrich der alten Manier, und die neue Lebensgewohnheit des Dichters fügt zur vorigen Einseitigkeit eine neue. Nur einem Göthe war es möglich auch ohne Neigung zur Geschichtswissenschaft in seinen Dichtungen wahrhaft historisch zu sein, und mitten heraus aus den feinen Kreisen der Gesellschaft auch dem Volksleben da eine Stelle zu sichern, wo es hingehört. Tieck dagegen

wurde es schwer die Personen der Geschichte von der eignen Atmosphäre fern zu halten; seine historischen Novellen schillern ins Moderne. Diejenigen aber, zu denen er den Stoff der Gegenwart entnimmt, gehören allzusehr ein und der nemlichen Bildungsschicht an; es fehlt diesen Novellen die Vielseitigkeit des Lebens, weil sie ausschließlich in den höhern Ständen spielen, deren gleichmäßige Kultur auch die Charaktere so ziemlich nivellirt hat. Wir bewegen uns unter lauter Grafen und Baronessen, Hofräthen und Beamten; Form und Inhalt der sogenannten guten Gesellschaft kehrt in zahlreichen Varietäten immer aufs neue wieder; der gemeine Mann hat nie Zutritt in diese ausgewählten Kreise. Das Geplauder der Salonmenschen gibt aber nur schwachen Ersatz für das scharfmarkirte Volksleben, das allerdings in Dresden, der feinen Stadt, dem Dichter nur in blassen Contouren entgegentrat; höchstens daß er hin und wieder zu komischen oder drastischen Zwecken einzelne Figuren aus den niedern Ständen, aber keineswegs mit warmem Gemüthsantheile, benützt hat. Dagegen holte er sich aus der alten romantischen Rüstkammer von Zeit zu Zeit die schimmernden Waffen der Phantastik hervor, die er seit vielen Jahren mit Geschick gehandhabt; seine alten Lieblinge, die Elfen und Kobolde, den schaurigen Geisterspuk, die Scheingestalten der Ironie und Allegorie, und von den Menschen diejenigen, in welchen die Widersprüche über die klare Ordnung der Vernunft die Oberhand haben, die Faselnden, Wahnwitzigen und Irren. Auch in den historischen Novellen greift er mit Neigung zu solchen Stoffen, in denen Verstandesverwirrung den Grundton bildet, und gerade diese Schauergemälde sind ihm am glücklichsten gelungen, wie der Hexensabbath und der Aufruhr in den Cevennen. Man hat ihn ob dieser Einseitigkeiten zuweilen bitter getadelt, und neuere Kritiker sind in ihrem Eifer so weit gegangen, über dem Tadel

faſt das Lob zu vergeſſen. Ich will hier gar nicht an die Billigkeit appelliren, daß man vom Romantiker nicht verlangen dürfe, er hätte alle Grundformen ſeines bisherigen Denkens und Dichtens vergeſſen ſollen, daß man ſich begnügen müſſe, wenn er ſich ſelbſt und ſein Publikum allmählich zum konkreten Leben herüberzuführen bemüht. Ich muß vielmehr für den Dichter die Befugniß in Anſpruch nehmen, die man den Poeten jeden Zeitalters willig zugeſtanden, die Hiſtorie der Gegenwart nahe zu bringen und den ſchönen Schein an die Stelle der oft unſchönen Wirklichkeit zu ſetzen. Tragen nur die Perſonen mit ihrem Denken und Thun in ſich ſelbſt keine Widerſprüche, ſo darf der Beurtheiler nicht mit dem Poeten ſchmollen, wenn er ihnen ein gutes Theil ſeiner eigenen Individualität als Mitgabe verleiht. Reine Hiſtorie begehren, heißt deſſen Freiheit ungebührlich begrenzen. Bei Darſtellung der Gegenwart ferner iſt Vielſeitigkeit allerdings wünſchenswerth, aber doch nicht bis zu dem Grade erforderlich, daß man die tüchtige Einſeitigkeit zum Gegenſtand der Anklage zu machen berechtigt iſt. Auch im Geſchmack gibt es gewiſſe Moden. Heutzutage bevorzugt man die Liebſchaften der Bauern, weil man aus Ueberdruß der naiven Rohheit vor dem entarteten Kulturleben den Vorzug gibt. Der feinſinnige Tieck, welcher der Menſchheit Aufgabe in die Bildung ſetzt und die Freude an Büchern, an Gemälden, an Tonſtücken als die edelſten Genüſſe betrachtet, iſt entgegengeſetzter Meinung; ſo bleibt ja immer übrig, dem Leſer zu rathen, daß er ſich ſelbſt ſeine Geſellſchaft ausſuchen möge im Salon oder in der Dorfſchenke. Was endlich ſeine Vorliebe fürs Märchenhafte und Phantaſtiſche anlangt, ſo hat uns auch hier allein die Ueberſättigung zur Unbilligkeit verleitet. Zu allen Zeiten ſchweift die Phantaſie mit Liebe jenſeits der Bedingungen der gemeinen Erſcheinung hinaus. Im Alterthum dichtete ſie Götter; den

Modernen blieb neben dem christlichen Himmel nichts als der arme heidnische Ueberrest von Sagen und Märchen, welche der Volksglaube zäh obwohl schüchtern festhielt, und in poetischem Spiele nacherzählt und erweitert, weil ihn hier allein kein theologisches oder wissenschaftliches Dogma bindet. Die Geister, vom Lichte der Forschung verscheucht, haben sich in die geheimsten Schlupfwinkel des Gemüths geflüchtet, in welchen die Flamme der Poesie, wenn gleich schwach doch unauslöschlich, fortbrennt; und wenn unser realistisches Zeitalter an jenen lieblichen oder schauerlichen Fabeleien sich nicht mehr erbauen mag, so haben sie doch in dem stillen Drange der Phantasie und des sehnenden Menschenherzens für ihren Fortbestand einen bleibenden Fürsprecher. Bei allen Rechnungen der Philosophen, Historiker und Naturforscher über die Grundkraft des Lebens ist annoch ein unauflöslicher Bruchtheil übrig geblieben; ein Unerklärbares, Räthselhaftes und doch in Natur, Geschichte und eines Jeden eigenem engen Schaffen am meisten Wirksames, Dämonisches oder Göttliches waltet unsichtbar hinter dem Lichte des Tages. Und wenn nun die Poesie in ihrer Weise dessen Dasein ausspricht, so mag dieß wohl dem Praktischen oder Verstandesmäßigen unheimlich oder unbequem sein, aber der Dichter hat über seine Aufgaben nicht beim Zeitgeist zu fragen.

Diese Bemerkungen glaubte ich vorausschicken zu dürfen bei einer Würdigung von Tiecks phantastischen, socialen und historischen Novellen. Ueber den Charakter der Novelle selbst hat sich der Dichter eine bestimmte Theorie gebildet, um diese poetische Darstellung von ähnlichen zu unterscheiden. Die Novelle, sagt er, soll sich dadurch aus allen andern Aufgaben hervorheben, daß sie einen großen oder kleinen Vorfall ins hellste Licht stellt, der, so leicht er sich ereignen kann, doch wunderbar, vielleicht

einzig ist. Nach dieser Fassung, welche von dem laxern Gebrauche des Wortes durch engere Begrenzung seines Begriffs abweicht, hat die Novelle die Aufgabe einen Knoten zu schürzen und die Verwicklung durch eine unerwartete und darum überraschende Begebenheit zu lösen. Indeß die Erzählung harmlos auf jede Verwicklung, ja auf die Einheit der Handlung verzichtet, indeß der Roman in breiter Entfaltung eines vielfachen Lebens dem Epos gleicht, spitzt sich die Novelle dem Drama ähnlich zur Lösung eines Problemes zu, mit dem Unterschiede jedoch, daß hier die Entwicklung des Verschlungenen nicht aus dem Kampf der Charaktere selbst zu kommen braucht, sondern dem Deus ex machina gleich auch von außen hinzutreten kann. Die Novelle ist die poetische Privilegirung des Schicksals, das in der modernen Sprache der Zufall heißt. Es liegt etwas Künstliches in dieser Dichtungsart, und die wenigsten Stoffe eignen sich für solche Behandlung; denn der Zufall muß seltsam, pikant oder interessant sein. Sie ist im Grund eine erweiterte Anekdote, ein Lebensräthsel mit draſtischer Lösung. Weil aber die Begebenheiten des Lebens so vielfachen Zufälligkeiten unterworfen sind, die sich hinwiederum durchkreuzen und in ihrer Wirkung stören, so ist es des Dichters Aufgabe, diese Störungen zu vermeiden und das Mancherlei fremder Einwirkung auf eine Einheit zurückzuführen. Je mehr er die Saiten zu spannen, je reiner er das Problem hinzustellen, je unvorbereiteter er für das Merkwürdige, das den Umschlag herbeiführt, den Leser zu erhalten weiß, desto entschiedener hat er seinen Zweck erreicht. Schwerlich hat sich indeß Tieck jene Definition, die ihm selbst aus dem Charakter der meisten seiner Erzählungen erst erwachsen sein mag, bei der Bearbeitung sämmtlicher Novellen gegenwärtig gehalten. Manche gehören ins Gebiet der Erzählung, andere, namentlich größere, wie den Aufruhr in den Cevennen,

wüßte ich schwer vom Roman zu unterscheiden; aber im Allgemeinen zeigen die meisten eine spannende Situation und geben ihr einen merkwürdigen und unerwarteten Ausgang.

Es ist das unleugbare Streben der Neuzeit, daß sie, verzweifelnd an genügender Erklärung der Welträthsel im Ganzen, sich mit ihrer Betrachtung ans Einzelne wendet. Denselben Schritt, den die Wissenschaft gethan, hat ihr Tieck in der Dichtung vorgemacht. Indem er sich dem Besondern zukehrte und das Kleine in volle Beleuchtung zu setzen suchte, bekundete er sich als rechten Poeten der Gegenwart, so wenig ihr auch diese in ihren Stimmführern anerkennen wollte. Der rege Geist des Jahrhunderts ist voll von Tendenzen, und Tieck verneinte von jeher die Frage, daß die Dichtkunst äußern Zwecken zu dienen habe; das war sein erster Verstoß gegen die öffentliche Meinung. Nun fand er sich aber bei Darstellung modernen Lebens bei alledem genöthigt auf die Gegensätze der Meinungen einzugehen und, obschon Gegner allen Parteiwesens, eine Parteistellung anzunehmen; da vergaßen es die jungen Politiker und Sozialisten, die selbst in Göthe den Fürstenknecht sahen, dem sächsischen Hofrath nicht, daß er in den Fragen über Ehe und bürgerliche Freiheit ein Reactionär war. Mit seinem religiösen Standpunkte waren sie schon eher zufrieden; auch den zweifelhaften Bundesgenossen heißt man im Feuer des Kampfes willkommen, wenn er sonst von Bedeutung ist. Nun hatte er aber in der Novelle die Verlobung (1823) eine köstliche Persiflage des Pietismus geschrieben, auch in der Dresdener Morgenzeitung (1827) und in der Einleitung zur Insel Felsenburg (1828) die Partei des Unglaubens gegen die modernste Ueberchristlichkeit genommen und in der Einleitung zum elften Band seiner Schriften (1829) bei gelegentlicher Erwähnung von Schleiermachers Reden sich also vernehmen lassen: „Man könnte vielleicht bei dem um

sich gebunden Pietismus, der Kunst und Poesie verschmäht, in beschränktem Buchstabendienste so oft das Edelste verfolgt und ein kümmerlich ängstliches Leben so oft für ein frommes ausgeben will, Reden über die Religion an die ungebildeten Enthusiasten für dieselbe schreiben." Aber durch seine theils verneinende theils oppositionelle Stellung gegen die Anmuthungen der Jugend an die Poeten, auch mit am Joche der Tagespolitik zu ziehen, gerieth er bei aller dichterischen Rührigkeit in Vereinzelung.

Indem ich nun darangehe, Tiecks Novellenpoesie näher im Einzelnen zu betrachten, kann ich mich füglich der Zeitordnung entbinden, weil die spätesten wie die frühesten Dichtungen dieser Art denselben Charakter tragen. Hat er schon sonst an sich die Beobachtung gemacht, daß er sich im Ganzen wenig ändere, so kann man diese Bemerkung auf seine Novellistik im vollsten Maße ausdehnen: er bleibt von Anfang bis zum Ende derselbe klare anmuthige Erzähler, derselbe feine Beobachter psychologischer Zustände, ja selbst das Feuer schöpferischer Erfindung ist in seinem letzten großen Gewälde Vittoria Accorombona noch nicht im Sinken. Wählen wir also statt der genetischen Darstellung hier die bequemere und übersichtlichere nach Stoffen, die in den drei bereits angedeuteten Rubriken phantastischer, socialer und historischer Novellen ein ziemlich ausreichende Eintheilung bietet.

12.

Phantastische Novellen.

Am nächsten und unmittelbarsten hängen mit seinen frühern Dichtungen die phantastischen Novellen zusammen,

Märchen, Geistergeschichten, humoristisch barocke Erfindungen. Zur ersten Art gehörten bereits einige schöne Erzählungen des Phantasus: der Runenberg, die Elfen, die man geradezu Märchennovellen nennen könnte; dem gestiefelten Kater und Prinzen Zerbino entspricht dagegen unter den Novellen die Vogelscheuche. Zu den Geistergeschichten endlich gehören: Abendgespräche, Pietro von Abano, der Schutzgeist, die Klausenburg. Den reinsten Eindruck unter den Märchen machen diejenigen, welche die Begebenheit in eine alte Zeit versetzen, wo der Glaube an Zauber und Geisterwesen diesem selbst zu ungestörtem Dasein verhilft. Ein Meisterstück dieser Art der Einkleidung und Durchführung nach ist die Märchennovelle: Das alte Buch und die Reise ins Blaue (1834); nicht einmal die sichtliche Tendenz schadet der anmuthigen Erfindung. So wenig Tieck der hausbackenen Lehre huldigt, daß der Dichter, indem er ergötzt, auch nützen solle, so hat er doch vielen seiner Novellen und gerade den besten eine didaktische Richtung geliehen, indem er der Erzählung theils reichern und tiefern Gehalt durch schätzenswerthe Zugabe von historischen oder ästhetischen Notizen theils eine leitende Idee mit auf den Weg gab. Von der letztern Art ist das angezogene Märchen, ein Manifest gegen die romantische Schule der Franzosen, deren Namen er in burlesker Weise von roh und manschen ableitet, und deren Entstehung er als ein Werk der Gnomen und Kobolde bezeichnet. Es war ein ritterlicher Jüngling Adelstan, so lautet in ihren Grundzügen die schöne Erfindung, welchen unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Gebirge trieb — ein Lieblingsgedanke unsres Dichters. An einer Zauberlinde zieht die Fee Gloriana mit ihrem Jagdgefolge gegen ihn heran. In Entzückung über ihre Schönheit umarmt er, seiner selbst nicht mehr bewußt, die Königin und drückt si-

nen langen innigen Kuß auf ihren Mund. Das hat noch kein Sterblicher gewagt; sagt Gloriana, eine Königin unsres Reiches, indem er sie erblickte, auf den Mund zu küssen." Deshalb sei sie ihm mehr unterthan als jemals eine Fee es einem Mann der Erde gewesen; aber auch er werde als Gemahl ihr eigen. Und fortan sind die Herrlichkeiten der Feenwelt seinen Augen erschlossen und die Theilnahme an ihrem Leben ihm zur Aufgabe gemacht. Das Durchdringen und Verstehen der Natur und des Gemüths, das Lieben der Liebe ist ihr Beruf, was der blöde Sterbliche so oft mit verdämmerten Sinnen Poesie nennt. Als Oberon und Titania herrschen sie beide über die Feen und durchstreifen die Region der Kobolde und Zwerge. Unter diesen ist Hannes, der Arsenikprinz, ein boshafter tückischer Kobold, der einst als Wechselbalg auf Erden seinen Pflegeeltern viel Herzeleid bereitet hat. Adelstan besucht auch wieder die Erde; welchen der Menschen er mit der Absicht anblickt, berührt oder gar umarmt, dem theilt er die Gabe der Dichtkunst mit. An der Zauberlinde umarmte er dreimal jenen Gottfried, der ihm als Köhlerknabe einst den Weg ins Innere des Gebirgs gezeigt, — es ist Gottfried von Straßburg. Schon vorher hat er gleiche Gunst dem Hartmann von der Aue und Wolfram von Eschenbach bewiesen. Seitdem ward er in deutschen Landen nicht wieder gesehen; aber in Italien begegnete er nachher dem großen Dante. Petrarca, Boccaz und Ariost erzählten wohl auch später von einem seltsamen Manne, der sie begrüßt und umarmt habe. Es folgen in seiner Gunst jener William, auf welchen sich alle unsere neuere Poesie stützt, Chaucer, Spenser, Cervantes, Camoens, Lope und Calderon. Der Sänger des Messias erzählte, es habe ihm ein seltsamer Greis die Hand gedrückt und dann warnend den Finger erhoben. Schiller, wenn er ihn auch leugnete — es bedürfe dergleichen Fratzen nicht, wenn

die eigene Kraft ausreicht — hat eine heimliche Stunde mit ihm zugebracht. Göthe gab er in Umarmungen die höchste Weihe. Auch Tieck wurde noch umarmt von einem alten Kerl unter einer nachgepflanzten Linde, ingleichen Byron, Walter Scott und Manzoni. Jetzt ist Adelstan gestorben und das Heer der Gnomen nimmt sich in Europa der Poesie an. In Frankreich erhebt sich ein neues großes Jahrhundert, das den Musen zum Trotz von jenen Gnomen und Kobolden zu einer wundervollen Höhe hinaufgetrieben wird. Der unheimliche Hannes soll jetzt als Victor Hugo alles Edle mit Füßen treten, in der Verwesung des Lasters schwelgen und vom Ekelhaften trunken sein, und wir Deutschen bleiben mit Recht nicht mehr zurück und haben Börne und Heine als deren Lobredner und Vertreter. — Diese ganze literarhistorische Dichtung, welche scharf genug Tiecks Standpunkt charakterisirt, ist mehr als Allegorie, sie ist bei aller Tendenz ein schönes Märchen, mit vielem Aufwand poetischen Schmuckes ausgestattet, der sich in magerer Skizze nicht abbilden läßt.

Weit phantastischer, im Geschmacke des Katers, von noch entschiedenerer Polemik eingegeben, aber gegen längst veraltete Zeitrichtungen gekehrt und deshalb ohne Zweifel dem ersten Entwurfe nach einer viel frühern Epoche angehörig ist die Vogelscheuche, eine seltsame Dichtung voll schlagendem, wenn auch mitunter forcirtem Witze. Das Unmögliche mit dem Anspruch an Existenz ist hier auf die Spitze getrieben; denn nicht etwa Thiere, denen doch alte Tradition und Erfahrung einen Antheil an Menschenvernunft zugesteht, nein ein pures Kunstprodukt gewinnt Sprache, Bewegung und Leben und spielt als Mensch in der Gesellschaft eine große Rolle, eine Vogelscheuche, die ein Bürger eines Städtchens in der Absicht seine Mitbürger durch die Kunst zu veredeln aus gebranntem Leder in der

Gestalt eines Jägers verfertigt und in die Erbsen gestellt hat. Ophelia, des Künstlers Tochter, verliebt sich, ein weiblicher Pygmalion, in das Gebilde und nennt es ihren Adonis, bairischen Hiesel und Robin Hood. Auf einmal hat der Nachtwächter des Orts den ledernen Mann beim nächtlichen Dämmer davonlaufen sehen. Um dieselbe Zeit zieht ein Herr von Ledebrinna in Enfisheim, einem benachbarten Städtchen, ein. Der vornehme Herr gewinnt bald Ansehen bei den Tonangebern des guten Geschmacks, ja er stiftet eine gelehrte Gesellschaft, die er die Ledernen nennt. Nach dem Muster alter Gesellschaften und in Uebereinstimmung mit dem Namen der Societät erhalten auch deren Mitglieder jedes sein Beiwort: Ubique, der Kritiker, heißt der Geschmeidige, Dümpfelleu, der Apotheker, der Zähe; Syndicus Spener der Harte, der Stadtpoet Ulf der Gedehnte, Herr von Milzwurm der Nachgiebige, Ledebrinna selbst endlich der Undurchdringliche. Zweck der Verbindung ist es, wie Vogelscheuchen die sogenannten Genies von der Literatur zurückzuscheuchen. Mit feinster Kunst wußte der Dichter diesen Herrn von Ledebrinna durch die ganze Novelle so zu halten, daß man zwischen dem Verdacht hin und herschwebt, ob Ledebrinna wirklich die lederne Figur sei, bis er in der Hochzeitnacht der zärtlichen Ophelia seine Identität mit jenem eingesteht. Langweilig aber, ja ziemlich unpassend ist zwischen den barocken Erfindungen das Hereinspielen der Elfenwelt, weil diese auf wirklicher Volkssage beruht und ihr heiliges Dasein mit dem rein Barocken im Bunde entweiht wird. Dagegen treffen wir auch in dieser Novelle wieder höchst schätzbare Urtheile über literarische Erscheinungen und Zustände. Ich erwähne beispielshalber nur das verständige Wort über die Schlegel, wo er die Undankbarkeit rügt gegen diese beiden reichbegabten Geister, deren großes Verdienst um die Literatur die Menge und die all-

wissende Jugend nicht mehr anerkenne, obschon ihre Kunstur-theile zum Gemeingut geworden seien. Ich hebe ferner die Aeußerung Amaliens hervor, durch deren Mund er sich über die zur Mode gewordene Literatur für Frauen also vernehmen läßt: „Nur keine Bücher für Frauen! Ich kann nicht aussprechen, wie ich dergleichen hasse. Wie selten findet man einen Mann, ich möchte sagen, noch seltener einen Autor, der die Wahrheit und Schönheit des weiblichen Gemüths auf die rechte Art zu würdigen wüßte! Die meisten beschämen und erniedrigen uns, indem sie uns erhöhen wollen". Ich führe dieses Wort hier deshalb an, weil solche gelegentliche Bemerkungen die hellsten Streiflichter werfen auf eines Schriftstellers Denkart. Das weibliche Geschlecht hatte an Tieck einen der edelsten Kämpen für sein Recht, nicht für jenes politische oder frivole, sondern für das höhere auf Hochachtung und Anerkennung. Er gleicht in zarter Verehrung sittiger Frauenwürde und weiblichen Adels den bessern Dichtern aus den Zeiten der Minnesänger, die nicht das ganze Geschlecht priesen mit sinnlichem Liebesgirren, sondern die sittliche Weihe der Guten. Ich könnte mit zahlreichen Belegstellen die Größe seines Widerwillens darthun gegen jene übermännlichen Männer, die am Weibe eben nur den Gegensatz des eigenen Geschlechtes sehen, und begehrlich loben, was sie im Grunde geringschätzen; indeß der ächte Mann zugleich das Wesen einer Jungfrau haben müsse. Mit dem hohen Begriff vom Weibe stimmt dann auch seine Zeichnung der sinnlichen Erscheinung der Frauen zusammen. Die meisten seiner Jungfrauen sind hohe Gestalten von blendender Schönheit, und die reiferen verbinden mit bleibendem Liebreiz die Ueberlegenheit einer Bildung, welche bezaubert zugleich und das Gemeine durch ihre stille Größe von sich abhält.

Minder werthvoll als Märchen und humoristische Produkte

sind solche Stoffe, in denen ein Wunder oder Zauber gespenstisch eingreift in das Leben des Tages und durch seine Unmittelbarkeit die Ansprüche des Wirklichen erhebt. Gehört die Geschichte der alten Zeit an, so findet sie beim ungläubigen Leser noch Entschuldigung, weil sie dann dem Märchen verwandt ist. Wenn der höllische Zauberer Ayone die bereits beerdigte Crescentia wieder aus dem Grabe hervorruft und in einen Zwischenzustand zwischen Tod und Leben versetzt, ihr das volle Leben verheißend, im Falle sie ihm als Gattin anzugehören bereit sei; wenn sich die Unglückliche im Scheindasein Hingehaltene unaussprechlich nach dem Tode zurücksehnt, den ihr einstiger Geliebter ihr dann wiedergeben werde, wenn er sie an Ostern in der Messe hätte die Hostie anschauen lassen, so folgen wir gespannt der wahrhaft plastischen Schilderung; der Zauber ficht uns im Mittelalter nicht an; denn jede Zeit hat ihre Rechte. Wenn dagegen in der völlig modernen Geschichte von der todtkranken Gräfin, die zu Ostern im Münster zu Straßburg zu sein sich vorgesetzt hat, in Gestalt eines Kindes ihr Schutzgeist erscheint und unmittelbar vor dem Tode ihr das Gebetbüchlein wiedergibt, das sie ihm in der Kindheit an demselben Orte geschenkt hat, so fragen wir unbefriedigt nach verständiger Lösung des Mirakels, das in unserer Zeit nicht mehr Herrin walten will. So schön die ganze Novelle dargestellt, so lehrreich sie mit einer Erzählung aus dem Leben Taulers und mit Betrachtungen über Liebe und Ehe durchflochten ist, wir legen sie dennoch halbverstimmt bei Seite und scheiden mit der nemlichen Empfindung wie von einem kunstreichen Erzähler, von dem wir überzeugt sind, daß er uns eine Lüge aufbinden wollte. Derselbe Fall ist es mit dem grauen Männchen in den Abendgesprächen, einer übrigens auch an sich wenig bedeutenden Gespenstergeschichte, derselbe in der Klausenburg, nur noch verwirrender, weil der alte ge-

müthliche Herr von Blomberg, der die räthselhafte Begebenheit vorträgt, die Richtigkeit der Thatsachen als Augenzeuge verbürgt, und Personen der Gesellschaft selbst folgenreich in den Zauber verwickelt werden. Formell betrachtet gehört diese Novelle unter die besten, welche Tieck geschrieben hat; aber das verbrauchte Motiv aus des Dichters Jugendzeit von einem alten Fluch, der gespenstisch in die Gegenwart hineinwirkt, fordert den Zweifel heraus, und da am Ende gar das Humoren der Geister sich ins Leben eindrängt, so sind wir geneigt als Gefoppte mit dem Verfasser selbst zu hadern. Würde Elisabeth beim Clavierspiel von der todten Schwester nur in der Einsamkeit gestört, so bliebe die Ausflucht einer Sinnestäuschung; wir könnten die Unglückliche bedauern, aber ihren Tod und sogar den ihres in Mitleidenschaft gezogenen Mannes erklärlich finden; daß aber Franz in Gegenwart des Arztes und Blombergs mit dem knöchernen Gespenste ringen muß, und daß dann Theodor, von der ungläubigen Sidonie zum Wagniß aufgefordert, die unerklärlichen Geistererscheinungen auf der Klausenburg an sich selbst erfährt, ja vom Gespenste das verlorene Document zurückerhält, das ihn reich macht, und den Brief, der ihm die Untreue der koketten Geliebten an die Hand gibt, — diese Unmöglichkeiten wandeln die Wirkung, auf welche die effektvolle Schilderung rechnet, gerade ins Gegentheil um. Glücklicher Weise belaufen sich die eigentlich phantastischen Novellen nur auf sieben, während diejenigen, welche mit Klarheit verschiedene Richtungen des Lebens behandeln vierundzwanzig, die historischen aber acht an der Zahl und meist umfangreich sind. Auf letztern ruht, meinem Urtheile nach, der Schwerpunkt Tieckischer Dichtkunst, die erstern aber sind durch Mannigfaltigkeit der Situationen abwechselnd, durch Leichtigkeit der Darstellung anmuthig, durch lehrreichen Inhalt vielfach gehaltreich, mitunter auch witzig durch treffliche

Komik, wenn gleich manche gesuchte und gespreizte Scherze mit unterlaufen.

13.

Sociale Novellen.

Die socialen Novellen in bestimmte Klassen zu theilen hat seine Schwierigkeit, weil kein Dichter nach solchen Schemata arbeitet und die Grenzen der Abtheilungen einhält, die erst nachträglich der Ordner zur bequemern Uebersicht aufstellen möchte. Gleichwohl müssen wir, um einen Leitfaden für unsre Betrachtung zu haben, den reichen Stoff in gewisse Rubriken zu bringen suchen. Tieck selber entbindet, wie wir schon öfter gesehen, die Dichtkunst von der Nothwendigkeit einer Tendenz; sonst wird denn auch die Mehrzahl seiner Novellen ein freies und ungehemmtes Phantasiespiel sein. Da aber das Leben selbst Tendenzen verfolgt, so hat er diese natürlich auch nicht ausgeschlossen. Die Tendenzen sind der Richtung der Zeit gemäß politische, religiöse, gesellschaftliche und ästhetische. Bei denjenigen Novellen, welche von vorwiegender Tendenz frei sind, ergibt sich ein zweiter Hauptunterschied in den Personen und Situationen. Alte Vorliebe für das Barocke hat ihn am liebsten nach solchen Charakteren und Verhältnissen greifen lassen, in welchen irgend eine Wunderlichkeit zu Tage tritt; das einfach Natürliche bleibt ihm ferner. So läge für uns ein ungesuchter Uebergang von den oben bezeichneten phantastischen Novellen und namentlich von den Geistergeschichten in solchen Erzählungen, die entweder ein wirklich Dämonisches in die Menschenseele verlegen, oder ein scheinbares rationalistisch auflösen.

Wir haben von Tieck eine seltsame aber gute Novelle, der fünfzehnte November, die jeder Unbefangene nicht ganz in Materialismus Verstockte mit Rührung lesen wird. Ihr Hauptinhalt ist phantastisch, unwahrscheinlich, und doch verfehlt sie ihre Wirkung nicht, weil sie das unauflösliche Räthsel einer Seele zum Gegenstand hat, die in die Unfreiheit der thierischen Natur zurückgesunken und dabei der wunderbaren Zweckthätigkeit, die uns allenthalben aus der gebildeten Welt entgegentritt, wieder anheimgegeben ist. Der unglückliche Sohn eines reichen holländischen Kaufherrn, einst ein wohlbegabter Knabe, ist plötzlich um den theilweisen Gebrauch des Verstandes und der Sprache gekommen; fast tölpelhaft in seinem Gebaren, hat der riesenstarke Jüngling nur Freude an körperlichen Uebungen und entwickelt im engen Kreise seiner Beschäftigung eine Emsigkeit, ähnlich dem Kunsttriebe mancher Thiergattungen. So zimmert er seit zwei Jahren an einem großen Boote, welches der befreundete Schiffskapitän für untadelig erklärt, und je näher sein Geburtstag, der 15. November, rückt, desto unermüdlicher hält er sich Tag und Nacht zur Arbeit. Das Boot ist fertig, und gerade an diesem Tage durchreißt die Fluth die Dämme; der Blödsinnige rettet das Leben Vieler, und versinkt dann nach dem Uebermaß von Anstrengung in langen Schlaf, aus dem er in vollem Besitze der Vernunft wieder aufwacht. Schließlich heirathet er seine Pflegeschwester, die ihm schon in seiner Krankheit mit kindlicher Zärtlichkeit anhänglich gewesen war. Diese Erzählung bleibt bei aller Abenteuerlichkeit spannend vom Anfang bis zum Ende, weil sie die Räthsel der vorsorgenden Natur, die mancher errathen zu haben glaubt, wenn er das Wort Instinkt dafür setzt, in ihre Betrachtung zieht. Das Göttliche, das wir, wenn es unfrei durch uns wirkt und redet, dämonisch nennen, tritt hier nicht als äußeres Schicksal auf,

sondern innwohnend, an menschliche Kraft gebunden, und wenn auch unerklärlich, doch nach dem Ergebniß ähnlicher Beobachtungen unleugbar. Erzählungen dieser Art veralten nicht, weil sie auf geheimnißvollen Thatsachen beruhen; solche dagegen, die ein vorgeblich Wunderbares durch rationellen Ausgang bekämpfen, wie die Wundersüchtigen, verlieren, wenn der Aberglaube aufgehört hat, wie alle Polemik ihr Interesse. Dicht neben der französischen Aufklärung wucherte in Friedrichs des Großen Tagen das Mysterium geheimer Künste und verborgener Weisheit, im Schooße von Verbrüderungen, welche ihre innere Gehaltlosigkeit hinter reicher Symbolik versteckten. Göthe mochte mitten in der Zeit lebendiger Theilnahme an dergleichen Charlatanerien den Groß-Cophta zum Besten geben und in Meister den Geheimbund vergeistigen; jetzt sind auch seine derartigen Motive so gut wie Tiecks Novelle veraltet. Einen zweiten ähnlichen Versuch durch Zauberei anzuziehen, die natürlich sich auflöst, machte er im Jahrmarkt, einer an sich werthvollen Novelle, die, wenn auch das Hauptmotiv nicht mehr in unserm Geschmack ist, doch durch eine Fülle nebeneinander wirkender Absichten und frische Komik unterhaltend ist. Nürnbergern, welche die verfallenen Herrlichkeiten des Schmausenbuks beklagen, möchte man rathen, an der Hand des Dichters die Kunstnatur in Schönhof zu durchwandern, und in den dortigen Lächerlichkeiten Heilung ihres Geschmacks zu suchen. Da kommen sie aus dem Labyrinth ins Thal der Kindheit, durch die Ebene der Jugend u. s. w., wandeln durch die Geschichte der Menschheit, durch den Saal der Leidenschaften, durchs Thal der Thränen und auf die Höhe der Verzweiflung, auch zur Eremitenhütte, deren Bewohner sich von Wurzeln nähren soll, aber seinem Herrn durchgegangen ist, weil er das Leben nicht ausgehalten. Buchhändlern aber wird sich in unsern bedrängten Zeiten der Ge-

danke des Herrn Zinober empfehlen, der den muthmaßlichen Spitzendieb in seinem Laden an einen Stuhl bindet und denen sehen läßt, die bei ihm ein Buch kaufen. So bietet diese Novelle, eine wahre Jahrmarktsverwirrung, wo auch die unternehmende Spitzbübin nicht fehlt, die als Gräfin kostbare Stoffe im Laden ohne Geld entnimmt, gar viel Frappantes und Lustiges dar, was immer neu bleibt, weil es zu allen Zeiten wiederkehrt.

Rein auf Scherz berechnet unter diesen Schicksalsnovellen ist endlich das Zauberschloß, eine Art Rennen mit Hindernissen, wo der angebliche Zauber durch des Zufalls Willen und des Liebenden klug ausgeführten Plan zum Schwanke wird. Die neugekaufte Besitzung Graupenheim, verrufen durch den Volksglauben, soll durch die Verlobungsfeier der jungen Tochter mit einem alten Landrath eingeweiht werden. Die vorausgegangenen Hausfreunde treffen dort eine Dichterin, eine karrikirte Person, die die Verlobung besungen hat, und der junge Manßfeld kann die Vorlesung ihres Trauerspiels nur dadurch abwenden, daß er eine pikante Geschichte von der wilden Engländerin — eine Novelle in der Novelle — zum Besten gibt, deren Wendepunkt allerdings gar wenig im Geschmack dieser zartsinnigen Schriftstellerin war. Aber Tieck liebt es zuweilen den Schalk zu spielen und mitten hinein in die gute Gesellschaft eine Rakete loszulassen, vor welcher theetrinkende Damen und Herren entsetzt auseinanderlaufen. Es regte sich von Zeit zu Zeit in ihm die alte Polemik der Romantiker gegen die Convention der Sitte, die sie als philisterhafte Steifheit und Unnatur brandmarkten, ohne zu bedenken, daß jene Abneigung vor dem Unfeinen eben gerade eine Frucht der ästhetischen Bildung ist, die sie selbst aus allen Kräften beförderten. Im Däumchen, in der Vogelscheuche, im Aschlermeister wie in dieser Erzählung hat er solche Knalleffekte, die mir aus eben

den Schicklichkeitsrücksichten, die er verspottet, näher zu erörtern unmöglich ist. Doch um wieder auf unser Zauberschloß zu kommen und nicht, wie Tieck Novelle in Novelle, so Betrachtung in Betrachtung zu schieben — kaum hat Manßfeld seine Geschichte geendigt und die Dichterin ihren Abscheu ausgesprochen, so bringt strömender Gewitterregen die anwesenden drei Leute in eine höchst ergötzliche Lage. Das Schlößchen ist zugesperrt; sie schaffen sich Zuflucht so gut es geht, und werden vom tauben Gärtner für Diebe genommen, die einen Einbruch versucht hätten. Endlich kommen bei Nacht die Hauptpersonen an, die das Gewitter so lange unterwegs gehalten. Statt des Verlobungsschmauses sitzen sie — denn auch mit dem Küchenwagen ist eine Fatalität passirt — erst bei einer spärlichen Lampe und stillen den Hunger mit alten Kartoffeln. Endlich sind sie gar im Finstern, und noch immer fehlt der Bräutigam mit dem Küchenwagen. Da beginnt des Gespenstes Rumoren; aber der beschworene Teufel wandelt sich in des Hauses vorigen Besitzer um. Nachdem so vielfache Verwirrung die beabsichtigte Feier gestört, wird diese selbst verschoben, als der Landrath endlich eingetroffen; aber ihr wirklicher Geliebter bringt die Braut durch List in seine Arme, und die Verwicklung findet am Ende einen allerseits befriedigenden Ausgang.

Spricht sich in den bisher angeführten Novellen Tiecks alte Vorliebe fürs Phantastische in den Motiven aus, so tritt sie in andern zu Tag an den Charakteren. Leute mit fixen Ideen oder Wahnsinnige zu schildern war schon ein Lieblingsthema seiner Jugend. Ich erinnere an Balder im Lovell oder an den einsiedlerischen Maler im Sternbald. Auch von seinen größern Novellen sind diejenigen vorzüglich gelungen, die es sich zur Aufgabe machten, den Fanatismus ganzer Zeiten zu schildern, bei welchem immer die Störungen des natürlichen Be-

wußtſeins ins Große und Grauſige gehen, wie der Aufruhr in den Cevennen beweiſt oder der Hexenſabbath. In andern Dichtungen mit ganz verſchiedenem Hauptzweck nehmen wenigſtens als Staffage einzelne verrückte Perſonen einen Platz ein, wie Magiſter Filletren, Daniel, Franke, Lamprecht im jungen Tiſchlermeiſter; die Reiſenden vollends ſpielen zumeiſt in einem Irrenhauſe und geben dem Dichter den weiteſten Anlaß ſich in dieſen Mareien zu ergehen. Da ſind der Schachſpieler, der Leſer, Sokrates, die beiden Redner, der Schatzgräber, der junge Raimund, der aus Schmerz wegen des vermeintlichen Todes ſeiner Braut wahnſinnig geworden, und Methuſalem heißt, weil ihm die Stunden zu Jahren ſich ausdehnen, gar wohlgezeichnete Geſtalten. Die ganze Verwicklung ferner beruht auf dem Gegenſatz von Vernunft und Irrſinn; denn jeder Verſuch des jungen Mannes, der durch Verwechslung in die Anſtalt kam, ſich als geſund auszuweiſen, wird vom Vorſtand für einen neuen Ausbruch ſeiner Krankheit genommen, und die Kataſtrophe endlich durch die tragiſche Thatſache herbeigeführt, daß der alte Medicinalrath, welcher Jahre lang mit Kraft das Ganze geleitet, zuletzt ſelbſt die ſchmale Schranke zwiſchen Verſtand und Narrheit überſpringt, und ſtatt ſeinem Nachfolger das Inſtitut zu übergeben, die Irren laufen läßt. — Den poetiſchen Enthuſiasmus haben die alten Griechen als momentanen Wahnſinn bezeichnet; der Gott hat die berechnende Vernunft überwältigt und bedient ſich der Seele des Sehers oder Dichters als eines willenloſen Werkzeugs. Auch fabelnde Dichter, welche tiefſinnige Märchen ohne Ueberlegung nach plötzlicher Eingebung durcheinander reden, gehören zu den Perſonen, die Tieck mit Neigung bedacht hat, wie Labitte im Hexenſabbath, Geſare Caporale in Vittoria Accorombona. Solche Dichter ſind bei ihm redſelige Alte, überhaupt eine beſiebte Menſchenklaſſe ſeiner

Novellen, mit deren Einfällen er wie mit denen der schalen Witzigen mitunter nur gar zu freigebig ist.

Es hält oft schwer im Leben, den Punkt zu bestimmen, bei welchem der Wahnsinn anhebt, weil dieser häufig nicht in der Denkkraft, sondern in den Leidenschaften seine Quelle hat, welche die hohe Wächterin Vernunft in ihr dunkles Gebiet locken. Ich rede hier gar nicht von den groben Leidenschaften, die zu Verbrechen und Schande führen; selbst Lieblingsneigungen, sogenannte Steckenpferde, können den Anschein theilweiser Verrücktheit annehmen. Menschen, die diesen innerhalb gewisser Schranken ganz unschädlichen ja wohl löblichen Trieben die Zügel lassen, werden bizarr, abgeschmackt und lächerlich. Vor allem rechne ich hieher die Kunstkenner und Kunstenthusiasten, deren barocke Verirrungen Tieck bei eigener Kennerschaft und Liebhaberei häufig wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Die Musikarren in Musikalische Leiden und Freuden, die Gemäldenarren in den Gemälden geben bezeichnende Abbilder dieser in der guten Gesellschaft gar nicht seltenen Verzerrungen. Wahrhaft ergötzlich ist die Frau Mühlen in den Wunderlichkeiten, die in die entlegensten Schlupfwinkel der Stadt läuft, für ein Spottgeld eine Bildersammlung alter Meister zusammenzukaufen, und ihre Gallerie als einen geheimen Schatz betrachtet, obschon sie aus lauter werthlosen Stücken besteht. Schade, daß die gute Frau nur eine Nebenfigur in einer Geschichte bildet, welche durch ihre widerlichen Betrügereien das sittliche Gefühl verletzt.

Der partielle Wahnsinn, welcher die Harmonie des Lebens vernichtet, ist ein Feind, der unter den mannigfachsten Verkleidungen sich versteckt hat. Hier schmeichelt er sich in unsre Gunst als Leidenschaft, dort macht er uns als Geschmacks- oder Gefühlsrichtung, als sittliche Ueberzeugung zu Phantasten und

bethört unsre Eitelkeit mit seinem trüglichen Scheine. Der Baron in der Gesellschaft auf dem Lande, welcher seine Vorliebe für die gute alte Zeit mit seinem langen Zopfe bekundet und sich den vorher begünstigten befahrten Freier seiner Tochter durch dessen Neuerungsliebe verleiden läßt; der Alte vom Berge, der sein großes Vermögen zum Wohl seiner Umgebung in Fabriken und Hüttenwerken angelegt hat und sich selbst in trübseligem Menschenhaß abschließt; die Mondsüchtigen, die in gefühlvoller Sentimentalität herumreisen; der pedantische Vertheidiger der Standesunterschiede in der Ahnenprobe, der alte Graf Seestern, welcher nahe daran war durch starres Festhalten an seinem Adel das Lebensglück seiner Tochter zu vernichten, sind nebst andern, die ich übergehe, solche seltsame Exemplare in der Menschengesellschaft, die jeder aus eigner Erfahrung zu vermehren weiß. Die zuletzt genannte Novelle, reich an Charakteren und geschickten Verwicklungen und überraschend durch ihren unvorhergesehenen ergötzlichen und doch ernsten Ausgang, gehört übrigens zu dem Besten, was Tieck gedichtet hat. Der alte starre Graf war selbst in der Jugend ein nivellirender Schwärmer aus der Wertherzeit gewesen. Er hatte eine Bürgerstochter geliebt, diese über dem Widerstreben seiner Familie ihre Liebe zum Opfer gebracht, und als er immer stürmischer ward, war sie heimlich fortgezogen und hatte einen Tischler geheirathet. Das Zusammentreffen mit seiner Jugendgeliebten macht nun den starren alten Herrn weich; die Entdeckung, daß sein Sekretär, der Freier seiner Tochter, seiner Geliebten Sohn sei, setzt die rein persönliche Neigung für den wackern jungen Mann in noch nähere Beziehung zu seinem Gemüthe; die gröbliche Enttäuschung endlich, als aus dessen Ahnen statt eines Adeligen nach den eröffneten Dokumenten ein Schneider geworden, führt gerade den schweren Entschluß zur

Reise. „Es ist ein Bürgerlicher“, sagt er, nachdem er sein systematisch ausgebildetes Vorurtheil überwunden, „aber meine Liebe zu ihm, meine Verehrung seiner herrlichen Mutter, die wie ein Schutzengel meine Jugend verklärt hat, seine edle Liebe zu meiner Tochter und seine reine Abkunft von einer Bürgerfamilie, die seit mehr als dreihundert Jahren beweisen kann, daß kein Unredlicher unter ihnen war, kein Unwürdiger, der dem Stamme Schande machte, — alles dieses hat mich nach reiflichem Nachdenken bewogen, von meinen bisherigen Grundsätzen abzuweichen und dieses Bündniß zu schließen“. Und damit doch auch dem Vorurtheile der höhern Stände sein theilweises Recht werde, läßt er schließlich den wackern Freimann noch in den Adelsstand erheben.

In der Ahnenprobe hat Tieck eine Menge von Personen, zum Theil höchst wunderliche Leute, und eine ziemlich complicirte Maschinerie in Bewegung gesetzt, daß es möglich wurde die Hände zweier Liebenden in einander zu legen. Einfacher machen es Heinrich und Clara in des Lebens Ueberfluß: das adelige Mädchen geht mit dem bürgerlichen Geliebten durch, und beide leben von der Liebe. Mit wahrhaft klassischem Humor schildert der Dichter in ergötzlicher Kleinmalerei den Kontrast äußeren Mangels mit der erhöhten Stimmung sentimentaler Schwärmerei und der Genügsamkeit jugendlichen Leichtsinns. Es ist die feinste und doch zugleich gutmüthigste Ironie gegen jene Ueberschwänglichkeit, die über dem Besitz des geliebten Gegenstandes die Erde vergißt und über des Lebens prosaische Bedingungen hinüberfliegt, welche der Liebe zu ihrem materiellen Bestande die Grundlage bieten. Die beiden zärtlichen Herzen sind in ihrem einsamen Stübchen unendlich glücklich, und geht auch ihr Geld zu Ende, so begnügen sie sich mit Brot und Wasser. Nun ists aber Winter; sie haben kein Holz;

da verbraucht Heinrich das Treppengeländer und endlich die Treppe selbst. Bis hieher ist die Erfindung original und ergötzlich; die weitere Geschichte verläuft sich mehr ins Gewöhnliche. — Noch einfacher freilich ist die Gesellschaft, an welcher wir in Waldeinsamkeit Antheil nehmen; denn sie beschränkt sich zumeist auf einen einzigen Menschen, der in ein Jägerhaus mitten im Walde eingesperrt, nichts zu seiner Unterhaltung hat als die Reise des Olearius und ein Manuscript eines Wahnsinnigen, aber während dieses Aufenthaltes von Weltschmerz und krankhafter Sehnsucht nach Waldeinsamkeit gründlich geheilt wird. Der Dichter kehrt hier den Spott gegen sich selbst, indem er zugleich W. Schlegels Urtheil über seine Dichtungen anführt, welcher gesagt habe, in dem Gedichte Waldeinsamkeit, das im blonden Eckbert vorkommt, sei Tiecks ganze Poesie enthalten.

Alle bisher angeführten Novellen tragen irgend eine Wunderlichkeit zur Schau; einfach natürliche, die frei von Bizarrerie wie von Tendenz zum Gemüthe sprechen, wüßte ich aus der großen Fülle nur zwei zu nennen, den Weihnachtsabend und den Gelehrten. Jene enthält das Schicksal einer armen Frau, die aus bessern Verhältnissen durch Unglück jeder Art in die traurigste Lage gekommen und durch die unverhoffte Rückkehr ihres reich gewordenen Sohnes wieder gehoben wird. Der Gelehrte aber, eine meiner Lieblingsnovellen, schildert die durch die Ehe bewirkte Umwandlung eines Hypochondars in einen heitern geselligen Mann. Ich würde auch diesen Charakter zu den bizarren rechnen, wäre nicht Hypochondrie eine alltägliche Krankheit der Gelehrten. Die Denk- und Lebensweise des Mannes ist so natürlich dargestellt, daß man vermuthen möchte, Tieck habe an sich selbst die Studien gemacht. Ob freilich die Heirath sein Wesen so völlig umzugestalten vermochte,

wie die Schilderung des Dichters uns glauben macht, darf man bei einem so ausgebildeten Hypochonder, der fünfzehn Jahre im Hause gewohnt, ohne des Hausherrn Töchter zu kennen, bezweifeln.

Neben den zahlreichen Novellen, in denen die Poesie ohne vorherrschende Tendenz, als freies Spiel, eine rein künstlerische Aufgabe verfolgte, stehen einige wenige, die der Dichter sichtlich darauf berechnet hat, sein Glaubensbekenntniß über diese oder jene Richtung des Zeitgeistes abzugeben. Liebeswerben zieht gegen den seichten Liberalismus zu Felde, gegen den Liberalismus der Leute, die nichts gelernt haben, aber den Kopf voll Verbesserungsideen tragen. Auch in Eigensinn und Laune begegnen wir solch einem jungen Manne, der auf der Universität nichts gelernt hat als Freiheitslieder zu singen, auf seine Vorgesetzten zu schimpfen und kleine Libelle zu schreiben. Aber der junge Brutus rechnet sich gerade den Vorwurf seines Pflegevaters zum Ruhm an. Diese Stubensitzerei, sagt er, dieß sogenannte Studieren, diese bis jetzt geforderten Kenntnisse sind es ja gerade, die den Menschen verderben, sein Gehirn verwirren und dem Geist seine Spannkraft nehmen. Der Wasserm enſch aber ist eine Persiflage auf die leidenschaftlichen Freiheitsmenschen des jungen Deutschlands. „Wo ist", läßt er den Geheimerath, den Vertreter seiner eigenen Ansicht, sagen, „unter den jetzigen Stimmführern ein einziger, der das ausführen könnte, was damals (zur Zeit der Befreiungskriege) ein Görres, Arndt, Steffens, selbst ein wundersamer Jahn für die gute Sache thaten? Und so manche Helden der Schlacht nicht einmal zu nennen. Doch diese sind den Neuesten schon veraltet, und ich fürchte, sie sind ihnen zu patriotisch. Denn was kann denn ihr literarisches Treiben, das eigentlich ohne Gegenstand ist, Großes hervorbringen?" Aber Florheim, der

Fanatiker des modernen Freiheitsbegriffs, läßt seine Braut im Stich und geht nach Paris. Ich nehme, sagt er, mein Vermögen mit mir, und verlache dort in fester Sicherheit die Vernichtung alles dessen, wie Sie hoch und unantastbar nennen.

Wie in diesen und gelegentlich auch in andern Novellen Tieck, gleich den übrigen hervorragenden Männern aus den Jahren der Freiheitskriege, unverholen seine Abneigung gegen den französirenden Liberalismus kund gibt, so benützte er gleichfalls die Novellenform, um die traurigen Folgen jener Ueberspanntheit zu entwickeln, die in der Ehe eine Entwürdigung des Weibes erkennt. Bei mehrern seiner Jungfrauen wiederholt sich der Abscheu gegen eine Verbindung der Geschlechter, die durch Religion geheiligt, den sittlichen Fortbestand der Menschheit bedingt; so namentlich bei Vittoria Accorombona und bei Emmeline in Eigensinn und Laune. Wer es übersieht, welche Folgen der Dichter an diese Verirrung knüpft, kann ihn leicht selbst für einen Verfechter der freien Liebe nehmen, weil die Gründe im Munde schöner Frauen, die an der wahren Liebe der Männer zweifeln, mehr als bloßen Schein von Ueberredung haben. Denn es liegt in der unbedingten Hingabe einer freien, schönen, edlen Persönlichkeit in der That etwas Tragisches, das eben nur durch die unbedingte Liebe von beiden Seiten wieder aufgehoben wird. Verfolgt man aber den schrecklichen Lebensgang jener übermüthigen Emmeline weiter, wie sie von Stufe zu Stufe bis zum entehrendsten Gewerbe herabsinkt, so begreift man wohl, wie dem Dichter gerade diese Novelle den Haß derer zuzog, die von Emanzipation des Weibes als von einer Lebensfrage der Gesellschaft schwatzten. — Inzwischen kann an diesem widerlichen Bilde socialer Verirrung keine Partei ein ästhetisches Wohlgefallen haben, weil es die Folgen weiblichen Uebermuthes allzusehr ins Grasse malt. Die Verlobung da-

gegen werden die Gegner der geräuschvollen Frömmigkeit, die sich den Anschein der stillen gibt, allerdings ebenfalls mit einer gewissen Schadenfreude lesen, wie sie jede Parteischrift hervorruft, aber diese Schadenfreude liegt doch nicht außerhalb der Schranken des Schönen, weil an die falsche Richtung keine widrigen Folgen geknüpft sind. Die Verlobung ist im Jahre 1823 geschrieben und gibt bei alledem ein Konterfei aus der unmittelbarsten Gegenwart. Voll sittlichen Unwillens sah Tieck den Geist der Selbstgefälligkeit mit der Religion ein Bündniß schließen, dessen ungesunde Frucht die Scheinheiligkeit ist. Dieser Same hat wie jedes Unkraut, zumal seitdem ihn der Wind der Hofgunst weit umhergestreut, mit reißender Schnelligkeit fortgewuchert, und während er in den obern Schichten der verbildeten Gesellschaft seinen natürlichen Boden hatte, bereits vielfach auch in den Thälern Platz gegriffen. Den Pietismus kann man nicht mehr mit Novellen bekämpfen, nachdem er sich mit der Gewalt verbrüdert und politische Macht erlangt hat. Auch er ist eine Ausartung der Romantik, auf protestantisches Gebiet übertragen, während die ersten poetischen Schwärmer den Seelenfrieden ausschließlich im Katholicismus glaubten erwerben zu können. Die süße Poesie des stillen Gemüths in der Wirklichkeit suchen oder erschaffen zu wollen, hat Tieck schon in der Sommerreise für einen Misverstand erklärt; leider ist es den versprochenen Nachweis, wie aus dem besonnenen protestantischen Walther mit vollem Ernst und ganzem Herzen ein Bekenner der katholischen Lehre geworden, und umgekehrt aus dem verliebten Schwärmer, dem Verfechter des Katholicismus, ein protestantischer Eiferer, uns schuldig geblieben. Heutzutage sind diese beiden Kämpen in freundlichen Bund getreten zur gemeinsamen Bekämpfung eines Dritten, der ihr beiderseitiges Gebiet bedroht; sollte es ihnen einmal gelungen sein diesen zu

vernichten, so würden sie nachher aufs neue beginnen sich in alter Weise mit ihren rostigen Waffen zu zerfleischen.

Unter allen Tendenzen aber, welche Tiecks Novellen geheimlich oder geflissentlich verfolgen, kommt keine auch im entferntesten der literarischen nahe. Literatur war ja der wichtigste Gegenstand der Unterhaltung in guter Gesellschaft: so fügten sich dergleichen Betrachtungen seiner Novellenpoesie, die in diesen Zirkeln spielte, ganz natürlich ein; Literatur war aber auch die rechte Herzensangelegenheit unsres Dichters: so drängte es ihn allenthalben über diese oder jene literaturgeschichtliche Erscheinung Mittheilung zu machen oder über eine Richtung des poetischen Geschmacks seine Meinung zu sagen. Darum sind auch für den Literarhistoriker und Aesthetiker die Tieckschen Novellen von besonders hohem Interesse. Bald theilt er einige hieher gehörige Anekdoten mit, wie in Ueberredung, bald zerlegt und beurtheilt er Gedichte, wie in Wassermenschen den Taucher von Schiller und den Fischer von Göthe, bald macht er uns bekannt mit schriftstellerischen Persönlichkeiten, wie mit dem alten Cramer in Meiningen in der Sommerreise; bald versetzt er uns zurück in bedeutende Literaturepochen und führt die längst verklungenen Zeiten herauf, daß wir den armen Camoens sterben sehen, und den genialen William als Knaben beim glanzvollen Feste der Königin weilen oder als jungen Mann unter seinen literarischen Zeitgenossen.

Für eine Novelle größern Umfangs muß ich hier einige Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, weil sie in weiterem Umfang ästhetische Bestrebungen vor uns aufrollt, ich meine den jungen Tischlermeister. Obwohl erst 1836 im Buchhandel erschienen, war diese Dichtung doch ihrem Entwurfe nach bereits 1795 entstanden, unter dem Einflusse Wilhelm Meisters, dessen vier erste Bücher in demselben Jahre herauskamen. Tieck selbst

allerdings erwähnt nichts von jener Einwirkung, vielleicht daß ihm nach einundvierzig Jahren, die zwischen Entwurf und Vorrede liegen, dieselbe nicht mehr in der Erinnerung war; vielmehr führt er seine damalige Begeisterung für des Cervantes Novellen an, welche dem jungen Tischlermeister völlig unähnlich sind. Zum Meister dagegen stimmt des Haupthelden Bildung und Persönlichkeit, der Verkehr des Bürgerlichen mit vornehmer Gesellschaft, seine Vorliebe fürs Theater, sein Dilettantismus als Schauspieler; Mittelpunkt der Novelle, wie dort des Romans ist die Darstellung und Besprechung eines berühmten dramatischen Stücks; bei Göthe des Hamlet, bei Tieck des Götz von Berlichingen, für welchen der Jüngling schwärmte. Der Dichter selbst sagt uns, es habe sich beim Entwurfe der Wunsch lebhaft geregt, klare und bestimmte Ausschnitte unsres ächten deutschen Lebens, seiner Verhältnisse und Aussichten wahrhaft zu zeichnen. Erst 1811 habe er die Ausarbeitung begonnen, die sich jetzt mehr ausgedehnt habe und bunter ausgefallen sei, als es im ersten Entwurfe gelegen. 1819 sei das Werk der Presse übergeben worden, welches nun erst 1836 vor die Augen des Publikums trat. So theilte es mit dem Meister denn auch die Zufälligkeit des langsamen Entstehens und der allmählichen Erweiterung. Tieck hat sich bei dieser Gelegenheit in seinen Motiven selbst wiederholt; denn nachdem er den Götz zur Darstellung gebracht, knüpft er daran — ein offenbarer späterer Zusatz — unter breiter Entwicklung seiner Ansichten über den Werth der altenglischen Bühne die Aufführung der Shakspearischen Komödie: Was ihr wollt, und dann wie zum warnenden Exempel mit möglichstem Spektakel die der Räuber, wobei auch des Försters Jagdhunde mitwirken müssen und der Schauspieler Ehrenberg die Rollen des Karl und Franz Moor zugleich übernimmt. Auch dieser Abschnitt scheint dem ursprüng-

lichen Plane fremd und durch Göthes Mißhelligkeiten auf der Weimarer Bühne mit dem Hund des Aubri (1817) einerseits, dann aber durch das Virtuosenthum der Schauspieler entstanden zu sein, das sich wirklich auf die Zusammenfassung jener zwei Hauptrollen ihres Lieblingsstückes geworfen hatte. Dagegen spricht aus der romantischen Begeisterung Leonhards für das Frankenland, insonderheit für Bamberg und Nürnberg, das er in heiliger Andacht wie ein Wallfahrer besuchen will, aus seiner Anhänglichkeit an das Zunftwesen gegenüber den Fabriken, aus seiner Freude an Volksfesten, Aufzügen, Prozessionen, Musik und Tanz, aus seiner Polemik gegen das moderne Humanitätszeitalter, welches wohl dann an der Ecke lauern möchte, wenn unsre Bauernweiber erst an Nervenschwäche litten, mit seinen alten Lieblingsansichten der Jüngling. Auch die Figur seines Hauptheldens, des Tischlermeisters, ist, obschon Gesellen und Lehrlinge mit über Tisch essen, mehr ein idyllischer Traum eines Idealisten, als eine Person von Fleisch und Leben. Leonhards Bildung, welche ihn in den Stand setzt, noch heute den Homer in der Ursprache zu lesen — denn er hatte die gelehrte Schule durchgemacht und war vom Vater zum Studieren bestimmt gewesen — wird sich schwerlich vertragen mit einem unendlichen Vergnügen am Mechanischen, die ihn nebst einem großen Reisetrieb bestimmte aus freiem Antriebe das Tischlerhandwerk zu wählen. Die Verwandtschaft zur Kunst, ohne doch Kunst sein zu wollen, war es, die ihn zu seinem Handwerk zog. Mit diesem Talent, dieser Entwicklung, diesem Geschmack, dieser Kunstbegeisterung, diesem stillen sinnenden Wesen wäre, ich wette, nicht einer unter hundert Jünglingen ein Tischler geworden. Auch weiß man in der That nicht, wozu dem Dichter das Handwerk nützt, das er seinem Lieblinge nur gegeben, damit er sich während der ganzen Erzählung vom Handwerk ent-

fernt hält und mit schüchterner Eitelkeit in der vornehmen Gesellschaft seinen Stand verbirgt. Es ist hier Tieck mit seinem Leonhard ergangen, wie in neuester Zeit Gutzkow mit seinem Louis Armand; beide kokettiren bloß mit dem Tischlergewerke.

Auch unter den übrigen Mitspielern der Novelle hat uns Tieck in seiner Weise nur allzuviele sonderbare Menschen nahe gebracht und den Endzweck „klare und bestimmte Ausschnitte unsres deutschen Lebens“ zu zeichnen ziemlich außer Augen gelassen. Was soll uns der linkische Magister Fülletreu, der aus Liebe zur freundlichen jungen Frau Meisterin verrückt wird, und nachdem er lange gefaselt, erst im Irrenhause beim Unterrichte der Kinder sich wieder findet? Was soll uns der irre Daniel, der über die Bibel verrückt geworden und im Propheten Daniel die Quintessenz aller Weisheit sucht? Was soll uns der Herrnhuter Lamprecht und der periodische Narr Franke, der sich gegenwärtig einbildet ein Sohn Friedrichs II. und dazu ein Jude zu sein? was der wüste rohe Wassermann, der aufgezwungene Bräutigam der ländlichen Kunigunde? Und diese Kunigunde selbst, eine an sich reizende Gestalt, können wir dem Dichter glauben, daß sie ein Bauernmädchen aus der Gegend von Bamberg ist? Einem Adel mit einem Firniß feinen Anstandes und leeren Scheines bei gründlicher Unwissenheit, wie sie im Grafen Bitterfeld, oder mit Unkenntniß der vaterländischen Talente neben französischem Geschmack, wie sie in den vornehmen Gästen, die der Aufführung des Götz beiwohnen, uns vor Augen tritt, mag man heute noch in allen Gauen Deutschlands begegnen, eben so gut wie dem Krautjunkerthum, das an der karrikirten Darstellung der Räuber sein Wohlgefallen hat. Auch hatte Göthe bereits ein Vorbild zur Zeichnung der sogenannten guten Gesellschaft im Meister geliefert. Aber diese Schichten dürfen bei Darstellung deutschen Lebens nicht maßgebend sein.

Vermag ich also in dem Zusammenwirken so vieler barocker Persönlichkeiten kein gelungenes Conterfei unserer Bildungszustände zu entdecken, so hat doch hinwiederum diese Novelle, wenn man den geringern Maßstab geschmackvoller und belehrender Unterhaltung anlegt, vor vielen andern ihre bedeutenden Vorzüge. Leonhards Neigung zu ästhetischen Betrachtungen gibt Anlaß zu Gesprächen über das Verhältniß der Kunst zum Handwerk, über die Entstehung genialer Kunstschöpfungen; seine Liebe zum Theater und die seines adeligen Freundes läßt an der Hand der drei dramatischen Hauptdichter Göthe, Shakspeare und Schiller wie ungesucht eine Fülle gehaltreicher Bemerkungen über dramatische Poesie und Bühnenwesen zu Tage fördern; die zahlreiche Gesellschaft aus allerlei Gästen, die sich zu den dramatischen Aufführungen im Schlosse versammelt, so wie die weitere Reise Leonhards durch sein liebes Frankenland, gibt vielfache Gelegenheit zur Zeichnung der verschiedenartigsten männlichen und weiblichen Persönlichkeiten, die fein gedacht und entwickelt, Bewegung und Leben in die einfache Geschichte bringen. Genau genommen ist das Ganze eine Reisebeschreibung in Novellenform, welche auch sonst unser Dichter gerne gewählt hat. Nichts von dem Allen, was an Leonhard von Personen oder Ereignissen herankommt, überschreitet die Bedeutung eines interessanten oder komischen Abenteuers, nicht einmal sein erschütterndes Wiederfinden der frühern Geliebten. Welt und Leben üben an den bereits fertigen Charakteren keine umgestaltende Wirkung, außer daß sie ein paar Mädchen unter die Haube bringen, daß sie die Kokette, wie es häufig geht, in eine Fromme wandeln und die beiden Haupthelden mit Kindern beglücken. Die Dichtung gibt sich ja für keinen Roman, wie Meister, sondern trotz der ähnlichen äußern Anlage für eine Novelle.

14.

Historische Novellen. Schluß.

Es bleibt mir noch übrig, auf seine historischen Novellen einen Blick zu werfen. Es sind acht an der Zahl, alle gediegen und spannend mit Ausnahme des wiederkehrenden griechischen Kaisers, einer Geschichte, die durch die Wichteleien des Hofnarren, durch die langen Reden, durch die wenig glücklichen Schilderungen der Volksbewegung, durch die gedehnte Darstellung, ja schon durch den uns allzufern liegenden Stoff ziemlich langweilig wird. Von den übrigen sieben gehören vier ausschließend der Schilderung merkwürdiger Lebensmomente von Dichtern an. Der Tod des Dichters beschreibt die letzten Lebenstage des Verfassers der Lußiaden Camoens im Zusammenhang mit dem unglücklichen Feldzuge des ritterlichen aber unbesonnenen jungen Königs Sebastian, ein Unternehmen, das durch seinen tragischen Ausgang großes Unheil über Portugal brachte. Man hat in neuester Zeit vom Standpunkt historischer Kritik ausgehend über sämmtliche geschichtliche Novellen Tiecks den Stab gebrochen; man hat ihm Unfähigkeit vorgeworfen die Zeitalter zu sondern und die Formen des Empfindens, Denkens und Redens, die er den Personen geliehen, als völlig in der Luft schwebend und keinem Zeitalter angehörig verurtheilt. Als wäre es Aufgabe des Poeten Geschichte zu schreiben und nicht vielmehr, angeregt durch die Geschichte, des eigenen Geistes Gedanken und Gestalten frei zu produciren. Wiegt im Dichter der historische Sinn vor, nun wohl, so mag er wie Walter Scott historische Romane schreiben, ja sogar wie Trautmann von der alten Zeit ihre Sprache borgen. Aber ein Vorwurf,

der ſeine Waffen rein aus der Rüſtkammer der Geſchichte holt, kann auf der andern Seite nimmermehr den Dichter treffen, bei welchem etwa das philoſophiſche oder äſthetiſche Element vorherrſchend iſt. Jeder Dichter hat überall die Befugniß als Sohn ſeiner eigenen Zeit die in dieſer geltenden Vorſtellungen wo er will, wenn nur nicht in abgeſchmackter und den ſelbſtgeſchaffenen Figuren widerſprechender Weiſe, zur Geltung zu bringen. Sonſt werfe man nur gleich Sophokles und Euripides, ſammt Shakſpeare und Schiller unter den Plunder. Will unſre realiſtiſch-gelehrte Gegenwart Geſchichte ſtudieren, ſtatt ſich an den unmittelbaren Gaben der Poeſie zu erheitern, ſo gehe ſie bei den Hiſtorikern in die Schule und überlaſſe unangerührt die dichteriſchen Gebilde einer vielleicht wieder genußfähigern Nachkommenſchaft. Mögen immerhin die Perſonen Tiecks in ſeinen hiſtoriſchen Novellen denken und reden, wie die feingebildete Theegeſellſchaft im Phantaſus, nun wohl, ſo frage ich, iſt denn ſolches Reden unkünſtleriſch und von poetiſcher Seite verwerflich? Hat es in der Zeit, in welcher Hamlet ſpielt, einen ſolchen Grübler gegeben und in Philipps Tagen einen Marquis Poſa? Derartige Kritik iſt der wahre Todſchlag ſelbſtändiger Poeſie, die aus der Geſchichte nichts als den Schein, aus dem eigenen Urquell des Schaffens aber den Gehalt zu nehmen hat. Wird jene Beurtheilungsweiſe im Stande ſein ihre diktatoriſchen Ausſprüche vollends zur Herrſchaft zu bringen, ſo reiche man die Leier nur lieber gleich dem Geſchichtſchreiber. Es iſt wahr, die Gräfin Katharina im Tode des Dichters, Frau Deniſel im Hexenſabbath, Vittoria in der Accorombona ſind durch und durch mit moderner Bildung getränkt und verrathen Anſchauungen und Gefühle, die in dieſer Ausdehnung und Faſſung als reife Früchte nur vom Baum unſres Jahrhunderts fallen können. Aber bleiben ſie darum weniger ſchöne weibliche

Gestalten? treten sie als ungehörig heraus aus ihrer nicht minder der modernen Denkart angenäherten Umgebung? Die Poesie übt ihren Zauber aufs Menschenherz gerade dadurch, daß sie die alten Zeiten als verwandte der Gegenwart nahe bringt. Zudem ist ja zu jenen Dichternovellen namentlich der Stoff aus Zeitaltern hoher Geistesentwicklung herübergenommen. Sollten damals gebildete Geister wirklich so grundverschieden empfunden und gedacht haben, weil sie ihren Gefühlen und Gedanken eine etwas andere Sprache geliehen als der idealisirende moderne Dichter? Unbestochen und unbeirrt von den Machtsprüchen jetziger Stimmführer wage ichs, den Tod des Dichters sowie die drei Novellen, die sich auf Shakspeare beziehen, das Fest zu Kenelworth, der Dichter und sein Freund und Dichterleben, für treffliche Novellen zu erklären. Eigene Begabung, Begeisterung für die Kunst, Liebe zu seinem Gegenstand führte hier vor Allem dem Dichter den Griffel, und die wundervolle Melodie der Sprache, die elegische Weichheit der Darstellung, die kein Späterer erreicht hat, gaben der psychologischen Feinheit seiner Entwicklung einen Zauber, den keine mißliebige Kritik aus den Augen des unbefangenen Lesers zu bannen im Stande sein wird. Was liegt nicht schon in den alten Blättern, „den Seelen zu Gedichten", die er im Tode des Dichters mittheilt, für eine Zartheit und Tiefe! Man dürfte sie nur in Verse bringen, so würden aus diesen fragmentarischen Gedanken philosophischen, pantheistischen, sentimentalen Inhalts die schönsten Gedichte werden. Sodann ist der Tod des Dichters, welcher nach mancherlei abenteuerlichen Schicksalen in weiter Ferne nun arm und unerkannt in der Heimath weilt, kunstvoll mit der gefährlichen Lage seines Vaterlands verwoben, das er von Kind auf geliebt und in dem reifsten Werk seines Lebens verherrlicht hatte; das Privatleben des Einzelnen ist

dadurch seiner engen Beschränktheit enthoben und auf die Weltbühne versetzt.

In den Shakspearenovellen aber wie weiß er für den Knaben zu gewinnen, und an dem noch unberühmten Jüngling zu fesseln, der seiner eigenen Ueberlegenheit über den gefeierten Marlow und Green sich noch gar nicht bewußt ist! Kein moderner Dichter oder Kritiker kann sich berühmen gründlichere Studien über Shakspeare und seine poetischen Zeitgenossen gemacht zu haben, und dennoch zucken sie von ihrem historischen Standpunkt aus selbst über diese Dichtungen die Achsel. Wie lebhaft treten die Gestalten in dem Aelternhause des Knaben uns entgegen, der strenge und beschränkte Vater, die vermittelnde Mutter, die an Jahren überlegene heitere Johanna, die nachherige Frau des Dichters, dann sein kindliches Verlangen mit den Andern das glänzende Fest der Königin zu schauen, sein Entzücken beim Anblick Warwicks und der andern Schlösser, seine Erinnerung an die alten Sagen! Und wie sinnig ist sein Mitspielen als Echo und sein Zusammentreffen mit Elisabeth motivirt, deren Geschenk dem künftigen Poeten und Schauspieler schon zum voraus die Weihe gibt! — Im zweiten Stück dieser Novellentrilogie sehen wir den bescheidenen, verständigen und maßvollen jungen Mann mit den berühmtesten damaligen Größen, dem stolzen und leidenschaftlichen Marlow und dem haltlosen gemüthlichen Green, wider seinen Willen sich in Kunstgespräche verwickeln; wir werden bekannt gemacht in der Literatengesellschaft mit den andern Stimmführern des Tages, auch mit dem spekulativen Theaterdirektor Henslow; und hören, wie der wüste neidische Marlow wider Willen vor seinem Untergang den neuen Stern anbetet, der am Himmel der Poesie über England aufgegangen. — Führt uns der Schluß dieser Novelle mit dem leidenschaftlichen Bewunderer Shakspeares, dem

Grafen Southampton, zusammen, so entwickelt der Dichter und sein Freund das Verhältniß beider jugendlicher Männer, zuerst in der Blüthe enthusiastischer Freundschaft, dann gestört durch die gemeinsamen Gefahren der Verführung, später wiederhergestellt und verbunden mit den Beziehungen des bereits anerkannten Dichters zu seinen Angehörigen in Stratford, die er vor Jahren im unbewußten Drange nach seiner Lebensaufgabe verlassen hat. So bilden diese drei Novellen zusammengehörige Gemälde aus Shakspeares sagenhafter Jugendgeschichte, mit möglichster Treue entworfen, in Nebenpartien erweitert und mit liebender Hingabe an den Genius durchgeführt, dem Tieck sein Leben lang gehuldigt und geopfert hat. Als die schwächste unter den drei Dichtungen erscheint mir die letzte; denn wenn schon das zweideutige Verhältniß zweier Freunde zu einer Buhlerin ein ästhetischer Vorwurf von zweifelhaftem Werthe ist, so stören uns auch einige Personen, die nicht zur Sache gehören, wie Camden und Cuffe, oder die durch ihre lächerliche, barocke Natur unangenehm auffallen, wie der Phantast Baptista, der aus der Physiognomie den Stand der Menschen errathen will, oder Florio, der wunderliche Sprachmeister, welcher die Sprachen durcheinandermengt. Es gehört einmal zu Tiecks Manier, witzelnde Leute einzuführen, die dem Leser mit ihrer Redseligkeit zur Last fallen. Freilich hat er auch da seinen Shakspeare zum Muster; aber selbst Shakspeares Wortwitze erhalten nur als Auswuchs der Zeit eine Entschuldigung.

Die drei nach übrigen historischen Novellen haben das gemeinsame Merkmal, daß die dargestellten Begebenheiten dem Boden allgemeiner Geistes- und Sittenverwirrung entsprossen sind. Der Aufruhr in den Cevennen und der Hexensabbath beleuchten das schauerliche Gebiet religiösen Aberglaubens, den in lichten Zeiten wohl die Klugen belächeln, aber wenn er

einmal zum Fanatismus herangewachsen, als schrecklichsten Dämon zu fürchten haben; Vittoria Accorombona aber, Tiecks letzte größere Dichtung, schildert in Verbindung mit dem tragischen Geschick einer geistvollen Frau eine Epoche italienischer Geschichte, in welcher Gesetz und Ordnung der Wuth zügelloser Parteien zum Opfer gefallen war.

Der Aufruhr in den Cevennen wurde im Jahr 1820 begonnen, nachdem er dazu bereits 1806 auf der Rückreise aus Italien durch drei Schauspiele Sinclairs war angeregt worden. Die Novelle war auf vier Abschnitte berechnet, von denen aber leider nur die beiden ersten 1826 erschienen sind. Ich kann nicht sagen, was ihm die Freude an dieser Dichtung verleidet hat, da das Publikum wenige seiner Schöpfungen mit derselben ungetheilten Theilnahme begrüßte. Indeß gibt auch die vorhandene Hälfte einen genügenden Einblick in die Verirrungen und Greuelthaten der Fanatiker und ihrer Verfolger. Die Erzählung ist so reich an einzelnen Zügen, daß ich sie nicht einmal andeutungsweise berühren kann. Die anziehendste Episode bleibt wohl das Zusammentreffen Edmunds mit dem Geistlichen in einem Thal, das bisher noch von den Schrecknissen des Kriegs freigeblieben war, und die weitern Folgen, welche sich daran knüpfen, bis zum Tode jenes edlen und verständigen Pfarrers, mit welchem das Fragment abschließt. Bei seiner besondern Neigung und Geschicklichkeit zu Schilderung extravaganter Menschen und Zustände ist es Tieck ganz besonders gelungen jene Schwärmer zu zeichnen, die an die Gabe der Weissagung glaubten, und bei der ansteckenden Kraft aller Geisteskrankheiten auch manche ihrer frühern Gegner mit in ihren Wahnsinn verwickelten. Verfolgt und gehetzt von der bürgerlichen Gewalt, bestärken sie sich nur immer mehr im Glauben an die Göttlichkeit ihres Berufs und ihrer Sendung und ver-

gelten Grauſamkeit mit Grauſamkeit; ſengend und mordend ſtreifen ſie vom Verſteck des Gebirgs herab ins Land; zu den verirrten Frommen geſellt ſich unreines Raubgeſindel und befleckt die beſſere Sache noch durch gemeine Verbrechen. Ein düſteres Gemälde von Anfang bis zu Ende, nur ſelten durch einzelne Lichtblicke zum Theil matten Scherzes erleuchtet. Vielleicht daß das Trübſelige des Stoffes dem Dichter die Freude nahm ihn zu Ende zu führen. Wegen der fragmentariſchen Geſtalt dieſer Dichtung ſind wir zu einem Endurtheil darüber allerdings nicht berechtigt; doch wird es erlaubt ſein einen Zweifel auszuſprechen, ob ſich das Ganze hätte zu einem befriedigenden Ausgang führen laſſen. Denn es gewährt wohl ein ſchauerliches Vergnügen die Ueberſchwemmung wachſen zu ſehen und auf die Brandung zu ſtarren, aber traurig ſtimmt den Beobachter nachher der Anblick der Verheerungen, wenn der Fluß wieder in alter Weiſe weiter zieht. Der Dichter ſcheint mir in dieſer Novelle zu viel mit Maſſen zu operiren; ſo ſchwindet uns in dem Tumulte der beſondere Antheil an den Schickſalen des Parlamentsraths und ſeiner Familie, und da es wiederum auch dem Hauptleiter der Bewegung an feſter Zeichnung fehlt und allzuviel des Unglaublichen auf den einen gehäuft iſt, ſo läuft man Gefahr ſich in dem Labyrinthe von Unvernunft zu verlieren. Bei all ihrem Ruhme würde ich mir dieſe Novelle, auch wenn ſie vollendet wäre, ſchwerlich zum Lieblingsbuch auserſehen.

Weit beſſer iſt die Vertheilung von Licht und Schatten im Hexenſabbath, einer Dichtung, welche ebenfalls die grauſe Gewalt des Aberglaubens zum Gegenſtand hat, aber unendlich ſicherer und überſichtlicher. Als vages Gerücht beginnt er, belächelt von den Gebildeten; von der Begehrlichkeit wird er als Mittel gebraucht durch Furcht zur Sünde zu treiben; als ſich aber hier der Wahnſinn und dort die Bornirtheit, die im Be-

ſitz der Gewalt iſt, mit dem Dämon verbunden und der leichtgläubige Pöbel in Aufregung gebracht iſt, da ſtreckt der wüthige Fanatismus ſeine Krallen gegen die Unbefangenen aus und führt die argloſe Unſchuld auf den Scheiterhaufen. Unbegreiflich iſt es mir, wie ein neueſter Kritiker dieſe Dichtung eine mißlungene Studie nennen kann. Es ſondern ſich in dieſem Gemälde klar und licht die Gruppen der Geſellſchaft; hier die Freiſinnigen, Kunſtliebenden, Geiſtreichen, die vermöge ihrer hohen Bildung die Wiederkehr alten Unſinns in einem erleuchteten Zeitalter für unmöglich halten und in anmuthiger Geſelligkeit, in Beſchäftigung mit Kunſt und Literatur Erſatz ſuchen für die Wunden, die auch ihnen das Leben geſchlagen; auf der andern Seite die Frömmigkeit mit ihren Stiefſchweſtern, der Scheinheiligkeit, der Dummheit, der Herrſchſucht. Die Argloſen, ſicher in ihrem reinen und unbefangenen Walten, ahnen weder noch meiden ſie den Schein, den mit Läſterzungen Bosheit und Verleumdung auf ſie zu werfen geſchäftig iſt, bis ſie ſich ohne Entrinnen im Netze verſtrickt ſehen. — Es iſt ſo viel Wahrheit und Unmittelbarkeit in dem Bilde der liebenswürdigen Frau Deniſel und ihrer Umgebung. Wer je ſo glücklich war mit bedeutenden Frauen in Verbindung zu kommen, die durchs Schickſal geprüft, ſich mit Kraft des Geiſtes und Gemüths in Entſagung geübt und doch die Empfänglichkeit für die ſchönſten Lebensfreuden gewahrt haben, der wird gewiß ſich gern an der Vorliebe des Dichters für dieſe edle Geſtalt betheiligen. Frau Katharina Deniſel, eine ſchöne Frau von ſechsunddreißig Jahren, eine blendende Geſtalt mit großen braunen Augen, früher wider ihre Neigung durch den Vater einem alten rohen Manne anvermählt, iſt ſeit zwölf Jahren Wittwe. Sie hat die Hoffnungen der Jugend längſt begraben in einer Ehe voll Schmerz und Erniedrigung, aber ſie hat auch die

Trauer und Wehmuth überstanden und aus dem Schiffbruch des Lebens die Heiterkeit gerettet, weil sie zwar ohne Ansprüche an die Zukunft ist, aber ihr bestes Selbst nicht verlieren kann. Darum sind ihr Gedicht und Gesang so lieb, Gespräch und Gedanke, edle Menschen und Bücher, weil kein irdisches Bedürfniß sie an sie knüpft und keine Erwartung einer andern Erfüllung, die noch außerhalb dieser zarten Freuden liegt. Aber die Welt deutet ihr das Beste zum Schlimmen aus, macht ihr die Kunst zum Verbrechen und mißdeutet die heitern geselligen Zirkel, zu denen sich begabte und sinnreiche Menschen in ihrem Hause zu versammeln pflegen. Kein Wunder, da selbst ein neuester Recensent, obendrein selbst ein geistreicher Mann, ihre Geselligkeit mit dem Beiwort einer leichtsinnig frivolen beehrt hat. Diesem erleuchteten Kreise, in welchem besonders der kindlich liebenswürdige alte Dichter und Maler Labitte, der aus dem Stegreif Märchen producirt und von poetischen Träumen überfließt, der edle alte Ritter Beaufort und sein Sohn Friedrich hervorragen, und der kluge, ungläubige, lüsterne Dechant, eine echte Pfaffennatur, eine zweideutige Rolle spielt, — diesem Kreise gegenüber, sage ich, steht der unwissende fanatische Bischof, der sich für einen tiefen Menschenkenner achtet, ein Mann voll Beschränktheit und Eigensinn. Erst dient die Geschichte von den Hexen im Dorf als müßige Unterhaltung der Gesellschaft; nun hat sich aber im Anfalle des Wahnsinns die heilige Gertrud selbst als Hexe dem Bischof angegeben, der in seiner Beschränktheit der Verrückten Glauben schenkt; das Märchen wird zur ernsten Geschichte, und die Faseleien einer wahnwitzigen alten Sünderin ziehen, da der weltliche Arm aus Gleichgültigkeit und Eigennutz dem geistlichen nicht Einhalt thun mag, die besten Menschen ins Verderben, und die dem Feuertod entrinnen, wenigstens in Noth und Elend. — Diese Novelle

hat, ſo ſchauerlich ſie im Ganzen iſt, bei alledem etwas unendlich anziehendes und feſſelndes, gerade wie ein Trauerſpiel, obſchon die Großen und Guten im ungleichen Kampf mit Bosheit und Albernheit unterliegen. Oder ſollte mich etwa die Vorliebe für einige Hauptfiguren, namentlich für Frau Deniſel, blind gegen ihre Schwächen machen? Es iſt etwas in den Tieckſchen Frauen, was jeden Bewunderer edler Weiblichkeit für ſie gewinnen muß: hier die Grazie verfeinerter Sinnlichkeit, eine liebliche Frucht äſthetiſcher Bildung, dort die melancholiſche Ueberzeugung, wie die Heiligkeit weiblichen Adels, entweiht von der Gemeinheit, mißkannt und mißachtet von der Rohheit, dem Leben zur Beute wird. Gerade die hervorragendſten ſeiner weiblichen Charaktere bergen unter der freundlichen Hülle von Anmuth, unter dem blendenden Schimmer von Schönheit, unter dem ſchmucken Feſtgewande von Hoheit und Würde den tiefen Schmerz über das herbe Loos der Frauen, das ſchon von der alten tiefſinnigen Sage als ein Fluch gefaßt wurde, welcher auf dem Geſchlechte laſtet. Will man vielleicht auch dieſe hingebende Entſagung, dieſe ſtille Trauer edler Naturen über eine Beſtimmung, welche ſie nöthigt Schönheit und Reinheit dem Drange der Liebe zu weihen und Qual und Noth einzutauſchen für die harmlos glückliche Jugend, auf Rechnung krankhafter Romantik ſchreiben? Auch der Mann bringt einen Theil ſeiner Freiheit den Gewalten der Natur zum Opfer dar, aber zehnfach iſt das Opfer der Frauen, eine Kette von Entſagungen und Leiden, nur ſchwach auszugleichen durch unendliche Liebe, mit welcher der Mann, wenn er ein Herz hat, ſie ihnen tragen hilft.

Aber unſere rauhe Natur iſt nur allzugeneigt im Wechſel der Zerſtreuungen das alles zu vergeſſen, um deſſentwillen die geſchmückte Braut zwar, niemals aber der Bräutigam dem Be-

schauer Thränen in die Augen lockt, oder in stumpfem Sinne, was zagend Liebe gewährt, mit brutaler Gewalt uns anzueignen wie einen Besitz, mit dem unsere Uebermacht nach Lust und Laune zu schalten uns ein Anrecht gibt. Frau Katharina ist aus solchem Fegefeuer männlicher Tyrannei ungebrochen, nur geläutert hervorgegangen; ihr edles Haupt umzieht ein weiblicher Heiligenschein, der an einem hohen Charakter vielleicht noch schöner läßt als der matte Schimmer des himmlischen.

Rechnen wir an dieser großgesinnten Frau etwa achtzehn Lebensjahre zurück, so wird die verjüngte zu Vittoria Accorombona, welche freilich der mißlaunige oben berührte Literarhistoriker mit dem Beiworte des „weiblichen William Lovell und verpfuschten Weibes" beehrt. Diese herrliche Dichtung, ihres umfassenden Inhaltes wegen Roman, nicht mehr Novelle betitelt, ist die letzte reife Frucht des bereits alternden Dichters, an welchem doch noch gar keine Spur abnehmender Geisteskräfte bemerkbar ist. Im Jahre 1840 gab der siebenundsechzigjährige den Roman in zwei Bänden heraus, welcher gleich nach seinem Erscheinen die Gebildeten unter den Leselustigen fast eben so fesselte, wie vor einigen Jahren Gutzkows Ritter vom Geiste, und wenn auch mit weniger Geräusch in die Welt eingeführt und bald vom Markte verschwunden, doch den Anspruch auf längern Bestand hat. Den Stoff zu dieser Dichtung, den er bereits 1792 kennen lernte, mag Tieck lange im Gemüthe getragen haben. Mit der Zeit, in welcher sie spielt, war er gründlich vertraut durch sein Studium der italienischen Schriftsteller; in die Hauptfiguren, die er in seinen Quellen fand, legte er den Vollgehalt seines Herzens und seiner ästhetischen und sittlichen Ueberzeugungen. Den dunkeln Hintergrund bildet das zerrüttete Staatsleben Italiens, welches im zweiten Drittheile des sechzehnten Jahrhunderts neben hoher Bildung in Frechheit, Sittenlosigkeit und

Anarchie an Fürſtenhöfen wie unter dem machtloſen Schirme des Papſtes ausgeartet war, und deſſen grauenvolle Ungeſtalt und Verwirrung als Unzucht, Meuchelmord und jegliche Gewaltthat zu Tage kam. Ein zügelloſer Adel herrſcht durch gedungene Banden, das ſtille Heiligthum der Familie iſt ſeinen brutalen Angriffen bloßgeſtellt; hohe Kirchenhäupter mißbrauchen ihre Stellung, durch Liſt und Drohung die Unſchuld zu verführen; Fürſten räumen ungeſtraft die Gattin aus dem Wege und erheben die Buhlerin; junge Wüſtlinge, die Söhne angeſehener Häuſer, treiben das Banditenhandwerk; Sitte und Zucht iſt mit dem Glauben verſchwunden. Und doch blüht mitten in dem verruchten öffentlichen Treiben Gelehrſamkeit und Dichtkunſt, freilich die letztere zumeiſt von leichtfertigem Charakter. Bewandert in der Lectüre des Bandello, Boccaz und Arioſt, frühreifen Geiſtes und in aufblühender Jugend ſchon eingeweiht in die Frivolitäten des Lebens, deren abſchreckendes Beiſpiel ſich ihr auch ohne Lectüre in den Sitten der Hauptſtadt dargeſtellt hätte, iſt die ſchöne Accorombona herangewachſen, eine Jungfrau ſtark an Geiſt und Empfindung, dichteriſch begabt und hohen Idealen nachhangend. Ihre Brüder, der eine ein Abt voll geiſtlichen Hochmuths, der andere wild und unbändig, mit dem Banditenweſen verflochten, der jüngſte nur allzuweich und ſchmiegſam, gaben ihrer Verachtung des Männergeſchlechts kein Gegengewicht. Sie ſchaudert vor dem Gedanken, dieſen Herzloſen, Gelangweilten, Geldgierigen, nach Ehrenſtellen und Lob der Großen Dürſtenden das Kleinod ihres reinen Leibes hingeben zu müſſen, wie man ſich einen Beſitz aneignet; ſie ſchaudert vor der ganzen Beſtimmung des Weibes und ſchwärmt für unvermählte, von großen Geiſtern verehrte Frauen, an welchen Italien leuchtende Exempel bot. Das Haus ihrer Mutter iſt ein Sammelplatz hochgebildeter Männer, ein Tempel der Muſen, und

die glänzende Vittoria deren begeisterte Priesterin. Da werden poetische Akademien veranstaltet und Dichter besprochen, da sprühen die Funken von Geist und Witz, da blühen die lieblichen Blumen des Liedes, da umschlingt ein Band holder Geselligkeit mit sittlichem Gemüthsantheil Männer und Frauen; aber die Gemeinheit der Welt drängt und schleicht sich widerlich an das stille Heiligthum. Sich vor der Gewalt des wilden jungen Orsini, sich vor den Anfechtungen des lüsternen alten Cardinals Farnese zu retten und ihrem gefährdeten Bruder an dem ehrwürdigen Montalto eine Stütze zu suchen, ergibt sie sich, der alle Männer armselig erscheinen, dessen schwachem und liederlichem Neffen. Ich werde eingespannt, sagt sie, wie der Ackerstier, in das Joch der alltäglichen Gewöhnlichkeit; so ziehe ich denn nun auch die Furchen der hergebrachten und regelrechten Langeweile wie die übrigen Menschen. Ich erlebe meine sogenannte Bestimmung, das heißt in meiner Sprache die Nichtswürdigkeit. — Das Haus ihres Mannes ist von nun an, wie früher das ihrer Mutter, der Versammlungsort aller schönen Geister; aber ihr blasirter Gatte, nach kurzem Vorsatz der Besserung in die alte Liederlichkeit zurückgesunken, dem Trunk und den Dirnen ergeben, kümmert sich weder um jene Musenspiele im eigenen Hause, noch um die begabte Gattin. Er verachtet in kurzem die Frau, deren Besitz ihm in augenblicklicher tugendhafter Aufwallung so wünschenswerth erschienen war, und taumelt weiter wie sonst durch schnöde Gemeinheit. Da naht in der Gestalt eines unbekannten Fremden in ihren Zirkel eingeführt der rechte Mann, geeignet den hohen Sinn zu brechen und das stolze Weib erst mit Schrecken, dann mit Liebe zu erfüllen, ein großer, starkgebauter Mann von gebietendem Aeußern, mit mächtiger Seelenkraft, dem Alter näher als der Jugend, der Herzog Bracciano. Aber auch in ihm tobt wilde Leidenschaft;

ſich frei zu machen für den Beſitz der Geliebten, erdroſſelt er heimlich auf den Schein des Ehebruches hin die Gattin; Vittorias Mann fällt auf ſein verborgenes Anſtiften unter den Händen von Meuchelmördern; die Unſchuldige entgeht nur durch das imponirende Auftreten des Mächtigen der Verdammung des geiſtlichen Gerichtes. Als während der Zeit des Conclave alle Bande der Ordnung gelöſt ſind, holt Bracciano ſeine Verlobte aus der Engelsburg, wo man ſie, die Vermählung mit dem muthmaßlichen Urheber des Mordes zu verhüten, in Gewahrſam hält, und entflieht mit der neuen Gattin vor dem Zorne des friſchgewählten Papſtes, der aus einem zurückgezogenen alten Gelehrten trotz ſeiner Jahre ein kräftiger Herrſcher ward, an den Gardaſee. Nach kurzer Idylle ungeſtörten Glücks ſtirbt der Mann ihres Herzens, den ſie namenlos liebte, obſchon ſie ſich eines geheimen Schauders nicht erwehren konnte, an Gift. So war denn Vittorias Leben kaum begonnen ſo auch beſchloſſen; ein Frühling, Sommer und Herbſt war ihr Glück geweſen; in dieſen wenigen Monaten war der Inhalt ihres Daſeins befangen. Sie zieht nach Padua und haucht in ihrer Wittwentrauer die Seele aus unter dem Dolche eines der Meuchelmörder, die aus Habſucht und altem Groll ihr widerlicher Verfolger Orſini gegen ſie abgeſchickt. — Ein ſchreckliches und wahres Bild einer entarteten Zeit, eines entarteten Volkes, bei welchem frivole Bildung mit mittelalterlicher Roheit einen unnatürlichen Bund geſchloſſen; ein Sittengemälde mit warmen Farben gemalt, reich ausgeſtattet mit vielen Einzelgruppen, die hier näher zu beſchreiben zu weitläufig wäre, und gehoben durch die Hauptgeſtalt einer herrlichen Frau, deren reine große Natur, mitten hineingeworfen in das Chaos roher Leidenſchaften, zwar an innerem Seelenadel eine Stütze hat, aber gepackt von den losgelaſſenen Elementen der Verderbniß zu Grunde geht.

Freilich ließen sich auch an diesem großartigen Roman allerlei Ausstellungen machen. Die Person des blöden Camillo zum Beispiel sammt der seines Oheims, des bornirten Pfarrers von Tivoli, und der alten geschwätzigen Amme sind ziemlich nutzlos; für den Wahnsinn von Vittorias Mutter scheint die nöthige Begründung zu fehlen und der reuevolle Tod ihres Sohnes, des hochwürdigen Bischofs, allzusentimental zu sein; der Dichter und Hausfreund Cesare Caporale mag allzusehr einem verjüngten Labitte aus dem Hexensabbath gleichen, und was dergleichen Bedenken mehr sind, die aber kaum in Betracht kommen können gegenüber dem vielseitigen Gesammtleben der Dichtung, gegenüber der feinen Entwicklung der Hauptcharaktere und namentlich Vittorias, endlich gegenüber dem vielfach eingestreuten literarhistorischen Detail, welches dem Freunde der Literatur eben so viel Genuß als nützliche Belehrung gibt. Allerdings verräth sich auch hierin wieder eine gewisse Einseitigkeit der Tieckischen Compositionen, welche die eigene Vorliebe für ästhetische Betrachtungen in viele seiner Novellen legt. Aber warum will man nicht auch dem Dichter verstatten, was man unbedenklich dem Maler einräumt, in der rechten Weise einseitig zu sein? Es liegt unbedingt eine Hauptstärke der darstellenden Kunst in geistvollster Nachbildung des Selbsterlebten. Das Leben Tiecks culminirte während der Jahre seiner Novellenpoesie in den geselligen Zirkeln, die am Genusse der Poesie Nahrung und Erquickung fanden. Wenn er nun mit entschiedener Liebhaberei seine Stoffe aus solchen Kreisen der Gegenwart oder solchen Epochen der Geschichte entnimmt, in denen Dichter und Gelehrte in Achtung stehen; wenn er demnach die eigene Kenntniß und Erfahrung bei Schilderung des Fremden geschickt zu Rathe zieht, so können wir ja die literarische Dreingabe dankbar mit hinnehmen. Jedenfalls aber muß uns mächtige Hochachtung vor einem

Schriftsteller erfüllen, der an der Schwelle des höhern Greisenalters mit einem Romane von einer Jugendfrische wie Vittoria Accorombona vom Publikum scheidet. — Die dreizehn Jahre, welche von dieser seiner letzten größern Schöpfung bis zu seinem Tode verflossen, waren Jahre glücklicher Muße, in so weit bei einem mit vorrückender Zeit immer hinfälligern Körper dem Glück eine Stätte bleibt. Der König von Preußen hatte ihn mit andern gefeierten Männern der Kunst und Wissenschaft 1842 in seine Nähe berufen, hatte ihm — seit langen Jahren das erste Beispiel königlicher Aufmerksamkeit auf einen Dichter — eine sorgenfreie Stellung gegeben, ja ihn sogar in Besitz einer trefflichen spanischen Bibliothek gesetzt. Da alterte er in Berlin unter Büchern, den Studien ergeben, angeregt von allem Neuen, jeden anregend, der in seine geistige Atmosphäre kam. „In den letzten zehn Jahren hatte er aufgehört ein Mann der Gesellschaft zu sein; die quälende Gicht, die seit seiner Jugend niemals völlig gewichen war, fesselte ihn ans Zimmer, ja zuletzt an den Lehnstuhl und ans Lager. Die geistvolle Verfasserin von Godwie Castle schreibt im Jahre 1843 über einen Besuch, den sie bei dem Gefeierten machte: „Tieck war keineswegs spröde im Gespräche. Er stellte mir die interessantesten Fragen und sagte mir überall seinen Beifall, sein Vergnügen dabei. So mit ihm zu sprechen in diesem liebenswürdigen Rechenschaftgeben, so eingehend und verstehend von seinem hellen Geiste beschienen, hatte etwas so entzückendes für mich, daß ich ein Fußbänkchen vor ihn hätte hinziehen und wie Kinder in der Schule dem Lehrer zuhorchen, so meine ganze Seele vor ihm ausbreiten mögen". Unverändert haftete sein munterer Blick an der Poesie aller Völker und Zeiten, und sein beredter Mund blieb mittheilsam gegen die Freunde, bis der Tod ihm Auge und Lippe schloß.

Am 1. Mai 1853 wurde des Dahingeschiedenen Asche ein-

gesenkt, auf seinen eigenen Wunsch nahe an der Ruhestätte des ihm geistesverwandten Schleiermacher. Der Dichter, welcher Leichengesang und Frühlingswehen so vielfach besungen, ward der Mutter Erde wiedergegeben unter dem geheimnißvollen Sprossen des jungen Lenzes. Des jungen Lenzes wohl in der Natur, aber nicht in der Dichtkunst. Der lange Trauerzug der hervorragendsten Männer, der ihn zu Grabe geleitete, die tiefe Wehmuth, welche lautlos bei seinem Sarge an den Worten des befreundeten Sydow hing, sprach aufs beredteste das schmerzliche Bewußtsein aus, daß einer der Geistesfürsten von uns gegangen, der letzte Sohn einer schöpferischen Zeit, auf welche wir Spätgeborene mit Pietät zurückblicken sollen. Ihre Irrthümer hervorzuheben war bei dem Umschwung der politischen Meinungen und Kunstansichten die Jugend, die jetzt selbst schon dem Alter naht, nur allzubeflissen. Aber wo sind aus den zungenfertigen Kritikern die Dichter geworden, die mit einem Tieck in die Schranken zu treten die Kraft besäßen? Die Geschichte aller Zeiten und Völker gibt den unwiderleglichen Nachweis, ja die Natur selbst liefert die Analogie an die Hand, daß die poetischen Blüthenmonate kurz und vergänglich sind. Die wahre Rosenzeit ging mit Göthe und Schiller dahin; auf sie folgte der Spätsommer der Romantik, voll prächtiger farbenreicher Georginen; aber ach sie weckten doch vergebliche Sehnsucht nach dem Hauch und Dufte des Frühlings; wir, das dritte Geschlecht, vermögen wohl noch Blümlein genug aufzuweisen, welche die Herbststürme überdauern, aber kein Vernünftiger erwartet einen neuen Lenz im October. Die meisten Dichter, welche unter den Lebenden dieses Namens noch werth sind, schweigen; ihre Haare sind grau geworden. Die Welt hat sich verändert; Sorgen um das Nothwendige, Ringen für die nackte Existenz, Streben nach Verbesserung der öffentlichen Zustände, Ausbeuten der Wis-

senschaft für praktische Zwecke hat neben Uebersättigung an den schönen Spielen des Geistes und Herzens hier die Genußfähigkeit und dort die Schöpferkraft schon bei der Jugend gelähmt. Ihre Ideale sind längst zerronnen, ehe des Lebens Mitte heranrückte; Klugheit, ja Altklugheit, die sich größer dünkt, wenn sie die Meister meistert, ist an die Stelle der Begeisterung getreten; der Farbenschmelz ist von den Flügeln des Schmetterlings gestreift, und der Regen drückt nun den Falter zusammen, der sich ehedem lustig über Blumen wiegte. So wollen wir denn in unserem unpoetischen Zeitalter, das doch wieder auf andern Gebieten des Geistes und Lebens hinter keinem andern der Weltgeschichte zurücksteht, damit der Sinn für Poesie nicht absterbe, vorerst die Hochachtung und Liebe zu unsern hingeschiedenen Dichtern festhalten, unbeirrt durch die Machtsprüche einer überweisen Kritik, die das Gute verschmäht, weil es nicht das Beste ist; und damit uns doch auch jenseits der undichterischen Gegenwart eine tröstliche Hoffnung auf die Zukunft bleibe, wollen wir uns der goldnen Worte eines alten Sängers erinnern. Walther von der Vogelweide hatte die schönsten Tage des dreizehnten Jahrhunderts mit durchlebt und in sinnigen Liedern verherrlicht; aber dann kam eine unruhige wilde Zeit, die mit ihren Sturmwolken den blauen Himmel der Dichtkunst verdunkelte. Damals ließ der verständige und tüchtige Mann den beruhigenden Spruch erschallen:

Die Zweifler sprechen, es sei alles todt,
Es lebe Niemand, der mehr singet.
Nun mögen sie doch bedenken die gemeine Noth,
Wie all die Welt mit Sorgen ringet.
Kommt Sanges Tag, man höret singen noch und sagen.
Man kann noch Wunder.
Ich hörte ein kleines Vögelein dasselbe klagen;
Das that sich unter:
Ich singe nicht, es wolle denn eh' tagen.

Classisches Alterthum und christliche Zeit.

von

Dr. A. von Eye.

Den großartigen Naturerscheinungen, durch welche wir an der belebenden Hand unseres verehrten Herrn Professors in den letzten Vorlesungen geführt worden, sind nur die Erscheinungen im Reiche des Geistes und, wenn wir auf Wirklichkeit sehen, die verschiedenen bewegenden Kräfte und Erfolge der Geschichte an die Seite zu stellen. Nur hält es etwas schwerer, eine Reise in entlegene Jahrhunderte, als in ferne Gegenden zu machen und so angenehm über die Höhen und Tiefen, die Klüfte und schroffen Abhänge zu führen, welche nicht im Raume, sondern in der Zeit sich ausdehnen — zumal, wenn man sie nicht einmal selbst angeschaut hat, sondern nur aus fremder Erzählung kennt. Diese liegen sogar nicht selten unserer deutschen Anschauung so fern, daß die Höhenunterschiede am nebligten Horizonte schwinden und wir, selbst auf der Höhe unserer Zeit, im guten Glauben fortwandern, als gingen wir und wären wir von je auf völliger Ebene gegangen. Wir mögen uns

kaum denken, daß nicht zu allen Zeiten die Leute in der Welt sollten gelebt, gefühlt, gedacht und gehandelt haben, wie wir — und doch ist es gewiß nicht zu viel behauptet, daß einst in der Schöpfungsperiode unseres Erdballs nicht größere Kräfte erfordert wurden, um die Riesenhäupter der Alpen emporzurichten, als in der Schöpfungsgeschichte des menschlichen Geistes nöthig waren, um zu einer solchen Alpenreise zu gelangen, wie wir deren Beschreibung gehört haben. Es ist unglaublich, aus welchen Tiefen, aus welchen nächtlichen Gründen und eisigen Fernen der menschliche Geist hat hervorgeholt werden müssen, und welcher Aufwand von Kraft und Arbeit erforderlich gewesen ist, ihn zu den grünen Auen der Bildung emporzuheben, auf welchen er jetzt bereits doch am Dufte mancher lieblichen Blumen und der Frische mancher nahrhaften Frucht sich erfreut. Wir brauchen, um uns den Grenzbezirken menschlichen Daseins zu nähern, nicht einmal hinabzusteigen zu einzelnen verwilderten Geschichtsepochen oder die dämonischen Gestalten der Neronen, der Dschengiskhane und Tamerlane, der Albas und anderer Menschheitsverderber heraufzubeschwören — diese hatten doch sämmtlich ihre infernalische Staatswirthschaft bereits zu einer ziemlichen Höhe der Kultur gebracht; wir brauchen unsern Blick nur zu den Gegenden unseres Erdballes zu wenden, wo noch gegenwärtig die Geschichte in ihren Anfängen steht, oder wo sie gänzlich fehlt, wie in den Wäldern von Borneo, Brasilien u. s. w. Ja, wir brauchen aus unserer eigenen bürgerlichen Gesellschaft nicht einmal hinauszugehen, um an einzelnen Beispielen einzusehen, auf welchen tiefen Stufen des Daseins der Menschheit zu stehen wenigstens möglich war.

Aber eben weil es in unserer nächsten Nähe noch an solchen demüthigenden Beispielen nicht fehlt, meinen wir wohl,

das sei eben ein Fehler unserer Zeit und es sei in anderen Zeiten besser gewesen.

Neben der bekannten Redensart von der guten alten Zeit, neben der oft geltend gemachten und nicht weniger oft bekämpften Ansicht, daß wir, um unser Streben nach Vervollkommnung in Denken und Handeln, in Haus und Staat zu befriedigen, zu unserer Vergangenheit, zum Mittelalter, als einer besseren, glaubens- und thatkräftigeren Zeit zurück zu kehren hätten — eine Ansicht, welche u. A. Friedrich von Schlegel nach seinem Uebertritte in einer ganzen Geschichts-Philosophie durchzuführen suchte — macht sich nicht selten auch die Anschauung geltend, welche über die ganze christliche Entwicklung hinweg in die Blüthezeit des heidnischen Alterthums als zu einem Paradiesesalter zurückblickt, wo alles Gute und Schöne, Edle und Große, was wir jetzt vermissen, verwirklicht war. Diese Ansichten beruhen zwar oft auf gar keinem schlimmen Grunde. Zufällige Beschäftigung, nähere Kenntniß dieser oder jener Zeit, individuelle Anlage und persönliche Vorliebe, ein gewisser idealer Hang und ein Vorwiegen der Phantasie, die aus den schillernden Dunstmassen der Ferne Zauberpaläste und Wundergärten aufbaut, oder endlich ein überreiztes sittliches Gefühl, welches durch die Gegenwart so wenig befriedigt wird, daß es auch der Zukunft keinen Glauben schenkt, und sich in eine Vergangenheit zu retten sucht, die in Wirklichkeit niemals existirt hat — dies und andere Gründe rufen solche Ansichten hervor, welche als ganz unverfängliche Ueberspannungen ausgesprochen werden, ohne daß man bedenkt, zu welchen Folgerungen sie führen müssen, um was es eigentlich sich bei einer solchen Urtheilsabgabe handelt. Und doch ist hier nicht allein von nichts Geringerem die Rede, als vom einem ganzen Zeitalter und der Menschheit, die in demselben lebte, sondern auch von allen Zeiten, die auf dem-

selben fußen; nicht allein von der Gegenwart, der wir zum guten Theil Recht und Genuß verkümmern, sondern auch von der Zukunft, die um so weniger von der Jetztzeit hoffen darf, wenn eine bessere Vergangenheit eine schlechte Gegenwart hervorgerufen hat. Weit wichtiger aber, als dieses ist der Umstand, daß wir durch Bevorzugung der Vergangenheit vor der Gegenwart die Hauptfrage der Menschheit in Zweifel stellen, ob es überhaupt eine Geschichte gebe; ob in dem, was wir so nennen, das Walten einer höheren Macht von jenseits und eines sittlichen Geistes von hieraus sich offenbare; oder ob wir einem planlosen Wirrwarr unfruchtbarem Chaos, einem trübseligen Wechsel von Leben und Tod preisgegeben sind, wo Alles nur entsteht, um wieder unterzugehen; ob wir hoffnungslos dem Zufalle, oder vertrauensvoll der Kraft und dem Geiste uns anheimgeben sollen, deren Wirken wir bis dahin im eigenen Busen wahrnahmen. Es ist nichts Geringeres, als das älteste Recht, der wichtigste Besitz der Menschheit in Frage gestellt, ob sie Etwas erreicht habe durch ihre vieltausendjährige Arbeit, ob sie durch alle die unzähligen Mühen und unnennbaren Drangsale, in denen ein Volk nach dem andern sich mattgerungen, weiter gekommen sei, und ob sie ein Ziel hoffen dürfe, das alle ausgestandene Noth und Plage, Verheerung, Verknechtung, Verdammung, Geisteszwang, Schwert, Kerker, Scheiterhaufen und alle andern mehr oder minder mißglückten Versuche, menschlicher Beglückungsweisen vergessen machen und versüßen kann. Und nicht weniger als die Gesammtheit betrifft auch den Einzelnen die Frage. Denn wenn es in jener kein Aufangen und Vollenden gibt, so möchte auch für uns die Annahme eines Unten und Oben und mit dem Verlassen des Einen, die Hoffnung, das Andere zu erreichen, aufzugeben sein. Es handelt sich darum, ob wir überhaupt in einer vernünftigen Welt leben,

in den auch die dunklen Mächte als wirkende Glieder des Ganzen ihre Bedeutung haben, und in der wir selbst mit Anlage versehen und zu Vernunft und Glück bestimmt sind, oder ob wir nur den irrenden Lichtern uns vergleichen dürfen, welche über verwesendem Sumpflande ein kurzes, zweifelhaftes Dasein erhaschen, und den Blasen, die über faulen Gewässern emporgetrieben eine Zeitlang im Scheine der Sonne ein lebensvolles Farbenspiel heucheln, bald aber spurlos zur schwarzen Tiefe zurücksinken. — Es wäre ein Ziel auch hier auf das Innigste zu wünschen — und daß in dieser Frage wenigstens der Hauptrichtung nach die Ueberzeugung Aller auf gleichem Wege ginge, daß wir zu allgemeiner Befriedigung mit der Vergangenheit uns abgefunden hätten und die Gegenwart als guten Boden für eine weiter zu bauende Zukunft ansähen. Die Vereinigung über diese Frage würde der Arbeit an der Zukunft nicht geringe Kräfte zuführen; denn es sind nicht gerade die Schlechtesten, die unzufrieden mit der Gegenwart ihren Blick der Vergangenheit zuwenden und in fruchtloser Sehnsucht die Kräfte verzehren, die in förderlicher Arbeit besser zu gebrauchen wären. Zwar gehört es hoffentlich mit zu einer Arbeit der Zukunft, die Menschen über die richtige Stellung und den wahren Gang der Welt und ihrer selbst aufzuklären, es wird selbst wohl noch eine Zeitlang dauern, ehe darüber eine hellere Anschauung zum allgemeinen Bewußtsein durchdringt. Indessen dürfen wir vorläufig Anlaß nehmen, diese Frage einmal mit gutem Ernst zur Sprache zu bringen.

Der Streit über diese Frage ist schon vielfach geführt worden und zwar oft in der Weise störriger Kinder, von denen das eine nicht aufhört „ja“ zu sagen, und das andere nicht müde wird, „nein“ zu erwidern. Auch eine rein empirische Ver-

handlung dieser Frage ist nicht ausreichend, indem man bei der Vergleichung zweier Zeiten aus der einen und der anderen einzelnes Gute und Böse hervornimmt und gegeneinander stellt. Denn man kommt damit nicht zu Ende, und so schlimm oder gut wir eine Zeit auch darstellen mögen, wir werden immer finden, daß sie des Guten oder Bösen nach unserer Anschauung so viel enthält, daß wir es nicht zählen und wägen können. Wir müssen, wollen wir hier zum Ziele und befriedigenden Abschlusse gelangen, auf das Wesen, auf den innersten Punkt eindringen, wo der wahre Geist einer Zeit sich verborgen findet. —

Zwar sind im letzten Grunde alle Zeiten und Menschengeschlechter einander gleich. — „Es ist wundervoll, zu leben", sagt einer unserer neuesten Philosophen, „und das Schauderhafteste muß sein, zu dem Unerschaffenen zu gehören!" Daß die Menschen erschaffen sind, daß sie Dasein und Odem haben, ein Leben ein- und ausathmen, das ist eine Thatsache und ein Vorzug, den die Menschen aller Orte und Zeiten gemeinsam besitzen; und diese Thatsache steht gegen alle übrigen Punkte, die wir ihr gegenüber in Betracht ziehen könnten, so erhaben, so überlegen da, daß alles Andere dagegen verschwindet, wie das Endliche gegen die Unendlichkeit, die Zeit gegen die Ewigkeit. Denn erst an die Thatsache des Daseins knüpft sich die Gewißheit der Gegenwart und alle Hoffnung der Zukunft. Alle Menschen sind zu gleichem Glücke und gleichem Ziele berufen, und ob sie dieses ein wenig später oder früher erreichen — was macht es aus! — Was kümmert Den die Zeit, der die Ewigkeit zur Verfügung hat? Der fürchtet nicht, sich im Raume zu verirren, der die Unendlichkeit zum Bereiche besitzt. — Wenn wir den Werth verschiedner Zeiten und den Vortheil der aufeinander folgenden Geschlechter vergleichen wollen, so

können wir nur in Betrachtung ziehen, wie weit sie auf dem Wege zum Ziele fortgeschritten, wie weit sie zum Bewußtsein ihres Daseins und Glückes gekommen sind.

Das Bewußtsein, welches ein Mensch sich erworben, ist sein werthvollster Besitz, vertritt bis zum Ziele der Vollendung sein Dasein selbst. Durch dasselbe und in demselben empfindet und genießt er erst alle anderen Güter, die von außen ihm geboten werden. Denn nur nach dem Maaße der Ausbildung unserer Empfindungs- und Denkkraft vermögen wir eine Sache zu erfassen und eines Glückes theilhaftig zu werden. Ein roher Mensch sieht eine Sache anders an, als ein geistig gebildeter, und höhern Genuß schöpft der letztere von der Quelle, aus welcher ein stumpfes, unausgebildetes Bewußtsein nur für niedere Triebe und gemeine Interessen Befriedigung gewinnt. —

Nach dem Höhenpunkte auch, bis zu welchem eine Zeit und ein Volk in der Entwicklung ihres Bewußtseins vorgeschritten sind, müssen wir deren relativen Werth bestimmen, wenn wir zu einem genügenden Ziele unsrer Vergleichung gelangen wollen.

Wo aber und wie erfassen wir rein gegenständlich den Punkt, bis zu dem es ein Volk in seiner geistigen Entwicklung gebracht hat?

Hier gerade werden die größten Fehler begangen, indem man den Standpunkt einer Zeit zu hoch oder zu niedrig anschlägt. Auf einem solchen Mißgriffe beruht gewöhnlich der Irrthum, wenn man im classischen Alterthum, der Welt der Griechen und Römer, eine bessere und schönere Zeit findet, als in der unsrigen.

Wir machen in unserer Vorstellung daraus etwas ganz Anderes, als es in Wirklichkeit war; wir tragen Anschauungen, Empfindungen und Gefühle, eine Denk- und Sinnesweise hinein, die erst unserer Zeit angehören; wir beleben die längst ge-

storbenen Körper mit Seelen, die niemals ihnen angehört haben. Indem wir aber so unser neues geistiges Leben den Formen einverleiben, welche durch besondere günstige Verhältnisse unterstützt, das Alterthum mehr als unsere Zeit auszubilden vermochte, so ist es kein Wunder, wenn wir vor unsern verblendeten Augen eine durch leibliche und geistige Schöne zugleich ausgezeichnete Welt aufgehen sehen, die in Wahrheit niemals da gewesen ist und so bald auch noch nicht wirklich werden dürfte. — Ein Paar Beispiele werden dies klar machen. Vielleicht Mancher der verehrten Zuhörer wird die schöne Broncestatue des betenden Knaben gesehen haben, die sich im Berliner Museum befindet. Betrachten wir die herrliche jugendliche Gestalt, wie sie mit geschwellter Brust, Augen und Hände gleich inbrünstig zum Himmel emporhebt, so werden auch in unserm Innern, das sich mit dem seinigen erweitert, Anklänge des Höchsten und Heiligsten laut, das uns erfüllt und bewegt. All' unser Hoffen und die ganze Liebe, mit der wir Gott und Welt umfassen, löst sich aus der Tiefe unseres Herzens und steigt als heißes Flehen empor zum Sitze des Höchsten — und vor uns haben wir in Wirklichkeit nur einen jungen Mann, der um Schutz bittet, oder einen Athleten, der den Göttern für einen erfochtenen Sieg dankt. Oder betrachten wir die schöne antique Figur im Mengs'schen Museum zu Dresden, die unter dem Titel eines „Genius des ewigen Friedens" im Kataloge verzeichnet steht. Ein schöner Jüngling von idealster Gestalt lehnt, die Arme nachlässig über dem schöngelockten Haupte zusammengeschlagen, am Stamme eines Palmbaums. So könnten wir uns wirklich den Genius des ewigen Friedens denken! dieser himmlischen Erscheinung ist der Donnerpfad erspart gewesen, auf welchem wir zur Befriedigung unseres Gemüthes zu gelangen pflegen; keine Anstrengung hat diese edlen Glieder jemals

aus der Haltung gebracht; keine Sorge dieser Stirn, die gleich dem heiteren Himmel sich wölbt, eine Falte eingegraben. — Aber alles das legen wir in diese Figur nur hinein; es ist nichts davon bei Hervorbringung derselben in Wirklichkeit gedacht worden, weil ein Künstler damaliger Zeit an einen ewigen Frieden in unserm Sinne noch gar nicht denken konnte. Wir haben eben nur einen schönen Jüngling, der an einen Baum gelehnt ausruht.

Noch eine andere Schwierigkeit tritt uns bei der Vergleichung der beiden großen Zeiträume entgegen, die wir im Eingange unseres Versuches bezeichnet haben. Das classische Alterthum liegt in sich abgeschlossen und vollendet vor uns; die christliche Zeit ist noch begriffen in ihrer Entwicklung und Niemand vermag zu sagen, ob näher ihrem Anfange, oder ihrem Ausgange. Zwar gibt es Leute, welche meinen, auch die christliche Zeit sei abgethan und ein neuer Prophet müsse erscheinen. Das Eine ist am Ende möglich, ohne daß das Andere wirklich zu sein braucht. Seien wir versichert, was für Philosophen auch noch ihre Systeme bauen werden — was Wahres daran ist, werden sie aus demselben Quell nehmen, aus dem auch früher geschöpft worden; und wahr wird nur sein, was ihre in Abzug gebrachte Eitelkeit übrig läßt. — Aber wie dem auch sei — das classische Alterthum ist ganz geworden, was es werden konnte, hat all' seine Frucht und seinen Geist ausgekeltert und in goldenen Schalen uns vorgesetzt. Von der christlichen Zeit läßt sich das noch nicht sagen. Manches, was uns jetzt unzulänglich und dunkel erscheint, wird von der Zukunft seine Erklärung und Vervollständigung erlangen. Vielleicht werden folgende Jahrhunderte die nächstvergangenen in einem ganz anderen Lichte erscheinen lassen, als wir jetzt sie zu sehen gewohnt sind. — Dürfen wir aber ein Gewächs, das völlig ausgewachsen, im

reichsten Schmucke der Blätter, Blüthen und Früchte daſteht, mit einer Pflanze vergleichen, die ſich zwar ſchon lange, doch noch nicht weit genug, vom Keime entfernt hat, um auf ihre ganze Entfaltung ſchließen zu können? — Ja wir können mehr ſagen. Die Entwicklung des griechiſch-römiſchen Lebens iſt in ſeinem Weſen ſo verſchieden von dem der chriſtlichen Völker, daß beide kaum mit einander verglichen werden können. Jene waren ohne alle Vorbedingung auf die Erde geſetzt und blieben einzig der Gunſt der Verhältniſſe und ihrer eigenen glücklichen Anlagen überlaſſen. Sie entwickelten ſich, wie auch ſonſt ſchon darauf aufmerkſam gemacht iſt, nach einfachſt natürlicher Weiſe durch ein Kindes-, Jünglings- und Mannes-Alter zur vollſten Blüthe, ohne daß ſie ſelbſt es wußten. Als ſie anfingen es zu bemerken, begann die Zeit ihres Abblühens und Welkens. Gleichſam beſtimmt, das unbefangene Jugend-Alter der Welt mit ihrem Daſein auszufüllen, konnten ſie die Selbſterkenntniß, das Bewußtſein ihrer ſelbſt nicht ertragen. — Das geſchichtliche Leben jener Völker war im eigentlichſten Sinne ein künſtleriſches. Ohne Reflection, wie in unbewußter Begeiſterung ſchufen und bildeten ſie Form um Form, eine ſchöner und ſtrahlender als die andere, nicht allein in der Kunſt, ſondern auch im häuslichen und bürgerlichen Leben, in politiſcher und religiöſer Verfaſſung. Und des Geſchaffenen durften ſie ohne Verkümmerung ſich freuen, ſo lange die Formen zuſammenhielten oder von ihnen ſelbſt nicht wieder aufgelöſt wurden. Der Grieche — von ihm als dem idealſten Repräſentanten des Alterthums können wir ausſchließlich ſprechen — ſchien beſtimmt, ein glücklicher Bürger dieſer Erde zu ſein. Keine verfehlte Vergangenheit, keine verhängnißvolle Zukunft ſchreckte ihn; der Augenblick gehörte ganz ihm, aber er auch, nach ſeinem Bewußtſein, ganz dem Augenblicke.

Zwar hatte der Grieche ein Jenseits, doch ein Jenseits, welches dem Diesseits im Wesentlichen gleich war. Wenn dem Glücklichen im Elysium auch ewige Ruhe und Seligkeit versprochen wurde, so war doch das Glück, das seiner dort harrte, durchaus kein anderes, als welches auch die Erde gewähren konnte. „Sinnenglück und Seelenfrieden" machten hier, wie im zweiten Leben, den höchsten Grad der Glückseligkeit aus. Doch war dies ein Frieden vor dem Kampfe, nicht wie der unsrige, der nach demselben uns zu höherem Bewußtsein und gesichertem Genusse führt. Wer aber so begünstigt war, schon hier jenes Gut zu besitzen, konnte um so unbekümmerter sein Glück genießen, als die Bedingungen der zu erwartenden Freuden, am wenigsten die Entsagung der gegenwärtigen in sich enthielten, vielmehr durch die Bestimmtheit, mit der sie ausgesprochen waren, jeden Zweifel über das zukünftige Loos entfernten. Denn die jenseitige Seligkeit war entweder ein reines Geschenk der Götter, oder unter dem leitenden Schutze der Mysterie auf ziemlich mechanischem Wege zu erlangen. Der Gedanke daran hatte auf die Gegenwart keine andere Einwirkung, als daß er das Drückende des einst bevorstehenden Todes milderte, wenn nicht aufhob — was zu bewirken er jedoch in den seltensten Fällen mag stark genug gewesen sein. Keineswegs störte er aber den Genuß des Augenblickes, vermochte denselben jedoch auch nicht zu veredlen und über die zufälligen Verhältnisse zu erheben. Das Glück dieser Zeitlichkeit galt gewissermaßen mit als Bedingung für das, welches die Ewigkeit bot, und wer hier im Leben elend war, dem blieben für das Jenseits nur Hoffnungen so zweifelhafter Art, daß er am Besten that, wenn er das wenige Gewisse, das ihm noch zu Theil geworden, so gut es gehen wollte, genoß und nicht an das dachte, was nach dem Tode bevorstand. So war man im Alterthum auf

jede Weise auf diese Erde, auf das Diesseits angewiesen, mußte darauf sein Wollen, Denken und Thun, sein Streben nach Befriedigung einschränken. Was die blühende Pracht seines Landes dem Griechen bot, der genuß- und wechselvolle Raum zwischen Wiege und Grab ihm entgegenführte, das mußte er dankbar annehmen.

Die Erde war sein Himmel, seine irdische Natur seine Vollkommenheit: eine Beziehung zwischen ihm und etwas Höherem fand er nirgend. Er mußte die Welt und sich selbst nehmen, wie beide einmal waren, und gestaltete er daran, so geschah es nur für das nächste Bedürfniß. Im Alterthume war Alles berechtigt, weil es da war, und war vollkommen, wie es war, und es war nur darum da zu sein. Jedes war sein eigener Grund und Zweck. Die sinnliche Welt hatte gleiche Geltung neben der übersinnlichen; Natur und Geist, Wirklichkeit und sittliches Bedürfniß gingen nicht auseinander; Schönheit galt so viel, wie die Tugend; die gepriesene καλοκἀγαθία war des Menschen höchstes Ideal; die harmonische Ausgleichung von äußerem und innerem Leben seine Vollendung.

Ganz anders sehen wir Alles gestaltet, wie wir in die christliche Zeit übertreten. Was bei den Griechen Einheit, erscheint hier als Zwiespalt; was bei jenen einfache, natürliche Entwicklung war, wird hier Geschichte, Kampf, Reformation, Revolution und was sonst noch. Alles im Hintergrunde der Zeiten verborgen sein mag. — Der Christ hat ein Jenseits, das seines Hoffens Ziel, seines Strebens Zweck, der Gegenwart Vollendung und Verwirklichung des Daseins ist. Es schwebt — mögen wir nun annehmen im Raume oder in der Zeit — ein ideales Reich über ihm, dessen geistig sittlichen Inhalt er bis jetzt nur noch im Gemüthe festhält, das er aber einst, hier oder anderswo, nach dem Vorbilde seines Bewußt-

seins in That und Wirklichkeit darstellen soll und will. Wohin wir dieses Ideal auch versetzen, jedenfalls ist es noch nichts Gegenwärtiges, sondern liegt noch in weiter, unberechenbarer Ferne. Das Diesseits aber und die Gegenwart hört dadurch zum guten Theil auf, Heimath des Menschen zu sein. Das ganze Leben wird ein Streben nach einem fernen Ziele. Mag Einer in gemessenem, selbstbewußten Schritte oder in fröhlichem, unbefangenen Tanze sich fortbewegen; mag Einer, wie es auch geschieht, in übereilter Hast die Gegenwart und alle Lust derselben hinter sich werfen oder wie ein dunkler, traumgleicher Schatten auf dem Strome der Zeit fortzittern, keiner kann sich abwenden von dem großen Zuge der Geister. Ruhe gibt es nur noch in der Bewegung, Befriedigung im Fortschreiten. Schon in früher Jugend wird dem Christen die Unbefangenheit geraubt und ihm beigebracht, daß das irdische Leben nur ein Anfang, die Erde eine Schule, die ewige Seligkeit des Menschen Bestimmung sei. Ueber ihm wird entweder von Anderen eine Welt der Pflicht aufgethürmt oder er selbst baut sich eine Idealwelt, die so gut wie jene die Erde, auf welcher sein Fuß ruht, im Schatten erscheinen läßt. Sowohl das von außen kommende Gebot, als die Qual des eigenen sittlichen Bewußtseins treiben ihn rastlos. Denn kaum erwacht dieses, von den Strahlen eines höheren Lichtes berührt, als es sich auch schon an fremdem Orte fühlt und zu seiner Heimath aufzudringen sich müht.

Und was mit dem Einzelnen in unserer Zeit, dem Christen, als solchen, der Fall ist, das gilt nicht weniger von den Völkern, welche bestimmt waren, die Träger des Christenthums abzugeben. Schon ihr erstes Auftreten in der Geschichte ist ein heimathloses. Im längsten und ungeheuersten Kampfe, den je unser Geschlecht erschüttert, werden sie auf die Bühne geführt, und als jener so weit ausgefochten ist, daß die Völker sich

wieder nach neuen Heimathsitzen umsehen, da treten sie sogleich in staatlicher und religiöser Beziehung in unzulängliche, dem höheren, ihnen überantworteten Bewußtsein widerstrebende Verhältnisse, daß an ein behagliches Gefühl des Daseins nicht zu denken ist. Man mußte sogleich auf Umbauung, Erweiterung und Verbesserung sinnen; das Bestehende mußte ohne Ende verneint und immer Weiteres angebahnt werden. Auch das Leben der Völker, die Geschichte wurde ein Streben und Ringen nach einem fernen Ziele.

Wir werden später auf diesen Punkt ausführlicher zurückkommen; wollten hier aber nur darauf aufmerksam machen, welche Verschiedenheit bei der Vergleichung der alten und neuen Geschichte sich herausstellt, und wie undankbar, auf den ersten Blick, die Stellung der letzteren im Verhältniß zu jener erscheint. Während wir durch die griechische Geschichte wie auf ebenem, grünem, und lorbeerbeschatteten Felde wandern, von mancher lieblichen oder herrlichen Erscheinung überrascht, müssen wir in der christlichen Berge von Schutt und Trümmern übersteigen, ohne selbst noch zum Ziele zu kommen. Doch ist es eben dieses Ziel, die höhere, geistig und sittlich vollkommene Welt, zu dem wir, wenn auch auf schwierigem Pfade, doch den Weg angebahnt sehen, welches in der Vergleichung den Ausschlag gibt. Die alte Geschichte hat den Vorzug der Erscheinung; die christliche den des bedeutsameren Inhalts; dem Griechen ward eine angenehmere Arbeit, dem Germanen eine höhere Aufgabe zu Theil. Selbst die Römer konnten in gefälligerer Weise den Erdkreis erobern, als es den Christen möglich war, dieses an sich selbst zu vollführen; obwohl es als Grundlage für den neuaufzuführenden Bau unweigerlich gefordert werden mußte. Die Griechen vollbrachten das, was sie thaten, in vollster Lust am eigenen Thun; die Römer schon nicht ohne einige

Ueberspannung und gelegentliches Unbehagen. Was aber gehörte dazu, die neueren Völker zum Angriffe dessen zu bringen, von dessen Bedeutung sie im Anfange selbst nicht die leiseste Ahnung hatten! — Sehen wir auf die bloße Erscheinung, so müssen wir allerdings wohl den Völkern des Alterthums den Vorzug geben — besonders da sie das Glück haben, von der edelsten Seite, hauptsächlich in den Thaten und Werken ihrer Helden, Künstler und Dichter ihr Andenken auf uns gebracht zu haben. Sehen wir aber weiter auf Inhalt und Wesen, so kann es keine Frage sein, daß wir der christlichen Geschichte im Bereiche des sich entwickelnden und schaffenden Geistes eine höhere Rangstufe anweisen müssen.

Und diesen wesentlich reicheren Inhalt, den wir für die letztere beanspruchen, finden wir auch bald genug in derselben kund gegeben. Heben wir unter Vielem nur einen Hauptpunkt hervor. Es begann mit dem Christenthume nicht nur, wie oft gesagt ist, eine neue Menschheit, sondern wir können sagen, es begann erst eine Menschheit überhaupt. — Nicht ohne Bedeutung nennt der Apostel Paulus den Stifter unserer Religion einen neuen Adam. Bis auf Christus hatte wirklich im Bewußtsein den Menschen keine Menschheit bestanden. Es gab Hellenen und Barbaren, Bürger verschiedener Staaten und Städte, Freie und Sklaven, später Römer und Bundesgenossen, Herrscher und Unterworfene. Der Name des Christen hob sogleich alle die Unterschiede auf und gestaltete eine größere Gemeinschaft, als bis dahin je bestanden hatte. — Zwar dürfen wir uns nicht anmaßen, die neuentstandene Christenheit mit Hintansetzung aller Uebrigen sogleich als Menschheit einschieben zu wollen, und recht wohl wissen wir, welche Sprünge und Risse bald in dieser Gemeinschaft ausbrachen, zu welchem Zerrbilde das Antlitz dieses großen Ganzen sich verunstaltete und

wie selbst die Humanitätsgedanken und Bestrebungen unserer Zeit in ihrer Erscheinung noch manches Fratzenhafte an sich tragen; dagegen ist eben so wenig zu bestreiten, daß nur aus dem gleichen, die Verhältnisse der Erde übersteigenden Berufe, zu welchem im Christenthume allen Menschen die Anweisung gegeben wird, der Begriff der gleichen Anlage und Berechtigung für Alle gewonnen werden konnte. Und haben auch zwei Jahrtausende noch nicht vermocht, diesen Begriff völlig deutlich zu machen, vielweniger in die Wirklichkeit überzuführen, so brauchen wir doch nur einen Blick in die Vergangenheit zu werfen, um uns zu überzeugen, daß wir doch wenigstens einen Schritt der Verwirklichung dieses Zweckes näher gekommen sind. —

Im Alterthume herrschte das vereinsamende Prinzip des Egoismus — nicht zwar des niedrigen, der in der Unterdrückung alles Anderen sich selbst zu behaupten sucht, sondern des geläuterten, der in Anerkennung fremder Rechte die eigenen am besten gesichert weiß. Durchgehens aber bemerken wir im antiquen Leben ein charakteristisches Streben nach Vereinzelung und Verselbstständigung, ein unablässiges Ringen jedes einzelnen Staates, jeder Stadt und, unter gewissen Bedingungen, jedes Bürgers, sich als unabhängige Macht darzustellen. Mit welcher ausgeprägten Bestimmtheit scheiden und unterscheiden sich die einzelnen griechischen Stämme nach allen Richtungen des öffentlichen und privaten Lebens. Selbst auf dem engen Raume ihres ursprünglichen gemeinschaftlichen Vaterlandes findet sich eine Verschmelzung der Stammesverschiedenheiten höchst selten. Und die Kolonieen, die sie durch einander aussandten, pflegten auch in weitester Ferne den eigenthümlichen Charakter zu bewahren, den sie vom Lande ihres Ursprunges mitgebracht, ohne ihrer Umgebung auf Verfassung und Sitte einen Einfluß zu gestatten.

Zwar finden wir einen Vereinigungspunkt der verschiedenen griechischen Staaten in der Einrichtung des Amphiktyonenrathes, der gemeinsamen Spiele, Orakel u. a., aber diese dienten wenigstens ebenso sehr dazu, die hellenische Nationalität gegen außen hin abzuschließen, als im Innern zu verbinden. —

In der christlichen Geschichte gilt — wir wagen zwar kaum es auszusprechen — das vereinigende Prinzip der Liebe; denn diese Liebe hat sich von je kaum anders offenbart, als in Haß, Fanatismus, Verfolgung und Bekehrungseifer, Inquisition und Tyrannei; doch dem Grundbegriffe nach ist dieses alles mit jener eins, nur in der Erscheinung und Wirkung verschieden. Jeder Mensch sieht in jedem andern sein zweites Ich, einen Theil von dem großen Ganzen, zu dem er selbst gehört, und das gemeinsame sittliche Bewußtsein, wie dieses auch in den verschiedenen Zeiten benannt sein mag, gibt Jedem an jeden Anderen ein Recht. Verkehrt und tadelnswürdig kann allein die Weise sein, wie dieses Recht in Ausübung gebracht wird. — Das aber ist ja eben die Art und Weise, in der bis jetzt in der christlichen Geschichte die Entwicklung der Menschheit sich weiter gearbeitet hat, daß diese, dem ihr überantworteten hohen, reinen Geist, den Inhalt der Lehre Christi, nicht begreifend, in der Verwirklichung desselben im Leben gerade das Gegentheil davon darstellte, das mit jenem nur in so fern im Zusammenhange stieh, als es wirklich die Umkehrung davon und eben so fratzenhaft und widerwärtig anzusehen war, wie das rechte Bild schön und lieblich. Der Schrecken des aufgerichteten Scheusals treibt aber endlich die innere, bessere menschliche Natur zum Nachdenken und so allmälig zur Erkenntniß des Wahren und Richtigen. Das früher Verfehlte sucht man besser zu machen, und mißlingen noch die Versuche, so steigern sich eben so sehr Sehnsucht und Erfahrung, welche dem Gelingen nachstreben.

Im Gegensatze zu der Vereinzelung der Staaten des Alterthums tritt die christliche Menschheit sogleich auf als eine allgemeine, durch ein gemeinsames Band aufs Engste vereint unter den beiden obersten Häuptern, den „Lichtern der Erde," wie sie oft genannt werden, dem Papst und dem Kaiser. Zwar zerfällt, wie es nach natürlichen Gesetzen nicht ausbleiben konnte, die Christenheit noch in verschiedene Nationalitäten, doch diese bleiben in größeren Maßen nebeneinander bestehen; statt der Staaten des Alterthums haben wir in der christlichen Zeit Reiche. Und war das Verhältniß unter jenen der Voraussetzung nach ein feindliches, welches nur durch bestimmte Verträge aufgehoben werden konnte, so sind unsere Länder, wenn auch keineswegs stets durch Ruhe und Frieden, doch durch das gemeinsame sittliche Bewußtsein und gleiche geistige Strahlen zu einander in ein nachbarliches Verhältniß gebracht. Und hat sich auch oft die Politik das Recht angemaßt, Landschaften und Völker willkürlich zu trennen und zu verknüpfen, so waren es im Grunde doch immer jene höheren Mächte, die in solche Gewaltstreiche die Versöhnung trugen oder sie überhaupt nur möglich machten. — Die Idee allgemeiner Menschenrechte spukte nur in den Köpfen einzelner Philosophen des späteren Alterthums; von einem Gedanken des Weltbürgerthums findet sich keine Spur.

Die gesellschaftliche Bildung war im Alterthume mehr dem Einzelnen überlassen, in unserer Zeit ist sie zum Gemeingut geworden; daher trägt jene mehr den Charakter der Virtuosität, die unsrige den der Universalität. — Neben der besonderen Bildung eines Jeden gibt es noch bei uns eine allgemeine, die, wenn sie auch eher vermißt werden kann, als jene, doch in höherer Schätzung steht. Der Unterricht ist bei uns mehr als im Alterthume eine Sache der Oeffentlichkeit und für jeden Ein-

zeinen sowohl ein Gegenstand des Rechtes wie der Pflicht. Die Forderungen, die man in unserer Zeit an einen gebildeten Menschen macht, waren damals verhältnißmäßig gering und so wenig herrschsüchtiger Art, daß Jeder, der mit Geschick auch nur eine einseitige Richtung im Leben verfolgte, des Gelingens und der gebührenden Anerkennung gewiß sein konnte. Durfte doch jener Feldherr und Staatsmann, als bei einem Gastmahle ihm zum Spiele die Leyer gereicht wurde, die der Sitte gemäß bei Allen umherging, ohne Scham seine Unkunde eingestehen und mit einer kalten Bemerkung das Instrument seinem Nachbar reichen. Andererseits aber war das thätige Leben der Alten desto unbeschränkter. Der Bürger durfte nur nicht Sklaven-Arbeit verrichten; sonst mochte er versuchen, wozu er sich angetrieben fühlte, und mißlang das Eine, so war das Andere ihm nicht abgeschnitten. Talent fand das weiteste Feld sich zu ergehen. Kein beengendes Vorurtheil, noch falscher Begriff von Anstand stellte sich der freien Wirksamkeit des Mannes entgegen. Sophokles war zugleich Dichter und Schauspieler, Priester und Feldherr. Es gab im Alterthume eigentlich keine Aemter, wie bei uns, denen Einer sich und sein ganzes Leben widmet. — Der Mann war damals freier; aber das Prinzip steht bei uns, von idealem Standpunkte betrachtet, doch höher; die Wirklichkeit wird auf beiden Seiten den allgemeinen Bedingungen der Zeiten unterzustellen sein. — Jeder mußte im Alterthume seine Erfolge den eigenen Anstrengungen verdanken; ein Tragen und Getragenwerden, wie es im christlichen Leben herrscht, fand sich nicht. Nicht Nacheiferung, das Verlangen zu übertreffen, war ein Sporn, der zu Thaten trieb. Ueberhaupt läßt sich eine gewisse Härte aus dem Alterthume trotz seiner gerühmten Humanität nicht verläugnen. Die Handlungen, die

Einer vollbrachte, wurden getrennt von der Person beurtheilt. Verdienst wurde anerkannt, ein Vergehen aber auch am selben Manne unerbittlich bestraft. Wohlthaten brachten mehr Dank als gute Meinung; ein begangenes Unrecht mehr Haß als Verachtung; Größe erregte mehr Bewunderung als Hochschätzung; mehr Lob als Anerkennung — mehr aber noch Neid. Es sind aus jenen Zeiten ja nur zu viele Beispiele überliefert, wie Neid sein volles Spiel hatte, gegen Gute sowohl, wie gegen Böse. Undank hat sich nie so in seiner häßlichen Nacktheit gezeigt, wie im Alterthume; nach den Begriffen der Religion machte selbst in der Natur der Götter Eifersucht einen wesentlich an Bestandtheil aus.

Unser thätiges Leben ist bei weitem einseitiger, beschränkter als das der Alten. Jeder Einzelne nimmt einen bestimmten Platz ein in der menschlichen Gesellschaft, und einen solchen zu erringen, bedarf es aller Anstrengung der Jugend; seine Behauptung und würdige Ausfüllung erfordert die ganze Kraft der reiferen Jahre. Derjenige ist noch nicht als der Glücklichste anzusehen, dessen Leben bloß eine Lücke auszufüllen dient. — Dennoch, müssen wir wiederholt behaupten, stehen wir im Prinzipe höher und dem Gedanken einer großen, sittlichen Weltordnung näher, deren Ausführung wir jetzt uns zum Opfer bringen, um später desto größeren Genuß in Empfang zu nehmen. Und für die verlorene Oeffentlichkeit dürfen wir das gewonnene häusliche Leben als nicht zu geringen Ersatz betrachten. Vermögen wir auch keine große Thaten mehr zu verrichten, so wissen wir doch eben jetzt, Kleines auf große Weise zu vollziehen, und das Unbedeutende durch unser eigenes veredeltes Wesen zu adeln und bedeutsam zu machen.

Doch gehen wir endlich dazu über, die einzelnen großen

Verhältnisse des Lebens näher zu betrachten und den Geist der verschiedenen Zeiten, der in ihnen sich ausspricht, vergleichend zu untersuchen.

Der Staat des Alterthums erwuchs und entwickelte sich wie ein reines Erzeugniß der Natur. — Ueber die Entstehung des Staates überhaupt ist manche Untersuchung angestellt; die einfachste Lösung dieser Frage ist gewiß die sicherste.

Am Anfange lebten die Menschen wohl nur neben einander; es gab weder Freundschaft noch Feindschaft, weder Friede noch Krieg: Klugheit lehrte den Schwächeren dem Stärkeren auszuweichen; dieser behauptete den Platz, den er einnahm, ohne Mühe und Sorge; jenem gaben im Nothfalle Wurzeln und Früchte der Erde unbeneidete Nahrung, diesem blieb sein Jagdrevier zu Wasser und zu Lande unverkürzt. Das natürliche Verhältniß der Familie, welches sicher eher bestand, als der Staat, gewährte die einzige Verbindung der Menschen und flößte zu den bloßen Nothdurft des Lebens die erste Ahnung eines höheren Reizes. Da der Menschen mehr wurden, zogen sie als Hirten umher, aber auch für diese Lebensweise hat endlich die Erde nicht Raum genug, oder ein Theil der Umherziehenden wurde in Gegenden gedrängt, die freiwillig den nöthigen Unterhalt nicht gewähren. Hatte man sich bisher von der Wilde des Erdreichs nähren lassen, so mußte man sich jetzt an das Vermögen desselben wenden, man suchte seiner Fruchtbarkeit das Fehlende abzugewinnen. Es entstand der Ackerbau. Der Same aber, den der Mensch der Erde anvertraut hatte, trug ihm schönere, reichere Frucht, als er erwarten mochte; es keimte zugleich das Glück der Heimath, die Wohlthat des Staates mit herauf. Der längere Aufenthalt an demselben Orte, den die Ueberwachung der Grenzen erforderlich machte, führte zur Einrichtung bequemer Wohnungen,

die Sicherheit des Daches erhielt den Vorzug vor dem losen Schutzdach eines Baumes; das Dunkel der Höhle wurde ersetzt durch den festen Verschluß der Vorrathskammer; die Flüchtigkeit des Zeltes verwandelte sich in die Stetigkeit eines nie verlöschenden Heerdes, der als der Sitz der Götter endlich seine letzte Weihe erhielt. Gleiche Arbeit und gemeinschaftliche Hoffnung verband die Einzelnwohner zu Nachbarn; gleiche Natur des Himmels und der Erde, gleiche Sprache und die Gewohnheit der Verhetrathung untereinander zu Stammgenossen. Gegenseitiges Bedürfniß, gemeinschaftliche Rechte und Pflichten, die Gefahr, die von außen Allen gleichmäßig drohte, führte Einzelne zu noch engern Verbindungen, zu Gemeinden zusammen. Diese konnten sich aus mannigfachen Ursachen und Anlässen, freiwillig oder unfreiwillig, wieder zu größeren Vereinigungen zusammenthun. Ein solcher Verband von Menschen war aber noch keineswegs ein mit bestimmter Absicht geschaffener Staat; ein deutlicheres Bewußtsein erwachte nur nach und nach, und die Menschen erkannten ihren Staat erst, als sie ihn schon lange besaßen. — Zwar der rohesten Existenz hatte man sich durch denselben enthoben; die Ungebundenheit hatte man aufgegeben; jedoch Freiheit noch keineswegs zum Ersatz erhalten. Die Noth hatte zum Staate den ersten Keim gelegt; nach natürlicher Nothwendigkeit entwickelte sich sein Organismus. Verschiedenheit der einzelnen Theilnehmer trat ein; für deren selbstständige Bewegung war noch kein Raum. Die Stelle, die Einer einmal im Besitz hatte, veränderte er nicht, vererbte sie vielmehr an seine Nachkommen. Der Ackerbauer überließ nach seinem Tode seine Ländereien den Kindern, der Hirt seine Heerden — und diese fuhren fort, den Acker zu bauen oder die Heerden zu hüten. Der Sohn des Kriegers erhielt zum Vermächtniß die Waffen seines Vaters und damit dessen Amt und

Pflicht; der Handwerker bereitete schon bei seinen Lebzeiten seine Kinder vor, daß sie das Gewerbe, welches er übte, fortsetzen konnten, und so ging dieß durch alle Stände. Alles Recht war damals Gewohnheit, alle Gewohnheit mußte endlich zum Rechte werden; es entstand die Kasteneintheilung, die eine der ältesten Staatsformen zu sein scheint.

Die weitere Entwicklung der Staaten hemmten dann ungünstige Umstände, wie es in fast allen Asiatischen Völkern erging, die, indem sie unter Despotie geriethen, sich von jenem allen freie politische Leben und sittliche Bewußtsein ausschließenden Mechanismus nie zu lösen vermochten — wenn nicht gar durch fremde Gewalt, wie es meistens geschah, auch die letzte Erinnerung an die frühere eigenthümliche Verfassung getilgt wurde.

Den Vorzug einer freien Weiterentwicklung des staatlichen Lebens behielten vor unserer Zeitrechnung nur die Pelasgischen Stämme, aber nicht einmal sie sämmtlich erreichten den Stand der Bildung, die später als die Hellenische eine so hohe Blüthe erlangte. Daß aber die Griechen — nur der Zeit nach von den Pelasgern verschieden — einmal mit den übrigen Völkern des Alterthums auf einer ähnlichen Culturstufe standen, ist nicht nur nach der Natur aller menschlichen Verhältnisse vorauszusetzen, sondern sogar von ihnen selbst, die doch ihr Geschlecht und alle Einrichtungen so gern unmittelbar von den Göttern ableiten, eingestanden. Das Kyklopische Leben, von dem die Alten sprechen, bezeichnet offenbar nichts anderes als jenen rohen Naturzustand der vorgeschichtlichen Zeit. Und selbst im späteren Alterthume finden sich noch manche Spuren, die darauf hindeuten, daß der Griechische Staat mit dem Orientalischen denselben Bildungsgang genommen habe.

Die Namen, woraus die späteren Griechischen Staaten sich

zusammensetzen, waren ursprünglich nichts Anderes, als solche Gemeinden, zu denen Einzelwohnsitze sich verbunden hatten. Das Band, das sie zu größeren Gemeinschaften, zu Staaten vereinte, blieb oft sehr lange nur ein loses, wie z. B. in Arkadien. Theseus zog die Komen von Athen zusammen und machte so aus Attischen Bauern Athenische Bürger. Erst jetzt konnte ein politisches Leben erwachen und dies entwickelte sich nun auch, durch die günstigen Umstände befördert, in raschem Fluge, mit stets erhöhtem Bewußtsein.

Vom patriarchalischen Königthum gelangte man zur Aristokratie, von da kam man, zwar nicht ohne den Geschicken oft blutigen Tribut zu zahlen, doch noch in ganz naturgemäßer Bewegung, zur Demokratie, wo das politische Bewußtsein sich gleichmäßig über alle Staatsbürger vertheilte und so sich vollendete.

Dieses entwickelte sich zwar am reinsten und mit den wenigsten Unterbrechungen in Athen, doch schlugen alle Griechischen Staaten eine ähnliche Richtung ein. Denselben Weg ging im Ganzen auch die Römische Republik, zwar unter größerem Aufwande von Kräften und von Anfang an mit mehr Bewußtsein ein bestimmtes Ziel verfolgend, dem jedoch derselbe Gedanke zum Grunde lag, den die Griechen zu verwirklichen strebten.

Mit dem Staate erhob sich der Mensch zuerst aus dem bloß natürlichen Dasein; der Staat war der erste Anlaß und die Wiege seines geistigen Erwachens, das erste Zeugniß seiner sittlichen Bestimmung; er blieb den Völkern des Alterthums, die Muth und Kraft hatten, sich denselben zu erhalten, fortwährende Bedingung ihrer Freiheit und des höchsten Selbstgefühls.

Man hatte vom Staate zuerst nur Schutz gegen äußere

und innere Feinde gesucht, er verlieh zugleich Macht und Ruhm und die Bürgschaft für die Fortdauer von beiden; er wurde wie er früher des Menschen nothwendigster Besitz gewesen war, zugleich ein unschätzbares Gut, ja das höchste. Denn der Glaube versprach selbst in einem zukünftigen Leben keine höhere Glückseligkeit, als unter dem Schutze des Staates die Erde schon gewähren konnte; die Ehe war noch ohne Verheißung; Kunst und Wissenschaft, soweit man sie damals kannte, standen hinter dem Leben zurück, wie Schein hinter der Wirklichkeit, Kenntniß hinter Besitz und Genuß. — Alles was der Mensch im Alterthum besaß, betrachtete er als den Geschenk der Götter, mit den Staat verdankte er sich selbst, er trug und erhielt ihn, und so wurde dieser auch sein heiliges Recht. Weil aber nicht Einer, sondern eine Gemeinschaft von Menschen ein gleiches Recht an den Staat hatten, und dieser eben es war, der die Gemeinschaft bildete, so mußte endlich der Einzelne in jenem auch den Quell aller seiner Pflichten erkennen. Und das gerade ist das Wichtigste. Güter und Rechte kann auch der blos natürliche, sinnliche Mensch haben, der für sich allein lebt; Pflichten hat nur der Mensch, der in Gemeinschaft mit andern lebt. Indem aber der Staat den Menschen in eine solche Gemeinschaft einführte, ihm Pflichten gab, stempelte er ihn zu einem höheren Wesen und wurde so selbst der erste Träger der sittlichen Idee, so weit sich diese im Menschengeschlechte offenbaret und verwirklicht, sich demselben mitgetheilt hatte.

Deßhalb mußte es aber auch für das größte Glück gehalten werden, dem Staate als Mitglied anzugehören, dieser mußte der höchste Zweck alles menschlichen Strebens sein. Und wirklich gehörten im Alterthume ihm auch die ersten Pflichten; die sich auf ihn bezogen, waren die vornehmsten; dem Vaterlande geleistete Dienste fanden den meisten Ruhm; der Grabstein des

Aeschylus erzählte, daß dieser bei Marathon gefochten, und verschwieg seinen Dichterruhm. Ja, eine Tugend, die die des Staates, das allgemeine Bewußtsein überragte, konnte nicht geduldet werden; ein noch größeres Verbrechen war es, wenn Einer mehr sein wollte, als nur Bürger des Staates. Großes richtete der Ostracismus, der sogar den Aristides verbannte; letzteres Vergehen wurde in der Person des Sokrates bestraft.

Bis zum Staatsbürgerthum brachte man es im Alterthum, als jenes sich übte und im Werthe sank, ging auch das letztere dem Verfall entgegen. Wenn Aristoteles den Menschen als „ζῶον πολιτικόν“ definirt, so gibt er damit den höchsten Grad der Bildungsstufe an, den jener damals erreicht hatte, und nach seiner Erkenntniß überhaupt erreichen konnte. — Das Alterthum zeigt, was der Mensch vermag, wenn er selbstständig aus dem Schooße der Natur, allein an ihrem Busen sich entwickelt.

Aus dem oben Gesagten erklärt sich auch leicht das Verhältniß, in welchem das klassische Alterthum zu der übrigen Welt stand. Es nannte mit vollkommenem Rechte Alle, die nicht in griechisch-staatlichen Verhältnissen lebten, Barbaren, und war nicht Bürger, nicht mit zum Staate gehörig, mußte rechtlos erscheinen. Daß die Griechen dennoch Sklaven und Fremde nur als Unmündige und Schützlinge ansehen und ihnen ein gewisses Maaß von Recht und Rechten einräumten, ist nur dem milden, humanen Sinne dieses edlen Volkes zuzuschreiben.

Wie aber dennoch es unbestritten das naturgemäßeste Verhältniß in den Erscheinungen des Lebens sich herausbildet, dafür gibt unter Anderem die Einrichtung in Athen ein Beispiel, die die Fremden, wenn sie Streitigkeiten unter sich hatten, vor die

Obrigkeit des Krieges, den Polemarchen, wies, und sie so gewissermaaßen als Feinde erscheinen ließ.

Der Stand der christlichen Zeit ist eine reine Hervorbringung der Geschichte.

Lange hatte die Germanische Welt, in welcher er gebildet werden sollte, ein fast regungsloses Leben geführt, hinreichend gesättigt durch das Gefühl innerer Gesundheit und zufrieden mit der Gewißheit freiester Unabhängigkeit; zwar ohne Gefühl der Fäulniß, aber auch ohne Bedürfniß der weiteren Entwicklung. Da wendet die Geschichte ihr Auge auf die kräftigen, lebensvollen Stämme, die im Stande sind, ihren fernen Gang durch Jahrtausende zu unterstützen und mit ihr die neue Aufgabe zu lösen, die ihr nach Beendigung des Alterthums gestellt ist. Sie findet aber noch nichts vor, als eine ungeheure Naturkraft, und es kostet ihr zuerst nicht geringe Mühe, diese für ihre Pläne zu gewinnen und zuzubereiten. Sie lockt sie durch die Reize schöneren Länder, fordert sie heraus durch den Hohn römischer Söldlinge, sie zerrt endlich die Wagehälse der Asiatischen Wüsten herbei, um nur erst diese gewaltigen Kinder der Natur vom heimischen Boden loszureißen. Der Schrecken treibt diese zum Bewußtsein der eigenen Stärke; sie gerathen in Bewegung, und es beginnt der chaotische Kampf der nun sich selbst überlassenen Kräfte, dessen erster Erfolg der völlige Untergang der alten Welt ist. Die zweite That derselben war die eigene Bewältigung. Es entstehen neue Staaten, aber ganz anderer Natur als die des Alterthums. Hatten diese den Menschen volle Freiheit und die höchste Schätzung seines Werthes gewährt, so ist der Gewinn des mittelalterlichen Staates zunächst ein umgekehrter: er raubt die früher besessene Selbstständigkeit und tilgt die Gleichheit. Auf fremdem Boden wird er errichtet; Eroberung ist sein Anfang;

Gewalt sein Fortbestehen; das Feudalsystem seine erste, bald fertige Gestalt. Doch einen Vorzug hatte sogleich der Staat der neuen Zeit vor dem des Alterthums. Denn während dieser ausschließlich nur Bürger umfaßte, nahm erstlicher sämmtliche Bewohner eines Landes in sich auf, freilich einen Theil derselben nur durch Leibeigenschaft. Diese war jedoch, wenn auch in Wirklichkeit fast ganz ohne Rechte, doch nicht rechtlos, wie die Sklaven bei den Alten, und nahm, wenn auch den untersten, doch noch einen Platz im Staate ein. Es war überhaupt möglich, Herr oder Knecht zu sein, und doch noch Bürger, Mitglied des Staates zu bleiben. — Dieser gemäßigte Adel, einem Jeden auf seinem Platze, ein bestimmtes Maaß von Ansehen, und hatte jeder nach seinem Verdienste seinen Stand eingenommen, so war das sittliche Bewußtsein noch in keiner Weise verletzt. Der Tüchtigste war der Erste unter Allen; und galt als solcher, so lange er der Würdigste blieb. Es verstand sich von selbst, daß der ganze Bau eine Spitze haben mußte; diese hörte darum doch nicht auf, dem Ganzen anzugehören; der Fürst war zwar das Haupt, doch noch immer ein Glied des Staatskörpers. Und in so fern das Ganze frei war, nahm jeder Einzelne an dieser Freiheit Theil und hatte, nach seinem Maaße, ein politisches Bewußtsein. Dann änderte sich aber, seitdem Karl der Große zu Rom die Kaiserkrone empfing und die Würde der alten Imperatoren erneuerte. — Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Entwicklung des mittelalterlichen Staates durch seine ganze Geschichte verfolgen. Die Gliederung der Stände, die das Wesen der neu entstandenen Bildung ausmachte, krystallisirte sich mehr und mehr und wurde immer starrer und unerquicklicher. Und endlich ging die absolute Monarchie Ludwigs XIV. hervor, wo die letzte Ahnung einer politischen Berechtigung verschwand und der Staat wie eine drückende

Last auf den verschiedenen Ständen nur mit verschiedener Schwere lag. Selbst das Phantom äußerer Größe und Herrlichkeit, das Anfangs dem getäuschten Auge vorschwebte, mußte allmälig schwinden.

Aber was gab dem Menschen Ersatz, was seinem Streben Ziel und Befriedigung, wenn sein staatliches Leben so bedingt, gehemmt und endlich unterdrückt wurde? — Trost gewährte die Religion und Ersatz der Genuß eines besseren Daseins auf auf anderem als staatlichen Gebiete, daran alle Menschen, ohne Unterschied des Standes, Antheil hatten. Es kam einzig darauf an, im Reiche des Geistigen, oder, was in jenen ältesten Zeiten damit gleichbedeutend war, des Geistlichen den richtigen Standpunkt einzunehmen; sonst galt es gleich, ob man Herr oder Knecht, schwach oder mächtig war. Im Glauben gab es keine Abstufungen; das ärmste Gemüth konnte an Hoffnung das reichste sein. Und waren doch wirklich jene Verheißungen so reich, gewährte doch schon das Harren auf ihre Erfüllung ein über alle Gegenwart so erhabenes Glück, daß man den Mangel an öffentlichem Leben kaum fühlte. Glaubte doch Mancher des Lebens höchste Bedeutung nur dann erfaßt zu haben, wenn er sich überhaupt ganz vom Leben zurückzog und einzig der Anschauung des eigenen Innern und des Jenseits widmete. Man gab die Welt auf und fand dafür den Himmel, man verschmähte Bürger im Staate zu sein und wurde Mensch im höheren Sinne des Wortes; die Eroberung des Innern gewährte Ersatz für alles verlorene Aeußere. Im weiten Reiche des Glaubens, des neu eröffneten Bewußtseins fand man Raum für alles Sehnen und Streben der Seele. — Tadeln wir nicht den Brauch der Zeiten! Waren es eben doch jene verlorenen Orte der Erde, die Einsiedeleien und Klosterzellen, wo zuerst wieder die stillen Quellen der Wissenschaft und alles geistigen Lebens

geöffnet wurden, auf deren Strom man in das Land hinüber fuhr, daraus man endlich mit der furchtbaren Forderung der Menschenrechte zurückkehrte. —

Der eigentliche Staat der christlichen Zeit, oder das, was in ihr denselben Platz einnahm, den im Alterthum der Staat behauptete, war die Kirche. In ihr erkannte der Mensch die wahre Bedeutung und Hoffnung seines Daseins, fand in ihr die Rettung seines sittlichen Bewußtseins; sie gewährte ihm die höchsten Rechte und legte ihm die heiligsten Pflichten auf. — Aber die Wirksamkeit der Kirche ging noch über die des alten Staates hinaus. Während dieser den Menschen aus dem bloß natürlichen, sinnlichen Dasein heraus entwickelte, bildete und bildet jene ihn zu der rein sittlichen, geistigen Existenz, die schon voraus im Christenthume niedergelegt ist.

Am nächsten an den Staat schließt sich das Verhältniß der Familie. Ist der Staat der große Behälter, der alles Leben und die ganze Entwicklung der Völker aufnimmt und umschließt, so ist die Familie der reine Quell, daraus ihnen Kraft und unerschöpflicher Unterhalt zufließt. Und gehört nicht ausschließlich der Staat dem Manne und seiner Wirksamkeit? das Glück der Familie nur theilt mit ihm das Weib; dieses erhält allein dadurch Antheil auch an den Segnungen des ersteren.

Zur Charakterisirung einer Zeit aber kann kaum Etwas mehr dienen, als die Betrachtung der Stellung, die das Weib darin eingenommen, und der Schätzung, die man der Ehe hat zu Theil werden lassen.

In den ersten Zeiten des Menschengeschlechts mochten Mann und Weib gleiches Ansehen und gleiche Geltung haben, höchstens kam da das Recht des Stärkeren in Anwendung — gewiß das erste Recht, das von den Menschen gefunden wurde. Als aber bei fortschreitender Cultur des Mannes größere Be-

deutung sich mehr und mehr herausstellte, mußte das Weib in eben dem Grade zurücktreten, Sklavin, Besitz des Mannes werden, wie sie es noch im Orient ist und auch im frühesten Griechischen Alterthum gewesen sein mag. Doch wird hier ihr Loos, gemäß den Sitten des Landes, ein milderes gewesen sein, als das ihrer Asiatischen Leidensgefährtinnen.

Sonst könnte man auf die Stellung des Griechischen Weibes fast jenen Ausspruch des Aristoteles, daß der Mensch ein politisches Wesen sei, in seiner Umkehrung anwenden: das Weib nahm keine bürgerliche Stellung ein und zählte deshalb auch nicht mit zu den Menschen. Glücklicher Weise fand sich aber dennoch bei den Alten zu viel feiner, menschlicher Sinn, als daß man dem Weibe im Leben hätte gar keine Stellung einräumen sollen, und höchstens im Rechte fand das vorhin Gesagte eine Anwendung. Denn da wurde wirklich das schwächere Geschlecht kaum anders als ein Gut betrachtet. Es ist ja bekannt, wie z. B. die Tochter eines Verstorbenen mit zu dessen hinterlassenem Vermögen gehörte. Waren keine Söhne da, die erbten, so erhielt nicht der das Erbe, welchen die Tochter heirathete, sondern wer das Vermögen erbte, heirathete möglichen Falls die Tochter mit. —

Doch im gewöhnlichen Leben schrieb man den Frauen mehr sittliche Würde zu, als daß man ein Vergehen von ihrer Seite bloß als eine Verletzung des Eigenthumsrechts der Eltern oder des Mannes hätte betrachten sollen. Aber ihre Freiheit war nichts desto weniger sehr beschränkt. Sie lebten im Hause in äußerster Zurückgezogenheit, und nur bei Festen und feierlichen Aufzügen erschienen sie in der Oeffentlichkeit; doch war wohl auch hier jeder ihrer Schritte ihnen vorgezeichnet. — Als aber unter den Alten das staatliche Leben abnahm und man anfing, die Interessen des Hauses den öffentlichen vorzuziehen, da be-

gannen, wie diese Erscheinung sich in der Geschichte öfter wiederholt, auch die Frauen, sich größere Geltung zu verschaffen. Zwar sehen wir guten Erfolg ihres Strebens zunächst nur da, wo wir die Würde des Weibes am wenigsten vertreten sehen möchten, bei jenen berühmten Hetären, die durch Witz und Geistesgaben sogar eine gewisse Herrschaft zu behaupten wußten. Doch welche Gedanken überhaupt damals die bürgerliche Gesellschaft beunruhigten, lassen uns einige Komödien des Aristophanes errathen, wo derselbe Wahnsinn als Wirklichkeit auftritt, den eben auch zu unserer Zeit wieder die Weltverbesserer als eine ihrer Maximen aufzustellen sich nicht entblöden. — Das Christenthum hat in den letzten Beziehungen und höchsten Interessen des Menschen das Weib dem Manne ganz gleich gestellt. Zwar ist der Unterschied, den Natur und Vorsehung gleich anfangs zwischen beide setzten, keineswegs aufgehoben; dem Manne gebührt noch das Forum, oder was in unserer Zeit dem gleich geachtet werden mag, dem Weibe der Herd.

Nimmt letzteres an Staatsangelegenheiten Theil, so ist dies immer noch als eine Verrenkung der Verhältnisse oder als eine Ausnahme anzusehen, deren Unnatur durch gewisse Bedingungen erträglich gemacht, durch die Erfahrung sogar in einigen Fällen nicht verdammt ist. Die Verheißungen der Religion aber erstrecken sich auf beide Geschlechter, und auch im Gebiete des Geistes ist den Frauen ein Platz eingeräumt — nur daß auch hier, ihrer Natur gemäß, ihre Thätigkeit mehr eine empfangende als schöpferische ist. Und was die sittliche Würde des Menschen betrifft, so ist das Weib der christlichen Zeit in den Besitz derselben, als in ein ihr gebührendes Recht eingesetzt.

Die Griechische Religion, wenn wir so sagen dürfen, von denen des übrigen heidnischen Alterthums zwar durch mil-

deren Sinn, höhere Beziehungen und reineren Ausdruck unterschieden, hatte doch das mit ihnen gemein, daß sie auf natürlichem, sinnlichen Grunde fußte und, wie die meisten derselben, nur symbolisch war.

Das Erste, worauf des Menschen Auge fiel, als seine Sinne begannen über die Empfindung des eigenen Daseins hinauszugehen; war natürlich die Welt, die ihn umgab und sich um ihn regte. Die wunderbaren Gebilde der Elemente, die Erscheinungen der Luft und des Himmels mußten seine Aufmerksamkeit rege machen, und der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, die Bewegungen der Sonne und endlich der andern Gestirne ihn zum Nachdenken anreizen. Dennoch würde dadurch der Mensch — wenn auch mit der Zeit zu einer wissenschaftlichen Untersuchung der Natur, doch niemals zu religiösen Gefühlen und Gedanken erregt sein. Aber er bemerkte zugleich, daß all' die ihn umgebenden Erscheinungen in nächster Beziehung zu ihm selber standen und einen geheimnißvollen Einfluß auf ihn ausübten. Der Boden trug und ernährte ihn; die Sonne gab ihm Licht und Wärme, der Himmel Thau und Regen; der Lauf des Jahres brachte ihm reiche Segnungen und den Wechsel der Arbeit. So wurde der Mensch auf den Gedanken gebracht, daß es außerhalb seiner Mächte gebe, von deren Gunst sein Glück abhange, und je weniger er ihnen entrinnen konnte, desto mehr mußte er sich zu ihrer Verehrung getrieben fühlen. Waren aber solche Gedanken nur einmal angeregt, so genügt jeder Blick in das geheime Leben der Natur, um die Erscheinung eines Gottes hervorzurufen und endlich wurde sie ganz vergöttert und mit Göttern angefüllt.

Aber solche erste Reizungen und Ahnungen des Geistes waren noch keineswegs erlangte Kenntnisse, die man dem reinen Gedanken oder gar einer Wissenschaft hätte anvertrauen können.

Man mußte vielmehr, wollte man sie dauernd bewahren, dieselben dem Gedächtnisse übergeben und Merkzeichen dafür aufsuchen, wovon man zugleich den Vortheil hatte, daß man sie der Anschauung näher brachte und sie bequem hervornehmen konnte, wenn man wollte. Ein unförmlicher Stein, ein gestaltloser Block war anfangs hinreichend die Idee eines Gottes auszudrücken und festzuhalten, der in der Vorstellung des Menschen noch eben so roh leben mochte, wie er in der Erscheinung dargestellt war. Dann gelangte man aber dazu, als man die von außen her erhaltenen Eindrucke mehr ihrem innern Wesen und Charakter nach unterschied, daß man auch jedem Symbole einen entsprechenden äußeren Charakter beilegte. Man erfand Namen und sinnreiche Attribute, die das aussagten, was die Symbole bezeichnen sollten, ja prägte endlich mit Hülfe der Kunst deren Form so aus, daß sie durch diese allein ihre Bedeutung kund zu geben vermochten.

So wurden sogar zusammengesetzte Beobachtungen und Erscheinungen der Natur mit Hülfe solcher Darstellungen versinnlicht; wie ja z. B. die alte Münze bekannt ist, deren Gepräge unter der Umschrift: „*Ζευς κασιος*" einen kegelförmigen, an Gestalt den feuerspeienden Bergen ähnlichen Stein enthält, der von Weintrauben umgeben ist, und offenbar aus der Wahrnehmung hervorging, daß auf solchen Bergen der Weinbau vorzüglich gut gedeihet.

Doch würde man sich irren, wollte man glauben, daß die Götter der Alten bloße Allegorien gewesen, daß sie im Bewußtsein der Menschen stets nur als Merkmale und Bezeichnungen für an sich todte Dinge und Kräfte gelebt hätten. So wie der Mensch seine Götter schuf, mußte er merken, daß er etwas in sich berge, was diesen nicht fehlen dürfe, wenn der Verehrte nicht unter dem Verehrer stehen sollte, und so

trug man den eigenen Geist auf sie über. Auch war keineswegs ein jeder Gott nur ein Vertreter einer einzelnen Naturerscheinung. Man hatte vielmehr gar wohl erkannt, daß ein genauer Zusammenhang zwischen den einzelnen Kräften und Offenbarungen der Außenwelt stattfindet, und oft viele Erscheinungen aus einer Grundursache hervorsprießen, und ebensowenig hatte man versäumt die so erweiterte Auffassung auf die Begriffe der Gottheiten anzuwenden. Man fügte zu einer ursprünglichen, engeren Bedeutung derselben eine Menge anderer, daraus abgeleiteter Nebenbedeutungen und machte das Einzelwesen, dem sie beigelegt wurden, dadurch zu einer kleinen Welt; den Gott zu einem Pantheon — das zwar immer noch beleuchtet und beschattet wurde von der ursprünglichen Idee, daraus es entstanden war, oft auch in den Bereich eines anderen Gottes hinüberragte. So kommt Zeus vor als Gott des Himmels, des Meeres und der Unterwelt; er wurde in Sparta verehrt als Regengott und Geber glücklichen Windes; in Megara als Erretter aus der Dürre; anderwärts als Frühlingsgott und Treiber der Früchte u. s. w.

Doch blieb man bei der Betrachtung der todten Natur nicht stehen; man fand manche Aehnlichkeiten zwischen dieser und der sinnlichen Beschaffenheit des Menschen selbst, und auch diese zu vergöttern mußte man bald Neigung empfinden. Auch dauerte es nicht lang, daß in dem Menschen und um ihn sich etwas gestaltete, was den gebildeteren Sinn eben so sehr anzog, als die Natur es thun konnte. Dies war die Welt des Innern, Zustände des Gemüths und der Seele und das Leben der menschlichen Gesellschaft mit seinen merkwürdigen Erscheinungen: Geburt, Heirath, Tod, Krieg, Friede u. s. w., in welchen allen man ebenfalls eine göttliche Macht erkannte und verehrte. Doch erfand man dafür nicht neue Götter, sondern die alten mußten

die Repräsentation dieser Dinge mit übernehmen. Dadurch war natürlich bis zu einem gewissen Grade eine Umwandlung der Gottheiten selbst bedingt, und diese nahmen, obwohl die einzelnen ihren ursprünglichen Charakter den Grundzügen nach beibehielten, mehr eine geistige Bedeutung an. So erscheint Zeus nun auch unter Anderm als Rathgeber, als Gott des Reichthums, als Heilgott (als solcher auf Rhodos verehrt), als Schützer der Ehe u. a.

Manche Gottheiten hörten ganz auf, als Symbole für Naturerscheinungen zu gelten, und oft erinnert nur noch ihr Name an ihre älteste Bedeutung.

Im Namen Kastor findet Welker das Wort „ἀστηρ" (Stern) und den Perseus erklärt G. Hermann für einen alten Lichtgott, für den von der Sonne durchlaufenen Kreis. Die Horen, die später der Zahl nach drei waren und Eunomia, Dike und Eirene (Ordnung, Recht, Friede) hießen, bestanden anfänglich aus einer Zweizahl und wurden Thallo und Karpo (Blüthe und Frucht) genannt. Die Götter, könnte man sagen, entwickelten sich mit den Menschen und schritten, wie diese, in der Cultur fort, wozu der Gott Dionysos ein treffliches Beispiel liefert. Ursprünglich bezeichnete er wohl die übersprudelnde Kraft und Fülle der Natur und war in den ältesten Zeiten, wo er als bärtiger Mann dargestellt ward, als Gott der ausgelassenen Freude über die reichen Spenden der Erndten, durchaus sinnlicher Natur und von orgiastischem Charakter. Die Bilder, die ihn darstellen und oft sehr alt, meist hölzerne Schnitzbilder sind, haben in ihrem Ansehen neben grinsenden Zügen gewöhnlich etwas Rohes, Bäurisches, ja, tragen bisweilen sogar ganz oder theilweise die Gestalt eines Stiers. Diesen verdrängte der jüngere Dionysos, der unbärtig, zwar noch in voller, üppiger, doch stets edler, menschlicher Jugend —

Schönheit strahlt, der, ein Gott des begeisterten, freudig aufgeregten Lebensgenusses, die Menschen zum Wein Gesang, Spiel und sinnreichen Scherz hinzufügen lehrte und selbst gern die Gesellschaft der Satyre und Bacchantinnen mit der des Apoll und der Musen vertauscht.

Die alte Welt gelangte von der Vergötterung der Natur bis zur Vergötterung ihrer selbst; weiter kam sie nicht und konnte sie nicht kommen. Zwar möchte man versucht sein, dieser Behauptung die Götterwelt entgegen zu stellen, die neben der, welche im Bewußtsein und den Cultus des Volkes lebte, sich in der Phantasie der Dichter gebildet und einen weit geistigern, mehr ethischen Charakter angenommen hatte. Wie erhaben erscheint nicht Zeus bei Homer als Vater der Götter und Menschen, als Beherrscher des Olympos und des Schicksales der Sterblichen, der Beschützer der Fremdlinge und Rächer des Meineides. — Doch auch diese Götter waren nur idealisirte Menschen und hatten in allen ihren Sitten und Neigungen, in ihrem Streben und Handeln die größte Aehnlichkeit mit dem Geschlechte, von dem ihnen geopfert wurde. Das Verdienst der Dichter war hauptsächlich nur, daß sie aus Gottheiten Götter machten, diese zu selbstständigen, für sich bestehenden Wesen, zu Beherrschern jener Naturerscheinungen erhoben, deren Repräsentanten sie früher gewesen waren.

Aber als diese Vorstellung der Götter anfing in das gewöhnliche Bewußtsein überzugehen, da begann auch schon der Glaube an sie zu schwanken.

Komiker verspotteten sie; Sophisten griffen sie an; Philosophen stellten Begriffe auf, die denen, die man von den alten Göttern gehabt hatte, in keiner Weise entsprachen. Man entkleidete diese ihrer Wesenheit und brauchte höchstens noch ihre Namen zur Bezeichnung der abstracten Begriffe, die man

längst in ihrer unmittelbaren Wirklichkeit erkannt hatte und den Göttern als ihre Grundlagen zu rauben nicht anstand.

Aber besaßen die Alten denn nichts Höheres als diese Naturgottheiten und vergötterten Erscheinungen des Lebens? hatten sie durchaus keine Ahnung vom höchsten Gotte? — Man hat einen Beweis für das Dasein Gottes darin finden wollen, daß eine Ahnung seines Wesens in dem Bewußtsein eines jeden Volkes sich niedergelegt finde. Sollten die Griechen, die so besonders vom Himmel begünstigt waren, nicht vielleicht gar einen hohen Begriff gehabt haben von dessen Reichthum und Güte? — Der Glückliche, der stets vom süßen Gleichgewicht der Tage getragen wird, nur auf der glänzenden Oberfläche des Lebens spielt, bedarf am wenigsten eines Gottes. Des Griechen ewig blauer Himmel war so schön, daß er darüber keinen anderen zu suchen brauchte; in seinem herrlichen Lande, wo unaufhörlich Blüthe und Frucht ihn zum Genuß einluden, mochte er am ersten des Dankes gegen den Geber vergessen. Dennoch hatte man, auch hier hauptsächlich von den Dichtern, den Lehrern und Propheten des Volkes, unterrichtet, einen dunklen Begriff, der auf dem Gebiete des rein Geistigen sich zu halten bemüht war und vorzüglich als Schicksal und Vorherbestimmung sich kund gab. Die Nemesis und die daran sich reihenden Gottheiten, wie die Erynnien u. a. sind unter allen die, welche den meisten speculativ — theologischen Inhalt in sich tragen. — Die Nachseiten des Lebens waren es besonders, woher dem Menschen solche Ahnungen wie bleiche Schattengebilde aufstiegen. Die Moira bei Homer ist zugleich Schicksals — und Todesgöttin. Aber trat man auch gänzlich heraus aus dem Leben und der umgebenden Welt und fragte, indem man Alles mit philosophischem Auge ansah, nach dem Wie und Warum von Allem, man konnte sich keine andere

Antwort geben, als: es ist Alles so, weil es einmal so ist. Der Betrachtende konnte, wenn die Welt ihm auch wohlgefiel, weder den Grund dieses Gefallens angeben, noch, im entgegengesetzten Falle, mit dem Gedanken am Bau der Welt rütteln, noch den Lauf der Dinge hemmen. Es gab auf keine Weise für ihn eine Erlösung; er mußte willenlos sich beugen und anerkennen. Auch so mußte der Gedanke des unbedingten, unabwendbaren Schicksals entstehen; auch so dieser Begriff etwas Dunkles, Undurchsichtiges bleiben, mehr Grauen als Nachdenken, mehr Furcht als Erhebung erwecken.

Dennoch nahm auch dieser Begriff mit Theil an der Entwicklung des Alterthums überhaupt, und wir können die seinige bei den großen Dichtern verfolgen, die ihn vorzüglich bildeten und ausmalten.

Bei Homer schwebt das Schicksal über der Welt der Götter in dunkler, unerkannter Ferne, und selbst Zeus muß seinem Willen sich unterwerfen; nur in seltenen Fällen vertritt er dessen Stelle. Obwohl der oberste und wichtigste mochte dieser Gott dem Dichter noch zu menschlich erscheinen, ihm noch zu nahe stehen. Das Schicksall ist kaum mehr, als ein rein abstracter Begriff, ohne alle Leidenschaft und Wärme; es bestimmt alle Dinge, ohne Theil daran zu nehmen, verschmäht es, von seinem Walten irgend einen Grund anzugeben und einen Trost hindurschimmern zu lassen, der eine Versöhnung zwischen ihm und dem Menschen herstellen könnte. Es ist weder Gerechtigkeit noch Weisheit, nur ein absoluter Wille, der sich durch sein Thun kund giebt und nichts Anderes zu bezwecken scheint, als dem Menschen seine Unzulänglichkeit und Ohnmacht vorzurücken. — Bei Aeschylus tritt das Schicksal, wie von Nacht und Grauen es auch noch umlagert erscheint, doch schon dem Menschen näher. Bald tritt es auf in Gestalt der schlau-

genhaarigen Furien als die Rache heischende Stimme des beleidigten Blutes; bald wälzt es sich fort als rastloser Fluch, der am sündigen Fleische haftet, das damals noch nicht, wie in der neueren Iphigenia, durch eine ganz fleckenlose Sittlichkeit befreit werden konnte. Es gleicht der schwer lastenden irdischen Natur, daran, wie Prometheus am Felsen, die freie menschliche Seele gebunden liegt. Sophokles stellt den Menschen im Kampfe gegen das Schicksal dar. Zwar führt Trotz und Widerstand noch unausbleiblichen Untergang herbei, doch im Nachgeben, im Unterwerfen liegt schon eine Art von Sieg, den der Mensch davon trägt. Philoktet überwindet das Schicksal durch Geduld; dem Oedipus, den es erst heimathlos und in Blindheit umhergetrieben, gewährt es endlich, da er ohne Murren sich seinem Willen gefügt, einen Ruheplatz und ein Ende seiner Leiden. Ja, wenn wir jene erhabene Stelle in der Antigone des Sophokles betrachten, wo die Heldin gegen den Befehl des Kreon sich auf den Willen des Zeus beruft, diese Worte, die weder einem besondern Lande noch einer bestimmten Zeit anzugehören scheinen, so müssen wir zugestehen, dieser herrlichste Dichter hatte, wenn auch ohne es selbst zu wissen, die allein berechtigte sittliche Natur des göttlichen Geistes angeschaut. — Euripides zeigte, wie des Menschen Schicksal in des Menschen Brust liege — ein Gedanke, der nur an der äusserſten Gränze des Alterthums liegen konnte; in welchem man damals nur eine Verneinung erkannte, und den erst Shaksspeare wieder aufnahm, um ihn seinem positiven Inhalte nach zu würdigen.

Was die Moral der Alten betrifft, so erhob sie sich bis zur Anempfehlung der Sophrosyne — sehr natürlich, denn nur Maaßhalten in jeder Hinsicht konnte das Gleichgewicht zwischen Geistes- und Sinnenwelt erhalten. Die eigentliche Religion und Moral des Alterthums war aber das Recht.

Das „suum cuique“ ist das Höchste, was ein Mensch, dem sichtbarer Besitz so weit gilt wie Reichthum des Geistes, zum Leitstern seines Wollens und Handelns machen kann. Zwar hatten, was merkwürdig ist, die Griechen in ihrer Sprache kein Wort für das Recht, für das, was das Lateinische jus ausdrückt; nichts destoweniger standen sie mit den Römern hierin auf gleicher Stufe der Bildung. Nur stellte vielleicht letzterer, weniger human, als der Grieche, den Satz so: bleibe mir das Meinige, und behalte ein Jeder dann das Seinige, während dieser etwa sprechen mochte: Jedem komme zu, was ihm gehührt, so bleibt mir, was mir gehört. — Rache war dem Alterthum eine eben so wesentliche Bedingung, wie für uns die Versöhnung eine unerläßliche Forderung ist, nur bemächtigte sich dieses natürlichen Triebes der Geist in so weit, daß er seine Befriedigung dem Gerichte überwieß; die Todesstrafe war nur ein Ersatz für die Blutrache.

Die christliche Religion ging weder hervor aus der Betrachtung der Natur, noch der Verhältnisse des menschlichen Lebens; sie ist überhaupt keine Betrachtung, sondern unmittelbares, wirkliches Leben, gibt Inhalt für die Formen, läßt nicht durch diese einen blos gedachten Inhalt ausdrücken; sie ist wirklich, wie die Religion der Alten nur symbolisch war. — Im Anfange erschien das Christenthum auf dem Wege seiner geschichtlichen Verwirklichung in wenig geistiger Gestalt. Die byzantinische Welt benutzte es nur als neuen Inhalt für die Formen des alten Götterdienstes; die Religion ging noch auf im Kultus, die Wahrheit kehrte zum Symbol zurück. Auch unter den germanischen Stämmen ruhte der Geist noch lange in den Bekenntnissen und Glaubensformeln, in denen man ihn herüber getragen hatte. An die Stelle des heidnischen Aberglaubens war nur ein christlicher getreten; Gebräuche und Zehn-

ten galten lange als die Hauptsache. Aber in diesen dunklen Wäldern, wo das Christenthum gleichsam begraben lag, begann es seine Fahrt in das lichte Reich. Während man im Morgenlande die Lehre als Stoff für spitzfindige, sophistische Untersuchungen mißbrauchte, entdeckte das Abendland, welches geschickter zum Handeln als zum Grübeln war, endlich die praktische Seite derselben und gewährte ihr die Möglichkeit in das Leben einzudringen und sich in demselben, wie dieses mit sich zu entwickeln. Als zwar auch hier die Kirche für sich eine strenge Orthodoxie in Anspruch nahm, fing in ihr die Ausbildung und Befreiung des christlichen Geistes an zu stocken; doch übernahm diese Aufgabe allmälig das Volk für sich, zunächst in allerlei Ketzereien, die als die ersten Anfänge einer Reformation zu betrachten sind. Dazu arbeiteten auch die mittelalterlichen Philosophen, obwohl sie sich lange der Rechtgläubigkeit beugten, selbst die wandernden Bettelmönche, welche die Lehre verständlich und volksthümlich machten, unter Mitwirkung der Geschichte selbst und vieler anderer, oft besprochener günstiger Ursachen, wie das Wiederaufleben der Wissenschaft, der aufblühende Handel, der erweiterte Verkehr der Menschen unter einander, welcher das Bewußtsein befreite und erweiterte, u. s. w.

Man betrachtet gewöhnlich die Reformation als hervorgegangen aus einer Entrüstung über das Verderben in der Kirche. Allerdings lag hierin mit ein bedeutender Anstoß; der positive Grund aber, worauf sie fußte, war das gewonnene neue Leben, die erweiterte, freiere Anschauung, ja, sie war dieß erweiterte Bewußtsein selbst. Die Reformation bedeutete mehr, als in dem bloßen Worte liegt; sie stellte nicht allein wieder her, sondern förderte auch weiter; sie brachte etwas Neues, und war dieses Neue auch nichts, was nicht schon ursprünglich im Christenthume gelegen hatte, so machte sie es nun zum Eigenthum

der Menschen und der Geschichte, was es früher nicht gewesen war. Zwar war die Reformation, wie sie im 16. Jhrt. sich darstellte noch weit entfernt, den Geist des Christenthums vollendet ins Leben zu führen; es bildete sich statt der katholischen Kirche eine protestantische und diese mußte wiederum durch Lutheranismus, und Calvinismus, durch Symbole und Religionsedikte, durch Orthodoxie und Pietismus, durch Rationalismus und Supranaturalismus sich hindurcharbeiten, und wer mag bestimmen, welche Wege die christliche Lehre noch wird geführt werden müssen, ehe sie zum letzten Ziele gelangt, und wer kann voraussagen, in welcher Gestalt sie an diesem erscheinen wird. —

An die Stelle des lastenden Fatum der Alten ist bei uns der erhebende Gedanke der ewigen, unendlichen Liebe getreten, die als göttliche Vorsehung und sittliche Weltordnung uns nahe tritt. Im Alterthume durfte der Mensch den Tag nicht vor dem Abend loben; wir wissen am Anfange, daß es bis zum Ende mit uns wird gut gemacht sein.

Auch im allgemeinen Glauben wird der Geist, der stets verneint, immer mehr zur Lüge; und hat dieser doch selbst schon sich als einen „Theil von jener Kraft" bekannt, die zwar „das Böse will, doch stets das Gute schafft". — So doch hat sich endlich in dem Bewußtsein unserer Tage die Welt gestaltet! Ein großes Geisterheer, von den entferntesten Punkten der Unendlichkeit, aus den ältesten Zeiten der Ewigkeit einem Ziele zustrebend, fliegt, mit wachsendem Bewußtsein, sich erkennend und sich einend, dem Urquell der höchsten Liebe zu, woher es unbewußt entstand, zu dem Reiche, wo sich alle Widersprüche lösen und Begriffe, wie Schuld, Strafe, Untergang keinen Platz mehr finden. — Alle unsere Tugenden sind nur von unserer endlichen Bedürftigkeit benannt und laufen zusammen in den einen Grund-

begriffe, mögen wir dieſen nun bezeichnen als Glauben, Erlöſung, Hingabe an Gott, Aufgehen in die abſolute Idee, Erlangung der Freiheit, Vollendung der Sittlichkeit, Verwirklichung des Geiſtes — es iſt in dieſem Allen daſſelbe Princip nur von verſchiedenem Standpunkte betrachtet, und unſer Haupttroſt iſt, daß keine unzulängliche Benennung von der thatſächlichen Wahrheit etwas abzuthun vermag.

In der Kunſt vermählt der Geiſt ſich mit dem Körper; wie ſollten wir nicht erwarten, daß der Grieche ſie vor Allem bei ſich heimiſch gemacht und mit Vorliebe gepflegt habe? Ihr Bedürfniß war tief begründet in ſeiner Natur. Denn etwas Abſtractes konnte er nicht wohl ertragen, er mußte vielmehr, wo dieſes ihm entgegentrat, ſich gedrungen fühlen, es in einen Körper zu kleiden und ſo ſeiner Natur anzupaſſen. Nur ſo konnte der Grieche ſeine geiſtigen Schätze zu wirklichem Eigenthum machen. Die Stelle unſerer Wiſſenſchaft und Philoſophie vertrat bei ihm in gewiſſem Grade die Kunſt. — Ja, wir können mehr ſagen, der Grieche war erſt Schöpfer der eigentlichen Kunſt. Denn wenn die anderen Völker des Alterthums Bilder machten, die etwas ausdrücken ſollten, nur mittelbar den Gedanken kund gaben, aus dem ſie hervorgegangen, ſchuf er Werke, die wirklich etwas ausdrückten, und fand in der ungemiſchten Geſtalt des menſchlichen Körpers die Form, die unmittelbar den Gedanken zur Anſchauung brachte.

Es iſt ſchon oft geſagt worden, daß die Kunſt ein treuer Spiegel der Menſchen und der Zeit ſei; nur eine Umkehrung dieſer Behauptung würde es ſein, wenn wir ſagten, daß die Kunſt, die ein Volk pflegt, mit dieſem an denſelben Wurzeln hafte und daß ihre Ausbildung von den nämlichen Urſachen bewirkt werde, die des Volkes Entwicklung bedingen. In der orientaliſchen, namentlich der Indiſchen Kunſt finden wir ganz die

üppige Fülle des Asiatischen Himmels, aber jede Regung des Geistes ist vom Uebermaaße des sinnlichen Stoffes überwuchert. Die Aegyptische Kunst trägt durchaus das Gepräge des durch Orthodoxie zurückgehaltenen, in Dumpfheit versunkenen Geistes. In der seinigen bildete der Grieche ebenfalls sich selbst, sein eigenes Ideal. Winkelmann sagt vom Belvedere'schen Apoll, der Künstler habe nur so viel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, um seine Absicht auszudrücken; wir können umgekehrt sagen, der Griechische Künstler habe seiner Materie auch nur so viel Geist eingeflößt, als hinreichte, daß sie belebt erschien. In der Natur des antiquen Gottes haben Geist und Sinnlichkeit sich völlig in's Gleichgewicht gesetzt und zu vollkommener Harmonie versint; beide haben sich absolut zu einem Leben durchdrungen.

So kommt es, daß trotz der heiteren Lust, von der oft die alten Bildwerke erfüllt sind, diese doch stets etwas Verschlossenes in ihrem Charakter tragen; das Leben der Seele tritt nur hervor, so weit es sich in den Formen des Körpers, den Mienen des Gesichtes ausprägt. Die Regung des Inneren bestimmt zwar die Haltung des ganzen Leibes, aber ist diesem wiederum stets so sehr unterthan, daß ihr nie die Schönheit der Formenbildung, die Anmuth der Bewegung zum Opfer gebracht wird. Die Haltung der alten Figuren ist durchweg streng und gemessen, und nie findet sich eine Spur von unserer empfindungsvollen Nachlässigkeit, von dem schwärmerischen Hingeben, wie wir es lieben. Das Auge, durch das vor Allem des Menschen Bewußtsein hindurch leuchtet, ist bei den Griechischen Figuren stets das eine, zwar unvergleichlich schöne, aber unbewegte Oval, unbewegt selbst beim Laokoon und der Niobe, deren übrige Gesichtszüge vom tiefsten Schmerze durchfurcht werden.

Ueberhaupt könnten wir die Darstellung des Auges in den

verschiedenen Epochen der Kunst als ein merkwürdiges Analogon der ganzen Entwicklung der Menschheit betrachten. Vom Boden der Erde erhebt es sich und wendet sich aufwärts, wie das Menschengeschlecht sich aus den Banden der Natur löset und zum freien, leichten Geiste sich emporarbeitet. In der älteren, eigentlich classischen Periode tritt das Auge weit zurück unter den scharf gezogenen Augenbrauen, und die gewöhnliche Haltung des Hauptes ist eine schwachgesenkte; der Blick erhebt sich selten über die Linie des Horizontes.

In einer späteren Kunstperiode fing man an, die sonst unberücksichtigt gelassenen Sterne im Auge anzudeuten, um diesem dadurch einen lebendigeren Ausdruck zu verleihen; der Blick erhebt sich und geht in die Weite. Schon dieses Kennzeichen könnte dienen, die streitige Frage hinsichtlich des oben erwähnten Apoll zu lösen und, wie schön er auch immer ist, sein Entstehen in eine spätere Zeit zu versetzen. — Ein ganz anderer wird sogleich der Ausdruck des Auges, wie die Kunst in die christliche Zeit hinüberschreitet. Schon bei den ältesten Schöpfungen derselben, bei den Bildwerken in den Römischen Katakomben, wo die wenig zarten Umrisse kaum Form genug haben, um eine menschliche Figur anzudeuten, liegt im rohen Auge doch eine Tiefe der Empfindung, ein Ueberströmen des Gemüthes, wie sie nur aus dem Drange einer christlichen Seele hervorgehen können. Das Haupt findet sich gewöhnlich nach hinten geneigt und der Blick nach oben gerichtet.

Sehen wir aber ab von diesen vereinzelten Merkmalen, die zwar auch tief im Wesen der Kunst begründet sind, und suchen andere, allgemeinere Unterschiede für diese Seite der alten und neueren Zeit. — Wir haben schon darauf hingedeutet, wie im Alterthume jedes Wesen am höchsten als Einzelwesen galt, selbstständig und für sich bestehend, während wir unser wahres

Sein nur in der Allgemeinheit unſeres Geſchlechtes finden und jeden Einzelnen als Theil des großen Ganzen zu betrachten gewohnt ſind. So pflegte auch die alte Kunſt ihren Gegenſtand ganz außer Zuſammenhang mit anderen aufzufaſſen und die Anſchauung, die der Begeiſterung zum Inhalt diente, ohne weitere Beziehung, nur an und für ſich — am liebſten in einer Statue — darzuſtellen. Es kam ihr nur darauf an, einen beſtimmten Gegenſtand, der irgend wie Intereſſe erregte, uns vor Augen zu führen und uns die Freude des Anblicks zu gewähren. Von der chriſtlichen Kunſt wird hingegen verlangt, daß ſie ihren Gegenſtand jedes Mal zum Träger eines beſtimmten Gedankens macht; und, indem ſie ihn, vorzüglich durch Handlung und Gruppirung, in ſeinen Einzelheiten in Zuſammenhang bringt, ihn als kleine Welt und ſo als einen Theil der großen Welt des Geiſtes darſtellt, — was am leichteſten im Gemälde geſchieht. Bedeutende Handlungen ſtellen die Alten nicht vorzugsweiſe dar; ſie wählen oft die geringfügigſten, nur um ein Motiv für die Bewegung der Figuren zu haben, und von eigentlicher Gruppirung, wie ſie bei uns ausgebildet iſt, finden ſich häufigere Beiſpiele nur auf Gemälden aus den letzten Zeiten des Alterthums. Von dem, was unſere Künſtler den Moment eines Bildes nennen, findet ſich nur ausnahmsweiſe eine Spur und ſelbſt bei Darſtellung von ganz beſtimmten Perſonen, von Portraits, verſchmähete man es, dieſe durch individualiſirende Andeutung näher zu bezeichnen. Wir würden z. B. dem Bilde eines Homer den Ausdruck einer augenblicklichen Begeiſterung, einem Plato den des tiefen Nachdenkens beilegen, um jenen als Dichter, dieſen als Philoſophen kundzugeben; aber nichts dergleichen findet ſich bei den ſchönen Büſten, die uns von dieſen beiden Männern erhalten ſind. Doch glaube man ja nicht, daß die Alten, wenn ſie auch nicht individuell darſtellten, ihren

Gegenstand nicht hätten aufs Vollkommenste zu charakterisiren verstanden. Die Statue des Cäsar hat eine ganz gewöhnliche, ruhige Stellung, wie man sie im Leben häufig genug beobachten kann, dennoch giebt die feste, gebieterische Haltung, der durchdringende Blick der Augen, die scharfgebildete Adlernase, diese ungewöhnlich dünnen, gepreßten Lippen genugsam den Eroberer der Welt und Roms zu erkennen.

Die eigentliche Kunst der Alten war die Plastik, wo die Form die vorzüglichste Berücksichtigung findet, und der massenhafte Stoff seinen Bearbeiter nöthigt, sich mit der Bildung einer oder einiger Figuren zu begnügen. Die Malerei dagegen ist mehr eine der christlichen Zeit angehörende Kunst; die leichtere Behandlung des Materials erlaubt dem Künstler mehr Aufwand und größere Freiheit im Gebrauche der Figuren und giebt ihm manigfache Mittel an die Hand, das rein stoffliche, körperliche Element in den Hintergrund treten zu lassen und das geistige mehr hervorzuheben. — Hierin ist aber vorweg ein anderer Unterschied der alten und neuen Kunst ausgesprochen, der am tiefsten das Wesen derselben trifft; mögen darüber einige Andeutungen hier noch Platz finden.

Zu allen Zeiten ist das Schöne die Absicht aller Kunst gewesen; nur die Art, wie es dargestellt worden, war in den verschiedenen Zeiten verschieden. Im Alterthume galten Körper und Geist gleichviel; wie hätte nicht auch in der Kunst der erstere Anspruch darauf machen sollen, an den Gaben derselben theilzunehmen? Das Schöne wurde auch auf ihn übertragen, und so entstand die Schönheit der Form, die Idealität, die den Hauptcharakter des antiquen Kunstwerks ausmacht. Man entfernte von der Gestalt alle menschliche Bedürftigkeit, jeden Mangel und Ueberfluß, wie sie das Leben verunzieren, und suchte in der Phantasie sich bis zu dem Urbilde des Gegenstandes zu

erheben, wie dieser gelebt hatte in dem Gedanken des ersten Schöpfers. Die Griechische Kunst verfuhr ähnlich, wie die Philosophie Plato's: sie beide versetzten die Geschöpfe der Erde in ein Reich höherer Vollendung und Vollkommenheit, nur daß der Philosoph seine Idealwelt in das Jenseits hinüberführte, der Künstler sie vor unsern Augen entstehen ließ. Der Geist nahm dann Theil an der Schönheit, insoweit die Gestalt, die Form nur der Ausdruck desselben, die Verkörperung des Geistes selbst ist. In einem schönen Leibe mußte eine schöne Seele wohnen. So war über beide Theile unseres Selbst die Schönheit gleich vertheilt. — Die christliche Zeit erkennt die Gleichberechtigung des Körpers mit dem Geiste nicht mehr an, und daß es auch die Kunst nicht mehr thut, beweisen nur zu sehr Erscheinungen, wie die heiligen Scheusale eines Ribera, oder die wandelnden Leichname aus der Overbeck'schen Schule. Dennoch wird es, auch bei besserem Geschmacke, unserer Kunst nicht immer möglich werden, die Griechische Schönheit der Form in ihren Werken zu beherrschen: in den seltensten Fällen, wo sie ihren Stoff aus der christlichen Zeit nimmt. Was wir von unserer Geschichte sagten, daß ihre Entwicklung Reformation und Revolution sei, gilt auch von unserm Leben, es bildet sich im Kampf und Streit. An die Stelle der Harmonie, die im Alterthum zwischen Geistes- und Sinnenwelt obwaltete, ist der Zwiespalt zwischen beide getreten und grade der Sieg, den das Höhere über das Niedere davon trägt, ist es, was unserm Leben Werth verleiht. — ist es zugleich, was unsere Kunst am liebsten zum Gegenstande ihrer Schöpfung macht. Der Sieg des Geistes ist die Schönheit, die dieselbe für sich in Anspruch nimmt, und die sie oft nur darstellen kann, indem sie das Unterliegen des Fleisches schildert.

So waren in den beiden Zeitaltern auch der Zweck und

die Bedeutung der Kunst ganz verschieden. Dem Alten diente sie zur Verschönerung seines Lebens; uns ist sie die Ahnung einer höheren Welt. — Wie glücklich auch der Grieche sich fühlen mochte in seinem Lande, wo weder kalter Nebel die Erde drückt, noch eine zu glühende Sonne sie unwirthbar macht — sein Leben konnte doch nicht ohne Lücken sein. Aber die Kunst war hinreichend, sie, wenn nicht auszufüllen, doch gefällig zu überdecken. Auf überraschende Weise tritt uns dies entgegen, wenn wir einen Blick werfen in die Wunderwelt, die uns im südlichen Italien so lange im Schooße der Erde aufbewahrt worden — wo wir freilich, was die Kunst betrifft, kaum mehr als den Nachklang einer bessern Zeit erkennen dürfen. Aber uns entzückt der Zauber, den die Alten durch jene über ihr Dasein bis zu dessen gewöhnlichsten Ausläufen zu verbreiten wußten. Wie es ein Kind erfreut, wenn es sein eigenes liebliches Köpfchen im Spiegel erblickt, so gefielen sich die Alten darin, sich ihr ganzes Leben umher gegenständlich zu machen. Nicht allein die Tempel und öffentlichen Orte waren mit den Statuen der Götter und der verdienten Männer geschmückt, auch in den Wohnhäusern findet sich kaum ein Raum, der nicht durch die Kunst auf irgend eine Weise seine Zierde erhalten hätte. Noch können wir aus den Gemälden und Mosaiken, die in den Gemächern angebracht sind, deren ursprüngliche Bestimmung errathen. Da finden wir in den Badestuben Quellen und nackte Nymphen, die des kühlen Gewässers sich freuen, Diana, vom Actäon belauscht; den Grund und die Oberfläche des Meeres mit spielenden Fischen, Tritonen, die auf Meerungeheuern sich tummeln; in Speisesälen locken noch reichlich besetzte Tafeln, mit frischen Farben gemalt, unsern Sinn; durch eine gemalte Thür tritt eine leicht geschürzte Sklavin ein, den Weinkrug bringend oder einen Korb mit Früchten zum Nach-

tisch. In einem andern kleinen Raume steht eine Mnemosyne an einen Altar gelehnt, oder eins auf die erzene Tafel schreibende Kito, der Amor die Lampe vorhält, in noch einem andern finden sich Scenen gemalt, die dem Vulkan die grimmigste Eifersucht erwecken würden. Und nicht allein die Räume im Hause, alle Geräthe sind mit bezeichnendem Schmucke versehen. Auf einer Nachtlampe lauscht ein neugieriges Mäuschen, um einen Trinkbecher taumeln musicirende Satyrn und trunkene Bachantinnen, auf einem Spiegel flicht Venus glänzende Perlen durch ihr Haar u. s. w. Selbst die Beschäftigung, die Gewohnheiten und Neigungen der früheren Besitzer lassen sich oft aus den Zierrathen erkennen, die in den Häusern derselben reichlich vertheilt sich finden. Und alles dies ist ausgeführt mit der heitersten Laune und ungetrübtesten Lebenslust. Kein Gedanke an die Dürftigkeit des menschlichen Lebens taucht auf. Wie könnte in so reicher Umgebung, wo alle Reiche der Natur, das weite Gebiet der Phantasie jeden Augenblick ihre Schätze darbieten, die Sorge ihre kalte Hand an unsere Brust legen, der Trübsinn unsere Stirn in Falten pressen? Selbst die Götter verlassen ihre Wohnsitze auf dem Olymp und adeln durch ihre Gesellschaft und Theilnahme den Verlauf unseres Lebens. Es waren keineswegs ausschließlich die hohen Thaten derselben, die man zum Gegenstande der Schilderungen machte; man war eigensinnig genug, den Göttern und Helden ihre menschlichen Schwachheiten abzulauschen und vorzugsweise diese vor Augen zu führen. Man wollte sich nicht in eine höhere Sphäre versetzen; sondern nur die, darin man sein Dasein schon hatte, mit allen Reizen des Lebens ausschmücken. — Bei uns weilt die Kunst nicht so im Familienkreise; es sind nur geweihte Augenblicke des Lebens, die wir ihr widmen. Aber — welche Wonnen durchströmen uns von einer Raphael'schen Madonna,

welche Schauer erweckt der Anblick eines jüngsten Gerichtes von Michael Angelo. — Unter dem Schall der Posaunen, der uns aus diesem entgegentönt, erstirbt der Ruf jeder irdischen Leidenschaft; und aus den Augen jener leuchtet uns der Himmel entgegen, den wir anderwärts vergebens suchen. Wer, der vor dem letzten Werke jenes ersten großen Meisters steht, der im Vatican befindlichen Himmelfahrt Christi, fühlt sich nicht enthoben der lastenden Schwere unserer sinnlichen Natur, feiert, im Anschauen dieses Bildes, nicht selbst eine Auferstehung und Verklärung?

Ueber den Unterschied der classischen und romantischen Poesie, besonders über das Princip des alten und neuen Drama's ist viel gesprochen. Bedenkt man aber, daß jene überhaupt, und insbesondere das Drama die Interessen und Fragen unseres Lebens am unmittelbarsten und tiefsten zur Sprache bringt, und geht man von einer vorurtheilsfreien Anschauung der Zeiten aus, so wird sich der gesuchte Unterschied leicht ergeben.

Bei Aeschylus erscheinen die Menschen noch fast wie die Elemente der Natur. Jeder bewahrt sein eigenes Reich und herrscht darin mit unverkümmerter Selbstbestimmung. Riesengroß, wie aufgethürmte Felsen, stehen sie neben einander und wo sie sich berühren, erfolgt ein krachender Einsturz. Nur der Gewalt, die von oben herab in das Diesseits hineinragt, den Beschlüssen der Götter beugen sie gezwungen ihren Willen. — Bei Sophokles klären sich schon die Gestalten und ein gemeinsames Licht bricht durch alle hindurch. Dennoch bleiben bei ihm die Einzelnen auch noch neben einander stehen, obgleich manche — doch mehr äußere Bande sich um sie schlingen; ein Ganzes, eine wirkliche Gruppe bildet nur der Chor. — Erst Euripides hat eine Ahnung von einer Menschheit, aber in seiner

Welt stoßen die sinnlichen Momente noch eben so sehr sich ab, wie die geistigen sich anziehen. Des Euripides Menschenwelt trägt etwas Hartes, Schroffes in sich, ist ungewiß und verlassen, noch nach dunklen, unbestimmten Gesetzen, ohne letztes Ziel sich bewegend. — Shakspeare zeigt dann, wie in diesen Gesetzen Einheit und Wahrheit sei — Göthe endlich in seinem Faust, daß Vernunft und göttliche Liebe sie begleiten.

Das Lustspiel giebt mehr oder weniger ein Bild des gewöhnlichen Lebens, wie es in jeder Zeit sich gestaltet, und was von dieser im Allgemeinen gilt, ist von jenem im Besonderen zu sagen.

Die Lyrik der Alten unterscheidet sich von der neuen hauptsächlich dadurch, daß ihr der Humor abgeht. d. h. die Betrachtungsweise, welche die Gegenstände ihrer lastenden Schwere entkleidet; mit der sie auf das gewöhnliche Bewußtsein drücken, und unter die Mächte, die einander feindlich gegenüberstehen, aus dem Reiche des Gemüths und der Poesie die Versöhnung trägt. Im Alterthum waren Schmerz und Lust, Leid und Freude getrennt; bei uns liegt oft im tiefsten Schmerze das höchste Entzücken.

In neuerer Zeit ist die Frage über die Weise der Alten, die Natur zu betrachten, angeregt worden, aber der Versuch, für dieselben eine Naturbetrachtung in Anspruch nehmen zu wollen, wie sie bei uns und unsern elegischen Dichtern sich findet, möchte wohl als vergeblich sich erweisen. In den ältesten Zeiten stand die Natur mit ihrem Götterleben dem Menschen noch zu mächtig, zu herrisch gegenüber, als daß er sie ohne Scheu hätte betrachten, ohne Behutsamkeit von ihr sprechen sollen. Die Erde mit ihren Bergen und Thälern, ihren Hainen, Quellen und Strömen ist ihm noch ein Heiligthum, wenn auch nicht unnahbar, doch in Ehrfurcht gebietender Ferne gelegen.

Später zeigen die Alten für die Reize und Annehmlichkeiten der Natur zwar den feinsten Sinn und das schärfste Auge — unzählige Stellen aus den Dichtern und vor Allem die überaus sinnvollen, naiven Schilderungen aus dem stillen Leben der Thier- und Pflanzenwelt auf alten Wandgemälden beweisen es — doch war ihr Blick eben ganz unbefangen; sie nahmen die Natur für nichts Anderes, als was sie in Wirklichkeit ist, für den festen Grund, der den Menschen trägt, den fruchtbaren Boden, der ihn nährt, für eine Wohnung, die zwar mit mannigfachem Schmucke ausgestattet sich zeigt, doch nichts für sich ist, nur zu etwas dienen kann. Selbstständiges Leben hatte die Natur für die Alten nicht, und es hineinzulegen, wie wir es thun, dazu besaßen sie selbst nicht inneres Leben genug. Zwar kann man ihnen hohe Verstandeskräfte nicht absprechen, doch über so viel übersprudelndes Leben des Gefühls und Gemüthes hatten sie nicht zu gebieten, daß sie die Außenwelt noch damit hätten anfüllen können.

Zwar kennen wir die Musik der Alten zu wenig, als daß wir mit Bestimmtheit darüber sprechen könnten, doch wird sie nur rhythmisch gewesen sein, ihr Inhalt sich nur durch die Form zu erkennen gegeben haben. Nach einer bestimmten Melodie folgten die Töne auf einander und behaupteten einzeln, jeder an seiner Stelle, ein ausschließliches Recht an den Besitz derselben, aber ohne Hoffnung auf Wiederkehr, auf ein Fortleben durch das Ganze, auf ein Aufgehen endlich in einen allumfassenden, befriedigenden Accord. Das Wesen unserer Musik macht die Harmonie aus, und sie vermag durch diese das Leben in seiner tiefsten und weitesten Bedeutung aufzufassen. Es gestaltet sich in ihrem wunderbaren Reiche eine Welt mannigfaltiger, oft feindlicher Kräfte, die in der buntesten Entfaltung und Verwicklung fortleben und oft nur leise ahnen lassen,

daß sie alle von einer Natur sind, alle einem Gedanken dienen. Dieser tritt aber jedesmal aus dem Gewühl des Kampfes siegreich und in aller Herrlichkeit in's Leben.

Auch in der Baukunst hat der Geist der Zeiten sich zu versinnlichen gewußt. — Vergleichen wir z. B. die Orte, wo das höchste Wesen verehrt wird, den Griechischen Tempel und den Gothischen Dom. Jener steht in seiner einfachen Vollendung fertig und abgeschlossen da; der schönste Einklang durchtönt alle Glieder des Ganzen, die sich leicht und gefällig, aber auch nach bestimmt ausgesprochenen Gesetzen in einander fügen. In gleicher Lust reichen all' die schlanken Säulen sich auf dem ebenem Grunde und ohne zu trauren, daß ihr Wachsthum sobald abgeschnitten wird, schmücken sie noch, ehe sie anfangen, die Last des sie abgränzenden Gebälks zu tragen, mit bunten Blumenkronen ihr Haupt. Der Giebel hat nur die Aufgabe, das Gebäude zu Ende zu führen und er schließt dasselbe in seiner ganzen Breite gegen den Himmel ab, ohne das Innere jedoch dessen segnendem Strahle zu entziehen. Selbst kunstlos bietet er der Kunst seine Felder für ihre lebenvollsten Schöpfungen dar und verlangt nur, daß sie unbedingt mit den für sie abgezirkelten Räumen sich begnügen. — Ganz anders stellt sich der christliche Dom dar. Eine unberechenbare Macht entwächst der Erde, aber sogleich, wie sie hervortritt, beginnt sie weiter zu wachsen, sich zu gestalten und zu bilden. Da ist nirgends Ruhe; Alles ringt empor und hebt sich; die schwere Masse verschwindet allmälig, Form und Geist tritt immer mehr in's Dasein. Nichts ist bloß da, um Anderem Raum zu gewähren: Alles hat selbst Bedeutung und nimmt Theil an dem Leben, welches das Ganze ahnungsvoll durchhaucht. Und dieses Lebens, wie es sich mehr und mehr von der Erde entfernt, entfaltet sich zu immer schöneren, zarteren Blüthen und erhebt sich endlich zu

Höhen, die unser Auge kaum noch ermessen kann, vermählt das Irdische mit dem Himmlischen, das Diesseits mit dem Jenseits. Der Anschauende kommt sich selbst klein und dürftig vor; aber voll Lust läßt er sich mit empor tragen; tausend Regungen des Geistes werden wach; Unruhe ergreift die Seele, und nur die Gewißheit des Hinaufschwebens, die Hoffnung, das Unendliche zu erreichen, bleiben frohe und behagliche Empfindungen.

Was die Wissenschaft endlich betrifft, so können wir die der Alten als das erste Bedürfniß des zu sich kommenden Geistes bezeichnen, aber eines Geistes, der zwar anfängt, Freude über sich selbst zu empfinden, doch in dem Bemühen, sich seiner selbst zu bemächtigen, sich gegen die Außenwelt nur noch negativ zu verhalten weiß. Die Alten wollten wissen, um zu wissen; es gewährte ihnen Genuß und zugleich das Bewußtsein, sich den erkannten Gegenstand unterworfen zu haben. Jede Erkenntniß galt für erfreulichen Gewinn; mochte sie sich nun beziehen auf die Natur der Götter, oder auf die Frage, wie viel Sand am Ufer des Meeres liege. Je mehr die Kenntniß ausgebreitet wurde, desto weiter glaubte der Geist seine Herrschaft ausgedehnt zu haben; wie er sich selbst durch das Wissen bereichern und erweitern könnte, davon hatte er noch keine Ahnung.

Zwar war die Wissenschaft der Alten keineswegs ungenau; die Unbefangenheit mit der ihr fein unterscheidendes Auge alle Dinge ansah, ließ sie Alles erkennen, was nur zur Erscheinung kam, und setzte sie viel weniger dem Irrthum aus, als unsere Verfahrungsweise es zu thun pflegt, die, in vorher angefertigten Systemen und Theorien befangen, später erkennen als wissen will, und sich darin gefällt, die Dinge blos anzuschauen, um Beweise darin für vorausgebildete Annahmen zu finden. — aber jenes höhere Wissen fehlte den Alten, welches als das Wesen

eines jeden Dinges den Gedanken Gottes aufsucht, aus dem es hervorgegangen; wodurch der Geist sich selbst in den Dingen und das Wirkliche an denselben wiederum in seinem Reiche erkennt und so das Eins findet in der bunten Manigfaltigkeit der erscheinenden Welt, von dem die Alten so viel sprachen, das sie aber nie erkannt haben. Diese suchten nur zu erkennen, was da war, und Alles, was sie erkannt hatten, wurde als fertig in das Wissen aufgenommen; was auch ein Jeder erkannt hatte, und wie er es erkannt haben mochte, es genügte ihm und jedes Mal war die Kenntniß vollkommen, brauchte nicht durch die eines anderen Dinges vervollständigt zu werden. Ein Ding behauptete sich neben dem anderen, und dieses nur unter dem Widerscheine von einem anderen zu betrachten, mußte als ein Eingriff in seine Rechte angesehen werden. Die Geschichtschreiber z. B. hielten sich in ihrer Erzählung an das, was geschehen war, an die Thatsachen; der tiefere Zusammenhang mußte sich von selbst ergeben; noch wenigen dachten sie daran, Bemerkungen einzuflechten über eine höhere Beziehung des Erzählten, wie wir es oft bis zum Uebermaaß zu thun lieben. —

Es kam es denn, daß die Wissenschaft im Alterthum an individueller Beschränktheit, wie an einer gewissen Unerquicklichkeit litt; sie blieb lauter eines Vereinzelten, Zerstücktes und trotz ihres geringen Umfanges doch etwas Chaotisches, in seiner Unordnung schwer Lastendes. Was wir Polyhistorie nennen, findet sich zwar im späteren Alterthume, wie in der Alexandrinischen Zeit auch Akademien in unserem Sinne, Museen u. dgl. aufkamen, aber der Charakter der Wissenschaft änderte sich der Hauptsache nach wenig; diese erweiterte sich nur, nahm aber keine höheren Anschauungen in sich auf. Die Bezeichnung der Alexandrinischen Gelehrsamkeit ist ja fast sprichwörtlich geworden

für eine solche, die das Zusammentragen des Stoffes zu ihrer Hauptaufgabe macht.

Wollten wir von unserer Wissenschaft sagen, daß sie jenen oben angedeuteten idealen Standpunkt durchweg eingenommen habe, so würden wir zuviel behaupten. Sie begnügt sich noch zum großen Theil — was freilich auch stets eine ihrer Beschäftigungen bleiben und sie des Dankes der Menschen versichert halten wird — mit emsigem Einsammeln des Stoffes, dadurch wir unsere Kenntniß bereichern mögen; aber sie erkennt dies doch nicht mehr als ihren letzten Zweck an. Sie bemüht sich auch, was zwar die alte Wissenschaft ebenfalls schon that, Ursache und Wirkung, Grund und Zusammenhang der Dinge aufzufinden, schätzt es aber für eine noch höhere Pflicht, den Endgedanken zu suchen, wodurch jedes Besondere mit dem Allgemeinen, jedes Individuelle mit dem Unendlichen in Verbindung steht. Sie strebt überhaupt dahin, die Masse dem Gedanken zu unterwerfen, den Stoff in den Geist aufzuheben und findet so entweder ihre Vollendung in der Philosophie — wie wir denn auch schon fast von jeder Wissenschaft eine Philosophie derselben besitzen, oder sie übernimmt die Rolle der Kunst und führt, indem sie von dem zusammengetragenen Material jedes Einzelne in seiner Eigenthümlichkeit auffaßt und an die rechte Stelle bringt, ein wohlgefügtes Ganzes vor unseren Augen auf und überläßt, selbst ohne Haß und Liebe, es uns, zu betrachten und uns eine Meinung zu bilden.

Die Wissenschaft bei den Alten legte zuerst Zeugniß davon ab, daß der Geist zu sich selber komme, sich als selbst- und hauptsächlich berechtigtes Moment erfasse, ja, sie war ein Grund mit, der ihn zuerst dazu antrieb, diesen Schritt zu thun; und, indem sie so den Einklang zwischen Natur und Geist, den wir

als das charakteristische Zeichen für das Alterthum festgesetzt haben, aufhob, zersprengte sie letzteres in seinem innersten Wesen. Ist es nun unsere Aufgabe, jenes Zeitalter nur in der Epoche zu betrachten, wo es von seiner wahren unterscheidenden Eigenthümlichkeit noch nichts eingebüßt hat, so würde die Wissenschaft eigentlich nicht mehr vor unsere Betrachtung gehören; weniger aber noch, wie leicht zu ersehen, die Philosophie, auf welche alles, was von der Wissenschaft gilt, in erhöhtem Maaße Anwendung findet. Die Philosophie löste mehr noch, als jene, das Alterthum auf; sie war gleichsam dessen Schwanengesang und letzter Sterbeseufzer. Sie selbst ging mit zu Grunde, denn die unheilbaren Wunden, die sie geschlagen hatte, vermochte sie weder zu heilen, noch ihre tödtliche Wirkung von sich selber fern zu halten. Den Bruch, den sie ihrer Zeit zugefügt hatte, nahm sie auch in sich auf und trug ihn mit sich, so lange sie dauerte; nur indem sie sich selbst aufgab, endigte sie endlich den Streit der in ihr sich bekämpfenden Elemente.

Die älteste Philosophie war durchaus realistischer Natur, wandte sich ausschließlich auf die Betrachtung der Erde und des Himmels — dennoch war sie Philosophie, denn sie begnügte sich nicht mit bloß empirischen Forschungen, sondern suchte nach einem, allen Naturerscheinungen zu Grunde liegendem Principe. Die Jonier nahmen ein materielles Grundelement an, die Pythagoräer ein symbolisches, die Eleaten ein rein abstraktes Princip. Schon hier fielen Wirklichkeit und Philosophie auseinander, und nur das Bedürfniß, das man empfand, die Verbindung zwischen beiden wieder herzustellen, führte jene weiter. Heraklit setzte das Werden als Grund aller Erscheinung, und, indem er dadurch die Frage nach der Ursache des Werdens anregte, gewann es den Anschein, als ob er den Grund zu einer Philosophie des Geistes gelegt habe. Zuerst zwar antwortete die Mythologie

auf diese Frage und nannte Haß und Liebe; dann gab Demokrit noch die bewußtlose Nothwendigkeit, aber Anaxagoras eine weltbildende Intelligenz als Grund des Werdens an. Doch blieb dies eben doch nur eine Angabe, eine Forderung, die, wie sie gestellt war, auch sogleich wieder aufgegeben wurde. Man vermochte nicht, von der Betrachtung der Natur zu der des Geistes überzugehen, und mußte versuchen, auf anderem Wege das Ziel zu gewinnen. Die Sophisten begannen, indem sie den Menschen zum Gegenstande ihrer Betrachtung machten, die Philosophie von neuem und entdeckten in der Subjectivität und dem Ich wenigstens den Sitz des Geistes. Auf diesen selbst jedoch und sein eigenthümliches Wesen, wie auf seine eigentliche Bedeutung warf Sokrates den ersten Blick. Aber dieser, wie seine Vorgänger, die Sophisten, verhielt sich gegen die Naturphilosophie gleichgültig, sogar verneinend; und was die Philosophie des Geistes betrifft, so hat er auch hier wohl nicht viel mehr gethan, als daß er für diesen das Recht nachgewiesen, eine besondere, philosophische Betrachtung für sich in Anspruch zu nehmen. Plato machte, wenn auch mit weniger Vorliebe, die Natur wieder zum Gegenstande seines Denkens und gab in seinen Untersuchungen manche Anklänge einer wirklichen Wissenschaft des Geistes, doch beide mit einander zur Einheit zu bringen, hat er kaum versucht; und selbst sein Unternehmen, zwischen der lebendigen Welt und der des reinen Geistes den Zusammenhang nachzuweisen, muß als mißlungen bezeichnet werden. Schon Aristoteles hat dargethan, wie die Ideen des Plato von der Wirklichkeit durchaus getrennt ihr Dasein haben, nicht nur in ihrer Jenseitigkeit völlig unnahbar sind, sondern auch bewegungslos und starr unveränderlich, wie sie erscheinen, weder auf das Bestehen, noch auf die Gestaltung alles Diesseitigen irgend einen Einfluß üben können. Zwar behauptet Plato

selbst, daß die Welt ein Abbild des Ideenreiches sei; aber dies ist mehr ein Verlangen seiner eigenen mit dem Idealen bis zum vollsten Maaße erfüllten Seele, mehr das Ergebniß einer erhabenen Gemüthsstimmung, als ein durch logische Schlüsse und philosophische Betrachtung gewonnener Gedanke. Daher wie er sich anschickt, diesen Gedanken dialektisch durchzuführen, wendet er sich sogleich zu poetisch-mythischen Darstellungen, wo ein mystisch-dunkles Spiel den Phantasie den Leser fesselt und über das eigentliche Verlangen und Bedürfniß der Speculation täuschend hinweghilft, oder eine geistreiche Anwendung von Pythagoreischen Zahlenverhältnissen die treffende Schärfe und überzeugende Klarheit der Gedanken ersetzen soll. Selbst die Gottheit bildet in Wahrheit keine Brücke zwischen der Welt und dem Ideenreiche. Sie schafft zwar jene aus der chaotischen Masse nach den Urbildern, die das letztere ihr liefert, aber es wird nicht angegeben, welche innere und nur außer der Gottheit liegende Motive diese dazu bewegt, die Welt zu schaffen; diese ist ein Werk — nicht der Liebe, sondern nur der „göttlichen Neidlosigkeit". Eben so wenig erfahren wir, welche Beziehung zwischen den Ideen und dem Wesen der Gottheit stattfindet.

Aristoteles stand davon ab, den Geist im Jenseits zu suchen; er wandte sich zurück zur Betrachtung der erscheinenden Welt und glaubte, hier das Princip des Geistes in innigster Verbindung mit dem natürlichen Elemente zu erkennen. Er bestimmt das Verhältniß beider zu einander, wie das der Möglichkeit zur Wirklichkeit, der Materie zur Form, doch vermag er nur diese Verbindung zu vollziehen, indem er, bald die Materie sowohl wie für die Form dieselbe Substanz beibehaltend, nur nach gewissen Bedingungen diese einmal Materie, ein ander Mal Form nennt. Die Materie in ihrer Bewegung zur Voll-

endung wird Form, jeder Schritt in dieser Bewegung ist im Verhältniß zum vorhergehenden Form, im Verhältniß zum nachfolgenden Materie; nur wo die Bewegung aufhört, tritt eine Form ein. Diese reine, oder absoluten Geist gewinnt der Philosoph nur durch eine Verneinung und verneint auf diese Weise diesen. Denn ginge diese Bewegung, die von der rohen Materie anfangend durch das All der Erscheinung sich hinzieht, bis in's Unendliche fort, so wäre die Form der Geist in jedem Augenblicke auch noch Materie, Entfernung, von der ursprünglichen Materie nur durch die Entfernung, durch die höhere Stufe seines Standortes unterschieden, also niemals ganz rein, absolut. Ein solcher Geist ist seinem Grundwesen nach aber kein Geist, und Aristoteles vermochte, obwohl er das Bestreben der Materie, sich zu vergeistigen, richtig erkannt, dennoch nur durch Verneinung des Geistes die Einigung zwischen diesem und dem natürlichen Elemente herzustellen, d. h. diese in Wirklichkeit nicht herzustellen. Dennoch spricht er von einem absoluten Geiste einer Gottheit, die aber auch, ähnlich wie der „νους" des Anaxagoras, mehr eine Forderung als ein Ergebniß seiner Philosophie ist und wie die Gottheit des Plato, sich eigentlich als der Inhalt ergiebt, den, als Erinnerung des Jugendglaubens oder als ein Theil des gewöhnlichen Bewußtseins oder endlich als eine Ahnung des hohen, über sich selbst hinausgehenden Geistes, mehr der Mensch als der Philosoph in sich trug. — Die Welt des Aristoteles erscheint als eine Bewegung; es mußte sich die Frage aufdrängen nach dem ersten Grunde dieser Bewegung, nach einem ersten bewegenden Prinzips. Als dieses setzt der Philosoph sogleich die Gottheit, die er unerwartet und auf den ersten Blick ganz ohne Bedürfniß in seine Philosophie einführt, und verfällt dabei in einen ähnlichen Fehler, wie er ihn bei Plato tadelt. Denn seine Gottheit giebt zwar den

ersten Anstoß zur Bewegung der Welt und schaffe sie so gewissermaaßen aus der Materie, aber sie bleibt sonst zu derselben ganz außer aller Beziehung. Wir erfahren wiederum weder, warum sie diese That der Weltschöpfung vollbringt, noch unter welchen Bedingungen diese bewerkstelligt wird. Sie selbst ist ewig unbewegt und trägt in ihrem Wesen auch durchaus kein Motiv, das sie veranlassen könnte, nach außen hin eine Bewegung hervorzurufen. Und was ihre Schöpfung, die Welt, betrifft, die so ohne Grund in's Leben gerufen wird, so geht diese, wie sie den Anstoß einmal erhalten hat, ohne ihr Zuthun und ohne daß sie Rücksicht auf ihren Schöpfer nimmt, weiter und schlägt sie auch eine Richtung ein, welche sie am Ende einigermaaßen in die Nähe der Gottheit bringt, sie in ihrem Wesen sich derselben anschließen läßt, so ist dieses wiederum nur ein unbegründeter, nicht auf dem Wege des logischen Schlusses gewonnene Thatsache. — Zwar ergeht sich Aristoteles, wo es den Begriff seiner Gottheit auszumalen sich müht, in hoch erhabenen Gedanken und Schilderungen; er theilt derselben alle Eigenschaften mit, die einem absoluten, unendlichen Geiste zukommen, doch findet er weder Anklänge davon in der Welt, von denen ausgehend er zur Gottheit sich erhöbe, noch macht er umgekehrt von deren Eigenschaften eine Anwendung auf jene, daß er sie und ihre Bewegung daraus ableitete.

Den letzten Versuch, diese Kluft zwischen Gott und Welt, Jenseits und Diesseits, Geist und Natur zu überspringen, machte der Neuplatonismus. Dieser, eigentlich mehr eine Lehre, als eine Philosophie und vielleicht nicht ganz dem Einflusse des zu seiner Zeit schon erschienenen Christenthums fremd, ließ aus dem absoluten göttlichen Prinzipe, das er aufstellte, die Welt durch Emanation hervorgehen, wie auch die Seele, die aber vor den übrigen Dingen das Vorrecht besitzt, aus der Sinnenwelt, dann

an, sie auf Erden gefesselt ist, zu der Vernunftwelt, die sie nicht aufhört als ihre Heimath zu erkennen, zurückzustreben und zwar durch ein negatives Verhalten gegen alles nur Natürliche, Sinnliche, durch Askese. Durch die Ideewelt, die hier Abbild des Göttlichen selbst ist, gelangt sie endlich zu der unmittelbaren Vereinigung mit der Gottheit, in die sie sich bewußtlos versenkt und verliert. Allerdings ist der Zwiespalt, der bisher in der Philosophie obgewaltet hatte, hier überwunden; die Welt geht aus der Gottheit hervor, und was schätzenswerth in der Welt ist, kehrt zur Gottheit zurück, aber die Aufgabe ist keineswegs auf eine Weise gelöst, wie sie dem denkenden Bewußtsein genügen kann. Es würde uns jedoch zu weit führen, wollten wir versuchen, alle Mängel und Fehler im Neuplatonismus darzulegen; sein Grundton überhaupt ist Mystik und Schwärmerei, Phantasie und Glaube, der ohne Prüfung am Ueberlieferten hängt. Er springt über in seinen Schlüssen ohne Vermittlung des Gedankens und giebt im verzweifelten Bestreben, um jeden Preis sein Ziel zu erreichen, alle Philosophie auf.

Unterdeß hatte Christus den Begriff der göttlichen Liebe und der menschlichen Freiheit in die Welt gebracht und durch die That und in Wirklichkeit die Versöhnung vollzogen, die das Alterthum und seine Philosophie vergebens erstrebt hatten. Die dunkle Ahnung des menschlichen Geistes war strahlende Wahrheit geworden, jetzt mochte sie erkannt werden. — Hat nun unsere Philosophie diese Versöhnung zu unserm Bewußtsein gebracht?

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die christliche Philosophie auf allen ihren Wegen und Umwegen begleiten, aber noch Kant sprach auf zweifelhafte Weise von den Erscheinungen der Welt und stellte neben die theoretische Vernunft die

practische; Fichte läugnete die Wirklichkeit der Natur und sah sie nur als ein Gebilde unseres Geistes an, der sie sich schafft, um einen Gegenstand für seine Pflichterfüllung zu haben — ein Verfahren, welches der gesunde Menschenverstand nicht billigt; Schelling leitete Natur und Geist aus einem dritten, höheren Prinzipe ab, dem Absoluten, das sich in beiden, wie in seinen Abbildern erblickt, stellte aber damit, indem er von unserer Vernunft verlangt, sich eine Vorstellung von etwas zu machen, das nicht in ihrem Bereiche liegt, eine Forderung an unser Denken, der dieses nicht nachkommen kann. Hegel endlich hebt — wir wollen nicht untersuchen, ob im Einzelnen auf ganz makellose Weise, doch auf denselben Wegen, den auch die Geschichte und das menschliche Leben nehmen — das bloß natürliche, sinnliche Sein durch Sittlichkeit in das rein geistige auf. Wir müssen wohl zugestehen, daß er erlangt hat, was die alte Philosophie zu erreichen nicht im Stande war, und das verwirklichte, was jene nur als Forderung aufstellte. — Eine andere Frage ist es, ob Hegel damit alles Verlangen des menschlichen Daseins ausgefüllt und alle Philosophie für immer abgeschlossen habe. Die Vereinigung unserer beiden Existenzweisen, von Natur und Geist ist durch Aufhebung der ersteren in den letzteren vollbracht worden; aber eine neue Kluft hat sich aufgethan. Werfen wir einen Blick hinein. Das Vorbild in des Aristoteles Lehre war ohne Zweifel, wie wir schon ausgesprochen haben, die Anerkennung des Strebens der Materie, sich zweckmäßig zu gestalten — denn die Vernunft des Aristoteles ist wenig mehr als Zweckmäßigkeit; auf ganz ähnliche Weise erkannte Hegel das Bestreben der natürlichen Dinge, sich sittlich zu bilden.

Aber wie der Grieche nicht zum absoluten Geiste gelangen konnte, ohne ihn zu vernichten, so gewinnt unser Philosoph

auch nicht die reine Sittlichkeit, ohne sie untergehen zu lassen. Denn die Hegel'sche Idee ist ein ganz abstractes, wesenloses Wesen und findet Existenz nur, so lange sie am Sinnlichen haftet; sein Fortbestehen in der Idee ist in Wahrheit dem Nichtbestehen gleich zu achten. Ein bloß abstractes Dasein genügt nicht; es muß Etwas geben, was darüber hinausreicht und festeren Bestand hat, ein unvergängliches Ich. Was kann dieses Ich aber, will es nicht ein nebelichter Hintergrund, ein dunkler, undurchsichtiger Punkt bleiben, anders sein als die lichte, leuchtende göttliche Liebe, der Wille Gottes, durch den wir sind, der unser eigentliches Dasein ausmacht und durch den wir erst vollendet werden, wenn wir seinen Inhalt ganz in uns aufgenommen haben?

Und das ist es, was unsere Vernunft auch von der Philosophie fordert, daß sie die Kluft zwischen dem Geistigen und dem Abstracten ausfülle. Im Alterthum bestand, wie wir gesehen haben, ebenfalls schon eine solche Verbindungslosigkeit zwischen der Welt und der Gottheit und ihre Abstellung war damals unmöglich. Denn die Gottheit erschien stets als etwas Unbewegtes, Regungsloses, was durchaus in keiner Beziehung zu der Welt stand. Das Christenthum hat aber, indem es die Gottheit in einen Gott verwandelte und in letzterem durch die göttliche Liebe selbst eine Bewegung setzte, die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Gott und Welt hergestellt. Auf der andern Seite spricht es auch die heil. Schrift aus, die überhaupt so Manches enthält, was die stolze Philosophie unseres Jahrhunderts ausschließlich für ihr Eigenthum ausgeben möchte, daß wir Menschen göttlichen Geschlechtes sind. Suche die Philosophie dieses zu begreifen; es wird keines Sprunges bedürfen von da aus, wo sie jetzt steht. Sie wird sich vielmehr, wenn

mit einem langsamen Gange begnügen müssen, bevor der Mensch erkennt nur den Geist, der ihm gleicht; Gott nicht eher, als bis er in dessen unmittelbarer Nähe steht.

Fügen wir als Schluß der Betrachtung noch einige vergleichende Bemerkungen über die Länder und die Völker hinzu, die hauptsächlich als Träger der alten und neuen Geschichtsentwicklung auftreten. Es war sicher dieselbe Vorsehung, die den Gang der Geschichte überwachend leitete und die Orte bestimmte, wo das große Schauspiel sich entwickeln, und die Menschen erwählte, die die Rollen darin übernehmen sollten. In Hellas, dem Lande der schönen Mitte, das weder die Glut des Südens noch die Rauhigkeit des Nordens zu hart traf, mußte wohl ein Geschlecht erstehen, so mäßig, edel und schön, wie das Griechische, das eben so gesichert war vor verunstaltendem Auswuchsen, wie vor Unterdrückung seiner natürlichen Entwicklung. Und wie hätten in einem Lande, wo ewigglühende Fluren zum ruhigen Genuß des Lebens einluden und wo der Blick auf das weite Meer kühne und hohe Gedanken im Menschen erweckte, wo neben einander sonnige Felsengipfel zur lauten Freude und kühle Grotten zum Nachdenken aufriefen, schattige Bergabhänge dem Gelage des Bacchus Schutz boten und dunkle Haine den Sinn zur Verehrung der Götter wandten, wo göttlich wirksähnig die Rose den Liebenden und der Lorbeer dem Helden bekränzte — wie hätten da die Sinnenwelt und die Welt des Geistes sich nicht in gleicher Herrlichkeit flechten sollen? — Unser Land, dessen Blüthen ebensosehr unsere Pflege in Anspruch nehmen, wie sie uns erfreuen; dessen Früchte mehr dienen, des Lebens Nothdurft zu gewähren, als Genuß zu bereiten, ist ein Land, wo Entsagung leichter wird; wo oft das Innere dem Menschen die schönsten Amen bieten muß, darauf er sich ergeht; wo ein einengender Winter uns zum Nachsinnen und häufig

ein langer Frühling zum Hoffen auf die Zukunft einlüde. Wahrlich, unsere dunklen Nebelwolken würden unerträglich erschienen, wenn nicht das Licht eines dahinter liegenden reineren Himmels sie mit goldenen Einfassung umzöge!

So unterscheiden sich auch die Völker: die Griechen, die Lieblingskinder der Natur und der Vorsehung, ein zartes Geschlecht, gebildet aus dem feinsten Stoffe; gleich blühend an Schönheit der Gestalt und Anmuth der Seele, ganz geeignet, glückliche Bürger dieser Erde zu sein; dagegen die Germanischen Stämme, die Märtyrer der Geschichte, kräftig und rauh wie ihre nordischen Felsen, keusch wie ihr Schnee, rein wie das Eisen ihrer Berge, gewaltig und zerstörend auftretend, die Bildung der Welt schonungslos vernichtend, als ob von den entfesselten Titanen den Unterwelt die neue Götterdynastie nach kurzer Dauer ihrer Herrschaft erlegen wäre. Der Grieche war mehr erfüllt von Begierde, der Germane von Leidenschaft; jener war mehr mit Empfindung, dieser mit Gefühl begabt. Den Griechen hatten Klarheit des Blickes, der Germane Feuer des Auges; jener mehr Reizbarkeit der Sinne, dieser Ausdauer der Nerven. Den Griechen zeichnete Schärfe des Geistes, Reinheit der Phantasie aus, den Germanen Größe der Seele und Festigkeit der Gedanken. Was dieser aber als sein besonderes Eigenthum betrachtet, das ist die Tiefe des Gemüthes, die allein ihn fähig machte, die Verheißung des heil. Geistes zu empfangen. Nicht nur zu genießen, zum Kampfe ist der Germane berufen, aber nur die Art der menschlichen Glückseligkeit hat sich verändert. Der Epheukranz, der das Haupt des Griechen schmückte, hängt nun als Palme des Sieges am fernen Ziele, und beschattet diese auch nicht die erhitzte Stirn des Ringers, so weht doch erquickende Kühlung von ihr herüber.

Ueber den magyarischen Dichter Franz Kölcsey.[1]

Von

Dr. Alexander Flegler.

Viele unter Ihnen haben ohne Zweifel von dem Dichter, über welchen ich heute einige Mittheilungen zu machen gedenke,

---

1) Wenn die magyarische Literatur ihrem inneren Zusammenhange gemäß gekannt wäre, so müßte die nachfolgende Mittheilung über Kölcsey wo nicht überflüssig, doch mindestens ungenügend erscheinen. Wie indessen die Dinge jetzt stehen, kann auch eine flüchtige Skizze befriedigen. Das dichterische Schaffen bildet nur einen kleinen Theil aus der Wirksamkeit des bedeutenden Mannes, über welchen ich zu reden versucht habe; aber ich mußte gerade diese Seite wählen, weil sie nach ihrem allgemein menschlichen Gehalte zunächst geeignet war, in einem gemischten Hörerkreise das Interesse für den Gegenstand zu wecken. Gründliche Kenner der magyarischen Literatur, besonders magyarische Leser selbst, sind daher inständigst gebeten, das mangelhafte meiner Arbeit dem Standpunkte, den ich nothwendig einnehmen mußte, freundlich nachzusehen. Aber wenn auch dieses nicht gewesen wäre, so würde schon der Abgang alles genügenden Materiales mir zur Entschuldigung dienen. Man besitzt überhaupt noch keine umfassende Arbeit über Kölcsey's Leben. Die dahin einschlä-

kaum mehr als den Namen, viele selbst nicht einmal diesen gehört. Was aber hier dem einzelnen widerfährt, dasselbe Schicksal theilt mehr oder weniger die ganze Literatur, welcher derselbe angehört. Wir erforschen die Trümmer untergegangener Welten, wir sammeln ängstlich aus alten Handschriften neue Lesarten für griechische und römische Schriftsteller, wir tragen vom entlegenen Ganges die Blüten der Sanskritliteratur zu uns herüber, so wenig sie auch in unserem nordisch rauhen Klima gedeihen wollen; wir übersetzen chinesische Romane: wir holen Weisheit aus persischen Dichtern, — aber wir lassen völlig unbeachtet, was dicht vor unseren Thoren liegt. „Es ist nicht weit her" so sagt eine deutsche Redensart, die den Deutschen selber noch weit treffender, als die Sache bezeichnet. Wir haben uns im Laufe der Jahrhunderte gewöhnt, die Dinge auf den

---

eigen Schriften: diejenige von Lorenz Kóth (cf. Ujabb ismeretek tára, V. köt. 116—124 lap.), sodann eine andere von Kölcseys vieljährigem Freunde, Paul Szemere: „Kölcsey emlékezete" (cf. Budapesti Arvizkönyv IV. köt.), und endlich des Baron Eötvös ausgezeichnete Denkrede auf Kölcsey im Schooße der Academie (A magyar tudós társaság évkönyvei V. köt. 109—123 lap.) sollen zwar, eine jede vom ihrem Standpunkte aus, im einzelnen treffliches enthalten, waren mir aber nicht zugänglich. So blieb ich denn wesentlich auf Kölcsey's eigene Werke, auf die kleine Schrift seines Jugendfreundes Franz Kállay (Kölcsey Ferencz' gyermek- 's ifjúkori életrajza etc. Kiadja Kállay Ferencz. Pesten), auf Andreas Pap's Schilderung (Magyar szónokok és statusférfiak. Kiadja Csengeri Antal. Pesten, 1851. 285—332 lap.) und auf einige schriftliche wie mündliche Mittheilungen meiner ungarischen Freunde beschränkt.

weitesten Umwegen zu suchen, aus den entlegensten Fernen herbeizuholen, und darüber das allernächste bei Seite liegen zu lassen? denn dieses „ist nicht weit her!“ „Es ist nicht weit her!“ Diese Worte könnten zu einem reichhaltigen Texte, zu einem mit seinen Variationen unerschöpflichen Thema für die Geschichte der Motive und Triebfedern unserer geistigen Entwickelung und unserer innern Verhältnisse werden.

Die Vernachlässigung Ungarns in der deutschen Literatur ist um so merkwürdiger, da dieses Land seit drei Jahrhunderten in die innigsten Wechselbeziehungen zu uns getreten ist. Mehrmale haben deutsche Heere nicht blos in Ungarn selbst, sondern auch anderwärts mit Oesterreichern und Ungarn Siege und Niederlagen getheilt. Auf ungarischem Boden wurde der lange und schwere Kampf mit dem Volke der Osmanen zu Ende gefochten; als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die österreichische Monarchie in Stücke auseinander zu fahren drohte, fand Maria Theresia in jenem Lande Schutz und Rettung. Nirgends auf österreichischem Gebiete, außer in Ungarn, hat die Reformation mit zäher Ausdauer allen Versuchen der Gegenreformation glücklich widerstanden, und durch eine Reihe feierlicher Verträge sich Duldung und Anerkennung zu erringen gewußt. Alle diese Ereignisse und Zustände haben sich in den geistigen Erzeugnissen des Landes zurückgespiegelt; die Geschichte des österreichischen Staates ohne Kenntniß der historischen Literatur der Ungarn zu schreiben ist zur harten Unmöglichkeit geworden, und deutsch hat man auf dieses Feld die Grundsätze der Brachwirthschaft angewendet, und außer einigen schwachen Versuchen, hinwischen jenen Gegenden und uns ein klares Verständniß anzubahnen, liegt es völlig unbebaut.

Aber wen verstehen wir unter dem Volke der Ungarn? und was unter seiner Literatur? Ich würde diese Frage kaum

aufwerfen, wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, wie verworren hierüber noch, selbst bei Gebildeten, die Begriffe sind. Habe ich doch die Ansicht aussprechen und hartnäckig vertheidigen hören, die ungarische Sprache sei eine Tochter der lateinischen, und wahrscheinlich hat hierbei das Hörensagen von einer rumänischen Mundart der Wallachen, und dem Altenlatein der ungarischen Reichstage gleichmäßig zusammengewirkt. Andere halten die ungarische Sprache für eine slavische, was eben so irrig ist; selbst die bescheidene Frage konnte ich vernehmen, ob sie nicht Aehnlichkeit mit der Sprache der Schypetaren habe?

Um hier von vorneherein jede Verwechselung zu beseitigen, muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß der Name Ungarn von seinen Bewohnern selbst nie gebraucht wird, oder wenigstens nur dann, wenn sie in fremder Sprache reden. In dem Lande, das wir mit diesem Gesammtnamen bezeichnen, wohnen viele Reihe verschiedener Volksstämme neben einander. Unter diesen ist derjenige, welcher von dem Gränzgebiete der Szekler im siebenbürgischen Hochgebirge hinweg, über Kolosvár, die Windungen der Theiß, über Pest und Ofen, Székesfehérvár (Stuhlweißenburg), den Balatonsee bis Sopron (Oedenburg) hin, die ganze Mitte des Landes einnimmt, seit dem neunten Jahrhunderte bis zum Jahr 1848 der herrschende Stamm gewesen. Dieses Volk hat sich selber nie anders als die Magyaren, ihr Reich Magyarország oder das Magyarenreich genannt. Diese Magyaren sind nicht zu verwechseln mit den nördlich wohnenden Slovaken, die den Tschechen (Mähren und Böhmen) verwandt sind, nicht mit Croaten und Serben, die den Gruppen der später eingewanderten Slaven angehören, nicht mit den Wallachen im Süden des siebenbürgischen Hochgebirges, welche das Rumänische, eine aus dem Lateinischen gebildete Mundart mit fremden Beimischungen reden, und den Uebergang zu den Ein-

wohnenn der Moldau, Wallachei und Bessarabien bildenn. Der Kern des magyarischen Volkes wohnt in den großen Ebenen an der Theiß, welche mit dem Namen der Pußten bezeichnet werden. Der Hauptort dieses Landestheiles ist das durch und durch magyarische und größtentheils calvinistische reformirte Debreczen.

Dieses Volk nun gehört zu der großen finnisch-tatarischen Völkerfamilie, und bildet gewissermassen den Vorhof derselben auf europäischem Boden. Verwandt sind mit den Magyaren in Europa, wie aus den Sprachen hervorgeht, nur die Finnen in der skandinavischen Halbinsel, die Tschuwassen und Tscheremissen zwischen Nischneinowgorod und Kasan, die Tataren der Krim und die Türken. Aber diese Verwandtschaft ist eine entfernte. So beruht die Aehnlichkeit zwischen dem Magyarischen und Türkischen nur auf dem grammatischen Baue, weniger schon in den Formen, und am allerwenigsten in dem Sprachschatze. Wie die türkische Literatur sich unter dem Einflusse der persisch-arabischen gebildet hat, so die magyarische unter dem Einflusse der christlich-europäischen, vornämlich der italienischen und deutschen. Diese Anregung hat sie von außen her empfangen, ohne von ferne in das Verhältniß unbedingter Abhängigkeit zu treten; sie hat vielmehr grade durch die Nachbildung die Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit ihres Wesens zu entwickeln vermocht. Jede Ueberschätzung liegt mir dabei durchaus ferne; denn es wäre mehr als lächerlich, die magyarische Literatur neben die umfangreichen und allseitig entwickelten großen Nationen als gleichberechtigt hinstellen zu wollen. Ein Volk von kaum sechs Millionen Menschen, in die Mitte einer grenzenlosen Sprachenconfusion gestellt, losgerissen aus dem geistigen Zusammenhange mit verwandten Stämmen, von inneren Zwisten durchwühlt, zwischen übermächtige Nachbarn eingekeilt — ein kleines

Volk in solcher Lage war allzusehr auf das Nothwendige beschränkt, als daß seine Literatur sich zu einer universellen Bedeutung hätte entwickeln können. Aber eine Besonderheit hat sie doch und einen Vorzug, den man mancher modernen Literatur wohl wünschen möchte: sie leidet nicht an Blasirtheit, nicht an dem Haschen nach dem pikanten, verwürzten und versalzenen; sie ist auch nicht von den Parfümerien aller fünf Erdtheile überwuchert. Wie hier Wind scharf und schneidend über die Puszten hingeht und noch lange hingehen wird, so fährt ein frischer Luftzug durch die ganze Literatur der Magyaren: und glaubt man sich auch manchmal inmitten einer allgemeinen Fäulniß und Erschlaffung zu befinden — plötzlich erhebt sich jener Luftstrom von neuem und weht noch schärfer als vorher.

Nirgends aber erschließt sich der Sinn eines Volkes natürlicher und unbefangener, als in der Welt der Poesie; hier lassen sich die im Verborgenen wirkenden Gefühle und sittlichen Motive am sichersten belauschen. Gerade in der Poesie, vor allem in der Lyrik, haben die Magyaren, obschon ihnen auch das Epische und Dramatische keineswegs fremd geblieben ist, Treffliches und Ausgezeichnetes geleistet. Nicht nur, daß die großen Gedanken: Vaterland, Schicksal, Natur und Liebe dieselbe durch und durch beherrschen: auch die Art und Weise, wie sie diesen Gegenständen, die schon an sich von ewiger und unvergänglicher Dauer sind, Form und Ausdruck verleiht, zeigt uns ihre Gesundheit und Frische. Einzelne Ausnahmen können nirgends entscheiden; aber als Ganzes betrachtet, ist die magyarische Lyrik frei von nichtigem Tändeln und schwächlicher Sentimentalität; sie wird durch kein System, durch keine Schule irgend welcher Art, durch kein Dogma beirrt. Die Gegenstände, welche sie bewegen, treten uns ohne alle fremdartige Vermittelung entgegen: sie verbinden sich mit der einfachen Natur der

Dinge, und winken mit den Mitteln, die diese gibt. Das Allegorische bleibt ihr fremd; man findet nur spärliche Mystik, keine mittelalterliche Romantik, keine wuchernde Pietisterei, aber auch keine Affectation des Gegensatzes, keine polemische Verneinung, keine Extravaganzen gegen menschliche und gesellschaftliche Einrichtungen. Die ganze Natur des Magyaren, den Organismus seiner Sprache, sein politisch bewegtes Leben, seine ganze Geschichte haben alle diese Elemente, nach vorüberzuckenden Anflügen, immer von neuem ausgestoßen. Zu dem Sinne für das Ernste und Erhabene, der die magyarische Lyrik wesentlich charakterisirt, gesellt sich noch ein ganz eigenthümlicher Zug: Schwermuth und ungestillte Sehnsucht. Aber keineswegs als Schwäche; beide erscheinen vielmehr als Kampf des Gemüthes wider die Stürme des Schicksals, als innerer Drang diesen Kampf zu bestehen und durchzuführen, selbst mit der gewissen Voraussicht darin unterzugehen. Dieser tragische Zug ist den Widerklang aller der heftigen Erschütterungen, durch welche die Existenz des Volkes mehr als einmal in Frage gestellt worden ist.

Unter fieberhaften Zuckungen, schneidenden Gegensätzen und heftigen Aufregungen ist auch die neueste Periode der magyarischen Literatur zum Durchbruche gelangt. Sie beginnt mit dem Auftreten Josephs II. Zu den weitgehenden und überspannten Maßnahmen dieses sonst so bewunderungswürdigen Fürsten gehören auch die Verfügungen, durch welche er die deutsche Sprache in Ungarn nicht blos zur Sprache der Behörden und Gerichte, sondern auch zu derjenigen des Volkes und des gesellschaftlichen Lebens zu erheben gedachte. Er weckte damit den damals nur schlummernden Nationalgeist der Magyaren; er bewirkte, daß die Opposition gegen unstatthafte Eingriffe sich auch auf die mit weiser Umsicht angelegten Maßnahmen des Kaisers ausdehnte.

Der ungarische Reichstag von 1790 stellte die magyarische Sprache unter seinen Schutz, und erhob sie zur offiziellen Sprache des Landes. Damals sammelten sich alle denkende und strebende Köpfe unter der heranwachsenden Jugend um den rüstigen Franz Kazinczy, einen Mann, der weniger durch die Genialität seiner Produktionen, als durch sein anregendes Eingreifen und eine beispiellose Thätigkeit in den verschiedensten Zweigen des Wissens, auf die Umgestaltung der ungarischen Literatur eingewirkt hat.

Gerade in dieser Zeit des Aufschwunges ward Franz Kölcsey am 8. August 1790 zu Szödemeter im mittleren Szolnoker Comitate, in einem rein magyarischen Landestheile geboren [2]). Seine Familie gehörte der sogenannten Nemesség oder dem Stande des Landadels an, als dessen allgemeine Kennzeichen wir weniger den großen Grundbesitz, als vielmehr die politische Stimmberechtigung in den Versammlungen der Vármegyék oder Gespanschaften bezeichnen müssen. Sie zählte zu den altmagyarischen Geschlechtern, bekannte sich zum calvinistisch reformirten Glaubensbekenntnisse, war aber nur mäßig begütert.

Kölcsey, der schon in den frühesten Jahren gute, wenn schon nicht ungewöhnliche Anlagen verrieth, verließ sehr bald das väterliche Haus, und erhielt seine Bildung auf den Schulen von Debreczén. Er beschäftigte sich daselbst nicht blos eine

---

[2]) ... a Partium egyik megyéjében, közép-Szolnokban, Szödemeter nevü faluban, ... (cf. Pap Endre, in: Magyar szókokok és státusférfiak. Kiadja Csengeri Antal, 288 l.) In Szödemeter war die Heimath der Mutter; das aus den ältesten Zeiten her angestammte Erbgut der väterlichen Ahnen Kölcsey's lag dagegen in dem Szatmárer Comitate an der Theiß.

gründliche Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache, sondern eignete sich auch das Deutsche und Französische an. Wichtiger als die äußere Kenntniß der antiken Sprachen und ihrer Literatur war die Anschauung des öffentlichen Lebens der alten Welt, welche er in sich aufnahm, und welche auf sein ganzes Leben und insbesondere auf seine Behandlung der vaterländischen Angelegenheiten einen unverkennbaren und ununterbrochenen Einfluß ausgeübt hat. Schon im sechszehnten Jahre, so wird uns berichtet, trat Kölcsey in das höhere Collegium von Debreczén ein, ohne daß wir dabei etwas näheres über das Verhältniß dieses Collegiums zu den vorausgegangenen Lehranstalten, oder über die Art der auf demselben betriebenen Universitätsstudien erfahren [3]). Von jetzt an traten Kölcsey's reiche geistige Anlagen nach allen Seiten hin in überraschender Weise hervor. In die Zeit seines Aufenthaltes zu Debreczén fallen viele seiner ersten dichterischen Versuche; in seinem siebzehnten Jahre wurde er mit Kazinczy bekannt, der das große Talent des aufstrebenden Jünglings erkannte, und einen fortwährenden Briefwechsel mit ihm unterhielt. Seine Eltern scheint Kölcsey frühzeitig verloren zu haben; aber nach einer Nachricht über sein Verhältniß zu ihnen, sowie über den Kreis seiner Familie überhaupt, habe ich mich vergeblich umgesehen [4]).

[3]) Két esztendö mulva csak, tehát 16 éves korában, mikor a' felsöbb iskolai osztályokból diákságra ment, kezdének nagy tehetsége' jelenségei benne szembetünöleg mutatkozni. — — (Kölcsey Ferencz' gyermek — 's ifjúkori életrajza etc. Kiadja Kállay Ferencz, 9 lap.

[4]) A. Pap berichtet nur, daß der vaterlose und mutterlose Waise (az atyátlan, anyátlan árva) mit seinen Geschwistern das mäßige Vermögen getheilt habe, aber der Zeitpunkt, wann Kölcsey eigentlich seine Aeltern verlor ist nirgends angegeben. (Pap

In dem neunzehnten Jahre seines Lebens sehen wir ihn in Pesth. Die jüngeren Männer, welche sich der öffentlichen Laufbahn widmeten, bereiteten sich durch praktische Rechtsstudien auf dieselbe vor. So arbeitete auch Kölesey als Jurat bei der königlichen Tafel in Pesth. Für sein weiteres Leben aber, wie für seine spätere literarische Wirksamkeit wurde sein Aufenthalt in dieser Stadt dadurch bedeutend, daß er in jugendlicher Begeisterung mit Stefan Horvát, Vitkovics und Paul Szemere einen engen Freundschaftsbund schloß. Der Einfluß des letzteren namentlich, der nicht blos als Dichter, sondern mehr noch durch die Förderung junger Talente sich um die magyarische Literatur bleibende Verdienste erwarb, beförderte Kölesey's Entwickelung in hohem Grade, und überwand allmälig die Zaghaftigkeit und Abgeschlossenheit, womit derselbe nicht nur der Uebernahme eines öffentlichen Amtes, sondern auch der öffentlichen Theilnahme an literarischen Angelegenheiten widerstrebte.

Sein Aufenthalt in Pesth währte übrigens nur ein Jahr. Wenn die einen sagen, daß er die dortige Stellung aufgab, weil die Trockenheit des juristischen Geschäftslebens seiner Neigung widersprach[5]), die anderen, weil er den damaligen Staats-

Endre bei Csengeri, ꝛc. p. 290). Wenn es in Deutschland zur Sitte geworden ist, unsere großen Männer bis in die abgelegensten Winkel ihres Lebens zu verfolgen, so daß wir über der Anhäufung kleiner und winziger Dinge fast die Größe nicht mehr erkennen, so tritt uns dagegen in den biographischen Nachrichten der Magyaren eine Kargheit entgegen, welche das Zusammenfügen der einfachsten Bausteine unmöglich macht. Wir könnten ihnen, ohne alle Gefahr zu verkümmern, wenn es sich anders machen ließe, einiges von unserm überschwänglichen Reichthume abtreten.

5) Kállay, p. 37.

einrichtungen grundsätzlich entgegen stand [6]), so ist wohl in beidem etwas wahres, aber jedes einzelne als ganzes unrichtig. Denn ein zwanzigjähriger Jüngling von den reichen und eigenthümlichen Anlagen, wie Kölcsey sie besaß, mußte von dem natürlichen Drange nach Freiheit und Unabhängigkeit, insbesondere nach dem Besitze einer freien Muße erfüllt sein, die ihn in den Stand setzte sich in dem weiten Reiche des Wissens zu ergeben, bevor er an eine bestimmte Stellung im Leben dachte. Motive, die aus politischen Prinzipien geflossen sein könnten, würden ein Fertigsein in ihm verrathen, dem die Vielseitigkeit seines Wesens von Grund aus widersprach. Er lebte nun längere Zeit in Almosd, einem Dorfe im Biharer Comitate, in der Gemeinschaft mit seinem Bruder Samuel. Alle Briefe, die er von dort aus mit seinen Freunden wechselte, soweit ich davon Einsicht nehmen konnte, beweisen, daß Kölcsey rastlos mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt war, und daß sein Geist, in entlegene Fernen schweifend, sich mit großen Plänen, Hoffnungen und Aussichten für die Zukunft trug.

Kölcsey's Freunde spornten ihn unausgesetzt zu literarischer Thätigkeit an. Auf ihren Zuspruch veröffentlichte er mehrere seiner Gedichte in verschiedenen Almanachen und Zeitschriften, und schrieb die erste Schrift von größerem Umfange, die ihm aber durch ihren entschieden polemischen Charakter neben aufrichtigen Bewunderern auch zahlreiche Feinde erwarb. Kazinczy hatte sich nämlich zur Bereicherung der magyarischen Sprache manche neue Wortbildungen erlaubt, die namentlich bei den Freunden des Herkömmlichen, den Stockmagyaren Anstoß erregten. Ein gewißer Gideon Bohógyi unternahm es, diese Bestrebungen in einer Schrift lächerlich zu machen, die er spottweise

[6]) A. Pap bei Coengéri, p. 200.

Mondolat, das Wörterbuch, nannte. Der Name Mondolat selbst war ein neues Wort, von nicht geringerer Verschrobenheit als andere, aber absichtlich gewählt, um die Bestrebungen der Neuerer lächerlich zu machen. Während eines Besuches bei seinem Freunde Szemere zu Péczel schrieb er seine Schrift: das Gegenmondolat [1]), theilweise in Hexametern, worin schon damals die überlegene Klarheit seines Geistes und die Vollendung seiner Sprache hervortrat.

Im Jahre 1816 nahm Kölcsey, sechs und zwanzig Jahre alt, seinen Wohnsitz in Cseke, einem ansehnlichen, aber einsamen Dorfe der Szatmárer Gespanschaft, ohnweit der siebenbürgischen Gränze. Hier blieb er, mit wenigen Unterbrechungen, bis an das Ende seines Lebens, zuletzt als Főjegyző oder Obernotar des Comitates [2]).

[1]) Felelet a' Mondolatra, néhai Bohógyi Gedeon úrnak. Die Schrift findet sich in Kölcsey's gesammelten Werken abgedruckt: Kölcsey Ferencz' munkái. Skerkesztik B. Eötvös F., Szalay L. és Szemere P. Pesten, 1844. V köt. 55—116 lap.

[2]) Den Zeitpunkt seines Amtsantrittes vermag ich nicht zu bestimmen, zumal ich aus den unbestimmten Nachrichten, die mir vorliegen, nicht einmal über Kölcsey's Aufenthalt in Cseke in's klare gekommen bin. Denn schon im Jahre 1813 schreibt er von dort her an P. Szemere. (Kölcsey F. minden munkái. V. köt. 139 és 141 lap.) Im Jahre 1814 finden wir ihn wieder in Álmosd, und im Jahre 1815 endlich schreibt er von neuem, daß er nicht mehr in Álmosd, und nicht in Pozsony (Preßburg), sondern in Cseke wohne, „a puszta magányos falu Szatmárnak végső szélein. (Kállay p. 69). Lassen uns nun alle diese Angaben im Dunkeln, so sind die Nachrichten über andere Punkte geradezu widersprechend. So setzt Kállay den Aufenthalt Kölcsey's in Pesth

Es bleibt eine sprechende und eigenthümliche Erscheinung, daß der Dichter, der unter den magyarischen Dichtern die umfassendste Bildung, den feinsten kritischen Sinn und eine seltene Kunstvollendung der Sprache besaß, so viel ich weiß, einen kurzen Aufenthalt in Wien abgerechnet, nie über die Gränze Ungarns hinausgekommen ist, und daß dieser nämliche Mann fast immer durch den Druck der Umstände und das Drängen seiner Freunde genöthigt werden konnte, mit den Erzeugnissen seines Geistes öffentlich hervorzutreten. Noch fremdartiger und widerspruchvoller aber bleibt für uns die weitere Erscheinung, daß Kölcsey diese geistige Thätigkeit in einem abgelegenen Bauerndorfe pflegte und unterhielt, zuletzt in dem Strudel eines zerstreuenden Geschäftslebens, und fast immer durch Kränklichkeit gehemmt, die ihn sein ganzes Leben hindurch ununterbrochen begleitet hat.

Kölcsey war von schlanker und hagerer Gestalt. Schon frühe hatte er durch die Blattern das rechte Auge verloren. Seine hohe und schön gewölbte Stirne, und das eine, aber große und volle Auge traten in seiner Erscheinung besonders überraschend hervor. Sein blasses Gesicht hatte bei äußerst feinen Zügen den Ausdruck der Seelengüte nicht minder, als den der körperlichen Leiden.

Er blieb unverheirathet. Wissenschaft und Dichtkunst, wozu später noch die Theilnahme an dem öffentlichen Leben kam, mußten ihm die Freuden des Familienlebens ersetzen. Darin förderte ihn die Natur des ihm anvertrauten Amtes. Denn der Obernotar hatte eine ganz andere Stellung, als was wir gewöhnlich unter einem Notare verstehen. In der Gespanschaft

---

in das Jahr 1809, A. Pap in das Jahr 1810. Das Andenken Kölcsey's verdiente doch eine genauere Feststellung der Thatsachen seines Lebens.

vereinigten sich nicht blos Gerichtswesen und Administration, sondern auch politische Angelegenheiten. Sie übte das Recht, in Fragen der Gesetzgebung die Initiative zu ergreifen und darauf bezügliche Anträge an den Reichstag zu stellen. Für alle diese Gegenstände war der Obernotar, der Protokollführer, und die wichtigsten Geschäfte des Landes giengen durch seine Hände. So läßt es sich denn auch erklären, wie Kölcsey von seinem Eseke aus mit allen öffentlichen und gemeinsamen Interessen vertraut, und mit den angesehensten Männern seines Vaterlandes in unmittelbarer Verbindung bleiben konnte.

Ein anderer nicht minder günstiger Umstand diente Kölcsey'n, die einsamen Stunden seiner ländlichen Zurückgezogenheit in sehr erfreulicher Weise zu beleben. Der Aufenthalt in der Kanzlei eines Obernotars ward als die tüchtigste Vorbereitung für das öffentliche Leben betrachtet; Kölcsey's Kanzlei galt für eine der bestunterrichteten des ungarischen Landes, er selbst für einen der gewandtesten Beamten. Daher traf es sich, daß stets Söhne der angesehensten Familien sich um die Ehre bewarben, als sogenannte Honorarnotare unter Kölcsey's Leitung arbeiten zu dürfen. Diese wohnten in seinem Hause, aßen an seinem Tische, verbrachten selbst die Mußestunden in seiner Gesellschaft.

Kölcsey wohnte zu Eseke in einem nach ungarischer Bauart großen und geräumigen, aber einstöckigen Hause. Neben zu lag ein Garten. Während des Vormittags wurden die laufenden Geschäfte des Amtes beseitigt, und erst um drei Uhr gieng man zu Tische. Nun lenkte Kölcsey das Gespräch stets auf Gegenstände des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft und Literatur. Waren dann noch ein paar Gänge durch den einförmigen Garten gemacht, so widmete Kölcsey den Rest des Tages, oft bis spät in die Nacht, seinen literarischen Arbeiten und Studien. Diese letzteren bezogen sich unausgesetzt auf die grie-

chische Literatur, besonders die Periode der großen Tragiker, auf die römische Literatur des augusteischen Zeitalters, die französische unter Ludwig XIV., und die neuere deutsche seit Lessing. Fast jedes Jahr reiste er nach Pesth, durchstöberte die dortigen Buchhandlungen und Antiquariate, und kehrte mit einem großen Haufen Bücher in seine Einsamkeit zurück.

Höchst belebend und anregend wurden seine Mittheilungen durch die Sicherheit, mit der er das Material des Geschäftslebens, wie dasjenige seiner Studien beherrschte. Er hatte ein so staunenswerthes Gedächtniß, daß er im Stande war, ganze Gesänge aus der Aeneis der Virgilius wörtlich herzusagen. Dies that er öfters auf Ausflügen und Spazierfahrten mit seinen jungen Freunden, sowie er denn keine Gelegenheit verschmähte, diese für die höheren und geistigen Angelegenheiten des Lebens zu gewinnen. Wer neben seinen Amtsgeschäften und Freistunden nicht irgend einer Muse oder freieren Wissenschaft huldigte, der war bei ihm nicht besonders angesehen.

Dieser reichbegabte und höchst eigenthümliche Mann, dessen äußere Lebensschicksale ich Ihnen so eben, wenn schon nur in dürftigen Zügen vorübergeführt, hat sich durch eine dreifache Wirksamkeit dauernden Ruhm erworben: zunächst auf literarischem Gebiete theils als Dichter, theils als Kritiker, und auf politischem Felde als Redner und Staatsmann. Ich werde heute zunächst nur sein dichterisches Wirken im Auge behalten.

Hier tritt uns Kölcsey vorzüglich als Lyriker entgegen. Er hat mit gleichem Glücke die Ballade, die Ode und das Lied behandelt.

Die Romanze und Ballade stellte Kölcsey auf einen vaterländischen und innerlich geistigen Boden. Alles Sententiöse, jeder rhetorische Prunk wird gemieden, obschon die rhetorische Wirkung nicht fehlt. Man findet bei ihm weder das mechanische

Wunder, noch die Verwickelungen und Ueberraschungen der Legende, noch das bunte Farbenspiel romantischer Abentheuer. Es sind sehr einfache Handlungen, die meisten mit einem tragischen Momente, und die ganze Kunst des Dichters besteht darin, den Reichthum des Innenlebens, den Kampf des Gemüthes mit dem Schicksale hervortreten zu lassen, und die Macht der Wirkung in die Gruppirung der Thatsachen zu legen.

Eine seiner gelungensten Balladen ist Dobozi. Aus der Zeit der Einfälle, welche das wilde Tatarenvolk der Kunen nach Ungarn machte, erzählt eine alte Ueberlieferung — und sie ist uns, wenn ich mich anders recht besinne, von Turóczi aufbehalten, — den Versuch eines Magyaren sich und sein Weib auf schnellem Pferde zu retten. Vergeblich! er wird eingeholt, tödtet zuerst sein Weib, um ihre Unschuld zu retten, und sucht und findet sodann im Kampfe mit den unbändigen Kunen den Tod. Kölcsey hat diesen einfachen Stoff zum Gegenstande einer Dichtung gemacht, in welcher das hinreißende Feuer der Erzählung, wie das dramatische Leben der Handlung gleich bewundernswerth sind. Wenn er dabei das Versmaß der Lenore von Bürger zu Grunde legte, so hat er damit die für alle Zeiten gültige Volksthümlichkeit desselben anerkannt, und nicht minder die hohe Befähigung der magyarischen Sprache, diese Form mit gleichem Geschicke zu handhaben wie die deutsche, unwidersprechlich dargethan.

Dobozi [*])

Der Plünd'rer naht, Dobozi hielt,
Zu Pferd sein Weib umschlossen;
Schon saus'ten die Tataren wild
Ihm nach auf schnellen Rossen.

[*]) Kölcsey Ferencz minden munkái. I. köt. 67. lap. Die deutsche Uebersetzung ist von Tretter (Fr. Toldy, Hand-

Und fern, wie felsgetrag'ner Schnee
Blinkt weiß die Fahn' auf dunkler Höh'
Der stauberzeugten Wolke,
Umringt vom wilden Volke.

Er sieht zurück und flieht voran,
Getreu mit dem Gemahle,
Ihn hemmt kein Hinderniß der Bahn,
Der Fels wird gleich dem Thale.
Im heißen Schaum gebadet längst,
Jagt mähneflatternd fort der Hengst,
Die Füße, schnell getragen,
Gleich Blitzen Funken schlagen.

Der Ritter hat nicht Furcht zu Roß,
Trägt Wunden, Tod im Herzen,
Sein Blut gar oft in Schlachten floß,
Oft fühlt er Todesschmerzen,
Und der sein End' als Streiter fand,
Dem schmiedet Ketten keine Hand;
Doch blickt er hin zum Weibe
Schäumt auf sein Blut im Leibe.

Das zarte Weib hält angstverwirrt
Den Helden fest umfangen,
Und ringt, ermattet, glüht und friert;
Es sinkt und wächst ihr Bangen.
Durch ihrer Locken braune Fluth
Erzischt des Mittagswindes Wuth,
Und wenn's im Strauche schwirret,
Däucht's ihr, die Kette klirret.

---

buch der ungarischen Poesie. Pesth u. Wien 1828, T. II, p. 440), und ich gebe sie unverändert, da sie wirklich eine gelungene ist.

„Ach Ritter, Ritter, hast du Kraft
Für Hunderte im Arme?
Ob mich im Unglück wohl indraffe
Dein Flammenschwert dem Schwarme?
Daß fern nicht über Berg und Thal
Des rohen Fremdlings wüste Zahl
Durch Wildnisse mich treibe,
Zur Sklavin seinem Weibe.“

Und schaudernd hört's betrübt der Held
Sein Auge netzt die Zähre,
Blickt seufzend auf zum Himmelszelt
Ob Trost dem Leiden wäre.
„Fleug' zu, fleug' zu, mein treues Roß
Das güt'ge Glück beut beff'res Loos,
Nimmt mich, auf Schmerzenspfaden
Vielleicht noch auf zu Gnaden!“

Und gleich dem Reh, das mit sich trägt
Die Qualen der Geschoße,
Flieht hin der Ungar windbewegt,
Gedankengleich zu Rosse.
Im heißen Schaum gebadet längst,
Jagt mähneflatternd fort der Hengst,
Die Füße, schnell getragen,
Gleich Blitzen Funken schlagen.

Wo ist der Wind, der Wellen schlug
Mit nie erschlafftter Schwinge?
Wo sind Gedanken, deren Flug
In Fernen endlos gienge?
Ermattung hemmt der Sehne Kraft,
Das Roß trabt schnaubend und erschlafft,
Die Mähne langsam flieget,
Der Reiter Trost erlieget.

In ihrer Brust ein Sturm sich hebt,
Ihr Blut wird eine Welle;
Auf ebnem Plan herbrausend bebt
Der Lärm mit Wogenschnelle.
Und hoch wie felsgetrag'ner Schnee
Naht schon die Fahn' auf dunkler Höh
Der stauberzeugten Wolke,
Umtos't vom wilden Volke.

„Ach Ritter, nur in deiner Hand
Ist Schutz, das Schwert gezogen!
Es löse sich mein Sklavenband
In meines Blutes Wogen.
Ich soll, von Plündrern rings umdroht,
Erschauen deinen Heldentod?
Ich soll in fernen Landen
Um dich vergehn in Banden?

Am Abgrund der Verzweiflung steht
Der Held, in Schmerz versunken,
Kaum glimmt, von Seufzern angeweht,
Der Hoffnung letzter Funken.
„Nur einmal noch, mein treues Roß,
Das güt'ge Glück beut bess'res Los,
Nimmt mich, auf Schmerzenspfaden,
Vielleicht noch auf zu Gnaden."

Und einmal fühlt es noch den Sporn
Der stachelnd eingedrungen,
Und gleich dem wunden Wild im Zorn
Ist's nun zuletzt gesprungen.
Im heißen Schaum gebadet längst
Jagt mähneflatternd fort der Hengst,
Die Füße, schnell getragen,
Geknickt zusammenschlagen.

Wie Wolken, die vom Hagel ſchwer,
Und bald wie Blitzesſchimmer
Nachſauſet des Tataren Speer,
Und blitzt mit düſtrem Flimmer:
Und hoch wie felsgetragner Schnee
Weht ſchon die Fahn' auf dunkler Höh'
Der ſtauberzeugten Wolke,
Umringt vom wilden Volke.

„Ach Ritter, Ritter, meinem Mund
Den Kuß, den letzten, ſpende!
Ob meiner Schmerzen tiefem Schlund
Reich' ſchützend mir die Hände!
Wenn auch der Liebe Himmelkreiß,
Nur dieſer Horde mich entreiß'!"
Er kehrt ſich ab und ſchweiget,
In's Aug' die Thräne ſteiget.

„Ach Ritter, jede Hoffnung wich,
Es iſt nicht mehr zu ſäumen,
Ein jed' Gefühl in mir erblich,
Nur eins will flammend keimen:
Die Freiheit reicht zum Bund die Hand,
Doch knüpft ihn nur ein blutig Band!"
Er ſchweiget tief erſchüttert,
Sein ganzes Sein erzittert.

Beneiden muß ich dein Geſchlecht,
Dein Loos muß ich beneiden;
Die Waffe ſchwingend im Gefecht
Fällſt rächend du dein Leiden;
Ich, kniegebeugt der Schwäche gleich,
Erbettle mir nur einen Streich,
Ich ſchenkte Herz und Liebe dir,
Gewähr' dies eine Flehen mir!

Ach oder soll an Räuberbrust
Ein Kuß den Lohn mir reichen?
Erstickt von schnöder, mächt'ger Lust
In Schmach die Scham erbleichen?
Ach Gatte! denke schaudernd dir,
Wenn bald dein Weib im Sturm der Gier
— Der Lohn mir Treuen winket? —
Im letzten Kampfe sinket."

Verzweiflungsvoll wehklagt der Held,
Vom mächt'gen Schmerz erdrücket;
Im Endmoment er schaudernd hält
Sein treues Schwert gezücket;
Als, gleich dem Leu im durst'gen Kampf
Nach Raub und heißem Blutesdampf,
Schon wüthend der Tatare
Hinlangt nach seinem Paare.

Und abgewandt, sein ächzend Weib
Im Arme aufwärts schwenkend,
Weiht er sein Schwert, in ihren Leib,
Es schnell und tödtlich senkend —
Und stürmt dann in's Barbarenheer,
Empfängt und spendet Tod umher;
Sein theures Blut strömt nieder
Auf seines Weibes Glieder.

Zu den übrigen Gedichten Kölcsey's, welche dieser Gattung angehören, mache ich vorzüglich auf zwei aufmerksam: Schön Lenka (Szép Lenka) und das Gewitter (Zápor), auf jenes, weil es uns in einem gedrungenen Bilde die ganze Wucht des verworrenen und niederschmetternden Schicksales fühlen läßt, und dieses, weil es an ein ganz gewöhnliches Moment des Lebens die höchste Sehnsucht des menschlichen Gemüthes zu knüpfen versteht.

Wie in der Ballade und Romanze Kölcsey vorzugsweise den Kampf des Gemüthes mit der äußeren Welt und der Macht des Schicksales darstellt, so spricht sich in seinen Oden das innere Ringen der Seele nach dem Höchsten und nach dem Ideale aus. Aber auch hier schließt sich der Dichter jederzeit der Wirklichkeit an, und verliert sich nie in das Seraphische. Vorübergehend tauchen wohl einzelne Abstraktionen auf; aber sie werden durch Bild und Gleichniß schnell wieder auf poetischen Boden zurückgeführt. Vaterland, Schicksal und die Regungen des Innenlebens bilden die Gegenstände der Gesänge.

Ich habe zur Mittheilung zwei Gedichte ausgewählt, welche mir für die Charakteristik Kölcsey's von besonderem Werthe zu sein scheinen. Das erste: „der Kampf" (Küzdés)[10] gewährt uns einen überraschenden Blick in Kölcsey's wogende und streitende Gefühle, die sich unter der ruhigen Fläche seines äußern Wesens verbargen. In dem zweiten „An die Nymphe in Rákos" (Rákos' nymphájához)[11] offenbart uns der Dichter die ganze Gluth des Herzens, mit der er sein Vaterland umfaßte, jenen mächtigen Gedanken, zu dem er aus verwirrenden

---

[10]) Kölcsey Ferencz' minden munkái etc. I. köt. 40–42 lap.

[11]) Kölcsey Ferencz' minden munkái etc. I. köt. 47. und 48 lap. — Der Bach Rákos durchfließt in der Nähe von Pesth das Feld, auf welchem in alter Zeit die Volksversammlungen der Magyaren gehalten wurden, wie auf dem Felde von Wola die der Polen. — Ich bemerke hier gelegentlich, daß die Gedichte „der Kampf", „an die Nymphe von Rákos" und das folgende „Ki búban ül", von denen ich gar keine, so wie das Gedicht am Schluße „der Wunsch", von dem ich wenigstens keine getreue Uebertragung vorfand, von mir übersetzt worden sind.

Geschäften, wie aus entfernten Gebieten des Wissens, immer von neuem zurückkehrte. Meisterhaft steigert sich die Parallele bis zur Höhe des Schlußgedankens, daß die Liebe zum Vaterlande die unverbrüchlichste und heiligste jeder menschlichen und irdischen Liebe ist.

Der Kampf.

Wie an des Felsens Stirn' der Sturmwind toset,
So steht der Kühne dem Geschick entgegen;
Doch schon ermattend sinkt er
Dem Allgewaltigen zu Füßen;
Ob noch die Seele glüht von Kraft,
Verathmet schon der sterbende Leib.

Aufwärts! zur Höh'!
So mahnt der Schutzgeist.
Dunkel und Wirrniß,
Sie umschatten
Unsre Häupter hienieden;
Voll Ahnungen singt der Sänger
Beß're Schickung und Heimath
Doch räthselvoll bleibt seine Brust:
Wie in Dodonas Hainen
Die himmlischen Redner,
Wie ossian'scher Geisthauch,
Schwindet seine Empfindung
Gleich der dämmernden Nacht.

Denn in des Schaffens Selbstgefühle
Beugt uns die Ohnmacht;
Wenn mit den Göttern wir ringen,
Wenn in der Sphären Einklang
Die Stimmen wir mischen,
Werden wie Träume die Lieder,
Wie schwebender Wolken Schatten,

Der über grünende Saaten
Auf Flügeln des Windes eilt.

Zertrümmerst du wohl,
Deine Hülle von Staub,
Daß mit Gluthschwingen
Die Seele sich hebe?
Daß hehrer Glanz
Dir in die Augen leuchte?
Daß in entleg'nen Fluren,
Die wir nicht kennen,
Du deines Schicksals Leiter werdest?

Ew'ges Sehnen und Hoffen:
Nach dem Vergang'nen
Die bebende Lust,
Wie nach der Zukunft hin —
Dieß unsres Lebens
Verknüpfende Kette,
Und sie leitet
Eine verborgene Hand.
Ja, Hand, gewaltig
Bist du und strenge
Jenseit des Grabes wie hier;
Denn du zernichtest nicht.

Du neigst dich zu uns
In dem Gewande
Der Leiden und Hoffnung,
Heil'ge Ergebung!
Und so steigen
In deinen Armen
Aus Gefilden des Staubes,
Mit dir aus schäumenden Wogen
In die Heimath
Milder Verklärung

An die Nymphe von Rákos.

Ein Lied, ein Lied,
O Nymphe, an des Lieblings,
Deines Flußes Rand.
Ein Lied von schlichtem Sinne,
Ein Lied, das himmlisch glühend
Zum Herzen rede, und zu dir!

Heimath und Jungfrau! beide Minnen
Bewahrt mein Busen sich.
Ach! schmerzvoll jene, diese schmachtend,
Erglühend jene, diese lächelnd
Schau und umarme ich.
Doch stolzer pocht mein volles Herz
Und Selbstgefühl steigt auf die Stirne,
Wenn ob mir ihre Bilder schweben.

Der Hulden voll, doch grambedeckt
Taucht, Vaterland, dein Bild empor,
Wie Rom in Cäsar's Träumen,
Du heil'ges Land!
Des Schmerzes innerstes Gefühl
Strahlt von dir weg auf mich zurück!
Doch du kommst lächelnd, kommst,
Jungfrau, wie an Maies Morgen
Der neugeborne Tag erglänzt.
An deiner Brust
Schmilzt aller Kummer weg,
Und außer deiner Brust
Ist keine Lust.
Theilt deine Wolke, Heimat, sich
Einmal, blickst lächelnd dann
Du um dich her,
Wird zum Olymp die Brust sich heben,
Von Glut und Kraft durchdrungen.

Doch wenn dir, Mädchen,
Ein ſtiller Schmerz das Antlitz wölkt,
Stürz' weinend ich in deine Arme,
Und meine Lippe beut dir Troſt.

An deinem Aſchenkruge
Steigt klagvoll einſt das Lied empor,
Und mit erhob'nen Schwingen
Träuft es aus Himmelsthau
Die Linderung mir herab.
Doch du mußt leben, Vaterland
Und ewig gleich dem Frühling grünen;
Denn ach! an deinen Trümmern
Würd' ich durchſchüttert niederſinken,
Mein Vaterland!
Mein Vaterland!

Außer den beiden mitgetheilten Gedichten dürfen auch noch die folgenden: Rákos, der Magyarenhymnus (Hymnus a' magyar nép' zivataros századaiból) und das Zrinyilied (Zrinyi' dala) als ſolche genannt werden, die ſich mehr oder weniger durch eigenthümliche Schönheit auszeichnen. Die beiden letzten haben zugleich in der Maſſe des Volkes weite Verbreitung erhalten.

Endlich hat ſich Kölcſey auch in dem Liede verſucht, das nicht wie die Ode und der Hymnus aus der Tiefe des Gemüthes zu ſchöpfen, oder die Kraft des Geiſtes auf einen einzigen großen Gedanken hinzulenken hat, ſondern in leichter Gefälligkeit den Eindrücken des Lebens und der Natur folgen, oder einem ſchon gegebenen Kreiſe von Gefühlen Form und Ausdruck verleihen ſoll. Wir werden bei Kölcſey, ſchon ſeiner ganzen Nation nach, nicht die unverſiegliche Heiterkeit eines Göthe, noch die unerſchöpflichen Wendungen der Laune eines Bérenger ſuchen. Der ernſte, feierliche, oft umwölkte und ſchwermüthige

Sinn des Dichters macht sich auch auf diesem Gebiete geltend, verbindet sich aber mit dem Heiteren, und gibt dadurch diesen Gesängen eine wunderbare Färbung. Das Jauchzen der Freude und die hell aufsprühende Lust liegen dicht neben den Bildern von Tod und Vergänglichkeit, und werden so von träumerisch einwiegender, narkotischer Wirkung. Aber nie überläßt uns der Dichter dem öden Gefühle der Zerrissenheit; die schlagende Wahrheit seiner Bilder, und die ungesuchte Wendung der Gedanken führen stets eine künstlerische und harmonische Auflösung herbei.

Die beiden Lieder, die ich mitzutheilen gedenke: Im Kahne (csolnakon) [12]) und Ki búban ül [13]) (wörtlich: wer in Traurigkeit dasitzt) sind aus den Jahren 1822 und 1823, und führen uns in jene wehmüthig frohen Stunden ein, die den Dichter in seiner Einsamkeit von Cseke wohl manchmal beschleichen mochten.

Im Kahne.

Auf unsteten Wogen
Saß ich im Kahn,
Hört' den Kranich schwirren
Im Flug' hinan.
Fleugst, o Himmelspilger,
Ob Land und Meer;
Ach, daß mir zu fliegen
Beschieden wär'.

---

[12]) Kölcsey F. minden munkái, etc. I. köt. 79. és 80. lap. Die Uebersetzung ist von Tretter. (Franz Toldy, Handbuch der ungarischen Poesie ꝛc. tom. II. p. 448.)

[13]) Kölcsey F. minden munkái etc. I. köt. 81. és 82. lap.

Ziehgeſt wol dir ſuchen
Ein beßres Land,
Lauen, grünen Frühling,
Und Sommers Brand;
Auch ich ſelber ſuchte,
Im Flug dir nach,
In dem beßren Lande
Ein treues Dach.

Fänd' ein Hüttchen, drüber
Heiteres Blau;
Wo kein Winter wäre,
Noch Wolkengrau;
Wo, gleich Regenbogen,
Der Hoffnung voll,
Morgen ſtets auf Morgen
Aufſtrahlen ſoll.

Wo der Weſt durchwehte
Der Bäume Grün,
Würde um mein Hüttchen
Ein Quell' ſich ziehn.
Gott mit euch, du Nachen,
Du ſtürm'ſcher Strand!
Denn dort beut die Traute
Zitternd die Hand.

Auf unſteten Wogen
Sitz' ich im Kahn,
Hör' den Kranich ſchwirren
Im Flug hinan.
Fleug zu, Himmelspilger,
Ob Meer und Erd';
Ach! mit dir zu fliegen
Mein Loos verwehrt.

Ki búban ül . . . . [14]).

Wer traurig weilt, fühlt neue Kraft
Wenn den Wein zur Lippe er bringet;
Drum sei er willkommen, der Rebe Saft,
Der nichtige Sorgen bezwinget.
Den Kranz aus deinem Laube
Den setzt der Dichter sich auf,
Und herrlich in deinem Schirme
Geht zum Olymp der Lauf.

Wie oft, erwärmt von deinem Blut,
Sang froh ich heitere Lieder!
Der holden Jungfrau Trauerglut,
Wie glänzte im Auge sie wieder!
Wie weckte der Lieder schwebender Ton
Der Seele glühendes Sehnen,
Dieweil den Göttertraum der Held
Aushaucht' im Arme der Schönen.

Wie oft die Trompete schon setzte ich an,
Von schäumendem Weine gehoben,
Von Waffen sang' ich, von der Schlachten Plan,
Mit ewigem Ruhme verwoben.

14) Wenn es mir in den beiden andern Gedichten möglich geworden war, genau das Versmaß der Urschrift einzuhalten, so scheiterten an diesem Liede alle meine Versuche. Suffixe, Partizipien und Satzbau der magyarischen Sprache vereinigen sich hier in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, um eine Kürze und Gedrungenheit hervorzubringen, welche wiederzugeben mir ganz unmöglich wurde. Ich will gern einem größeren Sprachkünstler, als ich zu sein mich rühmen darf, die geschicktere Lösung der Aufgabe überlassen.

Und heißer im Busen der Helden
Die Liebe zur Heimat stieg,
Und wie die Morgenröthe,
So schimmerte Tod oder Sieg.

Das Taglicht fühl' ich brennend steigen,
Den Dichter drücket es schwül;
Den Schatten webt mit rankenden Zweigen
Das Rebdach um Fenster und Pfühl.
O! schirme mit grünendem Schleier
Der Muse stillen Erguß,
Des Herzens Fülle, die tönende Leier,
Der Liebe wonnigen Kuß!

Und wenn sie vergangen des Lebens Lust,
Dann kommt mein Engel zur Selde;
Dann sing' ich das Schwanlied aus vollerer Brust,
Verborgen in Weinlaubs Gezelte.
Und dieses mit Windes Wehen
Deckt leise mit Blättern mich zu,
Und schließet die Augenlieder
Dem Freunde zur ewigen Ruh'!

Obschon das Mitgetheilte für eine vollständige Beurtheilung des Dichters noch lange nicht genügen kann, so erkennen wir doch schon in den wenigen Proben so viel individuelles Gepräge, so viel lebendige Handlung, daß wir unwillkührlich zu der Frage geführt werden, ob Kölesey nicht auch für das Epische und Dramatische den Beruf in sich gefühlt habe. Auch läßt sich kaum zweifeln, daß wir manche größere Arbeit von ihm besäßen, wenn seine Lebensstellung und seine Berufsgeschäfte ihm nicht jede Möglichkeit dazu abgeschnitten hätten. So aber liegen uns nur Bruchstücke vor: zuerst der Anfang einer Tragödie: Perényi, und eine Uebersetzung der beiden ersten Gesänge der Ilias.

Die letztere, im Versmaße der Urschrift verfaßt, ist eine vortreffliche Arbeit, durch welche zugleich die große Bildungsfähigkeit der magyarischen Sprache ganz unwiderleglich dargethan wird. Diese hat sich nämlich die glückliche Fähigkeit bewahrt, Längen durch Position zu bilden, sowie durch Verschiebung der Accente eine große Mannigfaltigkeit der rhythmischen Verhältnisse hervorzubringen, während in unsern modernen Sprachen diese Eigenschaften durch die überwiegende Herrschaft des Begriffes oder des Accentes verwischt worden sind. Stehen nun die letzteren grade darin hinter den antiken Sprachen weit zurück, so nähert sich ihnen in eben dem Maaße die magyarische Sprache, und Kölcsey hat diesen Vorzug mit unverkennbarem Geschicke benützt, um seine Uebersetzung der rhythmischen Gliederung des Originals so nahe als möglich zu bringen[15]).

Die dichterische Wirksamkeit Kölcsey's, so bedeutend an sich, ist gleichwohl nicht das Feld, von dem aus er am nachhaltigsten in den Geist seiner Nation eingegriffen hat. Alle seine geistigen Anlagen wirkten erläuternd, berichtigend, reformirend, und verschafften ihm ganz von selbst die Stellung eines Kunstrichters, in der er sich auch bis an das Ende seines Lebens behauptet hat. Wie er vorzüglich vaterländische Stoffe zu Gegenständen seiner Dichtungen wählte, und durch dieselben die heimischen Formen neu belebte, so suchte er dafür in seinen kritischen Schriften tiefere Gründe, die er auf Beobachtung der

15) Die magyarische Literatur besitzt, außer Kölcsey's fragmentarischer Arbeit, noch andere und vollständige Uebersetzungen der Ilias. Allein da sie mir nicht zugänglich gewesen sind, so vermag ich kein Urtheil über den Werth derselben abzugeben, noch ihr Verhältniß zu der Leistung unseres Dichters näher zu bestimmen.

Natur und des wirklichen Lebens zu gründen suchte. Die fremde Bildung sollte zur Belebung des nationalen Entwickelungsganges dienen, und nur ein Mann von so universeller Bildung, wie Kölcsey war, konnte hiefür zugleich die sichere und passende Grenze ziehen. In diesen Bestrebungen wurde er durch eine treffliche Handhabung der magyarischen Prose unterstützt, in der er ohne Zweifel noch mustergültiger geworden ist, als in seinen poetischen Arbeiten. Zu der Klarheit und Einfachheit des Satzbaues gesellt sich die feinste Präcision des Gedankens, eine seltene Eleganz der Wendungen und Formen, und die enge Verbindung aller dieser Elemente zeigt uns, daß sie in Kölcsey etwas gegebenes und angeborenes, nichts maniriertes und angekünsteltes waren. Da die Zeit heute nicht mehr in in das Einzelne einzugehen erlaubt, so muß ich mich mit wenigen Andeutungen begnügen. Zu den Schriften der bezeichneten Art gehören vor allem: sein Briefwechsel mit Döbrentei, noch in Almosd 1813 begonnen, und zu Cseke 1816 beendigt, worin er in frischen und unmittelbaren Eindrücken sich über einen weiten Kreis literarischer Gegenstände und Aufgaben ausspricht: sowie die geschlossenen Aufsätze, in denen er sein Urtheil über magyarische Dichter, über Csokonai, Kis und Berzsenyi abgegeben hat. Nicht minder müssen die Abhandlungen über das Komische, über griechische Philosophie, über Körners Zrinyi und über Volkssagen dahin gezählt werden.

Endlich hat Kölcsey in seinen letzten Lebensjahren auch als Redner und Staatsmann eine höchst bedeutende Stellung eingenommen. Mußte er als Mann von warmem Herzen und hellem Verstande, der sein Vaterland aufrichtig liebte, zu allen Zeiten den Ideen der Staatsreform zugänglich sein, so schloß er sich doch seit 1830 mit Entschiedenheit der sichtbaren

Partei des Fortschrittes an, die unter Wesselényi's Leitung, und unterstützt von Graf Károlyi und Carl Nagy von jetzt an in das öffentliche Leben eingriff. Er wurde Mitglied des langen Reichstages, der von Dezember 1832 bis Mai 1836 vereinigt blieb, der Opposition allmählig die Mehrheit in der Tafel der Stände verschaffte, und dadurch eine Reihe innerer Reformen vorbereitete. Aber so unentwegtlich auch Kölcsey's Grundsätze sein mochten, so besaß er doch eine zu tiefe Bildung und einen zu ausgeprägten Charakter, als daß er sich vor den falschen Göttern der Wühlerei, der Unordnung und der Gesetzlosigkeit hätte beugen mögen. Er wurde weder der Schmeichler, noch der Abgott des großen Haufens. In den Verhandlungen sprach er selten, aber stets mit Nachdruck. Nichts war ihm mehr zuwider, als wildes Geräusch und Getöse. Wenn es sich nun zufällig traf, daß während seiner Rede unruhiges Gesumme und Geplauder zu stören anfiengen, so hielt er inne, und schaute ruhig und fest in der Versammlung umher. Schnell kam man zur Besinnung; die lautloseste Stille kehrte zurück, und Kölcsey konnte seinen Vortrag ungestört zu Ende bringen. Der sechste Band seiner Werke enthält seine politischen Reden; und der Mann, der mit seinen Studien oft in ganz entfernten Zeiten weilte, sprach in den öffentlichen Versammlungen mit Sachkenntniß bald über die Angelegenheiten der Gespanschaft, bald über confessionelle Angelegenheiten, über den Zehnten, über das Erbschaftsrecht des Fiscus, und andere Dinge des praktischen Lebens.

Gerade die politische Wirksamkeit Kölcsey's gibt uns den Schlüssel zu seinem Inneren. Der Dichter, der so oft seine Verehrung vergangener Zeiten aussprach, huldigte hier dem Geiste des Freisinns und des Fortschrittes. Er wollte aus der alten Zeit nur ihren Geist und ihre Thatkraft bewahrt, nicht

ihre verwitterten und inhaltlosen Formen in die Gegenwart verpflanzt wissen. So sehen wir denn in Kölcsey den harmonisch gebildeten Mann vor uns, in welchem Gelehrsamkeit und Leben, Dichtung und Wirklichkeit, Gedanken und Empfindung in innerer Verbindung blieben und ununterbrochen zusammenwirkten.

Die Geschicke Ungarns lagen schwer auf seinem Herzen. Nicht ohne Ahnung sah er in die verwirrenden Ereignisse der Zukunft hinein. Unter unzähligen Andeutungen, die sich hierüber in seinen Schriften vorfinden, will ich nur eine besonders bezeichnende Stelle hervorheben. „Der Himmel spendet" so lesen wir einmal in seinen zerstreuten Bemerkungen [16]) „einem jeden jegliches in reichem Maße, Freude und Schmerz; aber ein Herz, welches sich selber quält, wie das meinige, hat er vielleicht noch niemanden verliehen." — „Ich empfinde; dieß wird mich früher oder später aufreiben. Mag es immerhin geschehen! Ich gewahre Zeiten, in denen ich nicht lange zu leben wünsche."

Kölcsey starb nach kurzem, aber schmerzlichem Krankenlager am 24. August 1838 in seinem kaum vollendeten acht und vierzigsten Lebensjahre, tief betrauert von seinen Freunden, und dankbar anerkannt von seinem Vaterlande.

Dem Dahingeschiedenen dürfen mit Recht die schönen Verse nachgerufen werden, die wir als „Wunsch" (Ohaitás) [17]) schon in seinen früheren Gedichte aufgeführt finden, und mit denen auch ich meine Mittheilungen auf passende Weise schließen kann.

---

16) Önpanaszok vid. Kölcsey F. minden munkái V. köt. 176 lap.

17) Kölcsey F. minden munkái. I. köt. 21 lap.

Gleichwie die göttliche Laute hintönt durch Tempes Gefilde,
Thespische Musen, so sei' heil'ge Empfindung in mir.
Bläulicher Flor des dämmernden Abends umhülle mein Leben,
Hort meiner zärtlichen Glut werde der Liebe Vergelt.
Steht ein Pilger dereinst vor dem Steine, der sprachlos dahin starrt,
Wehe des Schönen Gefühl heiter belebend um ihn.

Drei Rosen.

Poetische Erzählung

von

Julius Merz.

Vor wenigen Monden führte mich mein Weg an einem Garten vorüber, dessen leichte Umzäunung mir die Gelegenheit gab, an dem lebendigen Blumenflore, der seine Zierde ausmachte, mich zu weiden.

Nach einigen Minuten meines sinnenden Verweilens kam ein junger, frischer Gesell mit dem Gartenmesser in der Hand, und lenkte seine Schritte nach einem Strauch, an welchem drei herrlich aufgeblühte Rosen mein Auge bereits besonders gefesselt hatten. — „Was willst du, Junge?!" „„Ich will die schönste davon mir abschneiden, Herr! — Ein schönes Kind soll sie bekommen, dem ich heute noch meine stille Liebe gestehe. Ihr will ich's an's Mieder stecken; ich weiß, sie hat mich auch lieb und wir werden selig sein, und wenn ich dann fort bin, o wie oft, Herr, wird sie dies Röslein (er hatte das schönste inzwischen hinweggenommen) anblicken und sich an ihrem Dufte erfreuen und sie wird es küssen und dabei meiner gedenken."" „Du hast recht, Bursche", mußte ich ihm zugestehen, dem eine Freudenthräne drauf herabfiel, „du hast recht, an ihrer Brust,

da mag sie selig sterben." — Ihn trieb das Liebesfeuer, ich lenkte gedankenvoll vom Platze ab und als ich halblaut wiederholte: dort wird sie selig sterben! — da hatten wir uns längst aus dem Gesichte verloren.

Jüngst ging ich wieder diesen Weg und jene Stelle hielt wie mit Zaubermacht mich fest. Nicht weit davon war auch der Bursch geschäftig und erkannte rasch den, der da Zeuge war, als er der Liebe sich ein Opfer holte. Und der gemüthliche Gesell, er trat herzu und grüßte freundlich, wartend des Gesprächs. „Nun? — Auch die zweite ist hinweggekommen?" —— „„Ja, lieber Herr, doch nicht zu solchem Dienst, wie einst die erste."" — „Und wozu dann?" „„Seht', lieben Leuten starb ihr einzig Kind. Ein blühend Mädchen soll's gewesen sein. Da kam man an mich, eine schöne Rose, recht schön, möcht' ich im Garten auserlesen, die sollt' die theure Leiche in die Hand bekommen. Und ich ging wieder zu dem Strauche, Herr! Mir war's schon damals, als ich meiner lieben Anna die eine Blume auserwählt, als ob die zweite wie zur Trauer blühen sollte. Da habt ihr's; Wonnestunden hat die erste mitgefeiert, mein liebes Aennchen hat mir's oft versichert,"" — „die zweite war" ergänzte ich die Rede, „ein schmerzlich rührend Bild in todter Hand." — „„Die dritte hier, fuhr nun der Gärtner fort, seht, sie ist welk geworden."" —

„Leb' wohl du trauter Bursch," — so mußte rasch ich scheiden. Und wieder, wie einst dort, spricht der Gedanke sich nur halblaut aus. „Ja! Sie ist welk geworden, sprach ich ihm nach, ja, sie ist welk geworden, hat Keines Herz gerührt, hat Niemanden geduftet, hat Niemanden geblüht."

Gedichte.

Ein Vergißmeinnicht.

Der Blume nicht, der in azur'nem Glanze
Das Bächlein seine Frühlingsweisen singt,
Die uns die Liebe heut im Trennungskranze,
Mein schwermuthsvolles Liedchen heute klingt,
Mein Blümchen stammet aus der Wolkenheerde,
Die flüchtig durch den blauen Aether schwebt,
Von wo es niedersteigt zur Mutter Erde,
Und ihr zum Leichentuch die Fäden webt.

Im traurigen Gewande zu veralten,
Begann das Jahr, und zeugte einen Tag,
Dem an der Stirn, wie düstre Unmuthsfalten,
Ein Meer von grauen Nebelstreifen lag,
Schon nahte zögernd in den Silberlocken
Der strenge Greis, und schickt' aus fernem Land
Dem mildern Freunde seine ersten Flocken,
Zum Gruße und zum stillen Friedenspfand.

Da kam mein theures Kind hereingesprungen,
Das Mägdlein mit dem Engelsangesicht,
Und rief, von kindlich reiner Lust durchdrungen:
„O! sieh nur Vater — ein Vergißmeinnicht!" —
Und wie in tausendfältigen Crystallen,
Zu fein und zart selbst für des Künstlers Hand,
War auf ihr dunkel Sammtgewand gefallen
Ein Flöckchen Schnee dort aus dem Wolkenland.

Seitdem ist Jahr um Jahr dahingegangen,
Wie es der Strom der Zeiten wiedergab,
Und Myriaden solcher Blumen prangen
Alljährlich auf des Mägdleins kleinem Grab;

Ich aber trug mein Leid hin zu den Auen,
Wenn unterm Frühlingskusse sie erwacht,
Und durft' ich auch der Blumen Fülle schauen,
Mir hat ihr Lächeln nimmer Trost gebracht.

Doch wenn der kalte Nord den Todesreigen
Entgegenrauscht der schönen Blüthenwelt,
Wenn Wald und Flur im Morgenreif erbleichen,
Und starr das Silberlaub zur Erde fällt,
Dann harre ich, bis von dem Todtenkranze
Mein Kind mir eine weiße Blume bricht,
Und aus der ersten Flocken buntem Tanze
Mir nieder steiget — ein Vergißmeinnicht.

Dr. Ebersberger.

Die Fichte in der Heimath.

Stund einst daheim im tiefen Waldesgrunde
Ein junges Fichtenbäumchen schlank und stolz,
Gar traut und heimlich war es in der Runde,
Zwei Namen zierten seines Stammes Holz.

Und eh' die Morgensonne ihre Segen
Dem grünen Wipfelmeere mitgetheilt,
Kam oftmals auf geheimnißvollen Wegen
Ein Mädchen von der Flur herbeigeeilt.

Ein flüchtig Roth trat auf die holden Wangen,
Wenn sie mit Halmengras ein Sträußchen band
An jenen Baum, und dann mit scheuem Bangen
Den Weg zurück zum nahen Dörfchen fand.

Der Abend stieg herab, kein Blättchen rauschte
Mehr in des Waldes stillem Schattenreich,
Und zum Gebet der Abendglocken lauschte
Der alten Tannen mächtiges Gezweig.

Da kam ein Mann im grauen Jägerkleide,
Der nahm den Strauß mit flücht'gem Liebeskuß,
Und einen Kranz von Enzian und Haide
Ließ er zurück als stummen Gegengruß.

So wechselten, durch trübes Loos geschieden,
Die Liebenden gar lang der Treue Pfand,
Bis endlich bei des Lenzes neuen Blüthen
Ein schöner Tag für's Leben sie verband.

Oft grüßt mein Weib in trauter Abendstunde
Die welken Kränze im Erinnerungstraum;
Noch' wissen, wo daheim im Waldesgrunde
Noch grünt und blühet unsrer Liebe Baum.

Dr. Ebersberger.

Arabesken.

1. Des Menschen Hand.

Der Mensch die Hand geschlossen hält,
Tritt er als Kind in diese Welt,
Denn was sie bietet schön und reich,
Die Hand möcht' es erfassen gleich.
Doch Nichts trägt sie in's dunkle Haus,
D'rum streckt er sie im Tode aus.

2. Zwei Schwestern.

A. Du hast auf's Neu', o holde Muse!
Gesegnet mich mit deinem Gruße,
Weil ich dein allerliebstes Kind! —
Noch diesen Reim, und fertig sind
Die Verse.

B. Da habt Ihr nun, ihr armen Kinder!
Zwei warme Strümpfchen für den Winter,
Damit Ihr nicht mehr frieren müßt,
Die Masche noch, und fertig ist
Die Ferse.

3. Wunder.

Du glaubst an keine Wunder mehr?
O lieber Freund komm' einmal her,
Betrachte dir den alten Rath,
Der immer drei Doktoren hat,
Wie er noch frisch und munter
Und das nennst du kein Wunder?

4. Die Kindercomödien.

Sieh' 'mal die Tannenbäumchen dorten
Auf des Herrn Grafen Gartenhecke,
Sind erst ganz frisch beschnitten worden,
Dürfen nicht machen die kleinste Ecke,
Alles schön rund und glatt rasirt,
Zeitig gestutzt, gehörig dressirt —
Gefallen dem gnädigen Herrn gar sehr,
Werden aber keine Tannen mehr.

5. Rache.

Läßt mich die Welt in Ruhe nimmer,
Und kümmert sie sich viel um mich,
Am allerschwersten räch' ich mich,
Wenn ich mich nichts um sie bekümmer.

Dr. Ebersberger.

Die Reise.

1. Ruf zur Fahrt.

So steh' ich an des weiten Meeres Strande,
Das nirgend Ufer beut dem scheuen Blick,
Das führet zum geheimnißvollen Lande,
Aus dem noch kein Besuchter kam zurück.

Ein kleiner Nachen haftet an dem Strande,
Darin ein Fährmann, alt, mit dunklem Blick;
Schon löset er vom Stein die leichte Bande —
Und Du trittst ein, gerufen vom Geschick!

Was zögerst Du? — Hast Du nicht Muth zum Fahren?
Möchtst festen Grund und Aussicht Dir bewahren;
Und klömmest gern auf selbst gewähltem Steg! —

Was fürchtest Du? — Siehst Du nicht ganze Scharen
Weit um Dich her auf selbem Meere fahren? —
Tritt ein nur! Der Dich führt — er kennt den Weg! —

2. Die Abfahrt.

O Fährmann, welchen Nachen klein
Hast Du zur Reise gewählet! — —
„Er faßt' uns Beide; steig' nur ein;
Der Platz ist für zwei gezählet."

O Fährmann, ach! ich fürchte mich sehr;
Wenn Stürm' und Wogen sich heben?
„Wir fahren still auf stillem Meer;
Nicht Sturm und Wogen wird's geben."

Und hast für Zehrung auch gesorgt,
Daß Kraft ich zum Reisen bewahre? —
„Gieb Dich in Ruh; es ist gesorgt;
Du schlummerst, während ich fahre.“

3. Die Ueberfahrt.

Gar wundersam ist mir zu Muth;
Weiß nicht, ist es Schlaf, ist es Wachen;
Ob in Mutterarm, ob auf Meeresfluth,
Ob schaukelt mich Wieg' oder Nachen.

Weiß nicht, ob leuchtet der Sonne Pracht;
Ob ziehen am Himmel die Sterne;
In Eins geschmolzen sind Tag und Nacht,
Vereint sind Nah' und die Ferne.

Es tönt zum Ohr so holder Klang,
Es löset so milde die Glieder —
Ist's Wellenrauschen? ist's Ammensang? —
Es zieht zum Schlummer mich nieder.

4. Die Ankunft.

Ha wahrlich, Fährmann, brav gefahren!
Brachtest schnell und wohl mich her;
Werd' Dir treuen Dank bewahren;
Hinter uns liegt Reis' und Meer.

Was ist's, das dort am Ufer pranget?
Sei gegrüßt, du hohe Schaar!
Lang hat mich nach dir verlanget,
Als ich dort noch unten war.

Gebreitet liegt ein Prachtgefilde,
Himmel wölbt sich hell und rein,
Balsam athm' ich, himmlisch milde.
Freunde, kommt nun, führt mich ein! —

Dr. A. v. Eye.

Der Abt und der Mönch.

Ich las, als ich die Chronik aufgeschlagen,
Von einem Mönche einst in grauen Tagen,
Der Abends immer abgespannt und matt
Erschöpft sich streckte auf die Lagerstatt.
Zu Ohren ist dem Abt die Kunde kommen,
Der alsobald zu sich berief den Frommen.
O sage, Sohn; was hast du für Geschäfte,
Die also dich berauben deiner Kräfte?
Fließt doch das Leben aller gleicherweise
So ruhig weiter im gewohnten Gleise.
Mein Vater, spricht der Mönch, Gott stärkt mich Schwachen,
Sonst könnt' ich nicht die Arbeit möglich machen;
Denn nur durch seine Gnade kanns gelingen,
Daß täglich ich zwei wilde Falken zähme,
Den schnellen Lauf von zweien Hasen lähme,
Und einen grimmen Lindwurm mag bezwingen,
Daß ich vermag zwei Sperber abzurichten,
Zu bändigen einen Leuen kühn, unbändig,
Zu pflegen einen Kranken unverständig.
Aus eigner Kraft gelingt mir dies mit nichten.
Der Abt entgegnet: Was du vorgetragen,
Sind thörichte und unverständige Klagen.
So viel der Pflichten ward nie aufgegeben
Noch einem Menschen hier im Erdenleben;
Auch ward mir nimmer bis zu dieser Stunde
Von dieser Arbeit in dem Kloster Kunde.

„Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr mir vergönnen,
So will ich Euch die sechs der Pflichten nennen:
Die Augen sind die Falken, die ich zähme,
Auf daß nicht meine Seele Schaden nehme;
Denn allzu eifrig spähen sie nach Dingen,
Die mich um meines Herzens Ruhe bringen.
Die Hasen sind die Füße, deren Eile
Ich nur auf Kosten meiner Ruhe heile,
Die gern mich auf den Weg der Sünde tragen,
Den Freuden dieser Welt nur nachzujagen.
Den Sperbern sind die Hände zu vergleichen,
Die gerne nach verbotenen Dingen reichen,
Sich immer unmuthsvoll der Arbeit wehren,
Sich und den ärmern Bruder zu ernähren.
Und könnt' es je noch grimmern Wurm im Leben
Als in dem Mund des Menschen Zunge geben?
Im Zaume halten muß ich stets den Drachen
Vor Lügen, Schelten, unnütz Worte machen.
Der Löwe ist mein Herz, das Wacht erfodert,
Gott abgewandt in eitler Weltlust lodert.
Ich muß mit ihm beständig kämpfen, ringen,
Das Herz mit seinen Lüsten zu bezwingen.
Mein eigner Leib, er ist zuletzt der Kranke,
Der eigensinnig strebt aus seiner Schranke,
Was schadet wünscht, was Heilung bringt verachtet,
Nicht nach des ewigen Lebens Gütern trachtet.
Soll so viel Streiten, Ringen im Gemüthe,
Nicht auf das Lager strecken Abends müde?"
Verwundert hört der Abt des Mönches Rede
Und spricht: Du kämpfest wahrlich gute Fehde,
Getreu des Herren Weinberg zu beschicken.
Will nur durch innerst ernste Arbeit glücken.
Heil deiner Mattigkeit! im ewigen Leben
Wird Gott dir Ruhe, Lohn und Freude geben.

Luise Hoffmann.

Twardowsky.

Eine ungariſche Sage.

Es ſitzt in der Schenke Twardowsky beim Wein,
Er jubelt und trinkt.
Da tritt ein drei ſpannenlangs Männlein herein,
Das ſtolpert und hinkt.
Doch wächſt es zu furchtbarer Größe heran,
Zeigt eine Verſchreibung mit Siegeln daran,
Und donnert Twardowsky, den Trinkenden, an:
„Komm mit mir ins hölliſche Haus,
Denn ſieh, dein Vertrag iſt heut aus.“

Es ſetzet beiſeite Twardowsky das Glas:
Wohlan denn, es ſei;
Doch erfülle zuerſt mir, es iſt dir ein Spaß,
Der Bedingungen drei;
Noch bin ich der Herr und noch biſt du der Knecht.
Auf, zäume zuerſt mir den Rappen zurecht,
Der dort ſich im Wirthsſchild zu bäumen erfrecht,
Und bring ihn am Stricke von Sand
Zum Ritt mir ins ungriſche Land.

Wie raſch fährt der Teufel zum Fenſter hinaus,
Wie holt er, o ſieh,
Aus hölzernem Wirthsſchild den Rappen heraus
Ohn' ſondere Müh!
Der ſtrecket ſich rieſig, der bäumt ſich voll Wuth,
Es ſprühen die Nüſtern die feurige Glut;
Nun drehet den Strick auch von Sande ſo gut
Der Teufel und führt ihn im Nu
Hohnlachend zur Schenke herzu.

Es ſchmecket mir wahrlich zu ſüße der Wein,
Twardowsky es ſpricht,
Drum mag ich das edele Röſſelein dein
Zum Ritte noch nicht.
Doch haſt du dich Armer erhitzet für mich,
Du glüheſt vor Eifer ganz fürchterlich;
Drum bade zum zweiten im Weihkeſſel dich,
Den hier mit dem Kreuze geſchmückt
In der Kirche dein Auge erblickt.

Wie ſtutzet der Teufel, wie wurmt ihn der Hohn!
Er fletſchet vor Wuth.
„Ei warte, Geſelle, ich lohne dir ſchon
Mit hölliſcher Glut.“
Doch ſtürzt er ſich raſch in den Keſſel hinein,
Daß ziſchend rings um ihn die Waſſer erſchrei'n;
Er windet ſich heulend in grimmiger Pein,
Und wüthenden Blicks und verbrannt
Kommt er zu Twardowsky gerannt.

„Ei ei, wie bekam dir ſo ſchlecht doch das Bad!
Du jammerſt mich ſchier;
Drum ſpendet mein dritter Befehl nun als Rath
Eine Pflegerin dir.
Du kennſt ja Twardowska, mein zärtliches Weib;
Die nimm dir ein Jährchen zum Zeitvertreib —
Du ſchauderſt — entſetzeſt dich — flieheſt — o bleib!“ —
Der Teufel lief zitternd voll Graun,
War nie mehr auf Erden zu ſchaun.

Luiſe Hoffmann.

Das Burgfräulein von Laufen.

Eine Sage.

Es ragt ob Tannenwaldes dunklem Grün
Ein hohes Schloß mit ausgebrochnen Zinnen,
Dran wilde Rosen aus den Ritzen blühn.

Und Unkraut wuchert in dem Burghof innen.
Mit alter Sage hats die Zeit behängt;
Sie Euch zu melden sei nun mein Beginnen. —

Auf ödem Waldespfade kam gesprengt
Ein Reiter einst daher in Nachtes Dunkel,
Und wie er näher seine Tritte lenkt,

Erglänzt ein stolzer Bau in Lichtgefunkel:
Fremd ist der Gegend er und fremd den Kunden,
Die heimlich raunen sonderbar Gemunkel. —

Er hat sein Pferd im Schloßhof angebunden
Und steigt die Wendeltreppe rasch empor;
Da hat in einen Saal er sich gefunden;

Verwittert alt, doch lehnt im alten Chor
Ein Frauenbild wie Maientag in Eden,
Daß er sogleich sein Herz an sie verlor.

Und schüchtern kaum so wagte anzureden
Von Kampf und Flucht erzählen seine Worte,
Ein bergend Lager wards um das Gebeten.

Die Jungfrau wandelt lautlos durch die Pforte,
Und heimlich Graun den Ritter überkam,
Der sich so einsam fand am fremden Orte.

Rings an den Wänden wahr sein Auge nahm
Die Ahnenbilder längs der Halle drin,
Die seltsam auf ihn starrten Kahn' um Kahm.

Sie tritt herein als holde Schaffnerin,
Und sich zum fremden Gaste freundlich neigend
Stellt sie bescheiden Wein und Brot ihm hin,

Setzt sittiglich sich gegenüber schweigend.
Da zieht ins Herz ihm süßer Liebestraum,
Der Himmelskönigin die Maid vergleichend:

Es glänzte zwischen Schleiers lichtem Saum
Des Haares Gold, der Augen dunkle Sonnen,
Als strahlten sie von Erdenlichte kaum.

Und wie er nun zu fragen sie begonnen,
Ob sie des Schloßherrn edle Tochter sei,
Und wie von Liebe er zu ihr entbrannen,

Und ob ihr Herz und ihre Hand noch frei,
Da spricht sie langsam feierlich geneiget,
Daß sie die Letzte ihres Stammes sei,

Wobei sie auf die Ahnenbilder zeiget.
Und als die Werbung dringend er erneut,
Sie ihre feine Hand ihm lächelnd reichet;

Dann sich zur Seite wendend hoch erfreut,
Nimmt sie aus altertümlich seltnem Schrein
Den Brautring, den sie ihm errötend beut,

Und schlingt den Kranz den blonden Lockenreif
Und winkt dem Ritter ihr zu folgen fertig.
Da schleichen zu den Seitenthür herein

In grauer Kutte, leichenfahl und eitig,
Zwei mönchische, erwürdig greise Alte,
Brautführer, stumm und auf den Wink gewärtig;

Doch Moderduft entströmt des Kleides Falte,
Und kraftlos gehts hinab verfallne Stufen,
Emporgeschreckt aus der Mauer Spalte

Kreischt schauerlich des Käuzleins heiseres Rufen.
Wie graue Schleier hängt hernieder dicht
Der Spinne Werk, das lange Jahre schufen.

Die Todtenstille dröhnend unterbricht
Des Ritters Schritt auf kalten Marmorsteinen,
Die wuchernd feuchtes grünes Moos umflicht.

Der Andern Gehen will ein Schweben scheinen,
Wie Kerzenflamme scheu im Lufthauch zittert,
Ein schwankend Hin und Her, ein trennend Einen.

Nun öffnet sich die Kirche, die verwittert
Zum Himmel strebt mit schlanker Säulen Pracht,
Mit Fenstern halb erblindet und zersplittert.

Geheimnißvolles Leben scheint erwacht
Im weiten Bau, doch regungslos, gleich Todten,
Und grau und stumm ist dies Geschlecht der Nacht.

Aus dicht geschlossnen Helmvisiren drohten,
Dem Irwisch gleich die Augen wild hervor,
Die unsicht mit der Hölle Flamme lohten.

Und als die Jungfrau näher trat dem Chor,
Hebt sich aus Erz, in geistlichem Ornate,
Ein alter Bischof von der Gruft empor,

Der alsobald sich dem Altare nahte.
Die Kerzen flammten auf, die Orgel klang
Ein trübes Lied von Gottes letzter Gnade,

Und schauerlich erhob sich der Gesang. —
Dann tönt es aus des Bischofs ehrnem Munde
Und hallt dumpf der Kirche Raum entlang:

„Ich frage dich vor dieser Männer Runde,
Willst du die Jungfrau hier zur Seite frein,
So geb' ein deutlich Ja davon uns Kunde."

Ein Schauer rinnt dem Ritter durchs Gebein,
Es schrillet ihm ins Ohr wie Sünder-Glocken,
Als stürzte rings die Wölbung auf ihn ein;

Es sträuben sich entsetzt empor die Locken;
Kein Ja, kein Nein, kein unverständlich Lallen
Entquillt den Lippen, seine Pulse stocken,

In Ohnmacht liegt er in den grausen Hallen.
Da heult's, da gellt's hohnlachend durch die Räume,
Von Sturm die Thüren aus den Angeln fallen;

Dann sind wie schreckbar bange Fieberträume,
Der Todten wirre Scharen rings verschwunden,
Das Domgewölb, der Säulen stolze Bäume. —

In kleiner modriger Kapelle unten
Lag er gebettet zwischen Leichensteine,
Als wieder die Besinnung er gefunden.

Des Mondes Silber gießt mit fahlem Scheine
Sein Licht auf altersgraue Monumente;
Entsetzt steht unter Todten er alleine.

Er stürzt hinaus, daß er zur Flucht sich wende,
Und schaudernd tritt sein Fuß auf Grabeshügel;
Die Wolken jagen scheu am Firmamente,

Wild schlägt das Roß und schäumend reißts am Zügel,
Des Hofes hohes Gras durchfegt der Wind.
Er schwingt sich auf sein Thier, als hätt' er Flügel,
Und jagt vom Geisterschlosse sturmgeschwind.

Luise Hoffmann.

Westindisches Traumbild.

Der Wächter ruft, die Runde geht,
Im Kloster mahnt die Mette,
Dumpf brummt der Mönch sein Nachtgebet
Vor einem Holzskelette.
Die Glocke schrillt, die Nonne fleht
Ums Heil der armen Seelen;
Dort, wo der Ost durch Palmen weht,
Will meinen Hort ich wählen.

Wär' ich ein Maler, rufts in mir,
Recht tüchtig und gewaltig,
Die schönste Scene zeigt sich hier
Gedrängt und mannigfaltig.
Ein Wolkenrahmen schließt sie ein,
Sternblitzend, breitgefaltet,
Und drüber webt des Mondes Schein
Nachträthsel, luftgestaltet.

Habana prunkt im goldnen Reif,
Die Fürstin der Antillen,
Nicht hölzern, potentatensteif
Und groß durch eignen Willen.
Sie ruft, ein junges Königskind
Auf sammtner Polster Prangen,
Die leichten Nachtgewänder sind
Von Perlen hold umfangen.

Der Träume Genien sind erwacht
Im Wipfel schlanker Palmen,
Durch heilig stille Meeresnacht
Ziehn ferne leise Psalmen.
Nun taucht Gestalt wohl an Gestalt
Aus dunkelblauen Feuchten,
Jetzt nahen sie, es überwallt
Die See ein magisch Leuchten

In stummen Reihen ziehn sie nun
Zum schlafumfangnen Strande,
Und schweben hin, wo Müde ruhn,
Und grüßen als Bekannte;
Dem streun sie segnend Blüthenscherz,
Dem Liebchens holde Grüße,
Und flüstern jenem Tod ins Herz
Und spenden Flammenküsse.

Sie streifen schwere Fesseln ab,
Sie trocknen herbe Thränen,
Sie öffnen tröstend manches Grab,
Und stillen heißes Sehnen.
Gar manches Mene tekel glüht
Zu Häupten der Tyrannen,
In manch zerrissenes Gemüth
Des Friedens Perlen rannen.

Um ihrer Fürstin Lager ziehn
Sie einen holden Reigen,
Um ihr mit sinnigem Bemühn
Das Köstlichste zu zeigen,
Der Zukunft goldne Herrlichkeit,
Des Handels tausend Masten,
Den Strand mit Gütern überstreut
Und reiche Kaufmannslasten.

Nun über ihre Wangen haucht
Des Friedens milder Engel,
Ein Wort, und in die Lüfte taucht
Er seinen Blüthenstengel.

Da überstrahlt ein Früchtegold
Die Schönste der Antillen,
Die Freiheit, Bruderliebe hold,
Mit Schätzen sie erfüllen.

Hier wallt das Korn, dort Zuckerrohr,
Kaffee hier, reich an Früchten,
Die Wälder stehn im ernsten Chor,
Herrschsucht und Knechtschaft flüchten.
Dort der Vuelta [1]) duftend Blatt
In tausend Vegas [2]) flüstert,
Die Ananas-Platane [3]) hat
Dem Oelbaum sich verschwistert.

So träumt die Fürstin lange fort,
Mit ihr der ernste Dichter,
Da scheucht ein tönender Accord
Der Zukunft heitre Lichter.
Die Träume fliehn vor'm Sonnenbrand,
Es donnert die Kanone [4]),
Habana schlingt ums Prunkgewand
Das Flammengold der Zone.

Knapp.

1) Die Vuelta Abaja, Gegend, wo der Tabak ausschließlich gebaut wird.
2) Vega, Tabakspflanzung.
3) Banane, Musa paradisiaca.
4) Signalschuß bei Tagesanbruch.

Aus dem Leben.

Ein Sonntag war's, das Wetter schön, doch heiße,
Beim Mittagsmahl saß in der Kinder Kreise
Ich heitern Sinn's und theilt' den Sonntagsbraten.
Da winkten sich die Kinder zu, dann baten
Auf einmal alle: Vater, geh' spazieren
Heut Nachmittag mit uns! Du hast, zu führen
Uns auf den Schmausenbuck, seit vielen Wochen
Uns doch so oft und so bestimmt versprochen.
Da sprach ich, leise seufzend: „Nun mein'twegen,
Doch will von eins bis zwei der Ruh ich pflegen,
Um zwei Uhr wird auch nach die Hitze lassen,
Bis dahin müßt ihr in Geduld Euch fassen."
Die Kinder jubelten in lautem Chore
Und gleich nach ein Uhr lag ich auf dem Ohre.
Doch kaum hatt' ich zum Schlafe mich gestrecket,
Da ward ich durch ein Rufen aufgeweckt.
Es schlug halb zwei — ich fuhr empor mit Schrecken —:
Mein Söhnchen war's: „Soll ich um zwei Dich wecken?"

C. Lorsch.

Halt an dem Lied.

Halt an dem Lied, mein süßes Kind,
Es hat in trüben Tagen
Zu allen Zeiten wundersam
Die Seel' emporgetragen,

Und seine Macht wird immer sich
Bewähren und vererben,
Bis mit dem letzten Dichter einst
Der letzte Mensch wird sterben.

Julius Merz.

Lied aus Lieb.

Den Gesang der Nachtigallen
Weckt milder Frühling wieder;
In der stillen Nacht verhallen
Hör' ich gerne ihre Lieder.

Doch es schwindet mit dem Lenze
Auch das Lied, das schöne, wieder.
Milder Frühling weckt die Liebe
Und die Liebe weckt die Lieder.

Willst du meine Lieder hören,
Freundlich schauen auf sie nieder,
Darfst du nicht der Liebe wehren,
Weißt ja: Liebe weckt die Lieder.

Julius Merz.

Warum?

Warum ich so gerne in's Auge Dir schau? —
Drinn glänzt Deiner Seele belebender Thau!

Warum ich so gerne erfass' Deine Hand?
Weil durch sie den Weg zu dem Herzen ich fand?

Warum Deinen Leib ich umschlinge so traut? —
Es hat sich mein Gott ihm zur Wohnung erbaut!

Warum ich Dir küsse den Mund so roth? —
Ohn' Küsse, mein Leben, die Liebe ist todt!

Warum ich Dich liebe? — Warum dies Gedicht?
O frage nicht weiter! — Ich kann anders nicht! —

Julius Merz.

Nachgedanke.

Wenn der tiefe Ernst des Lebens
Mich in seine Fesseln schlägt,
Komm ein Herz in stiller Stunde
Das mich zu den Sternen trägt.

Missen kann ich, kann entbehren
Erdenlust und Erdenglück,
Führt es mich zum Quell der Liebe,
Führt es mich zu Gott zurück.

Selig möcht ich sein und werden,
Selig werden, wo ichs kann, —
Komm und führ zum Quell der Liebe,
Führe mich zu Gott hinan.

Julius Merz.

Räthsel.

1.

Ein kleines nettes Schweizerhaus. —
Du schaust es sinnend an,
Und Dir im Traume wächst das Ding
Zur Wirklichkeit hinan.

Du siehst Dich, eine liebe Maid,
Am Geländer stehn,
Und den Geliebten raschen Schritts
Her nach dem Hause gehn.

Mich freuet Deiner Träume Spiel,
Du liebes, gutes Kind;
Doch Eines fällt mir schwer aufs Herz,
Das — daß es Träume sind.

2.

Was soll das hübsche Spinnrad wohl
Aus Elfenbein geschnitten?
Ei! Hätt' Dein zarter Finger doch
Vom Spinnen mehr gelitten;

Denn siehe, dem Modelle hier
Hast noch nichts abgewonnen,
Indeß am Rocken manche schon
Ein Männerherz umsponnen.

Und wie der Faden, gleich und fest
So ist auch meistens dorten
Des stillen Fleißes treues Bild
Der Lebensfaden worden.

3.

„Uz, Göthe, Schiller, Mendelssohn
„Und Gluck als Statuette —
„Verdankst Du viel den Männern hier
„Auf Deinem Bücherbrette?"

„„Ich habe sie mir angekauft,
„„Die Wand damit zu zieren""
„Und — wenn es an Gesellschaft fehlt
„Mit der zu coquettiren."

4.

Vom letzten Balle, wie bekannt,
Stammt wohl der Stern am rothen Band?

Er gab ihn, Dir zu sagen fein;
Ein Stern durchs Leben, Dir zu sein.

Mein Herzchen, ich mißtraue schier
Dem Stern — von schlechtem Glanzpapier.

Julius Merz.

Dämmerung.

Dämmerung, du trübe, graue,
Sonne du der Fledermaus!
Mag die Eule dir frohlocken
Aus den Ritzen alter Thürme,
Magst du aus den Sümpfen locken
All das nächtliche Gewürme,
Unken, Molche — von mir aus
Sei ein Pereat gebracht
Dir, Bastard von Tag und Nacht!

Herrlich thronend glänzt die Sonne
An dem himmlischen Azur,
Licht ausstrahlend, Wärm' und Wonne
Auf die glückliche Natur. —

Leise zieht der Silberwagen
Luna's durch die stille Nacht.
Milder stimmt er jedes Klagen —
Und das Glück der Liebe wacht!

Und nur du, lichtlose, blasse
Afterzeit, die ich so hasse,
Schleichest durch der Horen Tanz
Ohne Freude, ohne Glanz!

Und doch bist du eine Stunde,
Die so reizend, wie sonst keine,
Und dich sehnt herbei der Eine,
Der in heimlich süßem Bunde
Noch ein Herze nennt das seine.
Horch! die lauen Abendlüfte
Säuseln mild durch die Platanen,
Und es hauchen würzige Düfte
Die aufathmenden Genzianen.

Noch einmal ertönt der müden
Luftigen Sänger heller Chor,
Und es steigt in heiligem Frieden
Ferner Glockenklang empor.

Ach! wie ſüß iſt's dann zu eilen
Mit des Tages letztem Schein
In der Laube ſtille Schatten,
Wo die Liebe harret dein!

Oder in dem trauten Stübchen,
Beide allein, ſich eine Welt,
Koſend flüſtern mit dem Liebchen,
Das erröthend dich beſtellt!

Ja, du wunderſame Scheide
Von dem Tag, dem ſonnig lauten,
Von der Nacht, der ſchweigſam trauten,
Wohl biſt du in deiner Stimmung
Eine Prüfung für die Herzen:
Wonne bringſt du dem Beglückten,
Doch dem Einſamen nur Schmerzen.

Hab' ich ſelbſt doch einſt erfahren
Deines Kommens ſüße Erregung,
Und noch jetzt fühl' ich dein Nahen
Nur mit ſehnender Bewegung.

Ja, bei meines Herzens Trieben
Weißt du ſtets mich noch zu faſſen,
Und ich muß — darf ich nicht lieben —
Um ſo ſchmerzlicher dich haſſen.

A. v. Muralt.

Genua.

Von den Mauern Santa Chiara's,
Dem einsamen Nonnenkloster,
Tönt schwermüthig ein Geläute
Abends übers stille Meer
Heil Dir: Ave Maria!

Und jenseits der Aquasola
Mischt das Kirchlein San Francesco
Durch schwarz grünende Cypressen
Seinen weichen Klang darein.

Heil'ge Stunde Ave Maria,
Wie oft hat ach! deiner Töne
Sanfte Wehmuth leis beschlichen
Mein, des Knaben, weich Gemüth —

Wenn ich einsam ging, zur Stunde,
Wo hinstirbt der Tag — am grauen
Meere, lauschend Deiner trauten
Glocken klagendem Gesang!

Seitdem bin ich viel geirret
In der Welt, mit ihr stets kämpfend —
Härter wurde meine Seele,
Darben lernte dieses Herz.

Und ich hab' gelacht — mit Andern,
Hab' oft tief allein geseufzet,
Glücklich bin ich nicht geworden!
Und mein Herz blieb öd und arm.

Oft, wie oft! wenn eine Thräne
Schwer mir auf dem Lide brannte,
Hat die kalte Welt belogen
Lächelnd mein beredter Mund!

O ihr Glocken Santa Chiara's!
Könnte ich nur einmal wieder
Einsam an dem grauen Meere
Lauschend Eurem lieben Klang

Fühlen wie ich fühlt' als Knabe!
Daß der Strom der lange Jahre
Hingehaltnen Labe-Thränen
Balsam würde meinem Herz.

A. v. Muralt.

Lilli.

Kind noch war die Schwester meines Freundes,
Als ich ihn im Vaterhaus besuchte,
Halb noch Kind, und halb bereits jungfräulich.

Wir, die Freunde, waren wen'ge Stunden
Nur daheim des Tags; es sah der Morgen
Wandelnd uns am klaren Wasserspiegel;
Denn wir liebten, an des Stromes Ufer
Ernstes Wort beim Wellensang zu tauschen.
Drauf besuchten wir ein Haus, und beiden
Lieb durch zweier Schwestern holdes Walten
Mir geneigt die eine; doch die jüng're,
Wie der Wintersonne Gold in's Freie
Lockt und kalt zurückstößt die Getäuschten,
Senkte sie den Freund in Lieb und Zweifel.
Abends dann, den nahen Berg besteigend,
Führten wir zurück des Tages Gaben,
Blick und Wort abwägend, bis der Dämmerung
Stilles Fest das Herz zur Feier stimmte.

Schweigend ging der Freund an meiner Seite,
Träumte sich in süße Wehmuthswonnen,
Ungestört von mir, mein Auge suchte
Thalwärts in der Stadt das Haus des Liebchens.

So verging der Tag. Bei Tisch nur sahen
Gast und Sohn die Eltern und die Schwester,
Und sie zürnten nicht, die Anspruchslosen,
Scherz und Unterredung würzt die Speisen.
Aber wenn die Stunde zum Gelage
Der Genossen rief, dann nahm die Leuchte
Lilli — also war benannt das Mädchen —;
Durch den Vorplatz leuchtend bis zur Treppe,
Vom Geländer reicht sie noch die Hand mir,
Und das Auge glänzt ihr: „Gute Nacht denn!“
Ruft sie sanft und eilt beglückt zum Zimmer.

Also jeder Tag und jeder Abend,
Bis der letzte bringt ein schweres Scheiden.
Mit dem Gast auch gilts dem Sohn, zu wandern
Nach der Weisheit Markt, den Geist zu bilden. —
Wieder sitzen wir beim Schein der Lampe,
Dießmal still, am runden Tisch und speisen.
Bald geendet ist das Mahl, die letzten
Augenblicke werden lang gefeiert.
Schweigend sitzt der Vater noch am Tische,
Lilli bannet in ein Buch die Blicke.
Doch wir beide lehnen da am Stuhle
Manches noch besorgt für uns die Mutter:
Da ertönt der Glockenschlag — aufstehend
Reicht die Hand der Vater, und das Auge
Mahnt den Sohn, und: „Nimmer säumt die Post nun!
Lebt denn wohl! Lebt wohl!“ so sprach er herzlich,
Und die Rührung röthet ihm das Antlitz.
Doch die Mutter weint am Hals des Kindes
Heiße, stille, wohlverborgne Thränen.
Stumm und abgewendet steht noch Lilli,

Ruhig scheinend: — da ergreift sie plötzlich
Meine Hand, und in ein — lautes Weinen
Bricht sie aus, — der scheuen Jungfrau Mäß'gung
Löst der unbewußte Drang des Kindes!

Doch wir eilten weg, und in den Gassen
Sah der Mond die Ahnung meiner Stirne:

„Holdes Mädchen! Deine Züge gleichen
Noch des Frühlingshimmels heitrem Blaue,
Das die Wolkenblumen licht bekränzen.
Also rein und klar durchsichtig harren
Züchtig sie, des Geistes holde Stätten,
Seiner Weihn, wie in verschämtem Glühen
Heimlich der Vermählung harrt die Braut, wann
Tief entzückt zwei Hälften sich vereinen.
Wohl, es kommt die Stunde der Verklärung,
Da der Geist sich wiegt in lichten Formen;
Aber ach! nur von des Lebens Schwüle
Reift so edle Frucht, und ach! ich fürchte,
Daß des Bruders Loos mit schweren Wehen
In der Schwester Herz sich neu gebäre."

Möge dann mein Lied die Jungfrau wiegen
Lieblich, sanft in süße Wehmuthsträume,
Und erwacht die Locke ihr ergrünen
Von dem Kranz der wonnereichen Myrte!

Ludwig Palmen.

Alma und Bereſina.

Dort, wo Odyſſeus einſt den Port der Läſtrygonen,
Den felsumgürteten nach langer Irrfahrt fand,
Da brauſt ein Schlachtenſturm, der Donner der Kanonen
Dröhnt durch die Luft, erſchüttert Meer und Land,
Kampfluſtge Schaaren ſinds, von Frankreichs ferner Küſte,
Von Albions Eiland trug ſie her das Meer,
Die zu des Halbmonds Schutz, entgegen dem Gelüſte
Des Czaaren ſich vereint zu einem Heer. —

Der Kampf iſt aus, — wie ſtolz weht Frankreichs Tricolore,
Wie glänzt im Abendſtrahl Britanniens goldner Leu!
Victoria! ertönts in einem ſelnen Chore,
Von dem die Welt geglaubt, daß er unmöglich ſei.
Um manchen Tapfern hier auf blutgetränkter Erde
Im ſchottſchen Hochland die Geliebte weint;
Der Wüſte ſchwarzer Sohn, er war ſein Kampfgefährte,
Und eine Kugel hat ſie hier vereint! —

Und dort — wenn tragen ſie auf ſchnell geſchaffner Bahre,
Von blutgen Binden halb verhüllet das Geſicht?
Ein wackrer Krieger iſts vom Ufer der Loire,
Im Todeskampfe ſchon das muthge Auge bricht. —
Da tritt ein Greis hervor aus halbverbrannter Hütte;
Sein ſchöner Silberbart herab zum Gürtel fließt,
Sein Auge ſtrahlt, hemmt auch das Alter ſeine Schritte;
„Franzoſen!“ ruft er aus, „ſeid tauſendmal gegrüßt!“

„Seit jenem Tag, als an der Bereſina Strande
Mein wunder Leib, von Schmerz erſchöpft, zuſammenbrach,
Hielt mich des Schickſals Grimm in unſrer Feinde Bande
Und jeder neue Tag, er brachte neue Schmach;

Ins Sclavenjoch gebeugt, getrennt von meinen Lieben,
Von Weib und Kind, vom theuren Vaterland,
Ist nichts mir, als der süße Stolz geblieben
Auf dieses Kreuz aus meines Kaisers Hand."

„Mein halb erstorbnes Ohr hat doch den Ruf vernommen,
Der Euch zum Sieg geführt, den Ruf: vive l'Empereur! —
Sagt, Freunde, ist mit Euch des Kaisers Sohn gekommen? —
Sagt: Ist mein Sohn in Frankreichs stolzem Heer?
Mein braves Weib gebar ihn zu derselben Stunde,
Als einst der Glocken Klang vom Invalidendom
Und Notre Dame Paris erfüllte mit der Kunde,
Daß er die Welt erblickt, der König hieß von Rom."

Die Jäger von Vincennes, sie standen um den Alten
Und sahen ihm bewegt ins greise Angesicht,
Aus dessen Narben und aus dessen vielen Falten
Ein halb Jahrhundert fast voll Kampf und Kummer spricht.
„„Des Kaisers Sohn ist todt; er schläft in fremdem Lande,
Doch ein Napoleon ziert wieder Frankreichs Thron.
Und nun sag an, wo ist im schönen Vaterlande
Dein Heimathsort? Wie heißt Du? Wie Dein Sohn?""

„Man hieß mich Berdoulin, ein Dorf an der Loire,
St. Marguerite, hat mich dereinst der Welt geschenkt." —
Da richtet jedes Aug' sich auf die blutge Bahre,
Von der ein Schmerzensblick sich nach dem Greise lenkt.
„„Wie? Berdoulin?! Kennst Du den Braven, der zum Tanze
Dort an der Alma uns geführt, bis wir gesiegt?
Den tapfern Capitain, dem eines Feindes Lanze
Die edle Brust durchbohrt, und der hier sterbend liegt?""

„„Er nennt sich Berdoulin!"" — Kaum war das Wort gesprochen,
Da warf sich bebend auf den Sterbenden der Greis,
Er starrt ins Auge ihm — umsonst, es ist gebrochen,
Ein Leben mehr, es war des schönen Sieges Preis.
Auf der durchbohrten Brust an schwarzem Seidenbande,
Da ruht ein Medaillon, ein reizend Frauenbild,
Der Gattin, die der Greis verließ im Vaterlande,
Der Gattin Züge sind's, so lieblich und so mild! —

„So hab ich denn mein Kind doch einmal noch gesehen,
Im Tode zwar, doch stolz, mit Kriegerruhm geschmückt.
Die Fahnen Frankreichs sah ich siegeskühnig wehen,
Und seine Adler hat mein Auge noch erblickt.
Was weint ihr doch? Ich bin vor Freud und Wonne trunken;
Mein Sohn hat löschen hier der Beresina Schmach!"
So sprach, auf seines Sohnes Leichnam hingesunken,
Der müde Greis, und auch sein Auge brach.

J. Prem.

Die Erfindung.

Don Antonio Millaflores,
Gouverneur der Balearen,
Saß in unterirdscher Halle
Seines Schlosses zu Minorka.

Unter Tiegeln und Retorten,
Die der Schein der blauen Flamme
Schwach beleuchtet, saß er harrend
Dem Ergebniß seines Strebens.

Denn im kleinen Silbertiegel
Gährt ein köstlich Amalgama,
Das der Alchymist gefunden,
Und das Feuer spricht den Segen.

Horch, — da kreischt die Eisenthüre,
Uns ein Mönch tritt in die Halle —
Raymund Lulls aus dem Kloster
San Bernardo in Minorka.

Gleich erfahren in den Künsten
Zu versehen, zu verbinden,
Alchymist wie Millasflores
Kannt ihn dieser Freund und Bruder.

Und er setzt sich zu dem Heerde,
Auf dem Freunde ruhn sein Auge,
Dessen Blicke hoffnungstrunken
Haften auf der Silberschaale.

Glaubst du, sprach der Mönch, das Schwelgen,
Daß dein Hoffen sich erfülle?
Daß die unschätzbare Quelle
Dieser Mischung je entspringe?

Eitler Wahn! ihr fehlt das Beste,
Fehlt das Kraut, — die Wunderpflanze,
Die zuerst der Strahl der Sonne
Küßt auf schneebedeckten Gipfeln.

Sieh, indeß du träumend hoffest,
Daß aus dieser kleinen Röhre
Sprudeln wird der Trank des Lebens
Der des Todes Macht zerstöre,

Hab' ich auf der Berge Höhen
Unter schreckenden Gefahren
An des Abgrunds steilem Rande
Abgepflückt die Himmelspflanze,

Und, — eh' noch der Freund es hindert,
Zischt der Inhalt der Retorte,
Schäumend auf in hefft'ger Wehre
Mit der Pflanze sich zu einen.

Doch nach kurzem Kampfe senkt sich
Rein, wie die krystallne Quelle,
Eine Perle um die andre
Duftend in die Silberschaale.

Gierig führt sie Raymund Lulle
An die Lippen; — selge Wonne
Leuchtet wie der Strahl des Himmels
Aus des Vorhabingers Blicken.

Das ist Leben, das ist Freude!
Ew'ges Leben, — ew'ge Freude!
Koste Freund den Trank des Feuers,
Jeder Tropfen ist ein Eden! —

Und sie schlürften um die Wette,
Allzulangsam füllt die Schale
Mit dem Nektar sich, dem süßen,
Für die Gier, die sie ergriffen.

Sieh da ist des Trankes Wirkung?
Heller sieht das trunkne Auge,
Und der Körper fühlt die Wahrheit
Dessen, was der Geist gefunden.

Fühlst du, was wir längst geahnet,
Daß die Welt sich dreht und wendet?
Narrethei war unser Wissen
Ohne dieses Trankes Zauber!

Himmelsquelle, heil'ge klare,
Elixir des ew'gen Lebens,
Du, die alles Wissen einigt,
Das Geschöpf zum Schöpfer wandelt!

Du, — du hast dich uns erschlossen,
Nimmer sollst du uns versiegen,
Die uns hier die finstren Hallen
Wandelt in des Himmels Räume.

Mein entzückter Geist erhebt sich
Ueber dieser Zonen Schranke;
Preisen hör' ich unsre Namen
Durch der Welten ew'ge Folge!

Wonnetaumelnd in die Arme
Sinken sich die Alchymisten;
Ihre Seelen sind im Himmel
Doch der Körper küßt die Erde!

Einen Tropfen — Raymund Lullo!
Eine Perle — Millaflores!
Lallen beide noch am Boden —
Und — der Branntwein war erfunden!

II.

Die Jubelfeier.

Vierhundert Jahre später
Sah man in Spreerathen
Zwei Männer aus dem Volke
Die Linden hinuntergeh'n.

Gehüllt in eine Blouse,
Die Mütze auf dem Kopf,
Vier Groschen in der Tasche
Und jeder Zoll ein Tropf.

He Lude, sprach der Eine:
Mir durstet kollosall,
Bei Piseke gibt's juten
Und ächten allemal.

Der Andre rückt bedeutsam
Die Mütze auf das Ohr,
Und bald begrüßt die beiden
Der Brüder lust'ger Chor.

In Mitte ihrer Gäste
Thront Mutter Piseke
Und spendet süße Gaben
Gleich einer mächt'gen Fee.

Die trauliche Gesellschaft
Stimmt an manch lustig Lied,
Die Kehlen wurden heiser,
Die Lungen wurden müd;

Da hat der süße Nektar
Sie wiederum erquickt,
Die durstgebeugten Seelen
Erhoben und entzückt.

Die lustige Gesellschaft
Sie schwatzte dies und das,
Die Zungen waren fleißig,
Die Kehlen wurden naß.

Der Feuergeist im Glase
That bald sein Wirken kund,
Er macht zum spitzen Stachel
Das Wort in jedem Mund.

Zum wilden Streite reizt er
Den rohen Haufen an,
Auf allen Sinnen lagert
Des Rausches blinder Wahn.

Geschrei und wildes Toben,
Ein Höllenbachanal,
Zum Schlag geballte Fäuste
Und Flüche ohne Zahl.

Als endlich auf die Straße
Sich wälzt der trunk'ne Chor,
Da krochen aus der Ecke
Zwei Selige hervor.

He, Lude, sprach der Eine,
Es war doch wieder schön,
Noch einen laß uns trinken,
Und dann nach Hause geh'n.

Der große Mann soll leben
Im Geiste für und für,
Der uns zum Heil erfunden
Dieß Lebenselixir!

Da, mit donnergleichem Schalle,
Daß des Zimmers Wände dröhnen
Aus der größten Schnapsbouteille
Fährt der Propfen bis zur Decke.

Und aus blauer Nebelwolke,
Die der Flasche hoch entstiegen,
Treten menschliche Gestalten,
Trüben Blickes sich begrüßend:

Millaflores! Raymund Lullo! —
Das ist unsres Wirkens Segen?
Schnöder Mißbrauch unsrer Gabe,
Höllenpein für Himmelsfreude?

Und mit jeglichem Jahrhundert,
Wenn am Tage der Erfindung
Unsre Geister sich begrüßen
Sehen wir die Kluft vergrößert,

Die uns von dem hohen Ziele
Trennt, das frevelnd wir erstrebten,
Denn uns fehlt die Macht zu bannen,
Diesen Geist, den wir entfesselt.

Und ein dreifach Wehe ringt sich
Aus dem Mund der armen Geister,
Das noch aus der Wolke tönet,
Die wohlthätig sie verhüllet.

Und als die beiden verschwunden,
Da priesen noch vor der Thüre
Im Rinnstein die letzten Gäste
Das Lebenselixir.

Drinn in der Schenke aber
Da war es todtenstill.
Die Mutter Piseke wurde
Von Stund an somnambül.

In ihrem magnetischen Zustand
Da sprechen die Geister aus ihr.
Die Eckensteher finden
Daran ein großes Plaisir.

Das war der hohen Erfindung,
Die einst zu Minorka geschehn,
Erhabene Jubelfeier
Begangen zu Spreeathen.

Das war der Erfindung des Schnapses
Glorreiches Jubelfest,
Die heute noch die Erfinder
Im Grabe nicht ruhen läßt.

J. Priem.

Die Feinde.

Die Völkerschlacht bei Leipzig
Entbrannte heiß und schwer,
Bei Mockern jagte Blücher
Die Feinde vor sich her;
Doch plötzlich steht die Garde
Wie eine Mauer da,
Von Flügel ruft's zu Flügel,
Vive l'empereur! En avant!

Schnell ändert sich die Scene,
Des Feldherrn kund'ger Blick
Sieht die Gefahr der Seinen; —
Zum nahen Wald zurück
Führt er die Bataillone, —
Bald knattert's d'raus hervor,
Und die Kanonen brummen
Den Baß zum lust'gen Chor. —

Man kämpft um jede Scholle,
Man ficht um jeden Baum,
Ein Augenblick vernichtet
Gar oft des Sieges Traum; —
Im Einzelkampfe findet
Sich Freund und Feind im Wald,
Der hundertfach vom Tosen
Des Kampfes wiederhallt. —

Zwei Tirailleure stehen
Sich plötzlich Blick in Blick,
Im Anschlag liegen beide
Und keiner weicht zurück;
Es kracht von beiden Seiten,
Doch jede Kugel fehlt,
Der beiden Schützen Tage
Sie sind noch nicht gezählt.

Ein Kampf auf Tod und Leben,
Als hätte das Geschick
An's Schicksal dieser Beiden
Geknüpft des Tages Glück.
Sie stehen festgewurzelt,
Sie wechseln Schuß um Schuß,
Und keiner weicht dem andern
Auch nur um einen Fuß.

Und als die letzte Ladung
Gesenkt war in den Lauf,
Blitzt unter jedem Tschacko
Ein Blick des Hasses auf:

Soll ich den Hund nicht treffen?
Halunk, jetzt bist du hin! —
Das war so, ohngefährlich,
Der beiden Blicke Sinn.

Die letzte Kugel zischte
Vergeblich aus dem Rohr —
Da loderte die Flamme
Des Zornes wild empor;
Die beiden Schützen rannten
Einander auf den Leib
Und droschen mit dem Kolben
Sich durch zum Zeitvertreib.

Da plötzlich, — welch ein Wunder! —
Thut auf die Erde sich,
Im Nu war von den Schützen
Kein Haar mehr sichtbarlich —
Die eben noch im Kampfe
Gerungen toll und blind,
Sie waren von der Erde
Wie weggefegt vom Wind.

In einer engen Grube,
Für Wölfe angelegt,
Da fanden sich die Beiden
Vom Sturze tief bewegt;
Sie starrten sich in's Auge
Vom Haße keine Spur,
In jedem Antlitz malte
Sich tiefer Schrecken nur.

Da rang aus beider Munde
Ein Seufzer sich hervor:
„O lieb's Herzgottle von Biberach,
„Was geht denn mit es vor?“ —
„O Je, so schluchzt der Andre —
„Ih moin halt, dös isch g'wiß —
„Wir sind nit mehr auf Erde
„Und nit im Paradies!“ —

„Potz Veitle," sprach der Erste,
„Daß die des Mäusle beiß,
„Du bischt ja g'wiß aus Schwabe,
„So wahr ih Görgle hoiß?"
„Von Bopfinge da bin ih
„Dohaim a kloine Streck" —
„Und ih zwoi kloine Stunde
„Von Kirchhe'm an der Teck."

„Vom Sternewirth a Bruader —?
„O Tausig, bin ih blind —
„Du bischt, o lieber Himmel,
„Moi leiblich's G'schwisterkind —
„Und häscht mi bald verschosse
„Und ih han auf dih zielt,
„O lueg doch, wie der Zufall
„So wunderbarlich spielt! —"

„Doch aber, was soll's werde
„Da unte in dem Loch?
„Moi König isch halt immer
„No im Franzosejoch —
„Und du bischt boi de Preuße
„Und folglih bischt moi Feind —
„Mer müsse uns verwürge
„Und sind doch nahe Freund!"

„Moi Gschwisterkind verwürge? —
„Das wär a grausig's Loid —
„Ih han di zwar nit g'sehe
„Seit unsrer Kinderzoit —
Doch wird's ja unser König
„Sei Lebetag nit woll'n —
„Daß sie zwoi seiner Kinder
„Da unt' verwürga soll'n. —

Da brach aus beider Augen
Ein Thränenstrom hervor,
Und plötzlich schallt von oben
Ein lust'ger Hörnerchor:

„Hie Württemberg allwegen!“
„Hoch Deutschland“ tönts herab.
Ein Himmelsklang den Beiden
Herunter in ihr Grab.

Die Würtemberger sagten
Valet dem fränk'schen Aar,
An ihrer Brüder Seite
Stand bald die deutsche Schaar.
Und aus der tiefen Grube
Stieg an der Freunds Hand
Das Paar herauf zum Kampfe
Für's liebe Vaterland.

Und unter deutschen Fahnen —
Schwarzweiß und dann schwarzroth,
Da halfen sie erlösen
Das Land aus seiner Noth, —
Und nach erkämpftem Frieden
Gedachten sie im Sturm
Zu Kirchheim oft der Grube
Im Wald bei Leipzig gern.

Du guter Gott im Himmel —
Wenn's denn nicht anders ist —
So schick doch eine Grube
Dem deutschen Land zur Frist; —
Sind wir im Glück nicht einig,
So schick das Ungemach,
Auf daß es uns errette
Aus unsrer Zwietracht Schmach!

J. Priem.

Sonette.

1.

Mit frischen Sinnen habe ich genossen,
Was die Natur vor meinem Aug' entfaltet,
Zur Einheit hat Zerrissnes sich gestaltet,
Mein Leben ist von ihrem Geist umflossen.

Nur sie ist heilig aus sich selbst entsprossen,
Die ewig reif in Ewigkeit nicht altet!
Die Ihr so fest am Staub des Grabes haltet
Euch bleibt der Freiheit reinster Born verschlossen!

Ihr spaltet die Natur in kleine Reiche,
Daß in Systeme besser sie Euch passet,
Und daß sie Euern morschen Staaten gleiche!

Die Ihr in Kleinheit stets das Große hasset
Ihr legt die Axt nur an die heil'ge Eiche,
Daß Ihr zersplittert besser sie erfasset!

2.

Was je ich liebte, was ich je empfunden,
Was ich im Innersten des Herzens hüte,
Was zu erreichen ich mich ängstlich mühte
In Dir, in Dir hab Alles ich gefunden.

An Dich ist nun mein ganzes Sein gebunden
Die Gluth, die sonst hinaus in's Leere sprühte,
Sie faßt Dir die Knospe auf zur Blüthe,
Sie soll erblühen Dich und mich verschönen!

Was je ich liebte, der Natur Gebilde
Ich seh sie schöner in dem Blicke scheinen,
Den du erhebst in himmlische Gefilde.

Die Sterne leuchten schöner selbst, die reinen,
Verklärt durch Deiner Augen Engels Milde;
O, möchten sie in Schmerzen niemals weinen!

Quaglio.

Palme und Tanne.

Weihnachtsgedicht.

In Palästina, wo er lehrend wallte
Der schlichte, weise Mann von Nazareth,
Erheben sich der Palmen hohe Schafte
Und ihrer Wipfel lieblich kühle Schatten
Verstreu'n sich, wo der Quell erfrischend sprudelt.
An solchem Ort mag oft der Menschensohn
Die Lippen aufgethan und feurig bald,
Bald mild die Hörer aufgefordert haben:
Gleichwie die Palme frei zum Himmel strebt
Und wie der Born die durst'gen Wurzeln tränkt,
So auch dem Göttlichen hinan zu ringen
Und werkelthätig Gutes hier zu schaffen.
Ein Windeshauch kam dann vom Libanon,
Wo für den Tempel stark die Cedern wuchsen,
Ein Hauch, der Palmen leicht Gefieder grüßend
Und höh're Weihe so herniederrauschend.
In Dessen Brust, dem früh die Ahnung wurde,
Daß ihn — obgleich mit frohen Palmenzweigen
Sein Volk empfangen — dieses doch verläugne.

Die Lehre aber, die er hat verkündet,
Nicht hart allein wo Palm' und Ceder wachsen
Hat sie die Menschenseelen sich gewonnen:
Auch hier, wo unsrer Lüfte rauhres Wehen
Nur von der Eiche bringt der Tanne Kunde,
Hat sie gesiegt, hat sie des Heiden Wildschur

Von seinen Schultern ihm gestreifet, um
Das Kleid der Sanftmuth seiner Brust zu bieten.
Der Mensch, der sich die Pflanze hat erkoren
Zu schönem Ausdruck seiner Herzenswonne,
Er hat auch in dem Norden seiner Freude,
Die ihm der Sohn von Bethlehem bereitet,
Der Tanne Reis gepflückt und es verschönt
Durch Gaben, die von eig'ner Hand ihm werden.
Und er, der höh're Sittigung empfah'n,
Er bringt auch Früchte edler Art zur Zeit'gung,
Die seinem Lebensbaume so entsprießen,
Wie wenn Natur aus edler Blüth' sie reifte:
Da röthet sich des Lebensmuthes Apfel,
Die Süßigkeit der Milde und der Liebe,
Sie beugt den Zweig, der off'nen Hand sich bietend,
Da leuchten hell die Lichter reinen Geistes,
Ein frischer Waldeshauch umzieht den Baum
Und drüber schwebt der Engel ew'gen Friedens.

Karl Rögner.

Das Himmelsbrieflein.

Bei der Schwester sitzt der kleine Bruder,
Bei dem kranken Schwesterlein, das heute
Sterben will, so sonderbar ihn anschaut,
Daß er wirklich glaubt, es wolle sterben.
Und er weint auf ihre kleinen Hände,
Spricht zu ihr: „Mein Schwesterchen, nicht fortgeh'n!
Bleib' bei mir, ich will dich pflegen, küssen
Und dir jetzt den guten Doktor holen!“
„„Brüderchen, nicht hole mit den Doktor,““
Sagte drauf die kleine, kranke Schwester,
„„Heute sterb' ich noch und geh' zur Mutter,
Komm' zur guten Mutter in den Himmel;
Da ist's schöner, als in dieser Stube,

Wo doch Niemand kommt, daß es uns helfe,
Und ich schreib' dir dann ein liebes Briefchen.
Drinnen steht ein Gruß von deiner Mutter. —
Beide sitzen bei einander traurig,
Weinen still in ihre weißen Händchen,
Und als war der stille Abend kommen,
War auch schon das Schwesterlein gestorben.

Und es kam der Sarg und fremde Leute
Legten sie hinein und trugen fort sie,
In das Grab fort auf den stillen Kirchhof.
Immer weinte leis der kleine Bruder,
Tags da saß er auf dem lieben Grabe,
Wo die Mutter und die Schwester lagen,
Nachts auf seinem kleinen, harten Bette,
Wartete auf seiner Schwester Brieflein,
Drinnen steht ein Gruß von seiner Mutter.
Als es aber schon drei Tag lang ausblieb,
Fragt' er drum die Leute in dem Hause, —
Konnten ihm jedoch nicht Antwort geben,
Meinten aber, werde schon noch kommen.

Wirklich bringt auch heut ein Mann das Brieflein,
Drinnen stehet, daß die Schwester fröhlich
Und ein Gruß von seiner guten Mutter,
Und dabei, daß er nur folgen solle
Diesem Manne, der den Brief ihm brachte,
Der ihn dann auch gerne haben wolle.
Und er folgte diesem fremden Manne,
Weil er ihm das Himmelsbrieflein brachte,
Und er ihn so freundlich bei der Hand nahm,
Folgte ihm nach einem großen Hause,
In ein schönes, nie gesehn'es Zimmer.
Da wurd' er gar liebreich aufgenommen,
Da sagt' ihm der Mann, er sei sein Vater
Und er wolle wieder gut das machen,
Was er hab' gethan an seiner Mutter. —

Und er hatte gegen diesen Vater;
Glücklich lebten beide mit einander;
Aber nicht mehr kam ein Brief der Schwester,
Oder auch der lieben, guten Mutter;
Diese aber sah er oft im Bilde,
Wenn sein lieber Vater es ihm zeigte;
Und oft gingen beide miteinander
Nach dem Grabe, wo die Todten ruhten;
Und als kam der Tag von Allerseelen,
Traten sie mit Blumen an das Grab hin —
Sieh! es hatte jetzt ein prächtig Denkmal,
Drauf der Inschrift gold'ne Züge glänzten.
Und der Knabe legt auf's Grab die Blumen,
Vater windet um den Stein den Epheu,
Und der Knabe faltet fromm die Hände —
Aber Jener weinet stille Thränen. —

Karl Rögner.

Myrthe und Blumen.

Siehst du das Myrthenstöckchen
Vor Jungfrau's Fenster steh'n?
Drinn frohen Sinnes walten,
Die sich es ausersehn.
Sie pflegt es reinen Sinnes,
Noch weiß sie keinen Schatz,
Doch weiß sie's bei sich selber,
Er kommt und findet Platz.
Das Mädchen, die Myrthe! —

Der Schatz, er ist gekommen,
Geschlossen ist der Bund,
Ein selig Fühlen strömte
Von Auge und von Mund.

Er drückt das Myrthenkränzchen
Ihr sanft in's blonde Haar,
So führt er sie gewonnen
Zum ernsten Traualtar.
Die Braut und das Kränzchen!

Die Myrthe ist erstorben,
Das Kränzchen ist verdorrt,
Jedoch es ist gehalten
Der Liebe prophetisch Wort
Der Aeltern muntre Kinder,
Die Marie und der Hans,
Sie bringen ihnen lachend
Den vollsten Blumenkranz.
Ja, Kinder und Blumen! —

Karl Rögner.

Das stumme Lied.

Schon manches Lied ist aufgewacht
Im Innern meiner Brust,
Urplötzlich hat's mich angelacht
In seiner jungen Lust.

Und hat es nicht der Griffel treu
Gebannt für Aug und Ohr,
Verstummt, verschwiegen ist dabei
Kein Ton im großen Chor.

Durch Zeit und Raum ein Jüngling geht
Der Geister Schöpferdrang,
Und horcht! mein stummes Lied ersteht
In eines Andern Sang.

Karl Rögner.

Heil in der Natur!

Ist Dir's so wunderbar um's Herz
Und weißt Du selbst nicht wie,
Fühlst kaum die Freude, kaum den Schmerz
Und findest Ruhe nie:

So geh' hinaus in Gottes Welt!
Die heilige Natur
Hat auch für Dich ein freies Zelt
In freudereicher Flur.

Sie öffnet's Dir, ob mild und frei
Die Frühlingslüfte wehen;
Ob stürmisch, düster zieh'n vorbei
Die Wolken, Du mußt sehen;

Ob Alles lieblich lacht und scherzt,
Ob Alles traurig weint!
Sie heilt die Wunde, die Dich schmerzt,
Drum sei mit ihr vereint!

Sigmund Hordan.

Die Blumen.

Ich liebe die Blumen, die freundlichen Kinder
Der ewig liebenden Mutter Natur, —
Der Jubel wird größer, der Schmerz wird gelinder
Durch sie in dem Wald, in dem Thal, auf der Flur.
Drum hat der liebe Frühling
Zu Boten sie gewählt
Als theuerste Begleiter
Sie frisch sich zugezählt.
So blüht Schneeglöcklein wunderschön

Der Unschuld Fest froh zu begeh'n,
Den Frühling einzuläuten.
Dann heben ihre Köpfchen schnell
Die andern auf zum Fest zur Stell';
Gar viel hat's zu bedeuten.
Blauveilchen, Röschen in dem Hain,
Maiblumen und Waldmeisterlein
Erfüllen dann mit frischem Duft
Die weite, freie Frühlingsluft.
Dann wird es bunt auf grünen Wiesen,
Es treibt und blüht in Flur und Wald,
Die Rosen und die Nelken sprießen,
Es nah'n des Sommers Freuden bald.
Auch er hat tausend liebe Blumen
Zu seinem Schmucke sich ersek'n,
Und wie er selber stolz und prächtig,
Läßt er auch sie stolzprangend steh'n.
Und kömmt der Herbst mit seinem Segen,
So lächelt noch manch Blümlein mild.
Zuletzt noch tritt Zeitlose Dir entgegen,
Zeitlos von Liebesleid ein treues Bild.
Und kömmt der Winter, deckt er zu
Der Blümlein Schaar zu stiller Ruh.
Das Wintergrün selbst bleibt ihm kaum,
Die andern alle sind entschwunden,
Sie haben all' ihr Ziel gefunden.
Doch lieb ich selbst sie noch im Traum.

Ich liebe die Blumen, die treuen Begleiter
Von Freude und Leid in der menschlichen Brust.
Sie plaudern nichts aus und tragen nichts weiter
Und machen doch Liebe der Liebe bewußt.
Sie sind's, die in dem ersten Kranze,
Der froh der Kindheit Haupt bekränzt,
Schon warnen vor dem eitlen Glanze,
Der zum Verderben oft nur glänzt.
Sie sind's, die Lieb und Treue
Mit heilig süßem Mund

Im Brautkranz machen kund.
Sie sind des Ruhmes höchstes Zeichen,
Wenn sie der Würdigen geweiht,
Als Kranz um ihre Schläfe streichen,

Und ist ein liebes Leben auch verschwunden,
Aus Blumen wird der letzte Kranz gewunden.

Drum lieb ich die Blumen, die freundlichen Kinder
Der ewig liebenden Mutter Natur,
Die treuen Begleiter des Lebens nicht minder,
Ich lieb euch, ihr Blumen im Wald und in Flur!

Sigmund Soldan.

Drei alt-englische Balladen.

(Uebersetzung von Heinrich Wölffel.)

1.

König Lear und seine Töchter.

Saß auf dem Thron einst König Lear
In stolzer Macht und Ruh,
Hatt' alles zu erhöh'n sein Glück
Nach Herzenswunsch dazu.
Nebst andrem, was Natur ihm gab,
Hatt' er drei Töchter fein,
So wunderherrlich anzuschau'n,
Nichts konnte Schön'res sein.

Einmal, da fiel's dem König ein,
Er will die Frage thun:
Wer ihm zu Dank die meiste Lieb
Zeigt von den Töchtern nun.
„Ihr seid ja meines Alters Trost,
Sprach er, so laßt mich sehn,
Wer von euch drei'n in Lieb und Pflicht
Am treu'sten mag bestehn."

Da hub die ält'ste also an:
Glaubt, sprach sie, Vater mein,
Vor Eurem Aug' soll, ist's Euch gut,
Mein Blut vergossen sein.
Ja für Eu'r Heil soll spalten sich
Entzwei mein blutend Herz,
Eh' ich Eu'r würdig Alter seh
Berührt vom kleinsten Schmerz.

So will auch ich, die zweite sprach,
Mein Vater, für Eu'r Heil
Das schlimmste aller Leiden gern
Annehmen als mein Theil,
Und Eurer Hoheit Sorge weih'n
Und Liebe Nacht und Tag,
Daß süße Ruh und Freudigkeit
Umlüft entferne mag.

Solch Thun soll mir das Herz erfreun,
Rief da der greise Held; —
Doch was sagst du, du jüngste Maid,
Wie Lieb in dir bestellt?
Die Lieb, sprach jung Kordelia drauf,
Die Euch zu Dank ich trag,
Soll sein des Kindes schuld'ge Pflicht, —
Das ists, was ich vermag.

Und willst du mehr nicht thun, sprach er,
Als treulich deine Pflicht: —
Wohl merk' ich, deine Lieb ist klein,
Soll mehr ich finden nicht.
Fortan verbann' ich dich vom Hof,
Du bist kein Kind von mir,
Kein Theilchen dieses meines Reichs
Sei je vergönnet dir.

Deiner ältern Schwestern Lieb ist mehr,
Als je mein Wunsch gedacht,
Drum ihnen schenk' ich, gleich getheilt,
Mein Land und meine Macht,

All meinen Glanz und all mein Gut,
Auf daß in Lieb und Treu
Von deinen Schwestern ich verpflegt
Bis an mein Ende sei.

So ernteten mit Schmeichelred
Zwei Schwestern hier Gewinn,
Die dritte schnöde ward verbannt,
Doch treuer war ihr Sinn. —
Cordelia nun, die Aermste, ging;
Zog auf und ab in Leid,
Ohn' Hülf und Trost, das halbe Kind,
Durch England weit und breit.

Bis ihr im schönen Frankreich einst
Ein besser Loos noch fällt: —
Ob arm und bloß, man pries sie doch
Die Schönste auf der Welt; —
Wie dort der König hört' ihr Lob,
Und schaut' ihr Bild zumal,
Ward sie, — vom ganzen Hof begrüßt, —
Sein königlich Gemahl.

Ihr Vater, König Lear, indeß
Bei den zwo Töchtern blieb.
Vergessend ihrer Treue Schwur,
Bald ließen die von Lieb.
Und da er lebt' an Regan's Hof,
Der ält'sten von dem Paar,
Entzog sie all sein Anrecht ihm
Und fast all seine Schaar.

Derweil sonst zwanzig Mann das Knie
Gebeugt zu Dienst und Ehr,
Gab sie Erlaubniß nur zu zehn,
Bald kaum zu dreien mehr;
Ja Einen dünkt ihr noch zu viel,
Sie nahm den letzten Mann,
Sie hofft, der gute König bleibt
Nicht mehr am Hofe dann.

Wird mir vergolten so, sprach er,
Ich schenkt' all meine Hab'
Den Kindern und soll betteln nun
Um das, was jüngst ich gab?
Ich geh' zu meiner Gonorell,
Des zweiten Kindes Herz,
Ich weiß, ist freundlicher gesinnt,
Sie tröstet mich im Schmerz.

Sofort zu ihrem Hof er eilt;
Sie hört' an seinen Gram,
Und sagte drauf, es sei ihr leid,
Daß er um alles kam.
Nur könne sie ihm helfen nicht,
Doch, wollt' er bleiben schön
In ihrer Küch, so sollt' er han,
Was das Gesind läßt stehn.

Mit bittren Thränen hört' er's an,
Zur Antwort gab er dann:
Was ich gethan, dran nehme sich
Ein Beispiel jedermann;
Ich kehre wieder um, sprach er,
Zu Regan's Hofe nun,
Sie wird nicht, hoff' ich, so an mir,
Nein, liebevoller thun.

Dort wie er ankam, sie befahl,
Man sollt' ihn jagen fort,
Wie's wohl ihm ging an ihrem Hof,
Sagt sie, blieb er nicht dort.
Zu Gonorell nun zurück voll Schmerz
Der König eilen thät,
Auf daß er hätt' in ihrer Küch,
Was das Gesind verschmäht.

Doch hier ward jetzo ihm versagt,
Was sie versprach zuvor,
Weil er's verachtet, sollt er nicht
Mehr kommen an ihr Thor.

So bei den Töchtern hin und her
Ging er nach Liebeslohn,
Begnügt mit Bettlernahrung jetzt,
Der erst noch trug die Kron.

Und wie er sinnt den Worten dann
Der jüngsten Tochter nach,
Die sagte, Kindespflicht nur sei's,
Was Lieb gewähren mag:
Und doch nicht wagt, zu ihr zu geh'n,
Die er verbannt so hart:
Fiel er in Wahnsinn, weil sein Geist
Vom Gram verwundet ward.

Da rauft' er sein milchweiß Gelock,
Vom Haupt sein Kräuselhaar,
Beschmähte greiser Würde Sitz
Mit Blut die Wangen gar;
Vor Hügel, Busch und Wasserquell
Er stündlich klagt' und weint',
Bis Hügel, Busch und Fels umher
Selbst mitzuklagen scheint.

So ganz von Kummer übermannt
Zieht er nach Frankreich hin,
Er hofft von schön Kordelien dort
Noch beff'ren Glücks Gewinn. —
Die edle Frau! so wie sie hört
Von ihres Vaters Noth,
Gleich sendet sie ihm Hülf' und Trost,
Wie schuld'ge Pflicht gebot.

Ja durch Geleit von edlen Herrn,
Gar ritterlich und fein,
Hieß ihn an Aganippus Hof
Ihr Machtwort holen ein.
Ihr Herr und König, edlen Sinns
Vergönnte da zuhand,
Zu bieten auf sein Heergefolg
Für Ruhm und Muth entbrannt.

Und heim nach England König Lear
Stracks als Erob'rer kehrt',
Und stieß die Töchter dort vom Thron
Durch Kind Kordelia werth.
Das edle, treue Königskind —
Sie fiel dort in der Schlacht!
Der gute König, hochbetagt,
Kam neu zu Kron und Macht.

Doch wie er hört Kordelens Tod,
Die wirklich nun aus Lieb
Zum theuern Vater starb, für den
Sie diesen Kampf betrieb:
Sank er gebrochen ihr an's Herz,
Schied nie davon sich mehr,
Gab auf den Geist an ihrer Brust,
Die's treu gemeint so sehr.

Wie nun die Herrn und Edlen all
Solch End' der Dinge sah'n,
Alsbald die andern Schwestern ließ
Ihr Spruch den Tod empfah'n.
Und als sie todt, da kam ihr Thron
An den, der nächst verwandt:
So seht ihr nun des Hochmuths Fall,
Der Untreu Schmach und Schand.

2.

Der Mönch.

Ein Mönch vom grauen Orden einst
Wollt' hin zu beten gehn,
Da fand er ein Jungfräulein zart
Im Pförtlein beide stehn.

„Ehrwürd'ger Bruder, — Gott zum Gruß! —
Ich bitt', o sagé mir,
Ob je du mein treu Lieb geseh'n
Im heil'gen Raume hier."

Und wie erkenn' ich dein treu Lieb
Vor manchem Andern nun?
„An seinem Muschelhut und Stab,
Und an den Sandelschuh'n.

Und allmeist an dem Antlitz fein,
Das war so holde Schau,
Am blonden schön gelockten Haar,
An den Augen, lieblich blau."

O Fräulein, er ist todt und hin,
Ist todt und hin, Fräulein!
Und ihm zu Häupten ein Rasen grün,
Und ihm zu Füßen ein Stein.

In diesem heil'gen Kloster starb
Verschmachtend er dahin,
Aus Gram um einer Jungfrau Lieb,
Aus Kummer um stolzen Sinn.

Es trugen ihn frei auf seiner Bahr'
Sechs Knaben kühn und gut,
Und manche Thrän' bethaut' sein Grab
Dort in des Kirchhofs Hut.

„Und bist du todt, herzlieber Knab',
Bist todt und hin, — o Schmerz!
Und starbst aus Liebe du zu mir?
Brich, grausam steinern Herz!"

O meint nicht, Fräulein, weint nicht so!
Sucht fromme Tröstung auf!
Gebt edlem Gram nicht Euer Herz,
Hemmt Eurer Thränen Lauf!

„O mach mich, mach nicht, heil'ger Mann,
Mir meinen Gram zur Sünd,
Der süßeste Knab' ist mir verlor'n,
Den je eine Jungfrau minnt'.

Und ach, um dich Verlornen muß
Ich weinen immerdar,
Mein Wunsch für dich zu leben war,
Für dich zu sterben war."

O weint nicht, Fräulein, weint nicht mehr,
Eu'r Gram ist eitles Müh'n,
Gepflückte Veilchen macht auf's Neu
Kein milder Schauer blüh'n.

Im Flug wie Träume flieht das Glück, —
Laßt auch den Kummer ziehn!
Da Gram Eu'r Leid nur mehr beschwert,
Beklagt nicht, was dahin.

„O sag nicht so, du heil'ger Mann,
Ich bitt dich, so nicht sag;
Seit mein Treuliebster starb um mich,
Meine Thrän' wohl fließen mag.

Und kommt er nimmer wieder nun?
Kommt er nimmer wieder nun?
Ach, nein! er ist todt und liegt im Grab
Für immer dort zu ruh'n.

Seine Wang war röther als die Ros',
Der holdste Knab war er,
Doch ach! er ist todt und liegt im Grab
Und ach! mein Herz ist schwer!"

Seufzt nicht mehr, Fräulein, seufzt nicht mehr,
Stets war der Mann voll Trug,
Den Fuß zur See und den am Land
Nie war ihm' Eins genug.

War't Ihr nur zärtlich, war er falsch
Und ließ Euch trübem Gram,
Denn jung Mann's Blut hegt Wankelmuth,
Seit Laub im Lenze kam.

„O sag nicht so, du heil'ger Mann,
Ich bitt dich, so nicht sag,
Mein Liebster hatte das treu'ste Herz,
O treu zum letzten Tag."

„Und bist du todt, herzliebster Knab,
Und starbst um mich dahin?
Fahr' wohl denn Heimat; ich fortan
Will sein eine Pilgerin.

Doch erst auf mein's treu Liebsten Grab
Mein müder Leib sich streckt,
Und dreimal küß' ich den Rasen grün,
Der seine Hülle deckt."

Nein, bleibt! schön Fräulein, ruht Euch aus
Hier unterm Klosterzelt,
Kalt durch den Hagdorn bläst den Wind,
Und Regenschauer fällt.

„O halt mich nicht, du heil'ger Mann,
O halt mich nicht, ich bitt',
Kein Regenschau'r, der auf mich fällt,
Nimmt mein Verschulden mit."

Nein, bleib! schön Fräulein, kommt zurück
Und trockne die Perlenthrän',
Denn hier im grauen Rocke steht ein
Dein eigen treu Lieb fehn.

Vom Gram und Liebesleid gedrängt
Sucht' ich dies heil'ge Kleid,
Und enden meine Tage wollt'
Ich hier in Einsamkeit.

Doch ist zum Glück mein Gnadenjahr
Noch nicht entschwunden mir;
Dürft ich noch hoffen, du liebtest mich,
Nicht länger blieb' ich hier.

„Fahr hin denn, Gram! willkommen, Glück!
Zieh neu in's Herz mir ein!
Nun ich dich fand, herzliebster Knab,
Soll's nimmer geschieden sein."

3.

Der Jude von Venedig.

Vor kurzem in Venedig war's,
Da wohnt' ein harter Jud,
Der lebt' allein von Wucherzins,
Wie man berichten thut.

Gernutus war der Jud genannt,
Der nie zu sterben meint',
Noch je an Einem Gutes that,
Der in den Straßen weint'.

Sein Leben glich dem Mästschwein,
Das lebt von Tag zu Tag,
Doch nie und nirgend Nutzen schafft,
Bis man es schlachten mag.

Es glich dem schmutz'gen Haufen Dung,
Der liegt im Trog bereit,
Nie aber Nutzen schaffen kann,
Bis man ihn rings verstreut.

So geht es mit dem Wucherer,
Er hat nicht Schlaf noch Ruh,
Aus Furcht, der Dieb kommt über ihn,
Und wirft ihn von der Truh'.

Auf manche Tücke sinnt sein Herz,
Wie Arme er bethör';
Sein Rachen ist schier voll von Mist,
Doch schnappt er stets nach mehr.

Sein Weib muß leih'n den Zwanz'ger aus,
'Nen Groschen für die Woch',
Doch bring ein Pfand, das zwier so werth,
Sonst kriegst du keinen noch.

Und schau ja, daß du hältst den Tag,
Sonst kommst du drum im Nu:
Das war des Weibes Predigt nun,
Sie nannt' es ihre Kuh.

Zur selben Zeit wohnt' in der Stadt
Ein Kaufmann ruhmbekannt,
Der in Bedrängniß einst und Noth
Sich an Gernutus wandt':

Ersuchend um den Freundesdienst,
Auf Jahr und Tag er sollt'
Ihm leihen hundert Kronen nur;
Dafür er zahlen wollt',

Was immer er von ihm begehrt',
Auch Pfänder sollt er han.
Nein, sprach der Jud mit lüstgem Blick,
Nehmt, Herr, was ihr wollt han.

Kein Groschen sollt ihr auf ein Jahr
Mir zahlen Zinsbetrag
Ihr könnt ja auch thun mir noch Dienst
Vor meinem Sterbetag.

Doch woll'n wir haben luſtigen Spaß,
Der lang zu reden nicht;
Stellt mir 'ne Handſchrift aus, ſprach er,
Recht groß und ungeſchlacht.

Und dieß ſoll Euer Einſatz ſein,
Vom eignen Fleiſch ein Pfund,
Wenn's Euch gefällt, ſtellt aus die Schrift,
Hier ſind die Hundert rund.

Von Herzen gern! der Kaufmann ſpricht,
So kam man überein.
Als Jahr und Tag nun kam heran
Solls heimbezahlet ſein.

Des Kaufmanns Schiff' all ſind zur See,
Und Geld kam nicht zu Hand,
Wohin ſich wenden nun, was thun,
Er zu bedenken fand.

Und zu Bernutus ſtracks er kam
Hut ab, und knieend ſchier,
Und ſprach: Gar höflich bitt' ich Euch
Habt noch Geduld mit mir.

Mein Ziel iſt da, mir aber fehlt
Das Geld zu zehlen gleich,
Und wenig Nutzen, denk ich, wird
Die Buße bringen Euch.

Von Herzen gern, Bernutus ſprach,
Prägt's ins Gemüth Euch ein,
In Dingen, nicht'ger noch, wend' ich
Euch gern zu Willen ſein.

Er geht hinweg, den Tag läuft ab
Und jetzt im Augenblick
Bernutus einen Weibel hält'
Und faßt' ihn beim Genick.

Und übergab ihn strenger Haft,
Und wollt' durchaus sein Pfand,
Und als der Richttag kommen war,
Er auf Entscheid bestand.

Des Kaufmanns Freundeschaar erschien,
Und manch ein Auge weint',
Denn andren Ausweg sah'n sie nicht,
Als daß er stirbt nach Herut.

Fünfhundert Kronen setzte man
Statt seiner hundert ein,
Man setzte tausend, zwei und drei,
Doch er sagt' immer Nein.

Zuletzt bot man zehntausend gar
Um ihn zu retten an,
Gernutus sprach: ich will kein Gold,
Mein' Buße will ich han.

Ein Pfündlein Fleisch, das ist mein Recht,
Und das muß werden mein,
Da sprach der Richter: Nun, mein Freund,
Laß dir empfohlen sein;

Und nimm das Fleisch von solchem Ort,
Daß er noch leben kann:
Thu so, und hundert Kronen schau!
Will ich dir geben dann.

Nein, nein, sprach er, nein, Urthel gilt,
Drum sei er schnell bereit,
Denn ich will haben mein Pfund Fleisch
Aus seiner rechten Seit'.

Das schmerzte die Versammlung sehr
Zu schau'n solch grausam Thun,
Dem Freund noch Feind nicht helfen konnt',
Er mußte stehen nun.

Da stand der blut'ge Jude schon,
Den scharfen Stahl zur Hand,
Zu nehmen des Unschuld'gen Blut
Als Buße für sein Pfand.

Und als er dran war, nun den Schnitt,
Den tödtlichen zu thun!
Halt, sprach der Richter, ich befehl's,
Laß Grausamkeit noch ruh'n.

Weil du durchaus die Buße willst,
Vom Fleisch ein Pfund — wohlan!
Vergieß mir ja kein Tröpfchen Blut,
Noch thu' ein Leid ihm an.

Denn wenn du thust nach Mänder Art,
Wirst du gehängt, im Nu.
Auch schneide ja nicht mehr vom Fleisch,
Als just dir stehet zu.

Denn nimmst du mehr'ges oder weni'ger,
Nur wie ein Körnchen schlecht,
So wirst du hier sofort gehängt,
Das ist Gesetz und Recht.

Da ward Gernutus wirr und toll,
Kein Wort er brachte hervor;
Zuletzt er sprach: so zahl' er dann
Zehntausend Kronen mir;

Dann meinetwegen sei er frei.
Der Richter drauf versetzt:
Nicht einen Pfennig sollst du han;
Nimm deine Buße jetzt.

Zuletzt er dann nur noch begehrt,
Was er geliehen hat,
Nein, sprach der Richter, thu nach Lust,
Dein Recht soll werden Rat.

Du nimmſt dein Pfündlein Fleiſch, ſprach er,
Wo nicht, quittir' den Schein.
O harter Richter, ſprach der Jud,
Mein Widerpart zu ſein.

Und ſo mit Pein und Herzeleid
Er ſeinen Abſchied nahm;
Und alle Leute prieſen Gott,
Wem dieß zu Ohren kam.

O Leutchen, die ihr hört dieß Lied,
Ja glaubt nur, was ich ſag:
Wohl mancher Kerl, ſo ſchlimm als er,
Lebt auch noch heutzutag;

Der nichts begehrt als den Ruin
Von manchem Ehrenmann,
Und für die Unſchuld Fall und Strick
Erſinnt, ſo viel er kann.

Davor Gott mich bewahr' und auch
All chriſtlich Menſchenkind,
Und ſchicke jedem gleichen Spruch,
Wer ſo zu thun geſinnt.

Der Elfen Lohn und Rache.

Maskenspiel.

(Aufgeführt im literarischen Vereine den 14. Februar 1855.)

Puck (sich nach allen Seiten verneigend.)

Willkommen ihr alle, ihr Damen, ihr Herrn,
Zusammengeströmet von nah und von fern! —
Ihr meint wohl, ihr wäret bei Sinnen und Witze
Und schauet in mir den Bekannten, den Ritze;
Betrachtet genau mich, so seht ihr den Puck;
Der hilft heut tragiren ein meisterlich Stuck.
Ihr wähnet euch mitten in Auingers Saale,
Und steht doch auf grünenden Matten im Thale.
Von Bergen umsäumet voll heimlicher Schlüfte,
Voll heiliger Linden und dämmriger Grüfte. —
Ihr blicket verwundert, vernünftig und kalt:
Seht eben die Bäume nicht vor lauter Wald. —
Hier hatten ein trauliches Plätzchen die Geister,
Wo Oberon herrschte als König und Meister;
Da saugen die Elfen zum ringelnden Tanz
Beim Flimmer der Sterne, bei Mondlichtsglanz.

Nun ist uns ein schmutziger Wirth hergekommen,
Hat's blühende Thal zum Besitze genommen,
Haut nieder die Eichen zum Pferdestall,
Vernagelt mit Brettern den Wasserfall,
Zertrampelt die Wiese mit tölpischen Bauern,
Thut immer in schnöder Gewinnsucht lauern,
Zerstampft uns die Blumen mit rothem Sand,
Verschreibet Touristen aus Engeland.
Nicht mag ich mehr weilen — muß eilen,
Dem Meister es sagen — und klagen,
Will drauf mich verstecken — und necken,
Dann woll'n wir ihn sprechen — uns rächen. (ab).

Ein Schützenzug erscheint, Schweizer und Schweizerinnen, auch andere Alpentrachten.

Alle:

Es lebe der Schützenkönig! Hoch!

Schützenkönig.

Habt Dank, ihr Freunde, wackre Schweizersöhne,
Die nach uraltem Brauche sich gesellt
Aus allen Gauen dieses schönen Landes;
Wo lustig her die Reuß vom Gotthard schäumt,
Wo still die Rhone durch die Fluren ziehet,
Von Waatlands schmucken rebenreichen Hügeln,
Bis wo der Senne von der Ebenalp
Das Auge schweifen läßt auf Schwabens Blachfeld;
Wo breit der stolze Rhein von Felsen stürzt,
Bis hinter wo in schauerlicher Schlucht
Das eis'ge Moschelhorn sein Bächlein tränket. —
Und ihr, Genossen unsrer hohen Alpen
Von Baiern, von Tirol, vom fernen Steier,
Die nachbarlich zum Feste sich gefunden,
Die ihr das Schützenhandwerk ehrt gleich uns,
Seid all' am frohen Abend hier willkommen.
Es war schon in der Väter alten Tagen,
Es bleibe bei den Enkeln Büchsenknall
Die liebste Musica dem Sohn der Berge!

Puck (unsichtbar) Zwerge!

Erster Bauer.

Wer hat den Schützenkönig frech verhöhnt?

Zweiter B.

Warst du's?

Dritter B.

Ich nicht.

Puck (von andrer Seite).

Du Wicht!

Vierter B.

Da drüben kam das Wort her vom Getümmel.

Puck (von andrer Seite.)

Du Lümmel!

Fünfter B.

Nein doch, der Grobian, er steckt dahinten.

Puck (von andrer Seite.)

Wirst ihn nicht finden.

(Die Bauern sind in Bewegung.)

Wirth.

Ruhig, gute Leute, es ist ein vielstimmiges Echo. Es macht mir Freude, daß ich euch so überrasche.

Puck.

Plaudertasche!

Wirth.

Ich habe, um meinem Etablissement noch größere Reize zu verleihen, mit einem Aufwande von mehr als hunderttausend Francs an den Bergen ungeheure Schallfänge einhauen lassen, daß sich die Tonwellen sammeln. Schau z. B. da drüben; 's sieht von weitem aus, wie eine kleine Grube.

Puck.

Spitzbube.

Wirth.

Nun setzt euch nieder und trinkt. Befehlt ihr fremde Weine, Rüdesheimer, Burgunder, Bordeaux, oder heimische, Veltiner, Oberländer, Muscateller?

Puck.

Wasser im Keller.

Wirth.

Oder wollt ihr lieber vorerst etwas speisen? Bruder Tiroler, herrlichen Gamsbraten?

Puck.

Vom alten Hammel.

Tiroler.

Potz Velten! das reimt sich nit...

Puck.

Ist aber doch wahr.

Tiroler.

Das is kei Echo! Hör's hundertmal in Berg'n und allewell thuat sich's reima. Hia geht's um!

Frauen.

Ja hia geht's um.

Puck.

Dum, dum, dum.

Wirth.

Es reimt sich ja. Hört ihr's nicht, dum, dum, dum? immer leiser, bis es sachte verhallte. — Der Schabernack kommt mir sicher vom Meier, dem Duckmäuser, den's ärgert, daß ich ihn den Bretterverschlag vor dem Wasserfall nicht in Arbeit gegeben. Hat er mir doch schon das Gespreng in die Landschaft gebracht vom König Oberon und den Elfen. — Kinderpossen! Kein gescheiter Mensch glaubt an Geister seit vielen Jahren.

Puck (immer von anderer Seite.)

Wirst's erfahren.

Wirth.

Nun Mädchen, was steht ihr da, sperrt's Maul auf? Hab' ich euch deshalb um ein volles Drittel vom Trinkgeld gedungen? Käthe, hast du die Rosinenbrühe an den Seewein gethan? Liese, hast du die Deimenten unter'n Thee gemischt? Käthe, hast du die Eicheln zum Kaffee gebrannt? Liese, hast du das Mehl unter die Milch gerührt? Käthe, hast du die Katze als Hasen gespickt? Liese, hast du den Raben als Feldhuhn hergerichtet? Käthe, hast du das gebrauchte Bettzeug geplättet? Liese, hast du in Nr. 40 neue Bougies aufgesteckt, weil der lumpige deutsche Professor die Stumpen mitgenommen? Ha, ha, ha! der Pinsel meint, daß er Wachslichter habe. (Puck. Rabe!) Fort, Fort! 's könnten Herrschaften kommen. — Ein armer Wirth muß doch an alles denken. — Lustig, ihr Leute! Trinkt und singt. Laßt euer Fest nicht stören. Bruder Steiermärker, du kannst da so ein schönes Lied.

Steiermärker (singt.)

Hoch vom Dachstein an, wo noch hauft der Aar,
Tief von Welschland bis zum Bett der Saar,
Wo die Sennerin frohe Lieder singt
Und der Schütze hoch sein Jagdhorn schwingt,
Dieses schöne Land, dieses Steierland,
Ist mein liebes theures Heimathland.

Puck (singt.)

Wohl in Steierland, wo noch hauft der Aar,
Ist es heute schön noch offenbar.
Doch nur Lug und Trug theilt man hier euch aus,
Und der Fremde kommt gerupft nach Haus.
Dieses schöne Land, dieses Schweizerland
Ist der theuern Wirthe Heimathland.

Bauern.

Bravo!

Bäuerinnen.

's ist nicht geheuer.

Wirth.

Ich möchte dem Schelm den Hals brechen, könnt' ich sein nur habhaft werden. Freunde, ich gesteh's, es war kein Echo; ich wollt' euch nur auf die Probe stellen, ob ihr meinem Schwanke Glauben schenktet. Ich habe vielmehr einen Comödiensänger um zweihundert Francs zum Schützenfest verschrieben, daß es Scherz gibt. Nun foppt mich der Schelm selber. Was erträgt ein Wirth nicht zur Unterhaltung seiner Gäste. — Jetzt gib dich zur Ruhe, Freund! hast genug schlechte Witze gemacht. Die Leute wollen tanzen.

Puck.

Wir wollen dich curanzen.

Bauerntanz.

(Gegen den Schluß erscheint ein Engländer und ein Schöngeist und beschauen den Tanz, jeder die Augen besonders auf ein Mädchen gerichtet, dann halten sie die zwei Mädchen auf.)

Erstes Bauernmädchen.

Gebt Rua!

Engländer.

Will Ihr nit spreck mit mich, fein Kind? ick thu nit wiss, wat ick soll thun hier. Ist alles so lankueilig.

Erstes Bauernmädchen.

Vor'n Herrn sei Langweil bin i z'gust. (ab. Der Engländer verblüfft.)

Zweites Bauernmädchen (zum Schöngeist.)

Na was wollt Ihr denn von mia?

Schöngeist.

O Jungfrau, Jungfrau, Götterbild, ach weile!
Du bist der ganzen Schöpfung Königin,
Die mir bestrickt mein Herz und meinen Sinn.
Hast du denn jetzo gar so große Eile?

Es muß heraus,
Ich halt's nicht aus!
Laß mich von deinen honigsüßen Lippen
Nur einmal nippen.

Zweites B. (zu ihrem Burschen.)
Friedel, da den rappelt's (ab.)

Schöngeist (zum Engländer.)
Mein Herr, so sind wir beide abgefahren,
Tuisco's Sohn und Albions hoher Sprosse,
Zwei Gentlemen; drum sein Sie mein Genosse!
Will Ihnen meinen Plan gleich offenbaren.

Auf! bilden wir des Landes rohe Frauen!
Vom Berg der Jungfrau soll herniederschauen
Die Bildungsanstalt in die weite Welt.
Ich gebe die Ideen, Sie das Geld.

Engländer.

Hab' ik gefrakt Sie um Kind? Wenn Kind nit mak sprech mit mich, wat tu Sie? — Wirth, Wirth! Thee, Thee! Und die Reckening! Ick soll gehen next Morning. Nix tu sehen hier, und alles so lankweilig.

Wirth.

Halten zu Gnaden, Mylord. Das Divertissement in meinem Etablissement ist berechnet auf die ganze Sommersaison. Da würden sich Euer Gnaden täglich neue Reize offenbaren.

Engländer.

Sie haben geschrieben: Bergsturz. Wo is Bergsturz?

Wirth.

Das ist es eben, was ich Euer Lordschaft die Ehre hatte zu bemerken: Sie müssen länger hier bleiben. Sehen Sie, dort oben hat der Berg einen Riß, und wenn nun meine Kühe immer auf der einen Hälfte herumtrampeln, wird diese nächstens stürzen sicherlich.

Engländer.

Ik kann nit seh'n. Aber ik soll sitzen hier, bis de Berk stürzen. (setzt sich auf die rechte Seite.)

Schöngeist.

Herr Wirth, ich will hier für den Sommer bleiben,
Des Weibes Bildung mir zum Thema wählen,
Ihr Etablissement dabei empfehlen,
Ein großes Werk in Ihrem Gasthof schreiben.
Dann ziehn zur Stätte Edelleut' und Grafen,
Wo einst der neue Salzmann hat geschlafen.

Wirth.

Bedaure, daß ich nur noch ein Zimmer zur ebenen Erde habe, aber geräumig und schattig. In der Wintersaison wird es bewohnt von den Töchtern des Hauses; während des Sommers, wo diese auf den Alpen sind, steht es zu Ihrer Verfügung. Die Bauern geben ihm den gemeinen Namen Kuhstall. — Solche Lumpen muß man vertreiben. (ab.)

Schöngeist.

Ha, schnöder Wirth, zum Sporn wird mir Beschimpfung:
Im Stalle streu' ich aus die Frauenlieder,
Dann kau'n im Winter sie die Kühe wieder,
Sie kommen in die Mägdlein mit der Impfung.

Aus Kuhmilch wird die Frauenbildung sprießen:
Die Lieder wandeln sich in Käs' und Butter,
Es kann die Jungfrau wie die alte Mutter
Zu Brot und zu Kartoffeln sie genießen. (ab.)

Staatshämorrhoidarius (mit einem Karren voll Acten.)
Wie ich keuche, wie ich schwitze! welche Arbeit hat's gemacht,
Bis ich den vermaledeiten Karrn den Berg heraufgebracht!
Sagt der Doctor, daß ich reisen oder zeitig sterben muß:
Lieber todt am alten Leiden, als crepiren vor Verdruß.
Nichts als Berge, Steine, Wälder, wilde Wasser weit und breit!
Wär' ich doch zu Haus geblieben! 's reut mich meine liebe Zeit!
(setzt sich in die Mitte und holt einen Actenfascikel herauf.)
Staarmatz Wittib contra Ohrwurm, Düngerdiebstahl, Actus IV. — Wie mich dürstet! — Wirthschaft! Wirthschaft! (zur Kellnerin) Bring' ein Mäßlein Bairisch Bier!
Will mich laben, will mich stärken; ha wie wässert mir der Mund!
(Er versucht). Das soll Bier sein? Diese Brühe richtet Leib und Seel zu Grunde.

Engländerin.

(Auf den Engländer zugehend.) Ah! dear brother, ik hab geweſen bei de Waſſerfahl. Wonderfull! Is groß Brett vor; ik hab geſchaut für drei Francs durch grün Glas, gelb Glas, roth Glas: wonderfull!

Engländer.

Sweſter, thu mich nit ſtör bei de Schauing de Berkſturz!

Engländerin.

(zum Staatsh.) Ah, wat das für dick Männ mit de viel Päppers. Ik hab nit geſehn such man in Ingländ. Wonderfull. Ik hab kauft in my journey ä ganz chamber voll antiquities; da is dabei ä groß Stuhl, ſo groß: Wenn dick Männ drin möcht ſitz unter die antiquities, wonderfull. — Ah, wat koſt Sir? Ik will kauf Sir? Ik will ſetz Sir in my chamber of antiquities.

Staatsh.

Madam, Sie ſtören mich in meinem ſtillen Fleiße,
Hab' wichtigers zu thun auf meiner Schweizerreiſe.

Engländerin.

Wat ſoll ik thun, ik arm Lady? Bruder nix will wiſſen von mich; dick Männ nix will wiſſen von mich. Ik doch nit kann beginn Conwerſäſchen mit de Pöbelvolk. Ik will zeichnen de dick Männ in my sketshbook. (ſetzt ſich links.)

Reiſende (mit Reiſeſack ꝛc.)

Guten Abend! Iſt kein kleiner dicker Mann hergekommen und hat nach mir gefragt?

Bäuerin.

Ja da drüben (auf den Staatsh. deutend) ſitzt einer; aber gefragt hat er nach Niemand.

Reiſende.

Nein, der iſt's nicht.

Wirth.

Wen ſucht die Madam?

Reiſende.

Sy einen kleinen dicken Mann.

Wirth.

Vielleicht den dort?

Reisende.

Ach nein, er sieht gerade Ihnen gleich; er hat auch so einen großen Kopf und so was Vigilantes in seinen Manieren. Es ist mein Mann; er hat mich drüben in Wachhusen auf die Post gegeben; eine Stunde von hier bin ich ausgestiegen. Hier in Ihrem Gasthaus wollten wir zusammentreffen; vielleicht treibt er sich noch auf einer Alpe unterm Vieh herum.

Erste Bäuerin.

Das ist sicherlich eine Metzgersfrau.

Zweite Bäuerin.

Hat auch so ein rothes Kleid an.

Wirth.

Will vielleicht die Madam einstweilen hereinspazieren? Und wenn Jemand fragt, darf ich um den Namen bitten?

Reisende.

Luise Hoffmann von Nürnberg.

Wirth.

Kann ich inzwischen mit etwas aufwarten? Hier ist die Speise- und Weinkarte.

Reisende.

(Nach langem Besinnen und Lesen.) Der Hoffmann hat mir ja kein Geld mitgegeben. Richtig gerade noch 5 Centimes. Sein Sie so gütig, wenn ich bitten darf, und geben Sie mir ein Stückchen Brot und ein Glas Wasser.

Kellnerin.

Bitte, den Reisesack.

Reisende.

Dank Ihnen recht sehr; den kann ich schon selbst tragen. (Ab.)

(Ein Dichter, ein Maler und ein Musiker treten zusammen auf.)

Dichter.

O dreimal selig, daß ich euch gefunden!
Dumpf schweift' allein ich durch die stillen Auen,

Lauschte des Gießbachs Rauschen lange Stunden,
Saß hoch auf schroffem Grat, dahinzuschauen
Auf's weite Schneefeld und die Thäler unten
Von Sonnenaufgang bis zum Abendgrauen.
Jetzt spiegelt erst Natur das Herze wieder:
Bei frohen Menschen keimen frohe Lieder.

Maler.

Leichtbeschwingter Sinn
Trägt den Künstler hin
Ueber's schwere sorgenvolle Leben.
Ist Natur im Bund
Und des Dichters Mund,
Muß es echte frische Bilder geben.
(Musik.)

Musiker.

Ihr biedern Genossen, ich höre ein Klingen,
Melodische Töne umwehn mich und bringen
Mir leise in's Ohr.
Es spielt um den Sinn mir ein lockendes Scherzen
Von Flöten und Geigen,
Als wär' es ein Reigen.
Ist's Täuschung, ist's Wahrheit? es singt mir zu Herzen
Wie fröhlicher seliger Geister Chor.
(Die Elfen erscheinen, geführt von Oberon und Titania.)

Dichter. (unter Musikbegleitung.)

Nicht Täuschung ist's — die Herrlichen, sie nahen;
Seht ihr dort wandeln König Oberon,
Die blühende Titania zur Seite
Und hinter ihr die Schaar der guten Elfen? —
Sie halten an, sie stellen ihren Kreis,
Zu feiern ihre heimlich stillen Spiele,
Wo Poesie und Schönheit und Musik
In holdem Dreiklang sich zur Einheit finden. —
So wird zur Wahrheit jetzt die alte Sage,
Die in der Kindheit Tagen mir ein Greis
Mit freundlich ernstem Antlitz hat verkündet.

Zu seinen Füßen saßen wir und lauschten
Und schauerten zugleich beim schönen Märchen,
Das von den Lippen ihm wie Honig troff.
Da sprach ein frecher Bursch das kecke Wort:
Glaubt's nicht! was der erzählt, sind eitel Lügen.
Da leuchtete geheimnißvoll des Alten
Halbdunkelnd Aug', er legte mir die Hand
Auf's Lockenhaupt, als wie bereit zum Segen.
„Sohn, sprach er, glaube fromm an meine Geister!
Noch leben sie und trauern in den Schlüften.
Doch wenn im heil'gen Thale die drei Priester
Der hohen Einen dreigespaltnen Kunst
In Liebe einig sich die Hände reichen,
Dann treten wiederum hervor die Holden
Und tanzen sichtbar ihre Ringelreihen
Und segnen die Vertreter reinster Menschheit.
O säh' dieß Auge dich in solchem Dreiblatt!"
So sprach der Greis; ich hab' es nie vergessen.
Nun wird es wahr, Geliebte, 's ist kein Traum.

Titania.

Im heiligen Dunkel
Bei Sternengefunkel
Beim Vollmondschein
Spielet ihr Elfen, schlinget die Reih'n.

(Musik.)

(Tanz der Elfen.)

Schweizerinnen.

1. Aber die hoben schön tanzt, mir woars so ganz eign, wan i zugschaut hob.

2. Und wie sie ausschaun, mei Seel, wie die guatn Geista, die zu Aettis Zeiten durch die Wälder streiften, und wer sie gschaut hat, den hat nimmer sei fröhliches Herz verlassen und guat isn ganga sei Lebe lang.

3. O Margrit, wie bin i selber fröhli und doch nit so lusti wie auf der Kirchweih; mir is grad, als sollt mir was guats begegna; i schau auf den Glanz und Schimmer, wie wenn d' Mutter in der Stuben 's Weinachtsbäumela hat anzunden, und i hob neigluagt durchs

Schlüsselloch, und wenn mi d' Großmutta nit ghalten hät, nei wär i glaufen und hätt mi nit halten lassen vor Freud.

4. Woll mer nüber geh zu de guatherziga Fräuli; woll mer sie anreda, vielleicht daß sie uns was schenka. Mir sagt mei Herz, daß es d' Fea sin, und d' Fea geba Glück, wenn mer mit ihna vertrauli is.

Tiroler.

Ja freili finds d' Fea, aber nüber dürft ihr nit, daß sie euch nit bös werden. I weiß ganz gnau: mit Vorwitz macht mer si unwirsch. Bis bscheiden, Babeli. I weiß ganz gnau, denn mei Aehni hat mers gseit, jeds Däandl, die d' Fea gschaut hat ohne Vorwitz, kriegt ihrn Buaba und jeder Bua sei Däandl, und sei Acker steht voll Korn und sei Baum hänge voll Aepfel und sei Alm springt voll Kälber. Aber seids still, daß wir sie nit störa.

Dichter.

Mich zieht dahin ein glühendes Verlangen,
Mich hält zurück ein zagend schaurig Bangen.

Maler.

Der Schönheit Reiz, der Anmuth süße Zier —
Wir wollen's wagen, Brüder, folget mir.

Musiker.

O stört mir nicht die lieben Zaubertöne!
Besprecht ihr's, so verschwindet euch das Schöne.

Elfen (singen.)

Ew'ger Jugend Freude wohnet
In der Elfen Zauberreich;
Wo ihr milder Segen lohnet,
Fliehet Sorge nebelgleich.
Komm zu uns.

Farben brennen, Töne klingen,
Bäume rauschen, Blumen blüh'n,
Wo wir heitre Tänze schlingen,
Bei des Glühwurms Feuerglüh'n.
Komm zu uns.

Willst du dich am Borne laben,
Wo die reine Schönheit quillt,
Geister schenken ihre Gaben,
Und dein Sehnen ist gestillt
Auf ewig.

Dichter.

Nun kann ich es länger nicht lassen.

Musiker.

Die Gütigen würden uns hassen.

Maler.

So wollen das Glück wir erfassen.
(sie gehen zu den Elfen.)

Elfenchor.

Ihr Jünglinge, Heil euch!

Titania.

Ich nehm' euch jede Schwere vom Gemüthe,
Die erdenwärts die Menschenkinder zwingt;
Es sei die Kunst ein Reich von Lieb und Güte
Dahin kein Mißton des Gemeinen dringt;
Daß der Begeist'rung duft'ge Rosenblüthe
Sich immer frisch durch eure Jahre schlingt.
So sollt ihr ewig jung den Brüdern allen
Als Genien dahin durch's Leben wallen.

Oberon.

Ich nehm' euch jedes Dunkel von den Augen,
Das arme Sterbliche zum Abgrund rafft;
Es soll die Kunst vom klaren Borne saugen,
Daß Göttliches sie aus dem Wahren schafft.
Aus Erd' und Wasser werden Geister tauchen,
Zu leih'n dem Liebling willig ihre Kraft.
Ruft sie nur an! und ob die Geister schliefen,
So holet selbst das Schöne aus den Tiefen!

Sechs Baumelfen.

1—3. Wir dienen gern
4—6. Den neuen Herrn,

1—6. Komme nur geſchwind.
1—3. Braucht nicht zu fragen,
4—6. Wollen euch ſagen,
1—6. Wer wird ſind.

(Eiche und Linde zum Dichter, Birke und Tanne zum Maler, Erle und Espe zum Muſiker.

Eiche.

Mächtig wurzl' ich in den Forſten,
Sehe ſtolz die Adler horſten
In der Zweige Baldachin.
Strebend auf zum Götterſitze
Wind' ich mir um's Haupt die Blitze,
Aller Bäume Königin.

Linde.

Wir Linden, wir rauſchen,
Wo Liebende tauſchen
Sich Schwüre und Kuß.
Aus ſammtener Matten
Behaglichem Schatten
Strebt wurzelnd der Fuß.
Die Blüthen verhauchen den würzigen Duft,
Und ſaugende Bienen durchſummen die Luft.

Birke.

Die Ranken, ſie ſchwanken
Gewiegt von leiſer Abendluft;
So geiſterhaft
Der weiße Schaft
Erglänzt aus Thaues Dämmerduft.
Wie bei den Sagen aus der Kinderzeit
Die Menſchenbruſt ein Heimweh oft befällt,
Weckt meiner Sproſſen Spiel, mein ſchimmernd Kleid
Ein Sehnen oft nach Nordlands ſtiller Welt.

Tanne.

Ich wachſe einſam auf im tiefen Hain
Mit melancholiſch dunklem Franzenhaar;

Die Weihnachtszeit verleiht mir hellen Schein
Mit Lichtern wunderbar.
Ist von den Schwestern in des Jahres Flucht
Durch scharfen Frost gestreift ihr Blätterkleid,
Glänzt Tannengrün noch frisch aus Schnees Wucht
Wie Seelenruh aus Leid.

Erle.

An des klaren Baches reinen Silberwellen
Bück' ich mich zum Spiegel, lausche ihrem Schwellen.
Wenn der Wind der lose durch die Aeste wittert,
Seh' ich, wie der Zweige Bild im Wasser zittert,
Lasse mich von Wogen, von dem Lufthauch wiegen,
Fühl' in heitrer Stille seliges Genügen.

Espe.

Ein Bild von frischer Mädchenlust,
Das sind die lust'gen Espen,
Die Blätter schwank an dünnem Stiel
Unruhig gleich den Wespen.
Es plaudert her und plaudert hin
Zu der und jener Nachbarin
Und tanzt in frohem Scherzen.
Und meine ganze Blätterschaar
Ist wie die Mädchen wunderbar
Nur lauter, lauter Herzen.

Wirth.

Das Comödiantengeschwätz ist nicht mehr auszuhalten. Mir nichts, dir nichts, meinen Platz zur Probe benützen; meine Gesellschaft vom Trinken zum Gaffen verleiten! Hören Sie, mir reißt die Geduld; scheeren Sie sich wo anders hin!

Oberon.

Du wagst dich, Wurm, in unsern Zauberkreis —

Wirth.

Das ist der Dank für meine Langmuth; jetzt fängt der Lump noch zu schimpfen an.

Dichter (zu seinen Freunden.)
Das ist der freche Bursch aus meiner Jugend.

Oberon.
Und fürchtest nicht den König Oberon,
Dem du die Bäume freventlich geschädigt,
Dem du mit Sand bestreut die grünen Matten. —

Wirth.
Die Unverschämtheit! Ihr seid wohl der Schauspieler, der neulich in Winterthur den Oberon gespielt hat; nun habt Ihr Eure Kleider versetzt und müßt in Eurem Costüme herumlaufen.

Oberon (zu Puck.)
Auf, flinker Diener, gib ihm seinen Lohn!
Verjag' das Menschenvolk aus meiner Aue!
(Puck setzt dem Wirth den Kopf von einem Raubvogel auf; während des Folgen, den zerrt der Wirth vergebens ihn herunter zu bringen.)

Puck (zum Engländer.)
Fort!

Engländer.
Wat will Ihr?

Puck.
Fort!

Engl.
Ah! groß Soseity!

Puck.
Fort!

Engl.
Warum soll ik nit sehn Verkturz? (ab.)

Puck (zum Staatsh.)
Fort!

Staatsh.
Keine Realinjurien!

Puck.
Fort!

Staatsh.

Ich kann ja nicht so laufen!

Puck.

Fort!

Staatsh. (ohne Acten fortgetrieben.)

O meine Acten! (ab.)

Puck (zur Engländerin.)

Fort!

Engländerin.

Thut man so spret mit ä Lady?

Puck.

Fort!

Engländerin.

O dick Männ wär gewest gleich fertig

Puck.

Fort!

Engländerin (die das Buch hatte fallen lassen.)

O my sketshbook! (ab)

(Puck schickt sich an auch die Bauern zu verjagen.)

(Sie gehen nicht)

Wirth.

O ich geschlagener Mann, wenn ich den Raubvogelschild gleich im Angesicht trage! Verzeihung, Euer Majestät, wenn Sie denn König Oberon sind! Ich will sie herzensgern mit ihrem Hofstaat umsonst bewirthen — (die Elfen verzehren ja nichts.) Ich will auch der redlichste Wirth werden, will nicht einmal mehr die Engländer prellen, sondern allein die Russen.

Schützenkönigin (mit Begleitung.)

Ach gnädigste Frau; ich bin auch eine Königin, bin Schützenkönigin. Legt eben ein gutes Wort beim Herr König ein für uns Bauersleute, daß wir heut an unsrem Fest hier bleiben dürfen. Ich soll auch euch alle dazu einladen, wenn wir so grob sein dürfen.

Titania.

O mein Gemahl, mich läßtet selbst zu weilen,
Harmloser Menschen Abendluft zu theilen.

Oberon.

Wohlan, es sei! ich liebe biedres Volk,
Das treu und ächt noch ehrt die alte Sitte.
Es steht das Leben fest auf altem Brauch;
Denn auf dem Brauche ruht Gesetz und Ordnung,
Mit schlichten Menschen freut sich Oberon —

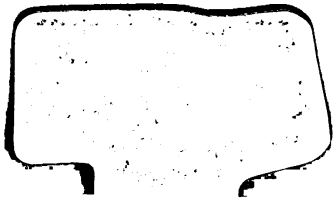
(zum Wirthe.)

Du aber magst des Hauptes neue Zier
Geduldig tragen, bis dein Herz sich wandelt;
Dann wird sie selbst abfallen dem Bekehrten.

(zu den Landleuten.)

Auf, Alpensöhne, folget unsrer Spur,
Mischt unverzagt mit Elfen eure Reigen!
So lange Berge stehn', wird nimmer weichen
Der Geister Huld von Kindern der Natur.

(Oberon mit den Elfen voran, dann die Landleute umgehen den Saal unter Musikbegleitung, und es schließt sich an die

Polonaise.)

32634753